

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz),
Oskar Moser (Klagenfurt – Graz)

geleitet von

Klaus Beitzl

Neue Serie
Band XXXVI

Gesamtserie
Band 85

WIEN 1982

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde in Wien. Verantwortlicher Schriftleiter: Dir. Dr. Klaus Beitzl; alle: A-1080 Wien, Laudongasse Nr. 15–19. Druck: Bohmann Druck und Verlag Gesellschaft m. b. H. & Co. KG., 1110 Wien, Leberstraße 122. – AU ISSN 0029-9669.

Abhandlungen und Mitteilungen

In memoriam Leopold Schmidt (1912–1981) I

Leopold Schmidt †, Klaus Beitzl	1
Leopold Kretzenbacher, Serbisch-orthodoxes Totengedenken zwischen Überlieferung und Neuprägung (mit 4 Abbildungen)	5
Richard Pittioni, Ein Scherenschnitt des Alois Grlinger aus Tirol (mit 2 Abbildungen)	19

In memoriam Leopold Schmidt (1912–1981) II

Leopold Schmidt †, Der hl. Franz von Assisi in Volksfrömmigkeit und religiöser Volkskunst	69
Richard Pittioni, Bäuerlicher Küchen- und Hausgerät-Abfall aus Jochberg, p. B. Kitzbühel, Tirol (mit 28 Abbildungen)	100
Verzeichnis der bei Leopold Schmidt erarbeiteten Wiener volkskundlichen Dissertationen von 1948 bis 1979. Zusammenestellt von Michael Martischinig	125

Gedenkschrift für Richard Beitzl (1900–1982)

Leopold Schmidt †, An Richard Beitzl (mit 1 Titelbild)	161
Richard Beitzl † und Klaus Beitzl, Lebenslauf von Richard Beitzl	166
Klaus Beitzl, Verzeichnis der Schriften von Richard Beitzl, Teil II	173
Gerda Grober-Glück, Kinderschreckgestalten des Waldes im Vogtland und Umkreis	191
Karl Haiding, Eine burgenländische Sage vom Herrn der Fische (mit 1 Abbildung)	201
Felix Karlinger, Beobachtungen zu Pompeo Sarnellis „Posilecheata“ oder zum neapolitanischen Märchen im ausgehenden 17. Jahrhundert	220
Leopold Kretzenbacher, Tiere an heiliger Stätte (mit 2 Abbildungen)	233
Oskar Moser, Der starke Hans und seine zwei Gefährten. Zu einer neuen Aufzeichnung des 3-Brüder-Märchens (ATH 301 AB) aus der Weststeiermark	253
Leander Petzoldt, Zur Interdependenz von Literatur und Volksdichtung	266
Herbert Schempf, Aberseer Flurnamen als Quellen für die Rechtliche Volkskunde	277
Leopold Schmidt †, Taufbecher als Gefäßgeschenk	288
Karl Teplý, Die zungenlosen Steinlöwen der alten Aspernbrücke in Wien	294

Leopold Kretzenbacher zum 70. Geburtstag

Oskar Moser, Leopold Kretzenbacher 70 Jahre	337
Elfriede Grabner, Sankt Expeditus, der „Heilige der elften Stunde“. Legende, Ikonographie und Kulturgeschichte um die Verehrung eines „sonderbaren Patrons in dringenden und verzweifelten Angelegenheiten“ (mit 7 Abbildungen)	344
Elisabeth Katschnig-Fasch, Der Fragebogen Erzherzog Johanns von 1810. Ein frühes „volkskundliches“ Wagnis	362

Hermann Langer, Der hl. Franz von Assisi auf einer mährischen und einer slowakischen Fayence (mit 3 Abbildungen)	384
Oskar Moser, Der Teufel mit dem Sündenregister. Zu einer barocken Kalendergeschichte aus Österreich (mit 1 Abbildung)	389
Walter Puchner, Das Judasgericht auf Zypern	402
Georg Wacha, Ein neues Wallfahrerzeichen von Sankt Wolfgang (mit 3 Abbildungen)	406

Chronik der Volkskunde

Sonderausstellung „Waschtag“ des Österreichischen Museums für Volkskunde (Margot Schindler)	24
Erforschung von Volksmusikinstrumenten. Bericht über die Tagung der Sektion 7: Historische Volks- und Völkerkunde beim 15. Österreichischen Historikertag 1981 in Salzburg (Franz J. Grieshofer)	26
Generalversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde 1981 in Salzburg (Peter Stürz)	28
Internationale Tagung der Keramikforschung. Bericht über das 14. Internationale Hafner-Symposium im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee im Burgenland vom 6. bis 11. September 1981 (Ingolf Bauer und Hermann Steininger)	29
Volkskultur und Identität. Bericht über die 8. Güssinger Begegnung, 20.–24. September 1981 (Barbara Mersich)	34
Volkskunde beschäftigt sich mit dem Thema „Tod“. Bericht von der Jahrestagung der Görres-Gesellschaft in Passau vom 3. bis 7. Oktober 1981 (Franz J. Grieshofer)	35
Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauches. Bericht vom 23. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Regensburg vom 6. bis 11. Oktober 1981 (Franz J. Grieshofer)	36
Volkskunde und ICOM. Bericht von der 12. Generalkonferenz und 13. Generalversammlung des ICOM in Mexico City vom 25. Oktober bis 4. November 1980 (Klaus Beitzl)	38
Sonderausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde:	
1. „Schmuck aus Haaren“ (Gudrun Hempel)	128
2. „Häuser im Lungau. Rudolf Haybach – Malerei und Grafik“ (Franz Grieshofer)	130
Textilabteilungen an Wiener Museen (Margot Schindler)	131
Industrie-Archäologie in Kärnten (Helmut Prasch)	134
Richard Beitzl ruht in Montafoner Erde (Edgar Schmidt)	136
Zum Ableben des Hinterglasmaldforschers Friedrich Knaipp (Franz C. Lipp)	137
Leopold Schmidt †, Ehrenmitglied der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft (Klaus Beitzl)	140
„Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung“ konstituiert (Peter Stürz)	306

Ehrendoktorat der Karl-Franzens-Universität Graz für Hanns Koren (Oskar Moser)	306
Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser – Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Klaus Beitzl)	307
In memoriam Robert Wildhaber (3. 8. 1902 bis 16. 7. 1982) (Leopold Kretzenbacher)	307
Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1981 (Klaus Beitzl, Franz Grieshofer, Franz Maresch, Emil Schneeweis) . .	414
Zum Tode von Ferdinand Elsener (Herbert Schempf)	426

Literatur der Volkskunde

Der Schlern. Register für die Jahrgänge 1920–1978. Zusammenestellt von Hans Griebmair (Leopold Schmidt †)	41
Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Hg. von Erhard Riemann. Band 21 (1978), 22 (1979), 23 (1980) (Leopold Schmidt †)	41
Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde. Hg. von Louis Carlen. Band 3 (1981) (Leopold Schmidt †)	43
Südmährisches Jahrbuch, 24.–30. Jahrgang (1975–1981) (Leopold Schmidt †)	43
Franz Hafner, Steiermarks Wald in Geschichte und Gegenwart (Leopold Schmidt †)	44
Johann Anton Friedrich Reil. Der Wanderer im Waldviertel. Hg. u. eingel. von Wolfgang Häusler (Leopold Schmidt †)	44
Ingeborg Weber-Kellermann und Regine Falkenberg, Was wir gespielt haben. Erinnerungen an die Kindheit (Leopold Schmidt †)	45
Margarete Baur-Heinhold, Alte Bauernstuben. Dönsen, Küchen und Kam- mern von den Alpen bis zur See (Leopold Schmidt †)	46
Georg Himmelheber, Kleine Möbel. Modell-, Andachts- und Kassetten- möbel vom 13. bis 20. Jahrhundert. Katalog (Leopold Schmidt †) . .	46
Waltraut Werner-Künzig, Schwarzwälder Trachten (Leopold Schmidt †) .	47
Péter Nagybakay, Zunftaufgebotstafeln aus Ungarn (Leopold Schmidt †) .	48
Reinhard Haller, Volkstümliche Schnitzerei. Profane Kleinplastiken aus Holz (Leopold Schmidt †)	48
Neuruppiner Bilderbogen. Katalog von Theodor Kohlmann. Mit einem Bei- trag von Peter-Lutz Kindermann. – Aktuelles vom Tage. Die Bilder- bogen als Bildzeitung für jedermann (Leopold Schmidt †)	49
Bella Napoli. Neapolitanisches Volksleben in kolorierten Lithographien von Gaetano Dura. Mit dem Aufsatz von Ferdinand Gregorovius (= Die bibliophilen Taschenbücher, Bd. 234) (Leopold Schmidt †)	50
Leopold Kretzenbacher, Schutz- und Bittgebärden der Gottesmutter (= Bayerische Akademie der Wissenschaft, Phil.-hist. Klasse, Sitzungs- berichte Jg. 1981, Heft 3) (Leopold Schmidt †)	50

Friederike Tschochner, Heiliger Sankt Florian. Unter Mitarbeit von Matthias Exner (Leopold Schmidt †)	52
Erwin Koller, Totentanz. Versuch einer Textbeschreibung. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, Bd. 10) (Leopold Schmidt †)	53
Karl Konrad Polheim, Das Admonter Passionsspiel, Bd. II und Bd. III (Leopold Schmidt †)	53
Oskar Pausch, Das Wildalpener Paradeisspiel mit einem Postludium Vom Jüngling und dem Teufel (= Maske und Kothurn, Beiheft 9) (Leopold Schmidt †)	54
Johann Reinhart Bünker, Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Hg. von Karl Haiding (Leopold Schmidt †)	55
Ulrich Benzel, Märchen und Sagen der Deutschen aus Böhmen und Mähren, Bd. II (Leopold Schmidt †)	56
Heinz Rölleke, Westfälische Sagen (Leopold Schmidt †)	57
Die Edda. Götterdichtung, Spruchweisheit und Heldengesänge der Germanen. Vollständige Ausgabe in der Übertragung von Felix Genzmer. Mit einer Einführung von Kurt Schier. – Das Ramayana des Valmiki. Indiens märchenhaftes Epos. Aus dem Englischen von Claudia Schmölbers. Mit einem Essay von Günter Metken. – Walter Heissig (Hg.), Die Geheime Geschichte der Mongolen (Leopold Schmidt †)	58
Internationale volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1977 und 1978. Bearbeitet von Rolf Wilh. Brednich (Klaus Beitzl)	59
Albrecht A. Gribl, Unsere Liebe Frau zu Dorfen. Kultformen und Wallfahrtsleben des 18. Jahrhunderts (Leopold Kretzenbacher)	60
Alfred Cammann – Alfred Karasek, Donauschwaben erzählen, Teil 4 (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 20). – Alfred Cammann – Alfred Karasek, Volkserzählung der Karpatendeutschen – Slowakei, Teil 1 (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 24) (Olaf Bockhorn)	62
Richard Viidalepp, Estnische Volksmärchen (Felix Karlinger)	64
Marina Cometta, Il Laurin e il mondo dei racconti popolari – Un'analisi stilistico-formale (Felix Karlinger)	65
Till Eulenspiegel. A cura di Luigi Tacconelli. – Luigi Tacconelli, Ulenspiegel – Problemi e aspetti di un Volksbuch (Felix Karlinger)	66
Da schau her. Beiträge aus dem Kulturleben des Bezirkes Liezen (Franz Grieshofer)	141
Ivan Senkiv, Die Hirtenkultur der Huzulen (Barbara Mersich)	142
Elfriede Hanak und Michael Martischinig, Salzburg. Traditionelles Handwerk, lebendige Volkskunst (Franz Maresch)	143
Forschungen in Stillfried. Hg. von Fritz Felgenhauer (Franz Grieshofer)	144
Jean Garneret, Pierre Bourgin, Bernard Guillaume, La maison du Montagnon (Oskar Moser)	145
Vernacular Architecture. Edited by C. R. J. Currie (Oskar Moser) . . .	148

Johannes Ressel, Kirchen und Kapellen, religiöse Gedenksäulen und Wegzeichen in Baden bei Wien (Klaus Gottschall)	149
Bernhard Losch, Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg (Emil Schneeweis)	150
Der Storchenturm. Geschichtsblätter für die Landkreise um Dingolfing, Landau und Vilsbiburg. Hg. von Fritz Markmiller (Richard Pittioni)	151
Werner Endres – Veit Loers, Spätmittelalterliche Keramik aus Regensburg (Richard Pittioni)	153
Ovidiu Bîrlea, Eseu despre dansul popular românesc (Felix Karlinger)	154
Alfred Cammann – Alfred Karasek, Volkserzählungen der Karpatendeutschen – Slowakei, Teil 2 (Olaf Bockhorn)	155
Claude Lecouteux, Mélusine et le Chevalier au Cygne (Felix Karlinger)	156
Aromunische Hirtenerzählungen aus dem Pindusgebirge. Gesammelt, hg. und übersetzt von Vassilis Noulas und Nicolas Zbinden (Felix Karlinger)	156
Armenische Märchen. Hg. von Isidor Levin in Verbindung mit Uku Masing (Felix Karlinger)	158
Österreichische volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1975 und 1976 sowie 1977 und 1978. Hg. von Klaus Beitzl (Oskar Moser)	311
Volkskundliches aus Italien. Katalog der gleichnamigen Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Schloßmuseum Gobelsburg von Gudrun Hempel (Leopold Kretzenbacher)	312
Schwäbische Familie. Beiträge zur Volkskunde der Banater Deutschen. Hg. von Hans Gehl (Barbara Mersich)	313
Hiltraud Ast, Die Schindelmacher im Land um den Schneeberg (Franz J. Grieshofer)	314
Attila Paládi-Kovács, A magyar parasztság rétgazdálkodása (Die Wiesenwirtschaft der ungarischen Bauern) (Olaf Bockhorn)	315
Helmut Sperber, Die Pflüge in Altbayern. Die Entwicklung der Pflugformen in Altbayern vom 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Oskar Moser)	316
Attila Paládi-Kovács (Hg.), Traditionelle Transportmethoden in Ostmitteleuropa (Oskar Moser)	319
Gorazd Makarovič, Slovenska ljudska umetnost (Die slowenische Volkskunst) (Oskar Moser)	320
Werner Endres, Straubinger Renaissance-Keramik einer Hafnerwerkstätte „Vorm nidern Tor“ (Richard Pittioni)	323
Ofenkachel und Model aus dem Kröninger Umfeld des 17. und 19. Jahrhunderts. Hg. von Fritz Markmiller (Richard Pittioni)	324
Melanie Kaarma, Aino Voolmaa, Eesti rahvarõivad (Estnische Volkstrachten. – Mari Sumera, Rahvarõivaste valmistamisjuhend. – Melanie Kaarma, Muustrilehed. (Barbara Mersich)	325
Boris Kuhar (Hg.), Noša narodov in narodnosti jugoslavije (National	

Costumes of the Nations and Nationalities of Jugoslavia) (Barbara Mersich)	327
Wilhelm Theopold, Votivmalerei und Medizin – Kulturgeschichte und Heilkunst im Spiegel der Votivmalerei (Oskar Moser)	328
Walter Scherf, Lexikon der Zaubermärchen (Felix Karlinger)	329
Teréz Marosi, Tulajdonnevek a magyar népmesékben (Eigennamen in den ungarischen Volksmärchen) (Béla Gunda)	331
Hans-Georg Beck, Byzantinisches Lesebuch (Leopold Kretzenbacher)	332
Claude Lecouteux. Les monstres dans la littérature allemande du moyen-âge (Felix Karlinger)	333
Cătălina Velculescu, Cărți populare și cultură românească (Felix Karlinger)	334
Gabriel Llompart, Religiosidad popular (Felix Karlinger)	335
Michael Martischnig, Vereine als Träger von Volkskultur (Elisabeth Katschnig-Fasch)	428
Erzherzog Johann von Österreich. Festschrift zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages (Günther Jontes)	429
Adelige Sachkultur des Spätmittelalters. Internationaler Kongreß Krems 1980 (Oskar Moser)	431
Kristian Sottriffer, Domus alpina. Bauformen und Hauslandschaften im Alpenbereich (Oskar Moser)	432
Viktor Herbert Pöttler, Volksarchitektur der Oststeiermark (Oskar Moser)	433
Jean-Pierre Anderegg, Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg (Oskar Moser)	435
Michele Gortani, L'arte popolare in Carnia – Il Museo Carnico delle Arti e Tradizioni popolari (Oskar Moser)	438
Edith Hörandner, Model. Geschnitzte Formen für Lebkuchen, Spekulatius und Springerle (Emil Schneeweis)	440
Ernst Fietz, Erzählende Steine. Kultsteine in Oberösterreich (Emil Schneeweis)	442
Niko Kuret, Jaslice na Slovenskem (Die Weihnachtskrippe bei den Slowenen) (Leopold Kretzenbacher)	444
Maria Hellstern – Erika Bachmann, Susi und Simba kommen zur Krippe. Kinderweihnacht mit kleinen Tieren (Leopold Kretzenbacher)	446
Richard Jeřábek, Plástika lidových tvurcu (Plastik der Volksschöpfer) (Oldřich Sirovátka)	447
Tache Papahagi Grai, Folklor Etnografie (Felix Karlinger)	448
Heinz Rölleke (Hg.), Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Text der 2. verm. und verb. Auflage (1819) (Felix Karlinger)	449
Jack Zipes, Rotkäppchens Lust und Leid – Biographie eines europäischen Märchens (Felix Karlinger)	450
Büchereinlauf der Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde	
Christus-, Marien-, Heiligenverehrung (1970–1982). Erstellt von Klaus Gottschall	452

Leopold Schmidt †

Der Verein für Volkskunde und das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien betrauern ihren Präsidenten und ehemaligen Direktor wirkl. Hofrat i. R. Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, der am Samstag, dem 12. Dezember 1981, nach schwerem Leiden, im 70. Lebensjahr in Wien gestorben ist und am 18. Dezember 1981 unter großer Anteilnahme hochgestellter Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Verwaltung auf dem Wiener Südwest-Friedhof zu Grabe getragen wurde.

Leopold Schmidt, in Wien am 15. März 1912 geboren, hat nach seiner Promotion zum Dr. phil. an der Universität Wien, am 9. März 1935, seine wissenschaftliche Laufbahn in Wien mit der Bearbeitung der Sammlung für deutsche religiöse Volkskunde von Rudolf K r i s s begonnen. Von da an hat ihn die Volkskunde nicht mehr losgelassen; er ist zu einem ihrer bedeutendsten Vertreter geworden; sein Name ist über den deutschsprachigen Raum und über Europa hinaus weit- hin bekannt. Nach Militär- und Kriegsdienst und Kriegsgefangenschaft vom 31. Jänner 1939 bis zum 31. August 1945 trat er im neu- erstandenen Österreich am 1. Februar 1946 den wissenschaftlichen Dienst am Österreichischen Museum für Volkskunde an, welchem er ab 1. Jänner 1952 als Leiter und vom 1. Juli 1960 bis zu seiner Pen- sionierung am 31. Dezember 1977 als Direktor seine ganze Arbeits- kraft lieh und sein wissenschaftliches Gepräge gab. Vom 1. Jänner 1954 bis 31. März 1955 war er Kommissarischer Leiter des Mu- seums für Völkerkunde in Wien im Nebenamt. Seine Ernennung zum wirkl. Hofrat erfolgte am 1. Juli 1971. Die Tätigkeit als Universitäts- lehrer, aus welcher eine ganze Reihe im Fach tätiger Volkskundler hervorgegangen ist, begann er als Privatdozent mit seiner Habilita- tion am 7. Juni 1946; die Ernennung zum titl. a. o. Universitätspro- fessor erfolgte am 17. September 1959.

Als Generalsekretär des Vereins für Volkskunde in Wien ab der „ersten Stunde“ im Jahre 1945 und seit 1958 als dessen Präsident hat

Leopold Schmidt die dritte Serie der alten Volkskundezeitschrift als „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“ wieder ins Leben gerufen und bis zu seinem Tod fünfunddreißig Jahre lang geleitet. Als Hauptausschußmitglied des Österreichischen Volksliedwerkes seit 1952 war er bis 1976 Mitherausgeber von 25 Bänden des „Jahrbuches des Österreichischen Volksliedwerkes“. 1962 wurde er zum Vizepräsidenten des Österreichischen Nationalkomitees des International Council of Museums (ICOM) gewählt.

Leopold Schmidt, einer der letzten Universalisten und großen Einzelforscher des Faches Volkskunde, hat sich ein Leben lang besonders von den Themen Volksschauspiel, Volkslied, Erzählforschung, Volksbrauch, überlieferte Sachkultur und Volkskunst angezogen gefühlt. Eine überaus große Zahl von Büchern, Abhandlungen und Aufsätzen legen von seinem unglaublichen Gelehrtenfleiß und einem stupenden Wissen für immer Zeugnis ab. Seine gedruckte Bibliographie umfaßt einschließlich der bis zuletzt regen und sehr beachteten Rezensions-tätigkeit mehr als viertausend Einzelnummern. Alles das zusammen hat dem Wissenschaftler und Museumsmann am 18. Mai 1967 die Wahl zum korrespondierenden und am 26. Mai 1970 zum wirklichen Mitglied der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften eingebracht. Diese höchste wissenschaftliche Anerkennung hat der Verstorbene in der ihm stets eigenen Bescheidenheit selbst gewertet als einen „Beweis dafür, daß ich auf allen Wegen das scheinbare Stückwerk meines Faches Volkskunde als ein Ganzes zu erkennen und zu erweisen gesucht habe.“ Viele öffentliche und wissenschaftliche Auszeichnungen sind dem Verstorbenen gewährt worden: 1937 der Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preis für Deutsche Volkskunde für seine Arbeit „Versuch einer Wiener Großstadtvolkskunde“, 1957 die Ehrenmitgliedschaft der Griechischen Gesellschaft für Volkskunde in Athen, 1962 das Große Ehrenzeichen des Landes Burgenland, 1965 der Kulturpreis des Bundeslandes Niederösterreich (Würdigungspreis für Wissenschaft), 1968 Ausländisches Mitglied der Finnischen Altertumsgesellschaft, 1972 Arbeitendes ausländisches Mitglied der Schwedischen Königlichen Gustav-Adolf-Akademie für Volksforschung in Uppsala, 1977 der Brüder-Grimm-Preis der Philipps-Universität Marburg an der Lahn und Korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1978 Österreichisches Ehrenkreuz I. Klasse für Wissenschaft und Kunst und der Wilhelm-Hartel-Preis der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Noch in den Spätjahren glückte Leopold Schmidt 1973 die Gründung des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, weshalb der Name des über sein Vaterland weit hinaus hochgeachteten Gelehrten nicht allein mit der wissenschaftlichen Erneuerung der Volkskunde als historische, sondern auch als gegenwartsbezogene Geisteswissenschaft verbunden bleiben wird.

Der Verein für Volkskunde konnte seinem verstorbenen Präsidenten anlässlich der Vollendung seines 60. Geburtstages im Jahre 1972 die Festschrift „Volkskunde – Fakten und Analysen“ als Band 2 der Sonderschriften des Vereins für Volkskunde mit einer Würdigung des Jubilars durch Hanns K o r e n widmen. In demselben Jahr war Leopold Schmidt auch Band 21 des von ihm mitbegründeten „Jahrbuches des Österreichischen Volksliedwerkes“ mit einer Laudatio „Leopold Schmidt und die Volksliedforschung“ von Walter G r a f zgedacht gewesen. Fünf Jahre später, bei Beendigung des aktiven Dienstes als Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde, haben seine Mitarbeiter und Schüler den Zeitpunkt für gekommen erachtet, eine „Leopold-Schmidt-Bibliographie“ zu erstellen; das freundschaftliche Geleitwort schrieb dazu Leopold K r e t z e n b a c h e r. Dieses „Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen 1930–1977“ erschien 1977 als Band 3 der Neuen Serie der „Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ und zugleich als Supplementband 1 der „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“.

Wir verspüren heute Genugtuung, daß diese Veröffentlichungen, in welchen das volkskundliche Lebenswerk von Leopold Schmidt ordnend erfaßt und von der Warte seiner Freunde und Fachkollegen aus gewürdigt und gefeiert werden konnte, zu Lebzeiten des Gelehrten erschienen sind und ihm auf diese Weise gebührende Anerkennung gezollt worden ist. Denn die äußeren Umstände sind gegenwärtig nicht dazu angetan, hier und heute ein gleiches Zeichen des Gedenkens zu setzen. So mag es angemessen sein, über die Erstellung des zweiten Teiles der „Leopold-Schmidt-Bibliographie“ für die Jahre 1977–1982 hinaus, die Michael M a r t i s c h n i g besorgt und welche wiederum getrennt in der dafür vorgesehenen Buchreihe erscheinen wird, dieses und das folgende Heft der von Leopold Schmidt wiederbegründeten und 35 Jahre hindurch geleiteten „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ seinem Andenken zu widmen. Der Verstorbene war diesem Fachorgan der gesamtösterreichischen Volkskunde bis in die letzten Tage seines Lebens in ganz besonderer Weise

verhaftet. Trotz der schweren Krankheit galt seine Sorge noch dem Erscheinen des von ihm redigierten vierten Heftes des vorangegangenen Jahrganges unserer Zeitschrift. Es konnte ihm noch als eine letzte Botschaft aus dem Museum in das Krankenhaus überbracht werden. Der unermüdliche Arbeiter Leopold Schmidt hatte überdies für die beiden folgenden Hefte des diesjährigen Zeitschriftenjahrganges vorgesorgt. Aus den Manuskripten wurden für dieses erste Heft zwei Aufsätze von Leopold Kretzenbacher und Richard Pittioni, zwei treuen Weggefährten des Verstorbenen, ausgewählt. Leopold Schmidt selbst hat zahlreiche Buchbesprechungen bereitliegen gehabt, die hier insgesamt zur Veröffentlichung gelangen. Die Rezensionen des langjährigen Herausgebers unserer Zeitschrift wurden stets mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt und haben der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ ihr eigenes Gepräge verliehen. Hier erhebt sich die Stimme von Leopold Schmidt zum letzten Mal, gleichsam über das Grab hinaus. Der nachdenkliche Leser wird in diesen Besprechungen Sätze finden, die wie ein Vermächtnis des großen Gelehrten und Fachpublizisten sind, dessen Leben ganz der Volkskunde als Wissenschaft gehört hat.

Klaus Beitzl

Serbisch-orthodoxes Totengedenken zwischen Überlieferung und Neuprägung

Von Leopold Kretzenbacher

(Mit 4 Abbildungen)

Ohne daß wir – wie bei den meisten Völkern außereuropäischer Kulturen, in Asien wie in Afrika – etwa von „Ahnenkult“ sprechen könnten, gehört gleichwohl das Gedenken an die Verstorbenen, zumal an jene der eigenen Sippe, der Familie, zu den Grundhaltungen geistigen Lebens bei wohl ausnahmslos allen abendländischen Völkern. Dies verstärkt vor allem bei jenen, die fast bis in die Mitte unseres Jahrhunderts herein von einer stark patriarchal-gentilen Lebensform geprägt erscheinen. Diese äußert sich vielfältig und eben nicht nur in der zumeist dafür vordergründig herangezogenen Helden-Idealisierung mit der entsprechenden Epik und mit über fast Gesamteuropa gehenden Sag-Überlieferungen als wesentlicher Ausdrucksform ihres „Geschichtsdenkens“ als Mentalität. Serben, Montenegriner (Crnogorci) und Slawo-Makedonen orthodoxen Bekenntnisses (*pravoslavci*) sowie die mit und neben ihnen wohnenden Albaner, zu einem geringeren Teile ebenfalls christlicher, jedoch zwischen Orthodoxie und Katholizismus geteilt, in der Mehrzahl jedoch so wie die Bewohner Bosniens und der Hercegovina mohammedanischer Religionszugehörigkeit geben ein kennzeichnendes Beispiel sowohl für die immer noch, d. h. auch im sozialistischen Jugoslawien hochstilisierte „heroische Lebensform“⁽¹⁾ als auch für die Eigenart ihres Totengedenkens. Das Letztgenannte ist auch heute noch für breite – und nicht nur für „ländliche“ – Bevölkerungskreise dieser Landschaften kennzeichnend. Es ist für ihr Verhalten im Rahmen der Sitte „verbindlich“.⁽²⁾ Dem im Suchen nach einer Vergleichenden Volkskunde für die erstrebte *Ethnologia europaea* heute im Südosten

Feldforschung Treibenden stellt sich solches Verhalten bei seinen Wanderungen vielfältig dar.

Sicher berührt es den aus katholischen oder aus protestantischen Landschaften Mittel-, West- oder Nordeuropas Kommenden zunächst geradezu peinlich, wie verwahrlost, wie ungepflegt die Friedhöfe in diesen Landschaften der Orthodoxen wie der Muslimanen von Bosnien bis Nord-Griechenland zumeist aussehen. Nur die frischen Gräber zeigen überreichen Blumenschmuck mit Kränzen, ein Kreuz darauf oder ein Sowjetstern. Fast immer sind diese Blumen-Arrangements noch eingepackt in durchsichtige, „wetterfeste“ Zellophan-Folien. Sie sind über die Gräber geworfen oder an Gestängen auf den Längsseiten aufgehängt. Bis zum Einsinken des Grabhügels bleiben sie dort, verwelkend, verwitternd. Die von mir noch vor wenigen Jahren in Serbien, in Bosnien, vereinzelt bei den Orthodoxen in Syrmien (Srem) in Fülle beobachteten hölzernen Grabkreuze, Grabpfähle (*beleg, bilig, stećak*) sind durchwegs verschwunden, dem modischen Steinmal gewichen. Kaum je auch ein Kerzenlicht³⁾ als sichtbares Zeichen für die *lux aeterna*.⁴⁾ Bei den männlichen Muslimanen erinnert der einfache, zuerst weiß gekalkte, bald nur noch grau belassene, zumeist inschriftlose Stein an den Toten; selten (bei Priestern und Lehrern des Koran) oder bei besonderen Würdenträgern die Steineinfassung mit Säule und Turban-, „Kopf“ darauf. Bei den Orthodoxen die ersten Monate nach der Beisetzung in einigen Gegenden Serbiens die „Grabfahnen“ (*uspomene*)⁵⁾, weiße oder farbige Stoffstreifen, gestickte Tücher (*maramice*) oder solche mit Namen und Lebensbericht über den hier Begrabenen, bis der Regen sie ausbleicht, Wind und Wetter sie zerfetzen. Abnehmen „darf“ man sie nicht, so wenig wie dieses und jenes ans Grabkreuz gehängte Kleidungsstück des Toten.⁶⁾

Das Bild ist also für den aus dem „Westen“ Kommenden fast immer bedrückend, ohne daß man es mit den von mir so oft beobachteten Mönchsgräbern mancher Klöster, besonders auch mit jenen der meisten Athos-Monasterien aller Nationalitäten vergleichen könnte. Für sie ist eben der Leib erklärtermaßen und gelegentlich (Dionysiou/Athos) aus einem Wort des Johannes von Damaskus (um 690 – vor 754) inschriftbetont das Unwesentliche. Das bleibt es auch im Tode bis hin zur Ausgrabung auf dem schmalen Friedhofe und zur Wiederbeisetzung in Schädel- und Bein-kammern oder auf Brettstellagen neben dem Monasterion, dem Mönchsdorf (Skiti), der Kleinsiedlung (Kellion) oder dem abgesonderten Eremos.

Aber dieser äußere Eindruck täuscht. Die Toten sind auch im heute tiefgreifenden Wandel der Geistigkeit nach jahrzehntelanger Einflußnahme des sozialistischen Gesellschaftsdenkens und der durch staatliche Gesetzgebung eher auf andere Lebensäußerungen verlagerten Religiosität durchaus nicht vergessen. Im Gegenteil: es ist erstaunlich, in welcher Fülle allüberall in den Dörfern wie in den Städten an den Mauern, häufiger noch an den Telegraphenstangen jene Partezettel, sehr häufig mit dem Lichtbild zum Namen und zu den Lebensdaten des Verstorbenen, angebracht sind. Breit schwarz umrandet sind sie für die Christen, grün eingefäßt und vereinzelt mit einem Koranspruch in arabischen Schriftzeichen für die Muslimanen. Nur gelegentlich waren im Spätsommer 1981 in der Gegend von Čačak/Serbien auch dunkelblau umrandete, den Mohammedanern zugehörige Partezettel dieser Art angeschlagen zu sehen. Sie laden zumeist zur Vierzigtag-Erinnerung an den Toten (*četredesetodnevni spomen*), etwas seltener zur Sechsmonatsfrist nach dem Begräbnis (*šestmesečni spomen*) oder auch zur Dreijahresfeier (*trigodišnji spomen*) auf den Friedhof.⁷⁾

Am häufigsten jedenfalls finden sich jene Partezettel angeschlagen, die Sippenangehörige und Freunde des Toten zur Vierzigtagfrist an sein noch frisches Grab laden. Jenes Totengedenken im zeitlich durch bestimmte, landschaftlich variierende Fristen gekennzeichnenden Abstände vom Todes- oder (früher zumeist damit zusammenfallenden) Begräbnistage⁸⁾ war einstmals vorherrschend auch für die Versammlung der sozusagen „professionellen“ Klagefrauen (*narikača, zapevalja, pokajnica, tužkinja, tužbalica*, lat. *praefica*) am Grabe des Toten. Dies zumal bei den orthodoxen Christen am Karfreitag (*Veliki Petak*), also auch außerhalb der individuell je nach Sterbetag zu berechnenden Gedenkfristen, mit der zugehörigen, rhythmisch gesungenen, monologischen, dialogähnlichen oder auch chorischen „Klage“ (*tužanje, naricanje*). Das aber ist heute stark im Schwinden, gehört für die meisten Landschaften des orthodoxen Jugoslawien eher schon der Vergangenheit an. Aber es wurde vor wenigen Jahren noch in Agram/Zagreb bei einer Volkstanz-Show (*Smotra folklor*) mit eingeleger Brauchtums-Revue allen Ernstes sogar als Brauchtumstypisch auf einer Bühne(!) vorgeführt, von den Zuschauern peinigenderweise belacht. Für solchen Gräberbesuch gilt jedoch weiterhin der erste Montag in der Fastenzeit (*pobusani ponedeljak, pobuženi ponedjeljnijk*)⁹⁾ als ein der Sitte entsprechend ver-

bindlicher Tag. Anderswo (Syrmien, Banat) ist es das *družalo*, *ružičalo*, der zweite Montag nach Ostern, der dem Friedhofsbesuch, dem Gebet, dem Sippenmahle dort, auch dem Tanz der Jugend mit „Verbrüderung“ (*pobratimstvo*) dort vorbehalten ist.¹⁰⁾

Erheblich seltener geworden unter dem Einfluß obrigkeitlicher, von staatlichen wie auch von den kirchlichen Behörden kommender Hygiene-Gesetze, allgemein zu beobachtenden Mentalitätswandels und gewiß auch langsam schwindenden Bewußtseins für einen Sippenzusammenhalt ist die ehemals dominante, von mir aber auch auf Wanderungen zwischen den mittleren dreißiger wie den siebziger Jahren mehrfach beobachtete (Jajce, Travnik, Banja Luka, Višegrad usw.) Sitte des Sippenmahles zum Totengedenken zu Hause wie vor allem am oder über dem Grabe, die auch in Sag-Überlieferung wie in den Redensarten berühmt-berüchtigte *daća*.¹¹⁾ Matija Murko hatte sie 1910 in seiner großen und vor allem philologisch reichhaltig aufschließenden Studie „Das Grab als Tisch“¹²⁾ beschrieben, analysiert. Die Industrialisierung auch breiter Landstriche, die damit verbundene „Auflösung“ des einst rein bäuerlichen Dorfes, die Mobilität seiner oft weit auspendelnden Arbeiter, mithin das starke Ansteigen der sich auch in ganz Südosteuropa zahlenmäßig mehrenden nur noch „Nebenerwerbsbauern“ mit den damit verbundenen Terminzwängen mag ein übriges zur Einschränkung solcher Sippenfeiern am Grabe eines ihrer Angehörigen getan haben. Die gleichen Verhältnisse erschweren ja auch die einst in weitaus größerem Umfange und Verbindlichkeitsgrade gefeierten Sippenmähler am Namenstage des Sippen-, Familien-, Hauspatrons, des Namensheiligen, also nicht eines Individuums, sondern eben einer Sippe in der *slava*.¹³⁾

Die Tendenzen und die Erfordernisse einer neuen Zeit, neuer Sozialverfassung, neuen Zeiteinteilens und Standortwählens in der Arbeitswelt brachten jedoch notwendigerweise auch ganz andere Formen des gleichwohl als unverzichtbar empfundenen Totengedenkens mit sich. Dies zumal für die nicht in ihrer Heimat Verstorbenen.

Sicherlich ist heute – sehen wir von den Blutopfern der noch nicht so weit zurückliegenden Kriege ab – die größte Gruppe der nicht in ihrem Wohnhause, in ihrer Familie aus dem Leben Geschiedenen jene der Verkehrstoten. Schon wenige Jahre nach dem zweiten Weltkriege hatte man im damals hinsichtlich religiöser Manifestationen bei weitem noch nicht so wie heute liberalisierten Jugoslawien begonnen,

an der Unglücksstelle dem oder den Toten ein Mahn- und Gedenkmal zu errichten. Anfangs hatte man das besonders gerne aus den Wrackteilen des Unglückswagens aufgebaut, bald auch schon in Kreuzform am Wegrande. Ich habe solch ein Mahnzeichen für den rollenden Verkehr, das auf seinem Metall- und Steinsockel tatsächlich auch als „künstlerisches Gebilde“ stehen geblieben ist, schon auf einer Makedonien-Wanderung 1955 aufgenommen. Mit der raschen Eigenmotorisierung dieser Länder und dem gigantischen Zustrom der Touristen bzw. des Transportverkehrs aller Balkanländer durch Jugoslawien mehrten und mehren sich weiterhin die Unglücksfälle mit Todesfolgen. So mehren sich denn auch solche Mahn- und Gedenkmale an den Straßen. Sie wurden zeitweise strenge „verboten, um nicht die Fremden (als Devisenbringer!) abzuschrecken“. Dennoch ist man ja heute in Serbien, Makedonien, Montenegro und im Gebirgsland Bosnien-Herzegowina bestrebt, besonders gefährliche Stellen der vielbefahrenen Straßen mit einer gelben Hinweistafel und einem schwarzen Punkt darauf zu kennzeichnen, eigens noch *crna tačka* – „Schwarzer Punkt“ beizufügen. Doch die mit Blumen, Kränzen, Marmortafeln, plastiksäckeüberhüllten, riesigen (Kunst-)Blumen-Arrangements blieben trotz der wiederholt erlassenen Verbote.¹⁴) In manchem also anders als etwa in Österreich, wo es zwar auch viele „Marterln“ und Gedenksteine für Verkehrstote an den Straßenrändern gibt, wo man aber die Sitte, zu Allerseelen weiße, schmuck- und schriftlose Holzkreuze an den Unglücksstellen an den Straßenrand zu stecken, als offenkundig unerwünscht (oder heute schon zu dicht geworden) wieder aufgegeben hat.

Anders im zentralen Jugoslawien von heute. Die Zahl der Mahn- und Erinnerungszeichen solchen Totengedenkens an den Straßen wächst immer noch an. Dabei mischen sich gelegentlich Neuformen (Metallgestänge, darauf eine Marmortafel mit Inschrift und Bild des oder der Verunglückten) mit Altformen des Totengedenkens, wie es sonst nur auf dem Friedhof üblich war und blieb. So z. B. erweist sich an der sehr schlechten Straße aus dem Ibartale bei Raška hinauf zum ehemaligen Manastir Gradac, einer Stiftung der Helene von Anjou im späten 13. Jahrhundert, die eben vorhin beschriebene Form als erneuert gegenüber einer am Orte verbliebenen neuen: eine serbisch-kyrillisch geschriebene Holztafel erzählt trotz der unmittelbar nebenan nunmehr wiederholten Beschreibung auf der nunmehr schwarzen Marmortafel weiterhin das Unglück eines Vaters und seines Sohnes von 1974, die hier einsam hatten sterben müssen, weil ein „verbre-

cherischer Fahrer“, der die beiden gerammt und tödlich verwundet hatte, auch noch Fahrerflucht begangen hatte. Zusätzlich daneben auf den Baum gehängt das heute (Spätsommer 1981) verschleißende Grabtuch vom *uspomene*-Typ, die gleiche Anklage aufgemalt und z. T. eingestickt. Hier konnten die beiden taleinwärts auf dem heimatischen Friedhofe beigesetzt werden. Ob – wie sonst öfter – gegen den unbekannt gebliebenen Verbrecher, den Fahrerflüchtigen, eine „Verfluchung“ (*proklinjanje*)¹⁵ durch den Popen und die Dorfgemeinschaft erfolgt ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Es wäre immerhin möglich.¹⁶)

Anderswo setzt man die archaisch anmutende, von starkem Magie-Denken getragene Sitte fort, für den in der Fremde Verstorbenen, dort auch Begrabenen, ein „leeres Grab“ (*prazan grab*)¹⁷ zu errichten. Auf einer Bosnien-Exkursion mit meinen Münchner Studenten 1972 war ich mit ihnen abseits der Straße Jajce–Travnik auf Karrenwegen bis zu dem damals noch nicht auf einer Straße erreichbaren Dorfe Staro selo aufgestiegen. Wir suchten damals im Anschluß an eine Vorlesung „Bogumilen-Steine“ (*stećci*) und haben sie dann nach mühsamen Abfragungen unter dem dort allein geläufigen Namen *grčko groblje* = „Griechischer Friedhof“ auch gefunden. Unterwegs meißelte ein von einer offenkundig als einschlägig bekannten Firma zu Sarajewo hieher entsandter Steinmetz auf einer Wiese an einem Marmorgrabmal die Inschrift und den Rahmen für ein erst vorgesehenes Photo eines in der Ferne („in Wien oder wo“) verunglückten Gstarbeiters ein. (Abb. 1) Dieser Steinmetz und die immer zahlreicher herankommenden Einheimischen, die rund um den Arbeitsplatz auf der Wiese Stehenden ließen für meine Studenten und für mich als ihren Dolmetsch eine rasch herbeigeholte Schnapsflasche kreisen und wußten dabei die tragische Lebensgeschichte des aus Not zur Arbeit in die Fremde Abgewanderten zu erzählen: das Unglück auf einer Baustelle in Österreich, das „Sterben ohne Licht“ und das Begrabensein in der Fremde; die Trauer von Eltern und Geschwistern, nun das Setzen des Grabsteines hier, d. h. auf seinem heimatischen, „privatem“ Grunde. Mithin außerhalb des Friedhofes für die Orthodoxen, neben dem einer auch für Katholiken und ein weiterer für die im ganz nahe gelegenen Dorfteile wohnenden Muslimen bestand. Der „griechische“ mit den überwachsenen Inschriftsteinen ist hier nicht mitgezählt. Man scheute sich nicht zu sagen, daß die Familie ihr Totengedenken an den dazu bestimmten Tagen mit Lichterbrennen, Blumenschmuck und Speisenreicherung eben hier voll-

ziehen möchte, zumal es für sie in der Fremde, d. h. am Begräbnisort „in Wien“ ja doch nicht möglich sei. Über weiteres schwiegen sich die Dorfleute freilich aus. Es wäre inmitten der vielen Einheimischen und der Fremden, eben meiner Studenten, eine unzumutbare Indiskretion gewesen, aus ihrer Intimsphäre zu erkunden, was sie unter dem (ja noch gar nicht fertigen, noch nicht gesetzten und geweihten) Steine begraben würden. Aber aus dem im Gespräche mit den Einheimischen (Sagenüberlieferungen über die „Griechen“, die 200 m weiter drüben unter den Bogumilensteinen liegen sollen, soweit sie nicht nach „neun Wintern Kälte und Schnee und neun Sommern Mißernte und Hunger“ unter Zurücklassung von Mond und Sonne als Zeichen auf den mächtigen Steinen usw.) erkennbaren stark archaischen Gepräge wäre es möglich, daß man in das „leere Grab“ Kleidungsstücke oder sonstige Gebrauchsgegenstände des Toten bestatten wollte. Für diesen Brauch gibt es ja im östlichen Serbien wie auch in Bosnien viele Belege bis in unsere Gegenwart herein. Er spielte zumal auch im zweiten Weltkriege eine sicherlich nicht sehr leicht zu erhebende Rolle. In Bosnien/Hercegovina wie in Montenegro waren ehemals auch Waffen des in der Ferne Begrabenen eine beliebte Attribut-Beigabe zur Grabausstattung in der Heimat.¹⁸⁾

Vereinzelt hatte dieses „leere Grab“, an dem gleichwohl die Riten des Totengedenkens wie für einen wirklich hier Begrabenen erfüllt wurden und werden (Vierzigtagefrist; Halbjahres-Gedenken; Allerseelen usw.) auch eine aus der Not der Zeit geborene Täuschungsfunktion. M. R. Barjaktarović wurden Beispiele bekannt, daß Familien, von denen ein Sohn frühzeitig zu den Partisanen gegangen war, ihn solcherart „begruben“, indem sie verlauten ließen, er sei in der Fremde zu Tode gekommen und würde nun hier in der Heimat beweint. (Abb. 2) Auch gibt es Beispiele, daß wirklich Totgeglaubte nach dem Kriege heimkehrten und daß dann ihre wohl noch nicht ganz verwesten Kleider (*dreje* = „Anzug“) tatsächlich aus dem „leeren Grab“ geholt wurden. So bleibt es denn auch bezeichnend, daß bei einer Verlegung eines Friedhofes in Serbien nur die Grabsteine als Zielpunkte für die Versammlungen zur rituellen Totenfeier umgesetzt, die Leichen selber aber nicht exhumiert und übertragen wurden.¹⁹⁾

Für manche vor allem kirchlich-religiös anscheinend besonders tief veranlagte Serben ließen sich von mir auf Studienwanderungen 1975, 1977, zuletzt im Spätsommer 1981 weitere Formen des nach Auskunft unmittelbar befragter Gewährsleute, zumeist Popen, altbe-

kannten, aber in neuester Zeit erst wieder häufiger gewordenen Gedankens an die in der Ferne zu Tode Gekommenen, dort auch Begrabenen feststellen. Denen gilt bei der erschreckend ansteigenden Fülle solch tragischen Geschickes kirchliche *memoria* wie laienfrommes Handeln und Beten. Beides ausdrücklich *za dušu*, für das Seelenheil des in der Fremde Beigesetzten, am Kirchenfeste im heimatlichen Gotteshause oder – in jüngster Zeit – besonders gerne am Konkurstage eines in der Nähe gelegenen, von weither und für gewöhnlich auch stark eben wegen des *sabor* besuchten Klosters, eines *manastir* der *pravoslavci*, der orthodoxen Serben.

So hatte ich es innerhalb der bekanntlich ohnehin sehr lange dauernden Liturgie zu solch einem Festtage (es war der Konkurstag zum Feste des „Großmartyrers“ St. Agathonikos – *velikomučenik Sveti Agatonik*, von dem die „offizielle“ Überlieferung kaum was berichtet²⁰) zu Kalenić²¹) beobachtet, wie eine tief in Schwarz gekleidete, sichtlich bäuerliche Frau mittleren Alters während des Liturgiegesanges in der freskengeschmückten Klosterkirche vor deren Portal mit dem Mosaik der Gottesmutter – *Bogorodica* ein kleines Tischchen aufstellte. Sie stellte Flaschen vielerlei Getränke darauf: Schnaps, Limonaden, andere Fruchtsäfte, Rotwein. Dazu mehrere Teller mit Zuckerwerk: gewöhnlichen Würfelzucker neben Bonbons und Keks, aber auch feinerer Mehlspeise. Des weiteren Schälchen voll eingemachter Früchte im Sinne jener bei den Griechen *γλυκό* und bei den orthodoxen Slawen *sladko* = eben „das Süße“ genannten Gaben, die der Gast erhält, mit einem kleinen Löffel sich bedient und den dann ins Glas Wasser daneben stellt.

Es war für mich zu Kalenić 1977 zu Anfang September, nachdem ich kurz zuvor Ähnliches auch in Mittel-Griechenland und Jahre zuvor in Rumänien (Moldau-Provinz) wie in Bulgarien beobachtet hatte, doch sehr ergreifend, wie diese Frau fast jeden, der aus der langen Liturgie kam, der dann ja auch Kindersegnen, Taufe, Einsegnen einer „Wahlverbrüderung“, Brotweihe angeschlossen worden war, mit leiser, beinahe flehender Gebärde einlud, sich von ihrem Tische zu bedienen *za dušu*, „für die Seele“ ihres als Fremdarbeiter in der BRD tödlich verunglückten, in weiter, für sie kaum erreichbarer Ferne begrabenen Mannes. Und alle von ihr mit einem bittenden Worte oder auch wie bei mir, den sie zunächst als „Fremden“ erkannte, stumm Eingeladenen bedienten sich sehr zart und sparsam. Sie sprechen der Witwe, die ihr Leid als kinderlos Zurückgebliebene erzählt, ihr Mitgefühl aus. Manche mit der schlichten, auch am

offenen Grabe üblichen Gebetsformel: *Bog da prosti!* = Gott möge (dem Toten seine Sünden) verzeihen!“ Hier ersetzte eben das gedeckte Tischchen vor dem Kirchenportal als dem einzigen Eingang zur Liturgie und den anderen Brauchtumsriten am Konkurstage (*sabor*) das in der Heimat nicht vorhandene „Grab als Tisch“.

Ähnlich bei einem *sabor* wiederum zu Kalenić am 6. September 1981. Weibliche Hinterbliebene mehrerer in der Fremde Verstorbener, als Gasterbeiter tödlich Verunglückter, dort auch Begrabener, Mütter, Frauen, Schwestern oder Töchter hatten schon während der Hauptliturgie ein ihr stark verbundenes Totenritual innerhalb der Kirche erfüllt. Auf kleinen Tellern hatten sie Süßspeise, Kuchen aus Graupen, Reis, Honig, Rosinen und anderen, in Milch gekochten Körnerfrüchten, wie wir sie vielfach als Kultspeisen im Typus der Panspermie, bei den Neugriechen etwa als κόλλυβον, im Totengedenken als Προσφορά kennen, zusammen mit brennenden braunen Wachskerzchen hereingetragen. Es sind dies die *proskurice* (aus dem griech. Προσφορά), wie sie ansonsten an den eigentlichen Totenfesten im Kirchenjahr gegeben werden. Aber sie hatten auch Brotstücke, Zuckerwerk und Getränkeflaschen in die Kirche getragen und auf einem dort schon vorbereiteten Tisch an der linken Seite der Bilderwand (*ikonostas*) vor der linken, in den Raum der Proskomidie, der „Vorbereitung der heiligen Gaben“ führenden Tür abgestellt. Dort war bereits eine einfache, verglaste Papier-Farbdruk-Ikone der „Madonna der Schmerzen“ (Παναγία τῶν πᾶθῶν) an die Wand gelehnt. Wir kennen sie als das Werk des Kreter Malers Andreas Rizos (A. Rizzo) von 1495 mit der einfach unüberschaubaren Fülle von Kopien aller Techniken, zunächst nach dem „Urbild“ in San Alfonso zu Rom und darnach als *Mater de perpetuo succursu* im gesamten lateinisch-katholischen Westen.²²⁾ Gleichwohl ist sie auch dort in ihrem der *maniera greca* zugehörigen Stil der Kreta-Schule unverändert übernommen wie sonst eigentlich nur das 1453 aus Konstantinopel „geflüchtete“ Ikonenbild der Ὁδηγητρία, der *Hodigitria*-„Weggeleiterin“.

Vor diese Ikone und den Gabentisch tritt der zelebrierende Pope an einem ganz bestimmten Punkt der Meß-Liturgie, der wie bei den Katholiken zwischen Wandlung und Kommunion gelegen der *Totenmemoria* gewidmet ist. Im Zuge der bei den Orthodoxen immer noch so vielen vorgesehenen, vorgeschriebenen Beweihräucherungen, der *incensio* mit dem *turibulum* (*kadionica*) nimmt er auch eines dieser Tischchen mit den Totengedenk-Speisen vor und liest dazu ein langes

Gebet aus der Begräbnis-Liturgie, den Texten des Rituale (*služebnik*) zur Absingung, Ablesung der Gebete bei einer Grablege (*čin opela*).

Noch vor dem Ende der Gesamtliturgie, der freilich hier am 6. September 1981 noch je eine Kindersegnung (*za zdravlje*, für die Gesundheit) und eine Einsegnung einer Wahlverbrüderung (*pobratimstvo*) für zwei Burschen aus der Gegend von Kragujevac folgten, nahmen die trauernden Frauen diese besonderen Kultspeisen auf einem größeren Tablett weg.²³) Sie trugen sie durch die Menge aus der übervollen Kirche zu einer zunächst im engsten Verwandten- und Freundeskreise erfolgten Einnahme dieser Kultmahlzeit *za dušu* vor dem Kirchenportal. Erst dann werden diese „geweihten“ Reste auf einen größeren Tisch gegeben. Dieser wird wiederum angefüllt mit all den vorhin beschriebenen Einzelspeisen und Getränken, die nun den noch während der Liturgie und unmittelbar nachher Herantretenden freundlich, dabei in vornehmer Weise absolut nicht (wie bei Hochzeiten und anderen Mählern sogar erwartet!) „nötigenden“ Art, eher bittend angeboten werden. Viele kaufen zuerst bei einem Händlerstande oder bei den geschäftig hin und her eilenden Nonnen (*kaludjerice*) eine jener im gesamten Bereich des östlichen Christentums so kennzeichnenden Braunwachskerzen, küssen ihren Schaft, zünden den Docht an und stecken die Kerze in den bei solcher Besuchermenge nicht mehr in der Kirche vor den Ikonen und dem Proskynetarion (Verehrungs-Pult), sondern heute eben vor dem Kirchenportal aufgestellten Sandbehälter. Dann erst nehmen sie von den angebotenen Speisen ein Stück zum Gedenken an den oder die Toten in Hand und Mund. Auch das Tischchen im Freien ist nun von ein paar brennenden Kerzen erhellt. Zwischen ihnen stehen die Photographien der Toten, in der Ferne Verunglückten, dort Begrabenen, in der Heimat dadurch Grablosen. Gleichwohl sind sie in dieser ihrer Gemeinschaft, in der sie bereitwillig in ihrem Geschicke durch den Bericht der Hinterbliebenen wieder „nahe“ stehen, nicht vergessen. Der Gabentisch vor dem Klosterkircheneingang unter dem Mosaik der Theotokos-Bogorodica muß am *sabor*-Tage das fehlende „Grab als Tisch“ ersetzen. Nur wenige Meter davon entfernt stellen sich schon die dörflichen Gemeinschaften der näheren Umgebung in ihren Festtrachten zum Reigentanz des obligaten Kirchweih-Tanzes um die Kirche, des *kolo* auf. Musikinstrumente ertönen so wie der frohe oder der schwermütige Gesang der Burschen, der Frauen und Mütter. Schnell noch schiebt mir eine der trauernden Mütter von ihrem Gabentisch eine goldgelbe, große Birne in meine Tasche. Ich möge

sie genießen *za dušu* ihres verunglückten Sohnes, ehe ich hin zu den Tänzern schaue.

Volkskundliche Feldforschung, zumal jene in Ländern besonders harten Aufeinanderprallens von Tradition und Neuprägung in einem gegenüber den Verhältnissen etwa Mittel- und Westeuropas beschleunigtem Umbruch zu gänzlich neuen Politsystemen, damit Gesellschaftsformen, „Ideologien“ und verstärkten Einflußmöglichkeiten autoritärer Machtausübung gegen tiefverwurzelt gebliebenes Überlieftes wird gerade im unbedeutend Scheinenden den Wandel dessen deutlich erkennen, was wir „Volkskultur“ zu nennen pflegen.

Anmerkungen:

1. G. Gesemann, Der montenegrinische Mensch. Zur Literaturgeschichte und Charakterologie der Patriarchalität. Prag 1934 (Rektoratsschrift der Deutschen Karlsuniversität 1933/34);

Neufassung als: derselbe, Heroische Lebensform. Zur Literatur und Wesenskunde der balkanischen Patriarchalität. Berlin 1943; Neudruck Neuried 1979;

Übersetzt ins Serbokroatische: derselbe, Čojstvo i junaštvo starih Crnogoraca. Cetinje 1968.

2. Zur volkskundlichen Bedeutsamkeit dieses Begriffes besonders für Sitte und Brauch vgl. H. Koren, Volkskunde in der Gegenwart. Graz–Wien–Altötting 1952, 54, 71, 87 et passim.

3. Das allerdings muß man auch in den skandinavischen Ländern als Innovation des 19. Jh. feststellen:

M. Rehnberg, Ljusen på gravarna och andra ljusseder. Nya traditioner under 1900-talet. Stockholm 1965 (Nordiska Museets handlingar, 61).

4. F. Cumont, Lux perpetua. Paris 1949; zur Besonderung auf immer brennende Lampen, Ampeln, Laternen usw. vgl.

S. und A. Röss, Stichwort: Ewiges Licht (christlich) im Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, VI. München 1973, Sp. 600–617; dazu „Ampel“ I, 656.

5. B. M. Drobñjaković, „Uspomene“ na grobovima u Kosmajskim selima. („Andenken“ auf den Gräbern in den Kosmaj-Dörfern). (Glasnik Etnografskog instituta Srpske akademije nauka I, Beograd 1952, Sonderdruck). Es handelt sich um eine Innovation der Zeit nach dem zweiten Weltkriege in Süd-Serbien: ein- oder mehrfarbig geschriebene und gestickte „Totenklagen“ im Zehnsilbler (*deseterac* als Versmaß der Heldenepik!) auf Tüchern von 30x40 bis 80x90 cm, zuerst auf den Gräbern der Gefallenen, erst ab 1947 für Kindergräber oder jene der jungen Männer und Frauen, nie der „Alten“. Hier werden 24 solcher, aus alt-slawischer Kontinuität erklärter, literarisch bis zu Olegs Tod in der russischen

Nestor-Chronik von 912 zurückgeführter, auch bei den Serben seit dem 14. Jh. nachweisbarer (Trauer um den Despoten Stevan) „Totenklagen“ gedruckt. Das Neue ist die Schrififixierung auf Tüchern auf den Gräbern.

6. Šp. Kulišić – P. Ž. Petrović – N. Pantelić, Srpski mitološki rečnik. (Serb. mythol. Wb.), Beograd 1970, 90–99.

7. Zu diesen und landschaftsverschieden noch weiteren Grabbesuchsterminen vgl.

E. Schneeweis, Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten. Celje 1935, 116–149;

derselbe, Serbokroatische Volkskunde, I. Teil: Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1961, 83–108.

8. Entgegen früherem Brauche der Sofortbestattung am Todestage bestimmte das neue (Tito-)Jugoslawien, daß eine Mindestfrist von 24 Stunden zwischen Tod-erklärung und Beisetzung liegen muß.

9. Zum *verbum imperfectivum* „*pobuzavati*“ = mit Rasen bedecken (lat. *caespite coronare*). Vgl.

V. St. Karadžić, Srpski rječnik iztumačen njemackijem i latinskijem riječima. (Lexicon serbico-germanico-latinum), 3. (Staats-)Ausgabe Beograd 1898, 529 und (s. v. *družičalo*) 148.

10. Zu dieser annoch fortlebenden Sozialform eines Wahlverbrüderungswesens, nach dem Erlöschen als ἀδελφοποιία im byzantinisch bestimmten Neugriechentum nur noch zwischen Dalmatien und Slawo-Makedonien (und vor wenigen Jahren erfolgtem Verbot durch den Hl. Synod des Serbischen Patriarchates) durchgeführt und in der Feldforschung erlebbar vgl.

M. Gavazzi, Vitalnost običaja pobratimstva i posestrimstva u Sjevernoj Dalmaciji. (Die Lebenskraft des Brauchtums der Wahlverbrüderung und der Wahlwesterschaft im Nördl. Dalmatien). (Radovi Instituta Jugoslavenske akademije znanosti in umjetnosti u Zadru, XI, Zadar 1955, 17–34, 2 Abb.);

L. Kretzenbacher, Gegenwartsformen der Wahlverwandschaft *pobratimstvo* bei den Serben und im übrigen Südosteuropa. SW: Grazer und Münchener balkanologische Studien (= Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients II), München 1967, 167–182;

derselbe, Rituelle Wahlverbrüderung in Südosteuropa. Erlebniswirklichkeit und Erzählmotiv. SB der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Jg. 1971/1, München 1971;

derselbe, Serbisch-orthodoxe „Wahlverbrüderung“ zwischen Gläubigenwunsch und Kirchenverbot von heute. (Südost-Forschungen XXXVIII, München 1979, 163–183, 1 Abb.).

11. Zum Worte vgl.

V. St. Karadžić, Srpski rječnik, 3. Aufl. Beograd 1898, 116 (*convivium funebre*);

Šp. Kulišić – P. Ž. Petrović – N. Pantelić, Srpski mitološki rečnik. Beograd 1970, 103 f.

12. M. Murko, Das Grab als Tisch. (Wörter und Sachen II, Heidelberg 1910, 79–160, 25 Abb.).

13. Zur Gegenwartslage der Dorfgemeinschafts- wie der Familienfeiern bei den Serben (*seoska* und *porodična slava*) vgl.

D. L. Bandić – R. D. Bakić, O proučavanju savremenih promena u običajnom životu našeg naroda. (Über die Erforschung des gegenwärtigen Wandels im Brauchtumsleben unseres Volkes). (Etnološki institut Srpske akademije nauka i umetnosti, Posebna izdanja 15, Beograd 1974, 71–89).

14. Z. Rajković, Spomin-obiležja žrtvama prometnih nesreća. (Gedenkzeichen für die Verkehrsoffer). (Narodna umjetnost 1976, 27–52; 33 Abb. z. T. farbig). – Hier auch die genaue Dokumentation diesbezüglicher Verbote solchen Gedenkzeichen-Setzens.

15. T. R. Djordjević, Selo kao sud u našem narodnom običajnom pravu. (Das Dorf als Gericht in unserem Volksrechte). (Zbornik Filozofskog fakulteta univerziteta u Beogradu 1948, 267–291, bes. der Abschnitt über die „Verfluchung“ (*proklinjanje*) 280–286).

16. Vgl. dazu

L. Kretzenbacher, Rechtssymbolik im Sozialbrauchtum Südosteuropas. (Südost-Forschungen XXXI, München 1972, 239–266).

17. M. R. Barjaktarović, Prazan grob. Stari običaj u Srbiji. (Rad kongresa folklorista Jugoslavije u Varaždinu 1957, Zagreb 1959, 311–316);

derselbe, Prazan grob-Leeres Grab. (Zbornik Filozofskog fakulteta V/1, Beograd 1960, 355–367, 4 Abb.);

derselbe, Das leere Grab – ein alter Brauch in Serbien. (Zs. für Ethnologie, Bd. 85, H. 1, Braunschweig 1960, 47–53, 5 Abb.).

18. E. Schneeweis 1935. 140.

19. M. R. Barjaktarović 1959, 314.

20. Ein *Sv.muč(enik) Agatonik i dr(ugovi)* wird für den 4. September in dem kleinen vom Hl. Synod der Serbisch-Orthodoxen Kirche zu Beograd alljährlich, so auch bereits im Spätsommer 1981 für das kommende Jahr erschienenen Kalender angeführt. Auch ist dieser laut persönlicher Mitteilung von Freunden unter Diokletian in Dalmatien Gemarterte *Agathonikos* der Hauspatron einer mir eng befreundeten Sippe in der serbischen Landschaft Levač. Doch das zwölfbändige Legendenwerk der „Heiligenleben“ (*Žitija svetih*), hrsg. von J. Sp. Popović, enthält den Namen im September-Bande (Beograd 1976) nicht. Lediglich die Märtyrerlegende einer weiblichen Trägerin des Namens, *Sv. Agatonika* wird für den 13. Oktober (257–266) zusammen mit anderen erwähnt.

21. Zur Geschichte von Stiftung, Bau und Innenausstattung mit reichem Freskenschmuck eines Meisters Radoslav vgl.

S. Radojčić, Kalenić. Beograd 1964;

R. Nikolić, Le Monastère de Kalenić. Beograd 1972; serb. Ausgabe 1977.

22. Über die frömmigkeitsgeschichtlichen wie mariologischen Hintergründe und Begleitumstände des Werdens und der Verbreitung dieses Marienbildtypus der ἑλοψία, der „Vorahnung“ der Gottesmutter über die Erlöserqualen ihres Sohnes vgl.

L. Kretzenbacher, Südost-Überlieferungen zum apokryphen „Traum Mariens“. SB der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. 1975/1, München 1975, 138–141, Abb. 4 und 5.

23. Wenn sich bei der rituellen Totenspeise die einstmals sehr verbreitete Grütze (russ. *ku'ja*) findet, liegt der Zusammenhang mit dem frühen Toten-(Ahnen-)kult der Vor-Brot-Zeit nahe. Die vom Priester geweihte Totenspeise heißt bei den Russen *kanun*. Vgl.

F. Haase, Volksglaube und Brauchtum der Ostslaven. Breslau 1939, 306; 327; hier auch altrussische Bestimmungen über die Grütze als Totenspeise. – Über Ähnliches, das bei den Serben beim Begräbnis mitgetragen wird, am Grabe gereicht und mit einer Segensformel für den Toten genommen, vgl.

E. Schneeweis, Grundriß 1935, 134 und 1961, 95 f. (Träger mit einem Teller voll gekochten Weizens, *žito, koljivo, panahija*).

Das fehlt denn auch nicht bei den späteren Totenfeiern am Grab als Tisch. Vgl. dazu (in Auswahl):

A. Fortis, Viaggio in Dalmazia. II, Venezia 1774, 73–75; Facsimile-Ausgabe von J. Vuković – P. Rehder, II, 349–351; § 3 Pranzo Morlacco in un Sepolcro.;

B. Aleksić – O. Lakičević, Jugoslav Mosaik. Beograd 1969, 182 (Farbbild);

Für die Setukesen ein eindrucksvolles Bild bei H. Moora – A. Viires, Abriß der estnischen Volkskunde. Tallinn (Reval) 1964, 257 (Bild);

Zuletzt m. W. für die Twer-Karelier mit Bildern: P. Virtaranta, Om karelarnas folkliga tradition i det forna Tverska guvernementet. (Saga och sed 1980, Uppsala 1981, 83–131, bes. Bilder auf S. 102–105).

Ein Scherenschnitt des Alois Girlinger in Tirol

Von Richard Pittioni, Wien

(Mit zwei Abbildungen)

Seit 1979 verwahrt das Bergbau- und Heimatmuseum Jochberg bei Kitzbühel einen Scherenschnitt (Abb. 1), den es von Herrn Anton Obrist, Jochberg Nr. 124 (Bruckhäusl) als Geschenk erhalten hat. Der Schnitt ist aus vier übereinanderliegenden Blättern in der nachgenannten Reihenfolge zusammengesetzt:

Das schwarze Grundblatt ist 43 cm lang und 34,5 cm breit. Auf ihm liegt ein weißes Blatt von 41 cm Länge und 33 cm Breite, seine vier Ränder sind in ein einfaches florales Muster von 4 cm Breite aufgeschnitten. In der Mitte des oberen Längsrandes sind zwei schnäbelnde Vögel (Tauben?) geschnitten, ihnen entspricht ein Ziermedaillon in der Mitte des unteren Längsrandes.

Auf den weißen Untergrund aufgelegt ist der eigentliche schwarze Schnitt von 24x21,5 cm Größe: in ein kompliziertes florales Muster eingefügt sind vier Darstellungsteile, und zwar in der Mitte der oberen Zweidrittelbreite ein Sechseck mit Werkzeugen, links und rechts davon je ein Oval zum Einsetzen einer Photographie, die von außen her von einem zoologisch nicht näher bestimmbar Vierfüßler gestützt wird. Das Sechseck ist 10,5 cm hoch und 8 cm breit, die Ovale haben einen Durchmesser von 5,5:4 cm. Im linken Oval befindet sich das Brustbild einer festtäglich gekleideten Frau, im rechten Oval das zugehörige Bild eines Mannes im Sonntagsanzug. Die ovalen Innenränder sind dekorationsmäßig gezackt.

Die untere Drittelbreite enthält eine 27x5 cm große Fläche mit der Darstellung zweier Männer bei der Holzarbeit mit flankierenden Baumsymbolen.

Darunter angefügt ist ein 32,5x3,5 cm großer, weißer Streifen, auf dem in lateinischer Zierschrift steht:

„Mit frohen Muth und heit'ren Sinn, leb'n wir so dahin,
Es freut mich alle Zeit, das ich ein Zimmermann bin.“

Angefügt ist darunter:
links in ungelenker Schrift: „A.M.O. 1903.“
rechts in flüssig geschriebener Fraktur:

„Geschnitten Alois Grlinger von Haslach in Ob-Östr.“

Nun zu den Personen:

A.M.O. bedeuten Andrä (1871–1941) und Melanie (1876–1953) Obrist, die damaligen Besitzer des Bruckhäusl in Jochberg, deren Sohn Josef (1912–1944) an meinen Grabungen auf der Kelchalm teilgenommen hat. Die genannten Lebensdaten sind auf dem Grabstein im Jochberger Friedhof verzeichnet (Abb. 2). Von Andrä Obrist weiß man, daß er bis zum Stilllegen des Kupfererzbergbaues Kupferplatte in Jochberg Grubenzimmerer gewesen ist.

Alois Grlinger hat sich zwar selbst, aber nicht ausreichend ausgewiesen. Deshalb habe ich mich am 11. Februar 1981 an das Mühlviertler Heimathaus in Freistadt mit der Anfrage gewandt, ob dort nähere Einzelheiten über Alois Grlinger bekannt sind. Am 13. März 1981 wurde mir vom Leiter des Heimathauses, Herrn w. Amtsrat A. Bodingbauer, mitgeteilt, daß das Museum zwar zwei signierte Scherenschnitte von A. Gi(e)rlinger besitze, aber keine näheren Angaben über ihn machen könne. Zuständig dafür wäre das Heimathaus Haslach, dem A. Bodingbauer meine Anfrage weiterleitete. Dem Leiter dieses Heimathauses, Herrn Gend.-Bez.-Insp. Prancl, verdanke ich die folgenden Angaben, die er mir mit Brief vom 18. März 1981 zur Verfügung stellte. Den beiden Herren darf ich für ihre Bemühungen hier vielmals danken.

Das von Kustos Prancl erzielte Ergebnis seiner Erkundigungen faßt er wie folgt zusammen:

„Alois Grlinger, auf einem in unserem Besitze befindlichen Scherenschnitt selbst mit einem kurzen -i- signiert, ist nicht in Haslach geboren und auch nicht in Haslach sesshaft gewesen. Es ist allerdings mit Sicherheit anzunehmen, daß er im Bezirk Rohrbach geboren, auf-

gewachsen ist und sich die längste Zeit seines Lebens auch aufgehalten hat. Er soll handwerklich tätig gewesen sein und beruflich einen schweren Unfall erlitten haben, so daß er seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte. Er verlegte sich auf das Anfertigen von Scherenschnitten und bestritt seinen Lebensunterhalt damit im Umherziehen von Ort zu Ort. Er war auf diesem Gebiet sehr begabt. Seine Wanderwege dürften ihn auch in andere Bundesländer geführt haben, wie der Scherenschnitt im Jochberger Museum bezeugt. Die Arbeiten führte er an Ort und Stelle (in den Häusern der Auftraggeber) durch, eine Art „Stör“. Als Motive dienten ihm in der Mehrzahl Handwerke, religiöse Darstellungen. Vielfach dienten die Scherenschnitte als äußere Umrahmung für Erinnerungsbilder – Militär, Vereine, Jubiläen, Hochzeiten usw.

Ich konnte nicht ermitteln, ob Gierlinger verheiratet war und wann bzw. wo er sein Leben beendete. Er war zur Zeit des ersten Weltkrieges schätzungsweise um die 60 Jahre alt und dürfte um 1860 geboren sein. Er war wahrscheinlich wegen seiner körperlichen Gebrechen vom Militärdienst befreit.“

Ein am 10. März 1966 in den „Mühlviertler Nachrichten“ erscheinener kurzer Artikel über A. Gierlinger lautet:

„Fast ein halbes Jahrhundert lang hat der aus Haslach stammende Alois Gierlinger als wandernder Künstler unzählige Scherenschnitte für die einfachen Leute geschaffen. Für die Bauern und Kleinhäusler schuf er Haussegen und Tiersegen, für die Handwerker und Kaufleute die Gewerbesegen und sonst noch alles, was gebraucht oder verlangt wurde: Taufbilder, Heiligenbilder und Erinnerungsbilder an Erstkommunion, Firmung oder Hochzeit.

Diese Bilder sind 20 mal 30 oder 30 mal 40 Zentimeter groß und aus einem Stück Papier geschnitten. Der abgebildete Scherenschnitt ist im Besitz der Familie Schnopfhagen und ist seinerzeit vom Tondichter Hans Schnopfhagen eigens als Geschenk für den Bruder (Lederer in Oberneukirchen) bestellt worden. Gierlinger verwendete als Untergrund meist ein blaues oder ein graues Papier und erzielte damit eine ganz eigenartige Wirkung. Die Umrandung schnitt er in weißes Papier.

Alois Gierlingers Scherenschnitte sind im Mühlviertel noch am öftesten zu finden und sind heute von Sammlern und Händlern sehr gefragt.“

Die im unteren Drittel des Holzschnittes gezeigte Arbeitsszene zeigt zwei Holzknechte beim Bearbeiten eines Baumes. Sie sind in Tracht (anscheinend mit Röhrenstiefel und Lederhose, Hemd und breitkrämpigen, gewölbten Hut) dargestellt, doch hat man den Eindruck, daß A. Grlinger hiebei nicht nach örtlichen Originalen gearbeitet hat, sondern eher eine konventionelle Darstellung bietet, falls er nicht an eine einheimisch-oberösterreichische Männertracht gedacht hat. Der gezeigte Arbeitsvorgang ist gut zu bestimmen: die Bearbeitung eines Baumstammes zu Kantholz. Der Baum ist auf zwei „Böcken“ aufgebockt und auf ihnen mit zwei Eisenklampfen befestigt. An die beiden Baumenden sind je eine Rahmensäge angelehnt. Wie die auf dem Boden stehende Schnurhaspel andeutet, ist der Baum bereits „geschnürt“ worden. Der von rechts nach links gerichtete Zimmermann reißt mit der Stechhacke die ihm zugewandte Baumseite an, während der von links nach rechts gerichtete Arbeiter mit seinem Breitbeil längs der Schnur den Baum aushackt. Da das Breitbeil auf seiner Rückfläche völlig glatt und nur die Vorderfläche geschliffen ist, der Baum sich gewöhnlich zur rechten Hand des Zimmermanns befindet, ist daher die linke Figur hinter dem Stamm stehend anzunehmen, so daß also der mit der Stechhacke arbeitende Mann vor dem Stamm stehend dargestellt ist. Auf dem Boden steht zwischen den beiden Zimmerleuten das Schnurfäßchen mit der (roten) Farbe, in das die Schnurhaspel eingesteckt ist.

So handelt es sich also um die Darstellung jenes Arbeitsvorganges, der im niederösterreichischen Schneeberggebiet als „Schliaßnhackn“ geläufig ist.¹⁾ Der „Schliaßn“ ist demnach ein roh zugerichtetes Bauholz, aus dem auch die für die Stollenzimmerung notwendigen Bauteile hergestellt werden konnten.

Die für die Bearbeitung des zugehackten Kantholzes notwendigen und wohl auch von Andreas Obrist verwendeten Werkzeuge hat A. Grlinger in dem zwischen den beiden Photos angebrachten Sechseck dargestellt. Zuunterst noch einmal das Schnurfäßchen mit Schnurhaspel zwischen zwei schief gestellten Klampfen, darüber ein mit zwei Griffen versehenes Messer mit Innenschneide²⁾ und weiters einen Langhobel. Links davon befindet sich ein mit einem Holzgriff versehener, breitschneidiger Meißel, rechts davon ein großer Bohrer³⁾ und ein kleiner Meißel. Etwa in der Höhenmitte des Sechsecks ist eine große Zugsäge mit runder sowie mit sehr breiten Zähnen versehener Schneide und zwei aufrecht stehenden Griffen gezeigt.⁴⁾ Darüber folgen in gekreuzter Position eine Stechhacke und ein

Breitbeil,⁵⁾ an die sich ein Winkeleisen und ein Zirkel⁶⁾ anschließen. Flankiert sind sie links von einem Hammer mit einem flachen, gespaltenen Ende und rechts von einer Beißzange, deren beide Griffenden gleichfalls gespalten sind, um sie zum Herausziehen von Nägeln verwenden zu können. Man wird also annehmen dürfen, daß A. Girlinger seinen Scherenschnitt nach Originalen im Eigentum von Andrä Obrist angefertigt hat. So verdient also auch aus diesem Grunde dieses Werk der Volkskunst einige Aufmerksamkeit.⁷⁾

Anmerkungen:

1. Vgl. dazu H. Ast, „Schliaßnhäckn“. Die traditionelle Kantholzerzeugung der Waldbauern im niederösterreichischen Schneeberggebiet, in: Sammeln und Sichten, Beiträge zur Sachvolkskunde, Festschrift für Franz Maresch zum 75. Geburtstag, Wien 1979, 27 ff. – Der „Schliaßn“ ist ein Halbfabrikat, das aus einem Baumstamm durch Zuhacken erzeugt wird.

2. Im niederösterreichischen Schneeberggebiet „Holzschippmesser“ genannt und zum Entrinden von Rundhölzern verwendet. Vgl. dazu H. H. Hottenroth, Das Holzknechtmuseum in Trübenbach, vollständiges Inventarverzeichnis, Festschrift Maresch 263 ff., Nr. 218.

3. Anm. 2, Nr. 72.

4. Anm. 2, Nr. 28.

5. Anm. 2, Nr. 71.

6. Eine „Goß“, wie Anm. 2, Nr. 230.

7. Dem Obmann des Jochberger Museumsvereines, Herrn Georg Jöchel, danke ich für die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Scherenschnittes sowie für die Vermittlung der Photographie.

Chronik der Volkskunde

Sonderausstellung „Waschtag“ des Österreichischen Museums für Volkskunde

Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien zeigt bis Frühjahr 1982 die Sonderausstellung „Waschtag. Altes Gerät, traditionelle Arbeitsweisen und Brauch beim Wäschewaschen“.

Der Untertitel bezeichnet bereits die hauptsächlichen Intentionen der Ausstellung. Auf der einen Seite werden die Arbeitsgeräte gezeigt, die den Alltag der Wäscherin beherrschten, bevor die elektrischen Geräte den Hauptteil der Arbeit übernahmen. Heutzutage, mit Wasch- und Bügelautomaten ausgerüstet, macht man sich kaum mehr einen Begriff davon, was ein Waschtag für die Hausfrau, oder jedenfalls die Frau, die ihn zu besorgen hatte, früher an Mühe und Plage bedeutete. Andererseits soll die Funktion der Dinge erläutert werden, denn vielfach sind die alten Arbeitsmethoden bereits in Vergessenheit geraten, und besonders der Jugend sind etwa Aschenlauge oder Wäschemangel keine Begriffe mehr. Der Funktion als Arbeitsgerät steht aber auch in manchen Fällen die Funktion als brauchwürdige Liebesgabe gegenüber. Mit Hilfe von Sachzeugnissen, Bildzeugnissen und erläuternden Texten sollen sowohl Arbeitsvorgänge wie auch Objekte in ihren verschiedenen Bedeutungsformen und -zusammenhängen zum Ausdruck kommen.

Die Ausstellung folgt einer Chronologie der Arbeitstechniken und beginnt mit einer sehr alten Wäschewaschmethode, dem Sechteln. Das Sechteln, auch Bauchen oder Laugenwaschen genannt, war früher der Hauptwaschgang. Er bestand darin, die Wäsche mehrmals mit heißer Lauge zu übergießen. Zur Herstellung der Lauge wurde früher hauptsächlich Holzasche verwendet. Sie wurde in ein grobes Leintuch, das über einen Sechtelkorb gebreitet wurde, geleert und dann mit heißem Wasser übergossen. Der Aschenmann, der die Asche in den Häusern sammelte und sie an Hausfrauen und Seifensieder weiterverkaufte, war eine sehr bekannte Figur im alten Wien. Die Verwendung von Holzasche zum Wäschewaschen ist in Österreich bis nach dem zweiten Weltkrieg bezeugt. Die mühsame Laugenwäsche wurde durch das Kochen der Wäsche abgelöst. Das Wäschekochen wurde aus hygienischen Gründen sehr propagiert. Es geschah im Waschkessel in

einem eingemauerten Herd, in einem Kochkessel aus Kupfer oder einfach in einem Kochhafen, den man auf dem Herd erhitzte. Nach dem Sechteln oder Auskochen der Wäsche wurde sie noch auf verschiedene Weise mechanisch gereinigt. Eine der ältesten Waschmethoden war das Treten der Wäsche mit Füßen. Eine andere Art, die Wäsche zu säubern, bestand darin, die Wäschestücke auf Steine, auf ein Waschbrett oder eine Holzbank, die sogenannte „Blederbank“, zu schlagen. Man bediente sich aber auch einfacher Geräte zur Wäschebehandlung. Mit dem Bleucl (Bleu, Bloi, Blederer, Wäschepracker, Wäscheklopfer) wurde die Wäsche geklopft. Dieses Schlagbrett, das mit einem Griff versehen war, wurde durch die Waschrumpel, ein Gerät mit einer gerillten Fläche, über welche die Wäsche gerumpelt wurde, abgelöst. Besonders verschmutzte Wäsche wurde mittels einer Bürste oder eines Waschels aus Stroh oder Kuhhaaren gebürstet. Anfang des 20. Jahrhunderts begann man, durch Hilfsgeräte den Waschvorgang zu erleichtern. Die ersten Waschmaschinen waren aus Holz und mußten mit der Hand bedient werden. In den zwanziger Jahren begann man Waschmaschinen aus Metall zu bauen. Das nicht mehr brennbare Material erlaubte eine Holz- oder Kohlenfeuerung. Diese wurde später durch Gas und Strom abgelöst. Damit war das Kochen der Wäsche im Kessel überflüssig geworden.

Der nächste Bereich ist dem Schwemmen, Bläuen, Bleichen, Stärken und Trocknen der Wäsche gewidmet. Das Schwemmen geschah im kalten, womöglich fließenden Wasser, meist am Bach. An den Ufern der Bäche waren überall Schwemmstege angebracht, später ganze Wasch- und Schwemmhäuser. Größere Flüsse waren mit Waschzillen oder floßartigen Waschbänken ausgestattet. Das Bläuen, Bleichen und Stärken der Wäsche ist heute kaum mehr üblich. Die Zusätze in den modernen Waschmitteln machen diese mühevollen Gänge überflüssig. Das Trocknen der Wäsche auf Wiesen, Bänken, Zäunen, Stangen, Schnüren, bei Schlechtwetter auf Trockenböden oder in Seitenlauben der Häuser wird durch eine Photoserie dokumentiert.

Der Behandlung der Wäsche nach dem Säubern ist die Abteilung Wäscheglätten gewidmet. Zum Glätten der Wäsche verwendete man im Altertum bereits Wäschepressen aus Holz in der Art von Weinpressen. Seit dem Mittelalter waren die sogenannten Mangelbretter bekannt, die bis Ende des 19. Jahrhunderts Verwendung fanden. Sie wurden vielfach verziert und als Minnegaben verschenkt. Bekannt sind auch Mangelmaschinen oder Wäscherollen, bei denen die Wäsche ebenfalls durch eine rollende Walze, auf welche Druck ausgeübt wird, geglättet wird. Das Bügeleisen gibt es etwa seit 1500. Beim Bügeln wird die Wäsche durch Einwirken von Wärme, Feuchtigkeit und Druck glatt. Es gibt mit glühendem Stahl gefüllte Stageleisen, mit Holzkohle gefüllte Kohleneisen. Die Feuerung konnte jedoch auch mit Spiritus oder Gas erfolgen.

Neben den traditionellen Methoden der Wäschebehandlung wird auch den Reinigungsmitteln, die früher in Verwendung standen, Aufmerksamkeit geschenkt. Die Reinigungskraft des Wassers wurde durch verschiedene Zusätze erhöht. Zur Herstellung von Lauge verwendete man lange Zeit Holzäsche. Die Aschenprodukte wurden später von Soda abgelöst. Auch Borax und Alaun hatten ähnliche fett- und schweißlösende Eigenschaft. Weiters sind Urin, Rindergalle und Seifenkraut als Reinigungsmittel beim Wäschewaschen bekannt. Seife ist eines der ältesten Chemieprodukte, wie eine Tontafel der Sumerer etwa um 2500 vor Christus berichtet. Die ersten Seifen-

sieder als Handwerker sind aus dem Mittelmeergebiet im 9. Jahrhundert bekannt. Seifensiederzünfte gab es in Augsburg, Prag, Ulm, Wien im 14. Jahrhundert. Selbst heute ist es noch in manchen Familien gebräuchlich, die im Haus benötigte Seife selbst zu kochen, und zwar aus tierischen oder pflanzlichen Fetten unter Zusatz von Natron (Kernseifen) oder Kalilauge (Schmierseifen).

Neben den Veränderungen in der Arbeitswelt kommen in der Ausstellung auch die traditionellen Bereiche der Volkskunst, repräsentiert durch eine alte Sammlung von Wäschepreakern, Mangelbrettern und Bügeleisen, zu Wort. Viele der erhaltenen Wäschepleuel und Mangelbretter weisen sich durch ihre Verzierung als kostbare Erzeugnisse der Volkskunst aus.

Die Wäschermädel, ihr traditioneller Ball, ihre Lebensweise, spielten im alten Wien eine bedeutende Rolle. Dieser versucht die Ausstellung durch ausgewählte Beispiele aus dem Lebensbereich der Wäscher gerecht zu werden. Angeschnitten werden auch die Bereiche Volksüberlieferung, Lied, Volksglaube, Aberglaube, Tracht. Zur Ausstellung ist unter dem Titel „Waschtag“. Altes Gerät, traditionelle Arbeitsweisen und Brauch beim Wäschewaschen“ ein Katalog (62 Seiten, Kleinoffset) erschienen.

Margot Schindler

Erforschung von Volksmusikinstrumenten

Bericht über die Tagung der Sektion 7: Historische Volks- und Völkerkunde beim 15. Österreichischen Historikertag 1981 in Salzburg

Die in der Zeit vom 14. bis 18. September 1981 in Salzburg stattfindende Tagung der Sektion Historische Volks- und Völkerkunde stand unter dem Rahmenthema: Volkskundliche und musikethnologische Beiträge zur Erforschung von Volksmusikinstrumenten. Wie der Vorsitzende der Volkskunde-Sektion, Museumsdirektor Klaus Beitzl, eingangs ausführte, sei die Wahl dieses Themas nicht nur als Huldigung an den *genius loci* erfolgt, sondern auch durch die Aktualität bestimmt worden. In Österreich beschäftigen sich nämlich gleichzeitig mehrere Projekte mit der Erfassung und Inventarisierung von Musikinstrumenten. So arbeitet unter der Leitung von Walter Deutsch vom Institut für Volksmusikforschung an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien eine Gruppe junger Musikwissenschaftler an einem Bestandskatalog sämtlicher Volksmusikinstrumente des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien; Wolfgang Suppan, vom Institut für Musikethnologie in Graz, ist mit der Herausgabe des Österreich-Bandes zum Handbuch der europäischen Volksmusikinstrumente betraut, und Gerhard Stadner erhielt von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften die Aufgabe übertragen, die Musikinstrumente in Österreich zu erfassen, wobei als erste Etappe die Musikinstrumente der öffentlichen Sammlungen von Graz katalogisiert werden konnten, die demnächst im 10. Band der „*Tabulae musicae Austriae*“ zur Veröffentlichung gelangen. Vor einem zahlreichen Publikum, unter dem sich auch Fachleute aus Bayern befanden, wurden in den Referaten die Probleme und der Stand der Dokumentation von Musikinstrumenten dargelegt. Wolfgang Suppan hatte zwar wegen Erkrankung

absagen müssen, für ihn sprang aber Walter Deutsch ein, der in seinem Referat über „Die Musikinstrumente des Österreichischen Museums für Volkskunde und das Projekt ihrer Katalogisierung“ auch auf die Arbeiten zum geplanten Handbuch einging. An Hand zweier im Salzburger Museum Carolino Augusteum aufgefundenener Schlüsselfideln, die seit dem Mittelalter in Mitteleuropa als ausgestorben galten, zeigte Kurt Birsak exemplarisch die Methode historischer Instrumentenkunde auf. Im Vergleich mit den bildlichen und literarischen Quellen, für die die Werke von Agricola 1528 und Prätorius 1619 den zeitlichen Rahmen abstecken, und der Analyse der Bau- und (zum Teil rekonstruierten) Spielweise der beiden „Salzburger“ Schlüsselfideln (ihre Herkunft ist nicht gesichert) kommt Birsak zu dem Schluß, daß es sich hierbei um keine Genese der historischen Form handelt, sondern daß die Instrumente eine spezielle Form aus Drehleier und skandinavischer Schlüsselharfe (Nykelharpa) darstellen, die am Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert entstanden sein und keine Weiterentwicklung erfahren haben dürften.

G. Stradner berichtete schließlich über „Mechanische Instrumente als volkskundliche Quelle“. Im Anschluß an seinen Vortrag und auch an den von W. Deutsch tauchte in der rege geführten Diskussion die Frage nach der Begriffsbestimmung des Volksmusikinstrumentes auf, die dahingehend interpretiert wurde, daß die Funktion, also die Wiedergabe von Volksmusik und die damit verbundene spezifische Spielweise das entscheidende Kriterium sei. (Eine Klarinette kann Kunstmusik- und Volksmusikinstrument sein.)

Der zweite Teil der Tagung war der historischen Völkerkunde vorbehalten, womit seit längerer Zeit wieder die Einheit der Sektion 7 dokumentiert werden konnte. Ihr Vorsitzender, Univ.-Prof. Karl R. Wernhart, betonte in seiner Einleitung die enge Zusammenarbeit der Völkerkunde und der Volkskunde im Rahmen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien und den daraus resultierenden fruchtbaren Gedankenaustausch. Die interessanten Vorträge von Dietrich Schüller, „Ethnohistorische Ansätze in der Musikethnologie“; von Walter Hirschberg, „Historische Dokumente über afrikanische Musikinstrumente“; von Manfred Kremser, „Die Musikinstrumente der Azande – Ein Beitrag zur Musikgeschichte Zentralafrikas“, und von K. R. Wernhart, „Der Wandel von Musikinstrumenten in Polynesien“, boten reichlich Gelegenheit, Einblick in die Arbeitsweise der Ethnohistorie zu gewinnen.

Am Programm des 15. Historikertages standen aber noch eine Reihe weiterer volkskundlich relevanter Vorträge, die wegen der großen Anzahl von Sektionen leider oft kollidierten. Neben den öffentlichen Vorträgen zu Beginn und am Ende der Tagung seien nur die Referate von Michael Mitterauer, „Genealogie und Sozialgeschichte der Familie“; Gerhard Jaritz, „EDV-Anwendung in der Ikonographie des Mittelalters“; Reinhard Sieder, „Probleme der Oral History am Beispiel einer niederösterreichischen Bauerngemeinde“, erwähnt. In der Sektion 11: Arbeitsgemeinschaft der Museumsbeamten und Denkmalpfleger Österreichs wurde über Sicherheitsfragen im Museum und über den didaktischen Einsatz von Landkarten bei Ausstellungen referiert. Hervorgehoben zu werden verdient auch die Tatsache, daß im Rahmen dieser Sektion die Gründungsversammlung des „Österreichischen Museumsbundes“ stattfand.

Abschließend sei noch auf die drei Exkursionen verwiesen, von denen eine in den Lungau, eine in den Flachgau und eine zur Landesausstellung „Reformation – Emigration. Protestanten in Salzburg“ nach Schloß Goldegg führte, die auch einen von Frau Friederike Prodingler zusammengestellten, bearbeiteten und auf der Exkursion persönlich interpretierten volkskundlichen Abschnitt umfaßte.

Franz J. Grieshofer

Generalversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde 1981 in Salzburg

Am 14. September 1981 fand in Salzburg die o. Generalversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde statt. Der Vorsitzende Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg (Innsbruck) konnte mit großer Freude eine stattliche Anzahl von Mitgliedern begrüßen. Der Vorsitzende gab in seinem Bericht über das abgegangene Jahr Rechenschaft, wobei sich der Schwerpunkt der Aktivitäten auf die im Anschluß an die Österreichische Volkskundetagung im Herbst 1980 in Feldkirch erfolgten Maßnahmen im Sinne der dort verabschiedeten Resolution konzentrierte. So ist den zuständigen Ministerien und sämtlichen Bundesländern die Resolution zur Kenntnis gebracht worden, mit der Bitte um Nennung eines sachverständigen Kontaktmannes. Diese Kontaktpersonen sind in der Zwischenzeit dem Vorstand des Fachverbandes genannt worden. Bei der Generalversammlung wurde die Veröffentlichung der Referate der Feldkircher-Tagung und das hierfür vorgesehene Veröffentlichungsorgan ausführlich besprochen. Als beste Veröffentlichungsmöglichkeit wurde ein Supplementband bzw. eine Sonderschrift der Österr. Zeitschrift für Volkskunde oder eine selbständige Reihe erachtet. Direktor Dr. Klaus Beitzl wurde gebeten, die technischen und finanziellen Probleme der Drucklegung kraft seiner diesbezüglichen besten Erfahrungen in die Hände zu nehmen. Der Vorsitzende berichtete mit Freude, daß die Bundesländer die für die Veröffentlichung der Tagungsreferate und der dazu eingelangten Stellungnahmen zum Generalthema der Österr. Volkskundetagung 1980 erbetene Subvention bereits zugesagt bzw. schon überwiesen haben.

Ein weiterer Tagesordnungspunkt befaßte sich mit der nächsten Österr. Volkskundetagung. Der bereits bei einer früheren Vorstandssitzung von Dir. Dr. Klaus Beitzl gemachte Vorschlag wurde begrüßt und einstimmig zum Beschluß erhoben: die nächste Österr. Volkskundetagung mit dem Generalthema „Aspekte der Gegenwartsvolkskunde“ soll in Zusammenarbeit mit dem Institut für Gegenwartsforschung im Frühjahr 1983 in Mattersburg (Burgenland) stattfinden. In einer späteren Vorstandssitzung sollen nähere Details besprochen und entsprechende Beschlüsse gefaßt werden. Ein nächster wichtiger Tagesordnungspunkt beschäftigte sich mit der Gründung der „Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung“ innerhalb des Fachverbandes. Der Gründungsantrag wurde einstimmig angenommen. Von den anwesenden Mitgliedern erklärten sich folgende Damen und Herren bereit, der Arbeitsgemeinschaft anzugehören: Dr. Kurt Conrad, Dr. Klaus

Beitl, Dr. Ernst Burgstaller, Dr. Gunter Dimt, Dr. Karl Ilg, Dr. Franz Grieshofer, Dr. Elisabeth Katschnig-Fasch, Dr. Herlinde Menardi, Dr. Oskar Moser, Dr. Paul Rachbauer, Dr. Harald Starke. Weitere fachzuständige Mitglieder mögen sich melden. Eine erste Zusammenkunft der Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung war für Dezember 1981 in Salzburg geplant.

Dr. Peter Stürz, Innsbruck

**Internationale Tagung der Keramikforschung
Bericht über das 14. Internationale Hafnerei-Symposium im
Ethnologischen Museum Schloß Kittsee im Burgenland vom
6. bis 11. September 1981**

Über Einladung des Österreichischen Museums für Volkskunde und des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee fand in der Zeit vom 6. bis 11. September 1981 im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee das 14. Internationale Hafnerei-Symposium statt. Die Durchführung dieser internationalen Fachtagung wurde den Veranstaltern durch Subventionen des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und das Kulturreferat der Burgenländischen Landesregierung ermöglicht, wofür auch an dieser Stelle gedankt wird. Es besteht die Absicht, die Referate, die in diesem Bericht in Schlagworten zusammengefaßt erscheinen, in einem eigenen Tagungsband zu veröffentlichen:

Referate:

1. Werner Endres, Regensburg. Datierte Renaissancekeramik (1555 – 1600) aus Straubing, Niederbayern (3 Tonnen Werkstattbruch – 30% Schwarzgeschirr – terra nigra – malhorndekorierter Ware – Datierung durch vor dem Brand erfolgte Datierung – Vergleich zur Weserkeramik – Applikationsdekor – geträufelter Dekor – Spielzeug – Kacheln – zahlreiche figurale Darstellungen).

2. Eva Sárdy-Cserey, Budapest. Spätmittelalterliche Feuerstellen – Kachelöfen – vom 15. bis 17. Jh. in Ungarn (systematische Ausgrabungen nach dem zweiten Weltkrieg – Siedlungen – Hausformen – Erdgruben – 15. Jh. zwei- und dreigeteilte Häuser – Bad- u. Stubenofen – Rauch über Küche und Dach – Becherkacheln, tellerförmige Kacheln, zwiebelbüchsenförmige Kacheln).

3. Adolf Mais, Wien. Der Kellerfund von Kittsee (Vorausveröffentlichung – rd. 120 kg Bruchstücke im Keller – Geschirr um 1700: Schwarzgeschirr, unglasierte und glasierte Irdenware, Fayence (sog. Habaner) – rd. 70 Gefäße zusammengesetzt – unterschiedliche Herkunft).

4. Gertrud Benker, München. Keramikforschung in Polen (Sammlungen Ethnographisches Museum Krakau, Nationalmuseum Krakau, Lemberg, Breslau, Oppeln, Warschau, Litzmannstadt, Danzig, Marienwerder, Allenstein – Verzeichnis der Töpferorte in Polen von 1978, hrsg. vom Ethnographischen Museum in Thorn 1981 – Literatur: Reinfuss 1955, Fryś-Pietraszowska 1973, Atlas der Volkskunst und Folklore in Polen 1979).

5. Ewa Fryś-Pietraszko, Krakau. Die gegenwärtige Situation der Hafnerei in Polen (Rückgang der Hafnerei seit Ende 19. Jh. – seit 1944 Archiv in Krakau – über 900 Töpferorte erfaßt – in den siebziger Jahren noch rund 150 Töpferorte – vorwiegend auf dem Land – Küchengeschirr, Spielzeug, landwirtschaftliche Geräte, Blumentöpfe – Ansehen sinkt – kaum Mechanisierung – Wiederbelebungsversuche: Instrukteure, Wettbewerbe, Cepelia).

6. Edward Pietraszek, Breslau. Die Mobilität der Hafner in Südpolen (im deutschen Handwerk durch Zunft und Vererbung Kontinuität der Meisterfamilien – in Polen häufiger Wechsel, vor allem auf dem Land – Vererbung der Meisterstelle vielleicht sogar Ausnahme – Töpfer nicht leibeigen – Kauf der Werkstatt durch Gesellen).

7. Ester Plicková, Preßburg. Die zeitgenössische Keramik im Hinblick auf Tradition (noch heute Töpferorte in der Slowakei – große Nachfrage – Sammler – Problem der Tradition und Weiterentwicklung – 1954 Gesetz zur Respektierung der Volkskultur – Sonderstatus für Volkskünstler – Beziehung Produzent/Konsument verändert – Aufsicht durch Kunstsachverständige).

8. Ioan Munteanu, Hermannstadt. Die Pflege der Töpfertradition durch die Kreisstadt Sibiu (Keramik aus allen Epochen – Sammlungen in den Museen – Herausgabe eines Atlases der Volkskunde Rumäniens – Volkskunstschule Sibiu – Töpferkurse – 1980 war 13. IHS in Sibiu – 1981 fand 13. Töpfermarkt in Sibiu statt – Symbol für Fortbestand rumänischer Volkskunst – Einladung, wieder ein IHS in Sibiu durchzuführen).

9. Cornel Irimie, Hermannstadt. Alter, Kontinuität und Einheitlichkeit von Technik, Formgestaltung und Dekor in der volkstümlichen rumänischen Keramik (Brukenthal-Museum Sibiu – 1,700.000 Objekte – 5 verschiedene Museen – verschiedene Phasen der Keramik im heutigen Rumänien – Cucuteni – Byzanz – rumänische Volkskunst – verschiedene Brennofentypen – Schwarzkeramik – Dekorarten und -motive – Einfluß Byzanz).

10. Elena Busuioc, Bukarest. Die Kachelöfen in den rumänischen Fürstentümern im 14. bis 16. Jh. (Ausgrabungen in Rîmnicu Vilcea (Oltenien) und im Kloster Humor (Moldau) – 2 Topfkachelöfen 14. und 15. Jh. – Kacheln mit Ofenresten – Rekonstruktion eines Turmofens – hinter den sichtbaren Kacheln eine zweite Schicht ausgefüllter Becher- oder Topfkacheln).

11. Horst Klusch, Hermannstadt. Die „kobaltblaue Keramik“ Siebenbürgens (frühzeitig von der Forschung als besondere Gruppe gesehen – sgraffito-Technik angenommen – Herkunft der Technik aus Südböhmen vermutet – doch erst seit 1767 in Siebenbürgen hergestellt – vermutlich mit Feder oder Pinsel heißes Wachs aufgetragen – im Brand verschwunden – keine Kratzspuren im weißen Anguß).

12. Ilie Moise, Hermannstadt. Irdenes Geschirr im rumänischen Brauchtum (Lebenslaufbrauchtum – Geburt: Waschen in einer unbenutzten Schüssel, von der Patin gekauft – nach 6 Monaten erster Haarschnitt, neue Schüssel – Gvatterschüssel – Hochzeit: Zerschlagen eines neuen Kruges vor dem Brautpaar –

Brautpaar benützt eine Schüssel und einen Krug gemeinsam – kleine Tonfiguren als Fruchtbarkeitsymbole – Tod: Wasserkrug im Zimmer zerschlagen – Totengedenkfest, Milchkrug – Symbolsystem im Dekor).

13. Dumitru Popa, Hermannstadt. Bodenstempel und Marken auf früh-feudaler Keramik aus Rumänien (in Rumänien überall zu finden – 8./14. Jh. – mögliche Bedeutung: a) Verzierung, b) magisch-religiös, c) Besitzerzeichen, d) Meisterzeichen – höchstwahrscheinlich Meisterzeichen – 1431 Wiener Ordnung – Tulln).

14. Erzsébet István, Budapest. Kacheln in der Sammlung des Ethnographischen Museums (ungarische Bezeichnung für Kachel und Ofen gleich – rund 2000 Kacheln im Museum – Beispiele: heraldische Tiere, geometrische Motive, sich überschneidende Bogen (Deckenmalerei Kirche von Adamos 1527), Rosetten, Vögel- und Menschenköpfe, aus Siebenbürgen dat. 1661, sog. italienischer Krug, Reiter mit Lanze oder Schwert). Von Mária Kresz verlesen.

15. Mária Kresz, Budapest. Die Donau als Handelsweg für Hafnerware mit besonderer Berücksichtigung von Mohács (Obernzeller Schwarzgeschirr als „Wiener Hafen“ in Ungarn verkauft – 1896 jährlich 20.000 Ztr. Keramikeinfuhr aus Österreich – Tonimporte aus Österreich – Handelsniederlassungen – Insel Schütt – donauabwärts Holz und Hafnerware – Weiterverkauf an bosnische und bulgarische Händler – Schwarzgeschirr aus Mohács bis in die Türkei – besondere Exportformen – Rechnungsbuch 1904/12 – Angaben über Donauhandel – 90% Schüssel und Teller, 8% hohe Gefäße – Gefäßbezeichnungen nach den Preisen – mittlere Größe am stärksten vertreten).

16. György Duma, Budapest. Römische Hafnerware mit Bleiglasur (in spät-römischer Zeit wichtig – Herstellung in Pannonien – 4 Beispiele untersucht – mangelhafte Verbindung zwischen Glasur und Scherben – Blasenbildung – hoher Kieselsäuregehalt (98%) – keine Glasur, sondern Schmelze – abhängig von der Körnigkeit – grünstichig durch Kupferverunreinigung – Flüssigkeitsgefäße nur außen glasiert).

17. Péter Nagybakay, Budapest. Zunfteinberufungstafeln der Hafnerzünfte aus Ungarn und Siebenbürgen (nicht zu verwechseln mit Willkommenschildern, Bahrtuchschildern, Herbergszeichen, Stubenzeichen – Zusammenrufen der Mitglieder – Herumtragen der Tafel z. B. vom jüngsten Meister – in Süddeutschland fast unbekannt – ausgehend von den Niederlanden – durch deutsche Besiedlung nach Siebenbürgen – im historischen Ungarn mehr als 150 Hafnerzünfte – nur 22 Tafeln erhalten).

18. Günter Kohlprath, Salzburg. Weißhafner in Niederösterreich (Dissertation – Forschungsgeschichte – Krüglmacher, Krüglhafner, Weißhafner meint handwerkliche Fayenceherstellung – brüderisches Geschirr – Verbindung zu den Hutterischen Brüdern – nach 1750 nicht mehr – um 1700 Errichtung von Werkstätten in Niederösterreich – Wiener Geschirrhändler – rd. 40 Werkstätten in Niederösterreich und Wien – Inventar einer Werkstatt von 1739 – übermächtige Konkurrenz der Fayencemanufaktur in Holic und der Porzellanmanufaktur in Wien – im 19. Jahrhundert nur noch einfache Ware).

19. Hermann Steininger, Perchtoldsdorf. Münzdatierte Keramik in Mitteleuropa. Neue Funde und Forschungen (Forschungsgeschichte – umfangreiche Bearbeitungen in CSSR, Ungarn, Südwestdeutschland, Ostschweiz – Bayern fehlt – 2 Gruppen Münzgefäße: Grab- und Siedlungsfunde – Verbergen bei Gefahr – Datierung durch die jüngste Münze – Gebrauchsware – wichtigste Fundgruppe mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Keramik).

20. Veit Loers, Regensburg. Gotische Ofenkacheln aus Regensburg – Ihre Verbindungen mit Ungarn (Funde in Regensburg [Rathaus, Rüntingerhaus, Werkstattbruch] – 15. Jh. Funde in Buda, von Imre Holl veröffentlicht, darunter Regensburger Kacheln – Regensburger Stadtwappen – weitere Motive – als Ballast von Buda nach Regensburg auf der Donau transportiert?).

21. Horst Löbert, Uelzen. Keramik aus einem Göttinger Kaufmannshaushalt des 16. Jhs. – Zu den Aussagemöglichkeiten archäologischer und schriftlicher Quellen (Hansestadt – Stadtsanierung – Abfallgruben und Kloaken – Grabung durch Studenten – 90 Gefäße und 25 Kacheln – 2. H. 16. Jh. – Herstellung in Göttingen oder Import? – Wanfried, Witzenhausen, Hannoversch-Münden Werkstattbruch – Duingen, Waldenburg, Siegburg – Hausbesitzer nach Steuerliste zunächst ein Bäcker, dann Kaufmann, dann Apotheker – wohlhabender Mittelstand).

22. Ingolf Bauer, München. Steinzeug und Porzellan aus Süddeutschland (Steinzeug: 18./20. Jh. rund 35 Produktionen, davon rund 30 in Bayern – vorwiegend handwerkliche Herstellung – am Anfang meist Mineralwasserflaschenproduktion, Kannenbäcker aus dem Westerwald – im 19. Jh. auch industrielle Produktion – Porzellan: 18./20. Jh. rund 70 Produktionen, davon rund 8 in Baden-Württemberg – Gründungswelle gegen Ende des 19. Jhs. in Bayern – Betonung Gebrauchsgeschirr – breites Spektrum: Tafel-, Kaffee-, Tee-, Küchengeschirr, Hotel- und Gaststättenporzellan – als billiges Industriegeschirr Konkurrenz des Hafnergeschirrs).

23. Georges Klein, Straßburg. Das Musterbüchlein des Straßburger Hafners Christian Friedrich Kromer – angefangen 1803 (in Schlierbach geboren – Lehre in Straßburg – Wanderjahre in Frankreich (Paris) – in Straßburg niedergelassen – Sohn setzt das Büchlein fort – Enkel eigenes Buch bis 1914 – Motive: Blumen, Tiere, Menschen – 1858 Ende des Marktverkaufs – 1876 Ende der Drehscheibenarbeit).

24. Wolfgang Loesche, Dießen. Fayenceproduktion in Dießen am Ammersee (Fundbericht – älteste Nachricht 1631 – Ende 1726 – blau/weiß – Beziehungen der Werkstatthaber zu Österreich – Werkstattbruch aus einer Grube – alle Produktionsstufen – Rohstoff und Werkzeug – bisher einzige bekannte handwerkliche Fayenceherstellung in Süddeutschland).

25. Wendelin Stahl, Burg Coraidelstein. Gefäße mit Metalloxidglasuren in der Reduktion und Oxidation (Kristallglasuren – verschiedene Metalloxide aufgespritzt – unterschiedliche Farbtöne – hohe Brenntemperatur – bei unterschiedlichem Brand verschiedene Farbeffekte – Saladonglasur).

26. Rüdiger Vossen, Hamburg. Bestandsaufnahme der Töpfereien Marokkos (Hamburgisches Museum für Völkerkunde – Finanzierung DFG – 1980 acht Monate Marokko – 250 Töpferorte aufgesucht – zum großen Teil unbekannt – mit Geländewagen und zu Fuß – rund 2500 Objekte gesammelt – Frauen- und Männertöpferei – verschiedene Drehscheibentypen – Hauswerk – Marktverkauf).

Filme: Bärbel Kerkhoff-Hader, Bonn. Irdenwarentöpferei auf dem Hunsrück (3 Filme der Landesbildstelle Düsseldorf des Amts für Rhein. Landeskunde Bonn – Tonaufbereitung, Drehen, Verzieren, Glasieren, Brennen in der Töpferei Felix Mecking in Bockenau). – Rüdiger Vossen, Hamburg. Töpfereien in Marokko (1 Film über verschiedene Aufbautechniken und Drehscheibentypen in Marokko).

Exkursionen: Eine Tagesfahrt führte von Kittsee nach Eisenstadt (Burgenländisches Landesmuseum: Vor- und Frühgeschichte mit zahlreichen Ausgrabungen, Münzschatzgefäße, Volkskundeabteilung, Zunftabteilung), nach Mattersburg (Institut für Gegenwartsvolkkunde: Ausstellung über die Auswanderung von Burgenländern, Dokumentation von Veröffentlichungen zu volkskundlichen Themen in den Medien mit Schlagwortregister), nach Stoob (Keramikfachschnule: 4jährige Ausbildung zum Keramiker, Aufnahme mit 14 Jahren) mit Besichtigung eines alten (liegenden) Brennofens, weiter nach Rust am Neusiedler See. Eine Halbtagsfahrt führte nach Hainburg, Bad Deutsch Altenburg (Museum Carnuntinum: römische Ausgrabungen) Petronell, Rohrau (Geburtshaus Joseph Haydn) und Prellenkirchen (Ausklang beim Heurigen).

Eine kleine Gruppe fuhr mit Privatautos am Samstag, den 12. September, nach Stražnice (Slowakei), um Heřman Landsfeld zu besuchen und seine derzeitige Ausstellung im Schloß zu besichtigen. Ausgestellt ist mährisch/slowakische Irdenware des 19./20. Jhs. und eine Gruppe Habanergeschirr (Irdenware und Fayence). Es gibt eine kleine Begleitschrift (Habánská Keramika a Lidová Hřncina).

Ergebnisse: Der Kreis der Teilnehmer setzte sich wiederum aus altgedienten und neuen Mitgliedern zusammen. Neu waren Kolleginnen und Kollegen aus Ungarn, Österreich, Polen, Rumänien und der Bundesrepublik Deutschland. Die Referate erbrachten eine Fülle neuen Materials, vor allem aufgrund von Ausgrabungen, demonstrierten neue Gesichtspunkte, z. B. die Verbindung zum Brauchtum, vermittelten Übersichten zu speziellen Themen und gewährten Einblicke in die Keramikgeschichte und -forschung anderer Länder. Die Möglichkeit, den Symbolgehalt mancher Motive südosteuropäischer Keramik zu klären, verstärkt die Aufgabe, auch mitteleuropäische Keramik unter diesem Gesichtspunkt zu sehen. Die Beispiele staatlicher Förderung von Volkskunst, hier der Töpferei, in einigen Ländern, führten zu gegensätzlichen Formulierungen: a) Da der Austausch Produzent/Konsument nicht mehr erfolgt, muß eine dritte (unabhängige) Stelle beratend helfen. b) Der Kunstsachverständige kann das ursprüngliche Korrektiv nicht ersetzen, die Gefahr des Mißbrauchs entsteht. Wer

hier vorschnell nur die zweite Möglichkeit gelten läßt, sollte den Wildwuchs bei der Vermarktung handwerklich hergestellter Keramik bei uns nicht übersehen.

Ingolf Bauer, München, und Hermann Steininger, Perchtoldsdorf

Volkkultur und Identität

Bericht über die 8. Güssinger Begegnung 1981, 20. bis 24. September 1981

Auf der Suche nach der verlorenen und wiedergefundenen Heimat befand sich diese 8. Güssinger Begegnung von Mundartforschern, Mundartdichtern und Freunden der Volkskultur. Anlässlich der 60jährigen Zugehörigkeit des Burgenlandes zu Österreich galt es diesmal, den „Beitrag der Volkskultur zur geistigen Selbstfindung des Landes“ zu beleuchten.

War der Eröffnungsvortrag von Rudolf Fochler „Was ist Volkskultur“ den Problemen eines Kultur- und vor allem „Volkskultur“-Begriffes gewidmet, wobei Kultur auch als „Orientierungsmuster für sicheres soziales Verhalten“ charakterisiert wurde und gerade Äußerungen und Objekten der „Volkskultur“ Funktion und Zweckgebundenheit als Differenzierung zur „Hochkultur“ zugesprochen wurde, ging Franz Probst auf „Die Volkskultur in der Kulturpolitik der Ersten Republik“ näher ein und hob die Leistungen einer Kulturpolitik als Sozialpolitik hervor in einer Zeit, da in vielen Bereichen, etwa der Schule, noch Strukturen der Ära vor dem Anschluß des Burgenlandes an Österreich gültig waren und auch die landeskundliche Forschung erst in Ansätzen da war. Bertl Petrei belegte seine Hypothesen einer generativen Ethnographie mit Beispielen aus dem Burgenland, nach der der Mensch für die Hervorbringung neuer Verhaltensweisen einen Bestand an Mustern braucht, die wiederum allgemein verständlich sind und „wiederwertet“ werden können.

Mit Beispielen aus der Praxis unterlegte Gerlinde Haid ihre Ausführungen zu „Volkslied – Volkstümliches Lied – Schlager – Liedermacher“, ebenso Harald Dreö, Karl Horak und Sepp Gmasz, die über die „Volksliedforschung im Burgenland“ und „Volksmusik und Volkstanz“ sprachen.

Eine Exkursion führte die Tagungsteilnehmer ins Österreichische Freilichtmuseum nach Stübing; die Führung durch das Museum mit Erläuterungen „Zur burgenländischen Sachkultur“ besorgte Hans Lunzer, der auch die Tagungsorganisation innehatte.

Der letzte Tag war der Literatur vorbehalten. Franz Probst referierte über „Burgenländische Dichtung als Mittel zur Selbstfindung“, und Eugen Mayer las unter dem Titel „Miteinander aufgewachsen“ Ausschnitte aus einem kürzlich erschienenen Buch.

Resümierend sei im Anschluß an diese 8. Tagung der Gedanke einer Öffnung geäußert, und zwar in bezug auf neue Teilnehmerschichten, sei es nun eine Annäherung an andere literaturproduzierende Kreise im Burgenland oder eine

stärkere Orientierung auf volkskundliche Probleme hin; vielleicht könnte man so durch intensivere Aufarbeitung in den Referaten einer Lösung anstehender Fragen näherkommen.

Barbara Mersich

**Volkskunde beschäftigt sich mit dem Thema „Tod“
Bericht von der Tagung der Görres-Gesellschaft in Passau
vom 3. bis 7. Oktober 1981**

Die Sektion Volkskunde der Görres-Gesellschaft entwickelte sich in den letzten Jahren zu einem bemerkenswerten Forum des Faches. Das wird augenscheinlich durch die von Wolfgang Brückner und Nikolaus Grass besorgte Herausgabe der neuen Folge des „Jahrbuches für Volkskunde“ unterstrichen. Die Publikationsreihe enthält jeweils die Referate der vorausgegangenen Sektionstagung und gibt darüber hinaus Einblick in die von der Görres-Gesellschaft initiierte, primär historisch und international ausgerichtete Forschung vorwiegend auf dem Gebiet der Religiösen Volkskunde. Rechtzeitig zum Beginn der Tagung in Passau, die vom 3. bis 7. Oktober dauerte, erschien nun bereits der 4. Band.

Das für die Tagung gewählte Thema „Tod und Totengedenken“, das lange Zeit von der Gesellschaft und von der Forschung tabuisiert wurde, erfährt gegenwärtig von verschiedenster Seite neue Beachtung. Wolfgang Brückner, der Organisator der Tagung, lenkte daher bewußt das Augenmerk auf dieses wichtige Kapitel menschlichen Daseins, um einerseits die alte Tradition volkskundlicher Forschung auf diesem Gebiet zu unterstreichen und um andererseits den neuen Trend zu rezipieren. In seinem an den Schluß der Tagung gesetzten Referat über „Das alte Thema Tod im Boom der neuesten Literatur“ gab er einen Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand und erhob damit gleichzeitig die Forderung an die Volkskunde, sich wieder stärker mit diesem Thema zu beschäftigen.

Die weiteren Referate behandelten das Beinhaus und das Totenbrett, zwei „klassische“ Phänomene der Volkskultur, die jedoch in einen neuen Zusammenhang gestellt wurden. Vom Mittelalter bis zur Aufklärung bestimmte die Sekundärbestattung in Beinhäusern die Begräbnissitte. Wie Regula Odermatt-Bürgi aus Stans/Schweiz in ihrem Beitrag über „Beinhäuser der Innerschweiz. Volkscundliche Aspekte“ aufzeigte, waren die Beinhäuser Zentrum des Totengedenkens, ein Ort des Aberglaubens, aber auch der Kommunikation. Sie nahmen einen wichtigen Platz innerhalb der Gemeinde ein. Fritz Markmiller stellte architekturgeschichtliche Untersuchungen an und berichtete über die Ergebnisse seiner Bemühungen um eine Bestandsaufnahme der „Kärner in Niederbayern“, die früher allgemein verbreitet waren. Mit der Verlegung der Friedhöfe von der Kirche an den Rand der Dörfer setzte ein starker Verfall der nun funktionslos gewordenen Beinhäuser ein, beziehungsweise erfolgte eine Umfunktionierung dieser Gebäude.

Damit im Zusammenhang ergibt sich nun aber, wie Walter Hartinger in seinem äußerst beachtenswerten Vortrag aufzeigte, ein völlig neuer Ansatzpunkt für die Bewertung der Totenbretter. Ausgangspunkt seiner „Überlegungen zu Nomenklatur und Genese eines Brauches“ bildete eine Funktionsanalyse, die verdeutlichte, daß das seit der Urzeit im Totenbrauch verwendete Brett erst ab 1800, also seit der Auflassung der Beinhäuser, sich vom Bahrbrett zum Verkünd- und Gedenkbrett wandelte und daß erst mit dieser Funktion der Begriff des „Totenbrettes“ verbunden sei. Nicht die Suche nach dem Ursprung, sondern erst die historische Verfolgung des Phänomens vermögen seine Entwicklung und seinen Stellenwert ergründen. Mit zahlreichen Bildern führte anschließend Reinhard Haller das dem Zeitgeist unterliegende Erscheinungsbild der Totenbretter im Bayerischen Wald, seine Hersteller mit ihren Spruchtraditionen, die Standorte und den durch vereinsmäßige Betreuung zum regionalen Symbol stilisierten Bedeutungswandel des Totenbrettes vor Augen. Hier ist erstmals eine umfassende Dokumentation der Totenbretter im Entstehen.

Am Nachmittag des ersten Tages wurde den Teilnehmern auf einer Exkursion die Gelegenheit geboten, den sehenswerten Karner und das von Fritz Markmiller vorbildlich gestaltete Museum der Stadt Dingolfing zu besichtigen. Bei einer Zwischenstation wurde dem prächtigen, von den Brüdern Asam ausgestatteten ehemaligen Zisterzienserkloster Aldersbach mit seiner interessanten Santa casa ein Besuch abgestattet. Bei einem gemeinsamen Abendessen, bei dem eine heimatkundliche Bücherschau auch für geistige Nahrung sorgte, wurde zwar kurzfristig das Tagungsthema in den Hintergrund gedrängt, man freut sich aber schon heute auf den 5. Band des Jahrbuches, der die reichen Ergebnisse dieser Tagung enthalten wird.

Franz J. Grieshofer

**Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauches
Bericht vom 23. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde
in Regensburg vom 6. bis 11. Oktober 1981**

Die Tagungen der DGV zählen zu den größten wissenschaftlichen Veranstaltungen des Faches Volkskunde. Ihre Thematik ist ein Gradmesser gegenwärtiger Trends und Forschungsprobleme. Dies gilt besonders auch für das diesmalige Thema „Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauches“, das entgegen der sozialwissenschaftlichen Orientierung eine stärkere Hinwendung zur Sachforschung signalisiert und der museologischen Arbeit wieder mehr Beachtung schenkt.

Bereits der Eröffnungsvortrag, der im traditionsreichen Reichssaal im Alten Rathaus von Regensburg vor der Prominenz aus Politik und Wissenschaft und 400 Teilnehmern von Utz Jeggle aus Tübingen gehalten wurde, brachte eine Besinnung auf den Wert der Sachen, den dieser im Leben der Menschen einstmals hatte und der nun in der Überflußgesellschaft keine Rolle mehr spiele. Ange-

sichts der Rohstoff- und Energieknappheit und eines sinnlosen Konsumzwanges müsse man die Forderung von K. Marx, daß der Mensch aufgerufen sei, seine Bedürfnisse zu entwickeln, relativieren. Wir stünden nämlich an einer Schwelle, wo dieser Satz ins Unsinnige kippe.

Anschließend an den Eröffnungsvortrag waren die Teilnehmer ins Stadtmuseum von Regensburg zu einem Empfang geladen.

Das Programm der Tagung sah vor, daß an den folgenden Tagen jeweils drei Referate zu Rahmenthemen gehalten wurden, die im Anschluß am Nachmittag in Sektionen mit Korreferaten und ausführlichen Diskussionen vertieft wurden. Man hatte dadurch oft die Qual der Wahl. Zum Thema Bedürfniswandel und Sachkultur stellte Konrad Bedal in seinem Referat „Umbau, Ausbau, Neubau“ die Tatsache in den Vordergrund, daß die volkskundliche Hausforschung bisher meist den Idealtyp in den Vordergrund gestellt habe und dabei übersah, daß der Um- und Ausbau an den Gebäuden den Normalfall darstelle. Ulrich Tolksdorf untersuchte die Schnellimbisse als Teil unserer gegenwärtigen Kultur und machte hierfür die Kriterien schnell, öffentlich, ambulant und elementar geltend, in denen er den Ausdruck eines Freiheitsbedürfnisses erblickt. Dies wird gemeinhin auch für die Blue jeans angenommen. Wolf-Dieter Könenkamp machte dafür aber auch das modische Vorbild und vor allem wirtschaftliche Gründe verantwortlich. Nils-Arvid Bringéus stellte in seinem zusammenfassenden Referat die enge Wechselwirkung von Bedürfnis und Sachkultur heraus, indem er betonte, daß jeder Wandel der Bedürfnisse auch einen Wandel der Sachen bewirke bzw. aus dem Wandel der Sachen auf neue Bedürfnisse geschlossen werden könne. Diese Feststellung kann als Schlüsselsatz volkskundlicher Arbeitsweise verstanden werden. Unter diesem Gesichtspunkt standen auch die Vorträge von Peter Assion, „Kulturelle Auswirkungen neuer landwirtschaftlicher Arbeitsmittel“, und von Andreas Kuntz, „Innovation im handwerklichen Arbeitsbereich“.

Unter dem Aspekt von Gebrauch und Aneignung betrachtete Helmut P. Fielhauer den Umgang mit industriellen Arbeitsmitteln, wobei er betonte, daß im Gegensatz zum Bauern oder Handwerker der Arbeiter wohl in den Gebrauch der Arbeitsmittel gelange, daß ihm aber die Aneignung der Produkte weitgehend vorenthalten bleibe. Es sei bei der industriellen Arbeit von einer Enteignung zu sprechen.

In einem öffentlichen Abendvortrag zeigte Ingeborg Weber-Kellermann an Hand der Geschichte der Kinderkleidung im 19. Jahrhundert auf, daß sich daran gesellschaftliche Zusammenhänge und Strukturen ablesen lassen.

Unter dem Generalthema „Dinge als Zeichen“ untersuchten Lenz Kriss-Rettenbeck die Bedeutungsgeschichte der Devotionalien, Bernward Deneke den Quellenwert der Photographie für die Volkskunde, wobei es vor allem den Standpunkt des Fotografen zu ergründen gelte, und Christine Burckhardt-Seebass hob wieder einmal hervor, wie sehr die Abschnitte des Lebens von Symbolen markiert seien. Auch zu diesen Vorträgen gab es wieder Sektionsveranstaltungen. Zum Generalthema sprach abschließend Klaus Beitzl, wobei er die methodische Bewältigung des Objektes im Museum in den Vordergrund seiner

Ausführungen und neuere Arbeiten zur Bewertung und Systematik der Sachgüter zur Diskussion stellte.

In der Schlußdiskussion wurde bemängelt, daß die Arbeiten der Symbolforschung zu wenig beachtet, daß die Referate zu allgemein gehalten und zu wenig aktuelle Forschungsergebnisse berücksichtigt worden seien. Dennoch kann die Tagung als ein Zeichen genommen werden, daß die Volkskunde sich wieder stärker mit ihrem ureigensten Forschungsobjekt auseinanderzusetzen beginnt. Unter diesem Aspekt war die Tagung ein Gewinn.

Franz J. Grieshofer

Volkskunde und ICOM

Bericht von der 12. Generalkonferenz und der 13. Generalversammlung des ICOM in Mexico City vom 25. Oktober bis 4. November 1980

Der Berichterstatter hat in seiner Eigenschaft als Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde und als Mitglied des Österreichischen Nationalkomitees von ICOM an der 12. Generalkonferenz als Fachvertreter der österreichischen volkskundlichen Museen und Sammlungen und an der 13. Generalversammlung von ICOM zusammen mit Fachkollegen anderer österreichischer Museen als offizieller österreichischer Vertreter und Wahlmann teilgenommen.

Neben der Teilnahme an den Plenarsitzungen der 12. Generalkonferenz, die dem Kongreßthema „World's Heritage – The Museum's Responsibilities“ gewidmet waren, hat sich Klaus Beitzl insbesondere an der Arbeit von zwei internationalen Fachkomitees beteiligt, und zwar:

1. CIMCIM (Internationales Fachkomité für Museen und Sammlungen von Musikinstrumenten) mit einer Schwerpunktbildung (Arbeitsgruppe) betreffend „Katalogisierung und Klassifikation von Volksmusikinstrumentensammlungen“. Im Hinblick auf das gegenwärtig laufende Forschungsprojekt des Österreichischen Museums für Volkskunde zur Erarbeitung eines wissenschaftlichen Bestandskataloges sämtlicher Volksmusikinstrumente in der Sammlung des Museums und der geplanten Herausgabe einer Modellveröffentlichung zur weiteren Vorbereitung eines gesamtösterreichischen Corpus der Volksmusikinstrumente hat die Teilnahme an dieser Arbeitsgruppe und die Knüpfung weiterer internationaler Kontakte klare Gewinne gebracht. Österreichischerseits konnte der Katalog „Volksmusikinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek“ (Wien 1979) als Beitrag vorgelegt werden. Durch die Begründung einer Mitgliedschaft des Österreichischen Museums für Volkskunde beim CIMCIM ist die fortgesetzte Verbindung zwischen unserem Museum mit seiner bedeutenden österreichischen Volksmusikinstrumentensammlung und der internationalen Fachinstitution nunmehr gewährleistet.

2. ICME (Internationales Fachkomitee für ethnographische Museen). Die bisherige Arbeit dieses internationalen Fachkomitees war fast ausschließlich auf Themen und Probleme der im engeren Sinn völkerkundlichen Museen ausgerichtet. Diese Vernachlässigung spezifisch volkskundlicher Fragestellung, die mehrfach als grundsätzlicher Mangel beklagt worden ist, hat während der 12. Generalkonferenz zur Gründung einer selbständigen Arbeitsgruppe mit der Bezeichnung „Artes populares – Folk Arts Working Group“ geführt, an welcher der Berichterstatter und das Österreichische Museum für Volkskunde beteiligt sind. Diese Arbeitsgruppe innerhalb des ICME soll den Erfordernissen einer in der Gegenwart sehr beträchtlich zunehmenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Volkskunst in ihrer verschiedenen zeit-, regional- und schichtenspezifischen Ausprägung als Ausdruck der kulturellen Identität gegebener Gemeinschaften seitens der Volkskundemuseen mit ihrer Verantwortung der Bewahrung eines weltweiten Kulturerbes künftighin entsprechen. Ein erster Arbeitsplan in vier Abstufungen konnte festgelegt werden. Klaus Beitzl wurde als ständiger Mitarbeiter in die Arbeitsgruppe aufgenommen.

Besondere Kenntnisse und Einsichten in die Beschaffenheit und Arbeitsweise der im engeren Sinn volkskundlichen mexikanischen Museen bzw. der volkskundlichen Abteilungen komplexer mexikanischer Museen konnten durch eingehende Museumbesuche in Begleitung der zuständigen Fachkollegen in der Hauptstadt (Museo Nacional de Antropología, Museo Nacional de Arte e Industria Populares, Museo de las Culturas) und in der Provinz (Regionalmuseum in Oaxaca, Anthropologisches Museum mit Sammlung religiöser Kunst in Tepotzotlán, Museum für religiöse Volkskunst in Puebla usw.) gewonnen werden. Insbesondere konnten auf Grund persönlicher Kontaktnahme Möglichkeiten und auch Schwierigkeiten des in den Vereinbarungen des zwischenstaatlichen österreichisch-mexikanischen Kulturabkommens vorgesehenen Austausches von volkskundlichen Ausstellungen erörtert werden.

Der Aufenthalt während des Kongresses in Mexiko City und die ausgezeichnete Möglichkeit fachlich geleiteter Exkursionen in mehrere Landesteile Mexikos mit dem Besuch nicht nur von regionalen Museen, Sammlungen sowie archäologischen Ausgrabungsstätten, sondern auch von heutigen Kultstätten (Wallfahrten), Märkten, ländlichen Siedlungen und dörflichen sowie kleinstädtischen Handwerksbetrieben vermochten einen vorzüglichen Einblick in das vom Standpunkt der europäischen Historischen Volkskunde in ganz besonderem Ausmaß bedeutungsvolle kulturelle Erbe Mexikos aus der spanisch-katholischen Kolonialzeit und sein vielfach noch ungebrochenes Nachleben in der Gegenwart zu vermitteln.

Der Aufenthalt an verschiedenen Orten in Mexiko hat es ermöglicht, weitgehend unerreichbare volkskundliche Fachliteratur über Mexiko für die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde anzukaufen.

Der Berichterstatter hat für den Herbst einen volkskundlichen Fachvortrag im Rahmen des Vereins für Volkskunde in Wien angekündigt, in welchem über die speziellen volkskundlichen Aspekte der gemeinsamen Reise nach Mexiko eigens berichtet werden soll.

Die Reise wurde vom Präsidenten des Österreichischen Nationalkomitees, Hofrat Dipl.-Ing. R. N i e d e r h u e m e r, in ganz vorzüglicher Weise vorbereitet, wofür der Berichterstatter auch seinen ganz persönlichen Dank aussprechen darf. Dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung ist an dieser Stelle zu danken, daß die Kosten der von ihren Ergebnissen her gesehen wohl gerechtfertigten großen Reise abgedeckt werden konnten.

Klaus Beitzl

Literatur der Volkskunde

Der Schlern. Register für die Jahrgänge 1920–1978. (Verfasser-, Personen-, Orts-, Sach- und Bildregister). Zusammengestellt von Hans Grießmair. 500 Seiten. Bozen 1981, Verlagsanstalt Athesia.

Der wuchtige Band, vom Hauptschriftleiter des „Schlern“ selbst erarbeitet, liegt vor und erfreut jeden Benützer durch seine Fülle wie durch seine kluge Anordnung der Kapitelinhalte und durch die Register, die bei über 10.000 Nummern unentbehrlich erscheinen. Die überaus inhaltsreiche, immer lesenswerte Südtiroler Zeitschrift ist seit ihrem Bestehen auch der Volkskunde aufgeschlossen. Grießmair, selbst geschulter Vertreter des Faches, hat nicht weniger als 1308 Beiträge in 58 Jahrgängen der Volkskunde zuordnen können. Man fragt sich wieder einmal, was die Hersteller solcher Register, aber auch die Verfasser von Verlags- und Antiquariatskatalogen und ähnlichen Erscheinungen wohl tun würden, wenn eine größere Allgemeinheit sich der Meinung einiger Sektierer angeschlossen hätte, und für „Volkskunde“ einen schwer begreiflichen Ersatzausdruck als bindend angenommen hätten. Mit unserem alten Fachtitel stellen wir längst in der „literarischen Welt“, wenn man einmal so sagen will, einen Begriff dar, alle, die damit in dieser Art arbeiten, wissen sehr gut, was dann jeweils hier hineingehört. Das ist auch beim „Schlern“ so, und nicht zuletzt deshalb ist dieser Registerband ein so zuverlässiges Nachschlagewerk geworden.

Wenn Grießmair in seinem knappen Vorwort meint, er habe diese Aufgabe, nämlich das gewaltige Registerwerk zu schaffen, „wohl in einem Anflug von Leichtsinne“ auf sich genommen, so können wir nur sagen: Wohl uns, daß es immer noch solche „Leichtsinnige“ gibt. Der Dank der vielleicht Schwerblütigeren wird ihnen gewiß sein.

Leopold Schmidt †

Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Im Auftrag der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. Herausgegeben von Erhard Riemann. Bd. 21, 1978: 372 Seiten; – Bd. 22, 1979: 332 Seiten; – Bd. 23, 1980: 302 Seiten. Marburg an der Lahn, N. G. Elwert Verlag.

Unter der zielbewußten Leitung von Erhard Riemann sind seit unserer letzten Besprechung schon wieder drei weitere Jahrgänge erschienen, die wie ihre Vorgänger gute Beiträge aus dem ganzen weiten deutschen Osten enthalten. Man mag etwa die Sagenwelt vornehmen, und findet Beiträge von Konrad Wytych (Bergmannssagen in Oberschlesien) oder von Alfred Cammann (Fenisleute in der Sagenwelt des Odergebirges). Dann Brauchtum, wie etwa von Richard Wolfram (Die Hochzeitsbräuche in Deutsch-Pilsen) oder Walter Hartinger (Marien-, Wenzel- und Nepomukwallfahrten in Böhmen). Oder Bildende Volkskunst, so etwa von Georg Bernatzky (Die Hinterglasmaler-Familie Rohrbach in Kaiserswalde, Schlesien) oder von Josef Lanz (Die Krippenschnitzer-Familie Wittig, Grafschaft Glatz). Auch das Gerätewesen kommt zur Geltung, etwa in den Beiträgen von Erhard Riemann (Der Klingerstock in Ost- und Westpreußen) oder von Dietmar Wagner (Bäuerliche Arbeitswagen in Ost- und Westpreußen). Man sieht, vielfach Themen, die auch bei uns behandelt wurden und werden.

Darüber führen nicht selten forschungsgeschichtliche und methodische Aufsätze hinaus, so beispielsweise von Hans-Achim Schubert (Siebenbürgische Emigrantenvereine in Deutschland, Österreich und den USA) oder von Rolf Wilhelm Brednich (Zur Anwendung der biographischen Methode in der volkskundlichen Feldforschung). Auch auf den Beitrag von Karl Ilg (Vom Zillertal über Schlesien nach Chile – Wege deutscher Auswanderer – Zur 125-Jahr-Feier der Tiroler in Chile) soll in diesem Zusammenhang hingewiesen werden. Manche Beiträge versuchen, Themen zu erfassen, die sich vielleicht noch gar nicht so richtig greifen lassen, so etwa Konrad Wytych mit seiner „Eingliederung jugendlicher Spätaussiedler aus den Staaten des Ostblocks in der Bundesrepublik Deutschland“. Über diese Problematik gehen die gediegenen Untersuchungen von Ulrich Tolksdorf hinaus, der sich wieder mit einem seiner Hauptarbeitsgebiete beschäftigt: „Essen und Trinken in alter und neuer Heimat – Zur Frage des Geschmacks-Konservatismus“.

Von besonderer Wichtigkeit sind wie immer die biographischen Beiträge, also Nachrufe und Würdigungen. In diesem Fall hat Horst Kühnel zum Gedächtnis von Hertha Wolf-Beranek geschrieben, und Anton Tafferner über Eugen von Bonomi, der für die ungarndeutsche Volkskunde doch viel bedeutet hat. Werner Vetter hat den Nachruf für den bedeutenden Oberschlesier Alfons Perlick verfaßt. Man merkt, wie hier allmählich eine ganze Generation dahingeht, die noch ganz persönlich mit dem Geschehen um und nach dem zweiten Weltkrieg verbunden war. Es ist vielfach eine recht unglückliche Geschichte, und diejenigen, die sich allen Widerwärtigkeiten zum Trotz damals wie später immer wieder der Volkskunde verschrieben hatten, haben es größtenteils lange Zeit recht schwer gehabt, menschlich vielleicht noch mehr als sachlich, denn im sachlichen Bereich konnte ihnen doch manche Hilfe geboten werden. Wer dieses umfangreiche Kapitel unserer Sammlungs- und Forschungsgeschichte einmal zusammenfassend darstellen wird, dem wird besonders in diesen Nachrufen des verdienstvollen „Jahrbuches“ viel an Stoff geboten sein. Manchmal sogar nicht nur persönliches Gedenken, sondern auch mehr oder minder ausführliche Bibliographien, die ja doch am ehesten und objektivsten weiterhelfen werden.

Leopold Schmidt †

Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde. Herausgegeben von Louis Carlen. Bd. 3. Zürich 1981, Schulthess Polygraphischer Verlag. 258 Seiten, 142 Abb. im Text sFr. 56,—.

Louis Carlen setzt, wie bekannt, die bedeutende Arbeit zur Rechtsvolkskunde so fort, wie wir sie von Nikolaus Grass und von Hermann Baltl, um nur zwei besonders bedeutende österreichische Vertreter dieser Sparte zu nennen, gewohnt sind. Seine „Forschungen“, die offenbar Jahrbuch-Charakter haben, erscheinen nunmehr bereits mit einem 3. Band, und jedesmal sind Österreicher als Verfasser und österreichisches Rechtsbrauchtum als Thema stark vertreten. Das ist also ein zusätzlicher Grund, um den Band hier wieder kurz anzuzeigen. Es sei im besonderen auf die wichtige Arbeit des Grazers Gernot Kocher über den „Sachsenspiegel“ hingewiesen, die sich mit Unterstützung vieler Abbildungen über den „Ausagewert mittelalterlicher Rechtsillustrationen“ ausläßt. Ebenfalls von großer Wichtigkeit erscheint uns die Arbeit „Prolegomena zu einer Rechtsarchäologie Salzburgs“ von Peter Putzer. Auch in diesem Fall können viele Rechtsaltertümer, von den Sühnekreuzen bis zu den Zunftzeichen abgebildet werden, der Bestand ist offenbar viel größer, als bisher allgemein bekannt war. Eine Reihe von Arbeiten beschäftigen sich mit schweizerischen Problemen. So behandelt Felicitas Furrer „Rechtsaltertümer aus St. Gallen“, Gottfried Boesch bringt „Miszellen zu schweizerischen Zeremonialschwertern“, und Josef Wiget schreibt aufschlußreich über „Volkskunde um das Schwyzer Rathaus“. Aber auch die anderen Beiträge erscheinen lesenswert, so nicht zuletzt der Schlußbeitrag von Louis Carlen selbst über „Rechtliches in norditalienischen Sagen“. Hier würde wohl noch ein weites Feld offenstehen. Das Gebiet ist und bleibt eines der Kern-Volkskunde besonders nahes, und die Bindung an die „Sachen“ der Rechtsarchäologie stets sehr aufschlußreich.

Leopold Schmidt †

Südmährisches Jahrbuch. 24.–30. Jahrgang, 1975–1981. Herausgegeben vom Südmährischen Landschaftsrat in der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Geislingen an der Steige.

Auf die Bände dieses „Südmährischen Jahrbuches“ sei hingewiesen, weil sie jeweils eine Reihe von volkskundlichen Beiträgen enthalten, die sonst leicht übersehen werden könnten. Besonders bemerkenswert sind die Beiträge zur Volkssage in Südmähren, von der ja an sich schon seit langem, auch in unserer Zeitschrift (vgl. z. B. ZÖVI, S. 306) Aufzeichnungen bekanntgemacht wurden. Aber mit besonderer Intensität beschäftigt sich Alexander Franz Fleischer in Wien damit, der 1981 schon die 7. Folge seiner „Volkssagen und Erzählungen aus dem Frainer Ländchen“ vorlegen konnte. Das Erscheinen von jeweils etwa einem Dutzend Aufzeichnungen in diesem Jahrbuch mag für dessen Leser recht anregend sein. Aber eines Tages sollte Fleischer doch seine gesammelten Aufzeichnungen in einem eigenen Band vorlegen, das wäre für die weitere Sagenforschung sicherlich von Nutzen.

Leopold Schmidt †

Franz Hafner, Steiermarks Wald in Geschichte und Gegenwart. Eine forstliche Monographie. 396 Seiten, 66 Abb. auf Tafeln. Wien 1979, Österreichischer Agrar-Verlag.

Eine vorzügliche Monographie, von uns aus als hilfswissenschaftliche Stütze zu begreifen. Denn Waldgeschichte, Geschichte der Holznutzung, gehört gerade in unseren Kernländern unbedingt zu den Voraussetzungen einer ländlichen Volkskunde. Der emeritierte Grazer Professor Franz Hafner hat eine ganze Summe vorzüglich erarbeiteter Fakten eingebracht, von der Regelung der Waldnutzung, wie sie die mittelalterlichen Taidinge vorschrieben, bis zur Gegenwart. Vom 16. bis zum 19. Jahrhundert wird ein ganzes „Zeitalter der Waldordnungen“ mit den Originaltexten bzw. Auszügen faßbar. Verhältnisse wie die der Waldnutzung zum Bergwesen sind ebenso behandelt wie die auch großgerätekundlich bemerkenswerten Anlagen zum Holztransport, mit Riesenbau und Flößerei. Selbstverständlich fehlt die Brandwirtschaft ebensowenig wie ein Überblick über Jagd und Fischerei, und ein Rundblick über die Hüter des Waldes, vom wirklichen „Waldhüter“ über die Förster, Forstmeister usw. bis zu den Forsttechnikern von heute. Da wäre wohl in mancher Hinsicht von uns aus noch anzuschließen, denn gesellschaftliche Stellung, Tracht und auch Brauch und Lied haben die Jäger ebenso wie die Förster immer von ihrer bäuerlichen Umwelt abgehoben, was übrigens auch ein Kapitel mehr oder minder trivialer Literatur des 19. Jahrhunderts wäre. Wenn man von hier aus auf die im Wald arbeitenden Menschengruppen, also die eigentlichen „Waldarbeiter“ und ihre Geräte usw. zurückblickt, wird man bei Hafner ebenfalls gute sachliche Grundlagen zu jeder weiteren Behandlung des Themas finden. Mit reichen Literaturangaben und gutem Register also ein wirklich hilfreiches Werk.

Leopold Schmidt †

Johann Anton Friedrich Reil, Der Wanderer im Waldviertel. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Häusler. 168 Seiten, mit mehreren Abb. im Text. Wien 1981, Österreichischer Bundesverlag. S 228,-.

Der aus Ehrenbreitstein stammende Hofburgschauspieler Reil hat sich im frühen Biedermeier das Viertel ober dem Manhartsberg in Niederösterreich erwandert. 1823 ist sein „Wanderer im Waldviertel“ erschienen, das eine Art von romantischem Fußwanderer-Tagebuch war. In späteren Jahren erwanderte er sich die kaiserlichen Herrschaften im Strudengau und schuf daraus sein „Donauländchen“, das 1835 erschien und volkscundlich bei weitem bedeutender als das Erstlingswerk des Schauspieler-Schriftstellers war.

Das lebenswürdige Büchlein von 1823 hat der in Niederösterreich besonders wohlbewanderte Historiker Wolfgang Häusler nunmehr neu herausgebracht. Fast ein Drittel des Buches macht seine gediegene Forschungsgeschichte aus, mit der er Reil und sein Werk in den Zusammenhang der niederösterreichischen Landeskunde stellt. Das bleibt auch dann wichtig, wenn man bald erkennt, daß bei Reil wie auch bei Häusler von Volkskunde nicht die Rede ist. Daran mag man denken,

wenn man S. 49 liest: „Die Zeit des Biedermeier entdeckte die Mundart des Volkes. Man sammelte Volkslieder und versuchte sich in Dialektdichtungen.“ War das bei Reil der Fall, – oder wo sind die Volksliedaufzeichnungen der Zeit aus dem Waldviertel? Da fehlt nun jeder Hinweis, und doch hätte Häusler wenigstens auf die Sonnleithner-Sammlung von 1819 eingehen können, wo sich doch immerhin die Aufzeichnungen aus Höchenberg bei Weitra finden, wie jene aus Arbesbach, oder die aus Unser Frau am Sand (Walter Deutsch – Gerlind Hofer, Die Volksmusiksammlung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, 1969, S. 104 f., 106 f., 113 f.). Man kann nur hoffen, daß dann, wenn vielleicht einmal eine Neuauflage des „Donauländchens“ erfolgen sollte, die Kommentierung der volkswissenschaftlichen Teile des Reilschen Buches nicht fehlen wird.

Leopold Schmidt †

Ingeborg Weber-Kellermann und Regine Falkenberg, Was wir gespielt haben. Erinnerungen an die Kinderzeit. 366 Seiten, mit zahlreichen Abb. Frankfurt am Main 1981, Insel Verlag, DM 36,-.

Kindheitserinnerungen sind, wie schon öfter hingewiesen wurde, eine sehr beachtliche Quelle für die Volkskunde. Ingeborg Weber-Kellermann hat sie anlässlich der Arbeit an ihrem großen, sehr stoffreichen Werk „Die Kindheit“ (Frankfurt 1979) ausführlich kennengelernt und benützt. Hier wird nun der gesammelte Stoff, 80 Beispiele aus zwei Jahrhunderten, einigermaßen geordnet vorgelegt. Es geht um 12 Kapitel, das erste beginnt mit „Erster und Letzter“ und das zwölfte schließt mit „Vorhang auf und zu“, also dem kindlichen Theaterspielen. Die verschiedensten Gruppen von Straßenspielen werden angesprochen, also „Verstecken“ ebenso wie „Begräbnisspiele“ und auch „Kriegsspiele“. „Mut- und Kraftproben“ fehlen ebensowenig wie „Familien-Nachahmungsspiele“. Es scheint ein gewisser Wert darauf gelegt, Schilderungen von Spielen oder spielähnlichen Handlungen herauszustellen, die sich nicht in die üblichen Gruppen von „Kinderlied und Kinderspiel“ einordnen lassen, wie sie durch Böhme, durch Lewalter-Schläger oder durch Wehrhan immerhin seit langem gegeben sind. Ausgriffe auf „Deutungen“ etwa im Sinn von Karl Haiding werden überhaupt abgelehnt. Dagegen scheinen Anregungen von mehr oder minder sozialpsychologischen Autoren wie Rühmkorf oder Borneman eher aufgegriffen.

Der umfangreichen Sammlung, die Zeugnisse von sehr bekannten wie von ganz unbekanntem Schriftstellern enthält, ist ein Nachwort beigegeben, in dem Frau Weber-Kellermann ihre Einstellung zu den „Spielenden Kindern und ihrem Gesetz“, zur „Spielforschung aus volkswissenschaftlicher Sicht“, zu den „Einteilungskategorien und Gattungsbegriffen“ wie zu den „Spieltheorien“ darlegt. Die kulturhistorische Volkskunde, die zu dem weiten Themenbereich schon manches zu sagen hatte, kommt nicht gut weg. Man hat den Eindruck, daß dieser immerhin seit langem auch als volkswissenschaftlich bewertete Bereich einfach nicht volkswissenschaftlich kommentiert werden sollte. Man ist daher schon dankbar, daß ein gutes Verfasser- und Quellenverzeichnis und ein „Register der Spiele“ geboten werden.

Leopold Schmidt †

Margarete Baur-Heinhold, *Alte Bauernstuben*. Dönsen, Küchen und Kammern von den Alpen bis zur See. 216 Seiten mit 362 einfarbigen und 20 vierfarbigen Abb. sowie einigen Strichzeichnungen. München 1979, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 79,-.

Aus dem schlanken Band „Deutsche Bauernstuben“ von 1961 ist also nun eine starke Callwey-Publikation geworden, ohne daß das Buch seine Eigenart verloren hätte. Es gab und gibt vielfach doch noch diese wichtigsten Wohnräume des Hauses im deutschen Kulturgebiet, und sie existieren auch immer noch in der so charakteristischen Zweiteilung, die man grob als „Oberdeutsch“ und „Niederdeutsch“ ansprechen kann.

Was hier geboten wird, sind vor allem den schau- und photographierbaren Objekten nach vielfach Musterbeispiele, die in Museen stehen. Die wie immer vorzüglichen Bilder von Helga Schmidt-Glassner sind in sehr vielen Sammlungen, auch weniger bekannten, entstanden, wir nennen hier aufs Geratewohl nur Kramsach, Ballenberg, Bern (Historisches Museum), Glentleiten, Starnberg (Fischerhäusl), Amerang (Freilichtmuseum), Schliersee, Illerbeuren, Thann in der Rhön, und hoch oben im Nordwesten Bad Zwischenahn, von den bekannten großen Sammlungen, den vielbesuchten Freilichtmuseen also ganz abgesehen, die selbstverständlich fast alle auch ausgewertet wurden. Die Bilder an sich sind eigentlich immer gut, es geht nur wie öfter bei den Callwey-Bänden: Es sind zu viele Bilder auf den Seiten, drei bis vier unter Umständen, und so manches ist durch die Heftung mittentzwei geschnitten, also wirklich nicht recht „anschaulich“. Es ist durchaus zu verstehen, daß man in einem Band viel unterbringen will. Aber diese Art der Darbietung befriedigt besonders den anspruchsvolleren Bildbetrachter sicherlich nicht.

Sachlich wäre selbstverständlich viel zu fragen, auch wenn der Text knapp aber anschaulich schon alle wichtigen Daten liefert. Ich meine nicht einfache Schreibfehler wie „Zell am Hammersbach“, das nun einmal, und zwar fachliteraturgeläufig „- am Harmersbach“ heißt. Ich meine, daß man bei einem auffälligen Möbel wie dem Kastenbett im Bauernhausmuseum Amerang (Nr. 198) sich doch fragt, wie dieses schablonenbemalte Blankholzmöbel mit den deutlich erkennbaren steirischen Panthern dorthin gekommen sein mag. Oder auch, was eigentlich die charakteristischen fränkischen bemalten Schellenbögen (Nr. 212) im Starnberger Fischerhäusl machen. Von Wanderhirten geborgenes Gut? Das wäre leicht möglich, sollte aber in einer Anmerkung für den sachunkundigen Betrachter doch gesagt werden.

Solche Fragen wird es bei derartigen Bildbänden wohl immer geben. Hauptsache ist selbstverständlich, daß ein Verlag so schöne Bildbände macht, die doch auch Gegenstand der fachlichen Interpretation sein sollen.

Leopold Schmidt †

Georg Himmelheber, *Kleine Möbel*. Modell-, Andachts- und Kassettenmöbel vom 13.-20. Jahrhundert (= Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums, München 1979). 164 Seiten, 167 Abb. im Text, 8 Farbtafeln. München 1979, Deutscher Kunstverlag. S 288,-.

Auf diesen Katalog mit seinen einleitenden Artikeln muß hier ausdrücklich hingewiesen werden, weil bekanntlich auch unser Museum zahlreiche Kleinmöbel besitzt, von denen nicht wenige in unserem Schloßmuseum Golbelsburg ausgestellt sind. Die vielen, oft sehr schön gearbeiteten, vielfach bemerkenswert bemalten alten Kleinmöbel gestatten Einblicke in die Möbelgeschichte von den verschiedensten Seiten her. Besonders bemerkenswert erscheint der Beitrag von Nina Gockerell, die auf den Spuren des großen Krippenforschers Rudolf Berliner dieses merkwürdige Gebiet der Nonnenklöster-Kleinmöbel, nämlich der Christkindwiegen und der in Stühlen thronenden Christkindpuppen verfolgt. Manches Stück kommt hier wohl zum ersten Mal richtig zur Geltung, so die kleine Längschwingerwiege aus Friedberg in der Wetterau, 15. Jahrhundert, die sich im Berliner Kunstgewerbemuseum befindet. Bei der sachgerechten Heranziehung der Mystikerliteratur denkt man unwillkürlich an E. G. Kolbenheyers großen Roman „Gottgelobtes Herz“, in dem gerade diese Dinge um die aus Wien an Margarte Ebner gekommene Christkindwiege so ungemein lebendig dargestellt erscheinen.

Leopold Schmidt †

Waltraut Werner-Künzig, Schwarzwälder Trachten. Traditional Foret-Noire. Querformat 96 Seiten mit zahlreichen, größtenteils farbigen Abb. Karlsruhe 1981, Badenia Verlag.

Veröffentlichungen dieser Art, die vor Jahrzehnten das Antlitz der Volkskunde weitgehend bestimmten, sind selten geworden. Begreiflich, da Trachten im herkömmlichen Sinn eben auch selten geworden sind. Aber im Schwarzwald werden sie wirklich getragen, wie man sich bei jedem Besuch in dieser schönen Landschaft überzeugen kann, ähnlich etwa wie im Bregenzerwald oder in der Schwalm, und daher erscheint es durchaus möglich, eine solche gediegene Darstellung mit einer Fülle von in der Gegenwart aufgenommenen Bildern zu veröffentlichen. An Vorarbeiten fehlt es nicht, bestimmte Dinge wie etwa die dort besonders wichtige Goldstickerei hat Frau Werner-Künzig selbst gefilmt und anschließend veröffentlicht (Göttingen 1979). So wird man also in diesem Buch sehr sachkundig mit den Trachten der einzelnen Täler, ja der einzelnen Orte – auch mit ihrer konfessionellen Bedingtheit – konfrontiert, und kann Bestand und Wandlung sehr gut verfolgen. Selbstverständlich fehlen nicht Gegenwarterscheinungen wie beispielsweise die Trachten der aus dem Banat zurückgewanderten „Schwaben“ aus Liebling (S. 25), oder das Aufzeigen der Tatsache, daß sich um das Weiterleben der Konfirmationstracht in Freiamt ein hierher versetzter schlesischer Pastor angenommen hat (S. 17). Die Trachtenschneiderinnen, Goldstickerinnen und Kränzemacherinnen sind selbstverständlich nicht vergessen. Auch, daß die schlichten Werktagstrachten ganz anderer Art als die aufwendigen Festtrachten sind, ist nicht übersehen. Es handelt sich also nicht um Ausschnitte, wie dies bei Photobüchern sonst öfter der Fall ist, sondern eigentlich um eine Gesamtdarstellung, aus den vielen und vielfältigen Einzelercheinungen erarbeitet.

Leopold Schmidt †

Péter Nagybakay, Zunftaufgebotstafeln aus Ungarn. 78 Seiten mit Strichzeichnungen, 48, zum Teil farbige Tafeln. Budapest 1981, Corvina Verlag.

In der bemerkenswerten Reihe von Volkskunstbänden aus dem Corvina-Verlag hebt sich der vorliegende Band vielleicht besonders heraus. Es geht um wichtige Zunftaltertümer, aber nicht um die geläufigen Tischtafeln, sondern um die beträchtlich selteneren, oder doch weniger gesammelten Zunftaufgebotstafeln. In den meisten Sammlungen von Zunftaltertümern scheinen sie vernachlässigt worden zu sein. Für das alte Ungarn hat Péter Nagybakay, aufbauend auf verschiedenen älteren Sammlungen und Veröffentlichungen, nicht weniger als 500 solche Aufgebotstafeln feststellen und bearbeiten können. Es handelt sich um verhältnismäßig kleine Tafeln, die in der Hand getragen oder um den Hals gehängt wurden, und die Zunftzeichen vorwies. Nagybakay geht auf die Rolle dieser Täfelchen im Zunftwesen Ungarns genau ein, stellt sie in den größeren Rahmen, der vielleicht von Flandern bis Schlesien reicht, unterscheidet dann die Typen dieser Tafeln, mit Abwägung ihrer stilisierten Zuordnung und ihrer speziellen Ikonographie, was durchwegs sehr aufschlußreich erscheint. Außer dem reichen Literaturverzeichnis hätte man wohl den Abdruck der In- und Aufschriften erwarten können. Schließlich sind ja nicht wenige dieser Tafeln, wie die Bildproben zeigen, in deutscher Sprache gehalten. Das Ortsverzeichnis führt erfreulicherweise die ungarischen wie die deutschen Namen an.

Leopold Schmidt †

Reinhard Haller, Volkstümliche Schnitzerei. Profane Kleinplastiken aus Holz. Aufnahmen von Helga Schmidt-Glassner. Großformat 188 Seiten, mit 240 einfarbigen und 16 vierfarbigen Abb. München 1981, Callwey Verlag. DM 79,—.

Arthur Haberlandt mit der „Holzschnitzerei im Grödner Tal“ 1914, Karl Gröber mit seinem Volkskunstband „Schwaben“ 1925 und der „Alten Oberammergauer Hauskunst“ von 1930, dazwischen Wilhelm Fraenger mit seinem „Bildermann von Zizenhausen“ 1922, das sind so Wegmarken auf dem Gebiet, das Reinhard Haller in einem großen, schönen Callwey-Band zu überschauen trachtet. Die Damen des Callwey-Bandes haben an der Erstellung des Bildteiles ganz wesentlichen Anteil, ihnen ist in den verschiedenen Museen, auch in unserem in der Laudongasse, kaum etwas entgangen, was hierher gehört.

Haller hat sich redlich bemüht, das nicht leicht überschaubare Gebiet vom 17. bis zum späten 19. Jahrhundert zu überblicken von den Motiven her, über die Vorbilder zu den Herstellungslandschaften – es sind eigentlich fast nur Herstellungsorte gewesen – bis zur Technologie des Schnitzens und Fassens bis zur Stilistik, und dann zum Handel, der ähnlich wie bei der Hinterglasmalerei wohl meist Kraxenträgerhandel war, dann zu den schwer zu erfassenden Käufern, und was die nun für einen „Gebrauch“ von den Kleinplastiken gemacht haben mögen. Das alles bewußt mit Abstand von der Krippenschnitzerkunst, obwohl die Gebiete kaum zu trennen sind. Auch hier in diesem Band sind genug Hirten und Schafe usw., die in Krippen verwendet wurden. Schwer auch zu trennen das Gebiet der Holzschnitzerei von den benachbarten Kleinplastikgebieten: Etwa Beinschnitze-

rei, Staffierung, kaltbemalte Tonplastik. Da hätte vielleicht Josef Ringler ein ganzes Buch darüber schreiben können, doch hat er es leider nicht mehr getan. Besonders die Trachten- und Schützenfiguren, wie etwa die Kastelruther auf dem farbigen Umschlag, könnten ja genausogut kaltbemalte Tonfiguren wie geschnitzte Holzplastiken sein. Auch im Motivlichen drängen sich manche Fragen auf. Die italienischen Einflüsse etwa, dann die Fragen nach den Vorbildern in der Devotionalplastik, aber auch die zeitgeschichtlich bedingten Wellen, von denen die der Franzosenkriege in Tirol und jene der philhellenischen (nicht wie im Text mehrfach „philhellenistischen“) Bestrebungen in Bayern, gut herausgearbeitet erscheinen. Bemerkenswert ist das im Gegensatz zu bisherigen Veröffentlichungen stärkere Betonen der Schnitzer in Nordbayern, vom Bayerischen Wald über den Spessart bis in die Rhön. Da wäre dann vermutlich noch stärker an die Schnitzerei in Thüringen und im Erzgebirge anzuschließen gewesen, wie überhaupt das bergmännische Element wohl etwas zu wenig betont erscheint. Die figuralen Schlittenköpfe hätten doch auch berücksichtigt gehört. Nun, dafür sind unsere zwei berühmten Schachspiele ausführlich behandelt, man sieht, daß da einige kleine Anstöße ganz schöne Folgen gehabt haben.

Das ausgezeichnet ausgestattete Buch ist Leopold Kretzenbacher gewidmet, was besonders erfreut.

Leopold Schmidt †

Neuruppiner Bilderbogen. Katalogbearbeitung von Theodor Kohlmann. Mit einem Beitrag von Peter-Lutz Kindermann (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, Bd. 7). 180 Seiten mit zahlreichen Abb. und 1 Bilderbogen-Neudruck. Berlin 1981, Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz.

Aktuelles vom Tage. Die Bilderbogen als Bilderzeitung für jedermann. 24 Seiten, mehrere Abb. Berlin 1981, Pädagogischer Dienst der Staatlichen Museen Preussischer Kulturbesitz.

Das Berliner Volkskundemuseum ist weiterhin mit seinem stattlichen Besitz an volkstümlicher Graphik und verwandten Gebieten beschäftigt. Diesmal gilt der Katalog den einstmals weit verbreiteten „Neuruppiner Bilderbogen“. Der Katalog bietet aus einem Sammlungsbestand von etwas über 1200 Neuruppiner Bilderbogen eine Auswahl von 196 Stück an, die ausgestellt und hier katalogisiert sind. Der willkommene Einleitungsbeitrag „Neuruppin“ von Peter-Lutz Kindermann unterrichtet über die Geburtsstadt Theodor Fontanes und ihr Heimatmuseum. Der Katalog, der alle 196 Ausstellungsstücke abbildet, stellt eine ziemlich knappe, aber durch Literaturangaben erweiterte Aufzählung dar. Für Gebiete wie „Krieg und Friede“, oder „Fürsten und Forscher“ dürfte das wohl genügen, in anderen Abschnitten wäre manchmal wohl ein weiterführender Hinweis erforderlich. So findet man unter den „Bildern für fromme Christen“ zwei Heiligenbilder. Eines, Nr. 97, stellt einen „St. Franciscus“ dar, und man muß überlegen, ob es etwa Franz de Paula sein soll. Nr. 98 soll gar einen „St. Tobian“ darstellen, den es nun wohl gar nicht gibt; wer der auf einer Papierrolle schreibende Heilige sein mag, bleibt unbekannt. Nach solchen Proben vermutet man ähnlich auch in anderen Kapiteln; hoffentlich sind sie ikonographisch besser durchgeprüft.

Der ausführliche Katalog wird für pädagogische Zwecke durch das kleine Bildheft „Aktuelles vom Tage“ unterstützt, dessen Text von Udo Piekarek stammt. Auch hier fehlt wieder nicht der nachdrückliche Hinweis auf Theodor Fontane, der eben die Bilderbogen von Gustav Kühn in Neuruppin sehr gut gekannt hat.

Leopold Schmidt †

Bella Napoli. Neapolitanisches Volksleben in kolorierten Lithographien von Gaetano Dura. Mit dem Aufsatz von Ferdinand Gregorovius. Querformat 125 Seiten (= Die bibliophilen Taschenbücher, Bd. 234) Dortmund 1981, Harenberg-Verlag.

Es war anzunehmen, daß in der vielseitigen Reihe der „Bibliophilen Taschenbücher“ gelegentlich auch ein Band von volkskundlichem Interesse verlegt werden könnte. Die um 1840 zuerst veröffentlichten kolorierten Lithographien von Gaetano Dura ergeben ein solches, für uns sehr willkommenes Bändchen. Diese Volksszenen mit Straßenhändlern, Fischern, Bänkelsängern, Wallfahrern und natürlich auch „Briganten“ sind ungemein anschaulich. Der Verlag hat den köstlichen Aufsatz „Neapel“ von Ferdinand Gregorovius (zuerst 1853/54 erschienen, später in die „Wanderjahre aus Italien“ aufgenommen) gewissermaßen als Kommentar im Anhang abgedruckt.

Das ergibt zusammen ein hübsches Bändchen, bei dem man nur bedauern mag, daß man sich nicht zu einer, wenn auch nur kurzen, volkskundlichen Kommentierung der einzelnen Bildchen entschlossen hat. Wenn unter dem Bild steht „Giocatori di Mora“ und auf der sonst freien linken Seite gegenüber nur „Beim Moraspiel“, dann möchte man doch meinen, daß dort für ein paar Zeilen über dieses Volksspiel Platz gehabt hätten. Das gilt selbstverständlich genauso für „Taran-tella“ oder für „Serenade“, – wie leicht wären doch einige kundige Worte etwa über die bei der Serenade gebräuchlichen einfachen Volksinstrumente beizusetzen gewesen. Selbst einige klare Bemerkungen über die jeweils dargestellten Trachten, über die Fuhrwerke, über die Fischergeräte usw. hätten sich doch von einem Kenner unschwer beifügen lassen, hätte man eben nur einen dafür herangezogen. Es tut mir immer um solche versäumte Gelegenheiten leid.

Leopold Schmidt †

Leopold Kretzenbacher, Schutz- und Bittgebärden der Gottesmutter.

Zu Vorbedingungen, Auftreten und Nachleben mittelalterlicher Fürbitte-Gesten zwischen Hochkunst, Legende und Volksglauben (= Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte Jg. 1981, Heft 3.) München, Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1981. 112 Seiten, 14 Abb. auf Tafeln, 1 Falttafel.

Diese schöne, ausführliche Studie ist Hanns Koren zum 75. Geburtstag gewidmet. Vielleicht ganz besonders deshalb, weil sie sich im Kern hauptsächlich mit dem „Landplagenbild“ am Grazer Dom beschäftigt, vor dem wir alle zusammen so manches Mal gestanden sind. Kretzenbacher ordnet nun das bedeutende Werk, das heute dem Meister Thomas von Villach zugeschrieben wird, in den ganzen Bereich von „Diesseitsnot, Jenseitsangst und Bildgebärden der Hoffnung für den

Menschen im Mittelalter“ ein, weil doch die Madonna auf diesem Fresko gleichzeitig als Schutzmantelgestalt wie als brustweisende Fürbitterin gezeigt wird. Daher also zunächst einige Ausführungen über „Drei steirische Schutzmantelmadonnen und ihr geistiger Nährgrund“, wobei besonders die Schutzmantelmadonna von Frauenberg bei Admont und die einstmals als Tympanon geschaffene gewaltige Schutzmantelmadonna von Maria Neustift bei Pettau behandelt werden. Die Einwirkungen der verschiedenen Legenden sowohl aus dem Bereich der Zisterzienser wie auch der Dominikaner werden überzeugend herausgearbeitet.

Die dritte der behandelten Schutzmantelmadonnen ist nun die auf dem Grazer Landplagenbild. Hier kann das mit 1485 datierte Bild, das bekanntlich längst sehr schlecht erhalten ist, nach dem vorzüglichen Karton von H. Schwach durchanalysiert werden. All die gerade noch erkennbaren ikonographischen Zusammenhänge werden herausgearbeitet, mit besonderer Liebe vielleicht das Motiv des langen weißen Schleiers, der sich von der Hand Marias über alle Schutzflehenden hin bis zur Hand Johannes des Täufers spannt. Zum westlichen Schutzmantelmotiv tritt hier also das östliche, ostkirchliche Sképe-Motiv, das bisher in seiner Bedeutung für diese Darstellung doch weitgehend übersehen wurde. Kretzenbacher kann hier aus seiner ganzen Kenntnis der ostkirchlichen wie der russischen Liturgie und Ikonographie heraus interpretieren.

Diesem ungemein aufschlußreichen Kapitel folgt die unserer Ikonographie besser bekannte Motivgruppe in der Darstellung „Zur ostensio vulnerum Christi gesellte sich im hohen Mittelalter bei Exegeten und Bild-Erzählern Mariens Brustweisung zur Fürbitte.“ Dieses „Monstra te esse matrem“, das in der Jüngsten Gericht-Darstellung durch den Hinweis auf die Brust Marias immer wieder verbildlicht wurde, hat seine Vor- und Nachgeschichte, Kretzenbacher kann hier so manche weiterführende Parallelen ausarbeiten und ausbreiten. Was über den geläufigen Bildbestand hinausgeht, faßt er in dem Abschnitt „Antike und frühchristliche Gebärden der Brustweisung zur Klage, Fürbitte und Beschwörung“ zusammen. Hier sind doch wohl antike Bildvorstellungen, mit ihrer ganzen ostmittelmeerischen Tradition, in die christliche Ikonographie miteingegangen. Was davon in der spätmittelalterlichen Kunst unserer Lande weitergelebt hat, ist in dem Abschnitt „Das 15. und das 16. Jahrhundert bringen die bedeutendsten noch lange nachwirkenden Bilddenkmale zum Tribunal misericordiae“ zusammengefaßt. Fresken und Flügelaltäre haben das Motiv in seinen Varianten immer wieder den Gläubigen nahegehalten. Von hier gehen auch die Anregungen in die Richtung auf das vielmotivische Landplagenbild, wie nicht zuletzt zeitgleiche Holzschnitte zeigen, welche sicherlich den Freskanten als Anregungen und Vorlagen bekannt waren. Aber auch das Drama des Mittelalters hat daran Anteil.

Mehr ein Exkurs ist dann das Kapitel „Lac Mariae und ‚Liebfrauenmilch‘, Reliquiengier und Bilderschau“, das auch in Richtung auf die Motivgruppe der „Sieben Zufluchten“ ausgeweitet erscheint. Aber die Reliquien- und Devotionalienforschung wird aus diesem Kapitel besonderen Gewinn ziehen. Wieviel an solchen quellenmäßig belegten Erscheinungen dauernd mitbeobachtet werden muß, was vielleicht im besonderen der „Religiösen Volkskunde“ angehört, wird schließlich in dem Schlußkapitel „Ein langes Nachleben der mittelalterlichen Grundvorstellung von Mariens Brustweisung und der Fürbittekraft aller Mütter spiegelt sich in Hagiographie und Bildkunst, Liedsang und Redensart“, noch dargetan. Kretzen-

bacher zeigt immer, wieviele von diesen an sich durchaus geistig-geistlich gemeinten Dingen in körpernahe Anschauung und Verehrung übergegangen sind, wohl auch von den Orden in dieser Absicht übertragen wurden. Von der „lactatio Sancti Bernardi“ bis zu den Motivbildern mit der Spendung von Christi Blut und Mariens Milch in einen einzigen „Lebensbrunnen“ gehen hier die Ströme ineinander.

Man lernt aus dieser Studienreihe Kretzenbachers sehr viel. Nur der mit gleichem und verwandtem Bildgut befaßte Mitforscher wird zunächst erkennen können, worin die besondere Bereicherung durch diese Arbeit liegt, und vielleicht auch mitunter sehen, was sich wenigstens als Randbemerkung dazu noch aufdrängt. So etwa, daß die drei „Plagen“ des Grazer Landplagenbildes von 1485 ein halbes Jahrhundert später im „Stadtplagenbild“ von Waidhofen an der Ybbs wieder auftreten, nur daß dort neben Heuschreckenplage und Türkenplage nicht wie in Graz die Pest steht, sondern der Einfall der „Nigowitz“, der schädlichen Stare von 1532. Das geistliche Hauptmotiv der Schutzmantelmutter, welche dem zürnenden Gottvater die Brust weist, findet sich in Waidhofen freilich nicht mehr. Aber die Verschränkung von Spätmittelalter und früher Neuzeit im Betrachtungs- und Erinnerungsbild ist immerhin bedeutsam genug.

Leopold Schmidt †

Friederike Tsochner, Heiliger Sankt Florian. Unter Mitarbeit von Matthias Exner. 220 Seiten mit 256 ein- und 12 vierfarbigen Abb. München 1981, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 48,-.

Der Verlag Callwey nimmt sich neben vielen anderen an die Volkskunde angrenzenden Gebieten auch der Heiligenverehrung an. Es sind in den letzten Jahren dort Monographien über den hl. Georg (Sigrid Braunfels-Esche) wie über den hl. Christophorus (Gertrud Benker) erschienen. Im gleichen Format und mit gleicher Ausstattung liegt nunmehr diese Monographie über den hl. Florian vor, wohl nicht ohne Vorschau auf die dem hl. Severin in Enns und Lorch gewidmete oberösterreichische Landesausstellung, wo man an der Stätte seines Martyriums gewiß auch des hl. Florian gedenken wird.

Über dieses Martyrium, über die Legende und über deren bildkünstlerische Darstellungen verbreitet sich die Verfasserin mit viel Kenntnis der reichen Literatur und des zwar sehr zerstreuten, aber zum Teil doch sehr qualitätvollen Bildmaterials. Die Verfasserin versucht die Verehrung wie die Bilddarstellung nach Epochen zu gliedern, nach „Kultwellen“, die einmal den christlichen Ritter, dann wieder den himmlischen Fürsprecher und immer wieder den Feuerpatron in den Vordergrund gestellt haben. Das reich dargebotene kunstgeschichtliche Material gewährt alle nur erdenklichen Einblicke. Auf dem Gebiet der Volkskunst fehlt dagegen vieles: Gerade daß Möbelmalerei und Hinterglasmalerei angedeutet werden, und wenn, so nur mit knappsten Bestimmungen. Für das Motivbild ist, bayerischer Gepflogenheit folgend, mehr abgefallen. Für das Volkslied dagegen wieder gar nichts, obwohl sich doch gewiß wenigstens Flugblattlieder gefunden hätten. Hübsch ist jedoch, daß der Heilige als Patron der Feuerwehren zur Kenntnis ge-

nommen wird, und auch die Rauchfangkehrer, die Müller und die Schaffler herangezogen erscheinen. Die Bebilderung ist auch für diese Sonderpatronate reich ausgefallen.

Leopold Schmidt †

Erwin Koller, Totentanz. Versuch einer Textbeschreibung (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, Bd. 10) 758 Seiten (vervielfältigt), 34 Abb. Innsbruck 1980. Institut für Germanistik der Universität Innsbruck. S 549,-.

Dem abschreckenden Untertitel zum Trotz sollte sich jeder Interessent, der spätmittelalterliche Frömmigkeit, Bildkunst und Schauspiel zu erfassen versucht, mit dieser umfangreichen, sehr gut gearbeiteten Dissertation befassen. Das Phänomen des Totentanzes, mit dem eine Gruppe der vorreformatorischen Geistlichkeit im ausgehenden 14. Jahrhundert ihre Zeitgenossen zu ermahnen versuchte, hat doch beträchtlich lange nachgewirkt. Seine Texte sind, einmal ersonnen, ziemlich einheitlich und eigentlich bescheiden geblieben. Die Lust an der Darstellung des personifizierten Todes als Gerippe hat offenbar immer wieder verschreckte Anhänger gefunden, so daß eigentlich viele Zeugnisse einer Art von „Massenkunst“ in allen künstlerischen Bereichen nachleben konnten. Wie ihre Textzeugnisse zusammenhängen, das hat Koller in minutiöser Art zu klären versucht, sprachlich durch eine gehäufte Fremdwörterverwendung wohl manchmal nicht recht glücklich: Das „Textem“ ist ebensowenig auf den ersten Blick verständlich wie das „Illokutionspotential“. Aber wer einen kritischen Führer durch diese Textzusammenhänge sucht, der wird sich damit abfinden müssen.

Leopold Schmidt †

Karl Konrad Polheim, Das Admonter Passionsspiel. Bd. II mit 513 Seiten, Band III mit 482 Seiten. Paderborn–München–Wien–Zürich 1980, Verlag Ferdinand Schöningh.

1972 erschien der erste Band dieser großen Passionsspielausgabe. Der Text dieses Spieles ist 1917 vom Vater des jetzigen Herausgebers, Karl Polheim, in Admont aufgefunden worden. Dieser erste Band enthält den Text des Passionsspieles und eine Faksimile-Ausgabe der Handschrift der Admonter Stiftsbibliothek.

Die beiden nunmehr vorliegenden Kommentarbände erschließen dieses Passionsspiel nach allen Richtungen. Der II. Band bringt Untersuchungen zur Überlieferung, Sprache und Osterhandlung. Der sprachliche Teil beruht auf der Dissertation Karl Konrad Polheims von 1950. Der „Osterhandlung“ überschriebene Teil gibt eine ausführliche Geschichte der mittelalterlichen Osterfeiern und Osterspiele. Der III. Band enthält Untersuchungen zur Passionshandlung, zu Aufführung und Eigenart des Admonter Textes. Dazu sind schließlich Studien zu Hans

Sachs und eine kritische Ausgabe seines Passionsspieles gestellt, mit dem Text der „Gantz Passio“ des Nürnberger Meisters.

Die ungemein ausführliche Kommentierung von philologischem Standpunkt aus bringt Bd. II, S. 28 die große Überraschung: Das Admonter Passionsspiel beruht eindeutig auf dem Passionsspiel, der „Tragedia“ von Hans Sachs, 1558 datiert. Die Handschrift, über die im Verlauf der Gesamtinterpretation so viel gesagt wird, stammt also aus der Zeit danach, das heißt vermutlich aus der zwischen 1560 und 1590. Man hat sich, vermutlich in Admont selbst, mit dem Passionsspiel des Hans Sachs im späten 16. Jahrhundert beschäftigt; ob man es auch aufgeführt hat, läßt sich offenbar nicht feststellen. Das große Werk Polheims zeigt uns also das Passionsspiel des Nürnberger Meisters auf einer gewissen Stufe der Rezeption des Nürnberger Meisters. Es ordnet sich damit in die gesamte, noch immer nicht völlig überschaubare Rezeptionsgeschichte dieser Werke ein, die in manchen Fällen, beispielsweise bei der Deutschen im ehemaligen Oberungarn oder auch im Burgenland, im Umland des Heidebodens am Neusiedler See, schon sehr weitgehend belegt werden konnte. Handschriften und Abschriften, Drucke und Überarbeitungen bis in die frühbarocke Zeit hinein haben diese Rezeption unterstützt. Für die Obersteiermark, in der offenbar im späten 16. Jahrhundert noch viel an Hans-Sachs-Stücken gespielt wurde, bedeutet das Admonter Passionsspiel einen wichtigen Wegweiser.

Darüber hinaus ist Polheims Kommentar, geradezu eine Lebensarbeit, sicherlich ein Werk von eigener Bedeutung geworden, in das sich der Spezialist auf dem Gebiet der Volksschauspielforschung dankbar einlesen wird. Die Forschung auf diesem Gebiet ist kaum von einem zweiten Bearbeiter verwandter Stoffe so gewissenhaft und kritisch erfaßt worden. Das ausführliche Literaturverzeichnis liefert dafür die willkommenen Belege.

Leopold Schmidt †

Oskar Pausch, Das Wildalpener Paradeisspiel mit einem Postludium Vom Jüngling und dem Teufel. Herausgegeben und erläutert (= Maske und Kothurn. Internationale Beiträge zur Theaterwissenschaft, Beiheft 9) 56 Seiten, 5 Abb. Wien 1981, Hermann Böhlau Nachf.

Die hier veröffentlichte Handschrift habe ich vor ungefähr fünfzig Jahren in der Theatersammlung der Österreichischen Nationalbibliothek für meine Paradeisspiel-Kartothek exzerpiert. Daher auch der Ortspunkt „Wildalpen“ auf meiner Paradeisspiel-Karte (Handbuch, S. 344/345). Hans Thimig, der Gründer und Stifter des Kernbestandes der Theatersammlung und Besitzer eines Sommerhauses in Wildalpen, hatte sie von dem Germanisten Dr. Joseph Bindtner bekommen, der überaus verdienstvoll für Gugitz die „Memoiren“ von Castelli für dessen große Altösterreich-Serie herausgegeben hat. Bindtner hat zwei Objekte zu dem Schauspiel, eine improvisierte Teufelsmaske und einen zugehörigen Schweif, dann dem Museum für Volkskunde übergeben, nur wurde der Name

des Spenders in der Kopie des Einlaufinventares verschrieben, so daß der Zusammenhang unbekannt blieb.

Oskar Pausch, der jetzige Leiter der Theatersammlung, der gerne vergessene Handschriften herausgibt, hat die alte Aufzeichnung nun ediert. Es handelt sich um einen Text aus der Oberuferer Gruppe, ähnlich wie das Triebener Paradiespiel (Wiener ZVh 47, 1942, S. 53 ff.), nur daß die Gestalten von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit dazugekommen sind, also gegenreformatorische Ergänzungen. Das entspricht ganz der zeichnerischen Darstellung eines Paradeisspiels durch Jakob Gauermaier, um 1820 (mein Handbuch, Abb. 1). Einen beachtlichen Zuwachs stellt das Nachspiel „Vom Jüngling und dem Teufel“ dar, das zu der Gruppe der gerade im Oberuferer Kreis beliebten Nachspiele gehört, von denen schon Remigius Sztachowics (Brautsprüche und Brautlieder auf dem Heideboden in Ungern. Wien 1867, S. 255 ff.) einige veröffentlicht hat. Aber die Wildalpener Fassung ist selbständig, und durch die Einbeziehung von Faust-Motiv und Teufelsbund merkwürdig. Dieser Jüngling-Jedermann-Faust wird jedenfalls nicht gerettet, sondern versinkt wie Don Juan in den Höllenflammen. Möglicherweise stehen Flugblatt-Fassungen als Quelle dahinter; direkt nachweisen hat sich bisher nichts lassen, doch wird der nunmehr veröffentlichte Text vielleicht zu einer weiteren Interpretation Anlaß geben.

Leopold Schmidt †

Johann Reinhart Bünker, Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Mit Ergänzungen zur Auflage von 1906 in vereinfachter Mundartwiedergabe. Herausgegeben von Karl Haiding. 439 Seiten. Graz 1981, Leykam Verlag. S 345,-.

1906 erschien mit Unterstützung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Leipzig der Band mit dem umständlichen Titel; Bünker hatte zehn Jahre daran gearbeitet, also in jener Zeit, in der ihm der Ödenburger Straßenkehrer Tobias Kern diese Geschichten erzählte. Das Buch ist längst vergriffen und sehr gesucht. Gelesen wurde und wird es wenig, denn die von Bünker so demonstrativ herausgestellte „heanzische Mundart“ läßt sich in seiner, aber auch in jeder anderen Umschrift eben schwer lesen. Daß die deutsche Mundart des mittleren Burgenlandes, einschließlich der „Bohniczter“ in und um Ödenburg gemeint war, ist ja schließlich niemals allgemeines Wissensgut geworden.

Das mag einer der Gründe gewesen sein, daß ein guter Märchenkennner wie Max Mell 1926 den Versuch unternahm, wenigstens eine Auswahl dieser Märchen in den schmalen Band „Was mir der alte Mann erzählte. Märchen aus dem Burgenland“ in Mönchengladbach in schönen hochdeutschen Übertragungen vorzulegen. Auch dieser Band ist leider längst vergriffen. In den letzten Jahren wurde mehrfach die Absicht laut, eine ganze hochdeutsche Übersetzung vorzulegen. Diesen Plänen ist nun Karl Haiding zuvorgekommen, der einen „ganzen Bünker“ einschließlich der einstmals in den „Anthropophytheia“ veröffentlichten erotischen und skatologischen Schwänke nunmehr in einer gemäßigten Mundart-

schreibung vorlegt. Die Geschichten sind jetzt sicherlich ganz gut lesbar, wenngleich sich der mundartlich Abseitsstehende gewiß auch jetzt noch mit der Lektüre nicht leicht tun wird. Haiding hat in dem kurzen Geleitwort die Bedeutung Bünkers umrissen, übrigens ohne die Arbeiten von Géza Kurzweil-Karsai und von mir zu erwähnen. Dafür hat er einen deutsch-ungarischen Germanisten veranlaßt, einen kurzen gelehrten Abriss über „Tobias Kern und die Mundart von Ödenburg“ der Textsammlung voranzustellen. Claus Jürgen Hutterer hat hier sicherlich einen guten, systematisch gearbeiteten Beitrag zur Mundartforschung geliefert. Für die Aufschließung der Märchensammlung Bünkers ergibt die linguistische Arbeit freilich nichts.

Die insgesamt 123 Erzählungen sind also in einer halbwegs verständlichen Mundart abgedruckt, und Elfriede Moser-Rath hat im Inhaltsverzeichnis gleich die „Typisierung“ mitgeliefert, das heißt also zu den einzelnen Titeln die AaTh- oder Mot. Nummern beigesetzt. Das entspricht der Art, wie die Bände der „Märchen der Weltliteratur“ kommentiert werden: Ein erster Hinweis für den engsten Fachmann, nicht mehr. Wer einen Kommentar, eine Interpretation erwartet hat, und das sind wohl viele Interessenten gewesen, der kommt nun leider zu kurz. Eher ein Buch zum Märchen-Lesen oder Märchen-Vorlesen also, vielleicht in diesem Sinn auch von der Burgenländischen Landesregierung gefördert. Dennoch wird auch der Fachmann den schönen Band gern neben die Original-Ausgabe von 1906 stellen, falls ihm ein gütiges Geschick den seltenen und teuren Band jemals zu erwerben erlaubt haben sollte.

Leopold Schmidt †

Ulrich Benzel, *Märchen und Sagen der Deutschen aus Böhmen und Mähren*. Bd. II. 244 Seiten, 20 Ill. von Reinhard Benzel. Regensburg 1981, Verlag Friedrich Pustet. DM 17,50.

Ulrich Benzel hat sich mit dem im Buchtitel genannten Gebiet schon mehrfach beschäftigt. 1957 erschienen seine „Volkserzählungen aus dem nördlichen Böhmerwald“; 1962 seine „Sudetendeutschen Volkserzählungen“; 1965 seine „Volkserzählungen aus dem oberpfälzisch-böhmischen Grenzgebiet“. In diesen Bänden war meist die Herkunft der einzelnen Erzählungen angegeben. Im vorliegenden Band, der äußerlich sehr nett und solid aussieht, sind 158 Erzählungen enthalten, ohne genauere Herkunfts- und Verbreitungsangaben. Zunächst, von 1–28, sind es „Zauber märchen“, also im wesentlichen Typenvarianten zu den Grimmschen Märchen. Dann folgen 5 „Märchen novellen“, ferner 7 „Legendenartige Märchen, Legenden und Ursprungssagen“. Da schließen die „Schwänke und Schnurren“ an, und schließlich folgen „Sagen“, ein umfangreiches Kapitel, das in Walddämonen, Riesen, Feuermänner, Wassermänner und Wassergeister – mit einer sehr großen Anzahl von Wassermännern –, Alp und Trud, Bergmännlein, Venusleute – einschließlich der Wechselbälge –, Venediger Sagen, Vampirsagen, Hexen und Hexenwerk gegliedert ist, und endlich „Zauberbücher“ und „Frevel und Strafe“.

Die einzelnen Märchen und Sagen mögen jeweils bekannt sein. Wer sie tatsächlich erzählt hat, geht aus dem kurzen Vorwort nicht weiter hervor, das nur einen einzigen Gewährsmann, den Reinhold Huttarsch aus Wachtl, nennt. Dabei müssen manche Stücke ja doch erzählt worden sein, sie stehen hier noch in mundartlichen Fassungen. Aber da wird einfach nichts dazu gesagt. Nur bei den Sagen findet Benzel manchmal einige erläuternde Einleitungssätze für notwendig, so beim „Hehmann“ oder bei den „Hexen“. Kein Hinweis darauf, ob und wo die betreffenden Stücke schon veröffentlicht sein mögen, oder auch ihre Gegenstücke, von Nachweisen in Form von Typennummern oder ähnlichen Behelfen ganz zu schweigen. Man muß sich also das ganze Buch anhand der doch ziemlich umfangreichen älteren deutsch-böhmischen Sagenliteratur selbst aufschließen. Das wird man in den einschlägigen Instituten wohl tun müssen. Normale Bibliotheken haben im allgemeinen weder Mitarbeiter noch Mittel, um solche Nacharbeiten zu verrichten.

Selbstverständlich kann es sich auch um ein spezielles Heimatbuch, eine Erinnerungsliteratur für Heimatvertriebene handeln. Aber selbst in einem solchen Fall wäre irgendein Hinweis auf Vorläufer, Quellen usw. vielleicht doch Sache der Dankbarkeit gewesen.

Leopold Schmidt †

Heinz Rölleke, Westfälische Sagen. Gesammelt und herausgegeben. 318 Seiten, mit zahlreichen Abb. im Text. Düsseldorf und Köln 1981, Eugen Diederichs Verlag. DM 28,—.

1967 ist die zweite Auflage der „Westfälischen Sagen“ in der gleichen Reihe des Eugen Diederichs-Verlages erschienen, von Paul Z a u n e r t herausgegeben. Nunmehr erscheint ein Band mit dem gleichen Titel, jedoch von dem Professor der Germanistik und Volkskunde an der Bergischen Universität Wuppertal, Heinz Rölleke, der sich schon vielfach mit Themen der Volkserzählung beschäftigt hat. Vermutlich hat der Verlag damit das alte Buch von Zaunert gewissermaßen ersetzen lassen.

Der Band enthält 350 Sagen, und sie sind nicht etwa aus dem Volksmund „gesammelt“, wie der Titel auszudrücken scheint, sondern durchwegs aus den alten Sagensammlungen, die es seit etwa anderthalb Jahrhunderten für Westfalen schon gibt. Sie sind in einem guten Literaturverzeichnis angeführt, zu jeder Sage ist die Quelle genau nachgewiesen. Die Sammlung ist dem Charakter der Großlandschaft Westfalen entsprechend landeskundlich angelegt, das heißt nach den Sagen, die sich allgemein auf „Land und Leute“ beziehen, folgen die Aufzeichnungen aus dem Münsterland, aus Tecklenburg und dem Osnabrücker Land, aus dem Land zwischen Minden und Teutoburger Wald, aus dem Paderborner Land, wo die Legenden besonders stark vertreten erscheinen, und schließlich aus dem westfälischen Ruhrgebiet. Ein Ortsregister erschließt den reichen Bestand. Kommentar gibt es keinen, Motivregister auch keines. Aber ein Kommentarband müßte wohl auch ungefähr so umfangreich sein wie der Textband selbst, und wäre bei

der Fülle der sageninterpretierenden Literatur gewiß nicht leicht zu erstellen. Eine schöne Aufgabe würde er zweifellos darstellen. So muß man sich also mit den Texten begnügen, und die alten Landschaftsbilder aus dem „Malerischen und romantischen Westfalen“ und anderen alten Bilderwerken dazu betrachten.

Leopold Schmidt †

Die Edda. Götterdichtung, Spruchweisheit und Heldengesänge der Germanen. Vollständige Ausgabe in der Übertragung von Felix Genzmer. Mit einer Einführung von Kurt Schier. Düsseldorf und Köln 1981, Eugen Diederichs. 384 Seiten. DM 29,80.

Das Ramayana des Valmiki. Indiens märchenhaftes Epos. Aus dem Englischen übertragen von Claudia Schmölders. Mit einem Essay von Günter Metken. Düsseldorf und Köln 1981. 320 Seiten mit 7 Abb. im Text und 8 Kunstdrucktafeln. DM 36,-.

Walter Heissig (Hg.), *Die Geheime Geschichte der Mongolen.* Dschingis Khan, Geser Khan und König Finster – Epen, die Geschichte schrieben. Düsseldorf und Köln 1981. 288 Seiten und 5 Zeichnungen von Gonpo Ronge. DM 32,-.

Der Eugen Diederichs Verlag zeichnet sich zweifellos dadurch aus, daß er an Themen, Themenkreisen, Stoff- und Sinnbereichen festhält, die schon sein Gründer als wichtig empfunden hat, und die durch seine Arbeit Weltgeltung erworben haben. Es handelt sich dabei nicht selten um Bücher, die man nicht besprechen kann und auch nicht mehr zu besprechen braucht, weil ihr Rang in der Welt der großen mythischen Literatur längst feststeht. Aber bei Neuauflagen soll doch auch hier darauf hingewiesen werden.

Am wichtigsten für den Bereich der Volkskunde ist von den vorliegenden Neuerscheinungen zweifellos die einbändige Neuauflage der „Edda“ in der Meisterübertragung durch Felix Genzmer. Das Buch enthält in Übersetzung alles, was man als „Edda“ bezeichnet, enthält auch die Anmerkungen von Genzmer, und einige der manchmal etwas zurechtrückenden Ergänzungen von Andreas Heusler. Kurt Schier hat die berühmte Übersetzung in seiner Einleitung in den entsprechenden geistesgeschichtlichen Rahmen gerückt. Ein „Mythologisches Glossar“ erleichtert dem Nichtnordisten die Benützung.

Von den beiden anderen Bänden ist nur zu sagen, daß vermutlich Indologen wie Nichtindologen froh sein werden, das „Ramayana“ in einer so großartigen Übersetzung nunmehr zu besitzen. Wie sehr das Werk unsere Geistesgeschichte seit langem schon beschäftigt, geht vielleicht am besten daraus hervor, daß Friedrich Schlegels einführende Bemerkungen, einstmals im Wiener Vormärz hier vorgelesen, im Anhang wiedergegeben sind. Der Allgemeinheit weit weniger bekannt ist die berühmte „Geheime Geschichte der Mongolen“, von ihrem besten Kenner, Walther Heissig, vorgelegt und durch ein eingehendes Nachwort in den

entsprechenden Rahmen gestellt. Dieses Nachwort erläutert gleichzeitig die bemerkenswerte Geschichte dieser Übersetzung ganz persönlich, die ja ein eigenes Kapitel des großen, weltweiten Komplexes „Habent sua fata libelli“ darstellt.

Leopold Schmidt †

Internationale Volkskundliche Bibliographie (International Folklore and Folklife Bibliography, Bibliographie Internationale des Arts et Traditions Populaires) für die Jahre 1977 und 1978 mit Nachträgen für die vorausgehenden Jahre. Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. bearbeitet von Rolf W. Brednich. Bonn, Rudolf Habelt Verlag GmbH, 1981. 775 Seiten. ISBN 3-7749-1762-0.

Zusammen achtundachtzig Mitarbeiter aus Europa, Nord- und Südamerika haben zu dem abermals sehr gewichtigen Band der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie (IVB) mit dem Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen aus den Jahren 1977 und 1978 ihre Beiträge geleistet, die von Rolf W. Brednich auch nach seiner Berufung von Freiburg im Breisgau nach Göttingen in entsagungsvoller Arbeit in ein geordnetes Ganzes gefügt worden sind. Die Last des bereits mit dem vorangegangenen Band nach Robert Wildhaber übernommenen Auftrags zur Bearbeitung der IVB läßt sich erahnen, wenn einleitend geschrieben steht: „Einem fertiggestellten Band dieser Bibliographie ein Vorwort voranzustellen, ist für den Herausgeber der erfreulichste Augenblick. Die monatelangen Mühen der Bearbeitung der 8618 Titel, des Korrekturlesens, Registermachens und Korrespondierens mit den Mitarbeitern in aller Welt gehen zu Ende; als Ergebnis zeichnet sich wiederum ein stattlicher Band ab, der die Ergebnisse volkskundlicher Forschungstätigkeit in systematischen Überblick sowohl für die heutige Forschung als auch für die Nachwelt dokumentiert.“ Dabei sieht es so aus, als ob mit dem Erscheinen dieses Bandes das seit dem Bestehen der IVB (seit 1917) bewährte „händische“ Verfahren zur Erstellung der Bibliographie samt ihren Autoren- und Sachregistern ausgedient haben und von der neuen Technik der elektronischen Datenverarbeitung abgelöst werden wird. Solche Pläne hat Brednich in seinem an anderer Stelle erschienenen Forschungsbericht („Current Activities in European Ethnology III: Die Internationale Volkskundliche Bibliographie“, in der Zeitschrift: *Ethnologia Europaea* 10:2, 1977/78, S. 185–191) bereits ausführlich darlegen können.

Der bisherige österreichische Mitarbeiterstab von Dietmar Assmann (für Oberösterreich), Klaus Beitzl (Tirol und Vorarlberg), Elfriede Grabner (für Kärnten und Steiermark), Gerlinde Haid (für Volksmusikforschung in Österreich) und Michael Martischinig (für Salzburg) konnte im vorliegenden Band der IVB in Ablösung von Maria Kundegraber, deren Betrauung mit der Leitung des Steirischen Volkskundemuseums in Graz sie neuen Aufgaben zugeführt hat, durch Franz J. Grieshofer (für Burgenland, Niederösterreich und Wien) erweitert werden.

Die wuchtigen Zweijahresbände der IVB sind die unverrückbaren Marksteine für den Weg, den die Volkskunde international in den vergangenen fünfundsiebzig Jahren gegangen ist. Wenn ein Bild aus den Wandertagen des letzten Sommers erlaubt ist, will ich in ihnen die „quilles“ erblicken, jene schweren, kegelförmigen Setzungen aus übereinandergetürmten Steinen, die auf den baumlosen Höhenrücken der französischen Cevennes auf Rufweite die „drailles“, die jahrhundertealten Fährten der Transhumance aus dem Tiefland des Languedoc und der Provence zu den Hochweiden des südlichen Zentralmassivs, markieren. In gleicher Weise bezeichnet die IVB Jahr für Jahr unverlierbar die von der Volkskunde durchschrittenen Forschungsgefilde mit ihren lichtvollen und bisweilen schwierig durchschaubaren Zonen. Es ist deshalb dem Herausgeber und den vielen Mitarbeitern in aller Welt auch von dieser Stelle aus ausdrücklich zu danken für die gediegene Fortführung dieses großen Gemeinschaftswerkes der internationalen Volkskunde. Ebenso ist den Institutionen besondere Anerkennung zu zollen, die das Erscheinen dieses letzten Endes auch sehr kostspieligen Unternehmens wiederum ermöglicht haben. Zu nennen ist insbesondere die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde und die Deutsche Forschungsgemeinschaft Bonn-Bad Godesberg, welchen diesmal die Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften, Bern, der Norges almenvitenskapelige forskningsråd, Oslo, und der Staatliche Humanistische Forschungsrat Schweden, Stockholm, mit Druckbeihilfen zur Seite gestanden sind.

Klaus Beitzl

Albrecht A. Gribl, *Unsere Liebe Frau zu Dorfen. Kultformen und Wallfahrtsleben des 18. Jahrhunderts.* Dorfen, Druckerei-Verlag Norbert Präbst, 1981. Brosch. 597 Seiten, 52 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln, Kartenskizzen, Diagramme.

Als ein umfangreiches, sehr gut mit Karten, mit Diagrammen sorgfältiger statistischer Untersuchungen, mit nicht weniger als 52 Schwarzweiß-Bildern ausgestattetes Werk liegt hier die Münchener Dissertation des 1978 promovierten Volkskundlers A. A. Gribl vor, der derzeit für die zahlreichen „Nichtstaatlichen Museen Bayerns“ am Bayerischen Nationalmuseum zu München wirkt. Sein ganzes Studium hindurch waren für den Vf. Religiöse Volkskunde und Bayerische Geschichte Schwerpunkte seines Interesses und seiner schon recht ansehnlich vielen publizistischen Leistungen. Dazu gehören auch die von ihm zwischen Bayern und Spanien selbst erwanderten Eindrücke und Beobachtungen über „Die Legende vom Galgen- und Hühnerwunder in Bayern. Eine ikonographische Gegenwartsspur der mittelalterlichen Fernwallfahrt nach Santiago di Compostela“ (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1976/77, Volkach vor Würzburg 1978, 36–52, Abb. 60–68).

Die nunmehr von einem anerkannt wagemutigen Verleger und Drucker zu Dorfen nahe Erding in Bayern solcherart herausgebrachte Dissertation erweist das heute in seiner Kultbedeutung wie Wallfahrtsintensität zurückgefallene Maria Dorfen als die im Vergleich mit den vielen Marien-Wallfahrtsstätten Bayerns

neben Altötting einstmals bedeutendste Gnadenstätte ULF im spätbarocken Altbayern, im 18. Jh. A. A. Gribl hat es sich in seinem gewichtigen opus wahrlich nicht leicht gemacht, als er intensive Archivstudien mit ausgedehnten Feldforschungen innerhalb und außerhalb Bayerns zu dieser monographische Gesamt-schau verband, die keinem (in der Wallfahrtsforschung nach Rudolf Kriss, Gustav Gugitz, Leopold Schmidt und Torsten Gebhard allzuoft nachgebildeten) Klischee folgte. Sehr genau unterscheidet Vf. den „Kult“, die Genesis der Vorstellungen vom „hl. Berge“, die Fragen der Frühformen des Dorfener Marienkultes nach der (nicht bestätigten) Volksüberlieferung des Spätmittelalters, seiner Gründungslegenden usw. Genaue Archivebelege sichern die barocken Anfänge im zweiten Drittel des 17. Jh., ihre wesenhaften Zusammenhänge mit (Rosenkranz-)Bruderschaften, Karfreitagsprozessionen, mit „Zeichen“ und „Gnadenerweisen“, mit der individuell gezielten Kultförderung durch Weltgeistliche ab dem ausgehenden 17. Jh.

Eindrucksvoll das Kapitel über die religiöse „überregionale Kultdynamik“ mit den Wegen der Gnadenbild-„Kopien“ und deren Funktionsstufen. Die (Erz-)Bistümer Freising, Salzburg, auch Berchtesgaden, das bayerische Innviertel, Kaiser-Ebersdorf bei Wien, Ausstrahlungen bis in den südweststeirischen Sausal (St. Nikolai im Sausal, Bezirk Leibnitz), nach Vorarlberg (Tisis bei Feldkirch) und nach Mindelheim: dies alles ist aus der Archivierung und aus der Literatur erfaßt, fast durchwegs eben auch selbst erwandert, an lokalen Quellen und Traditionen überprüft.

Daran schließt sich als II. Teil „Die Wallfahrt zu ULF zu Dorfen“ (S. 227 ff.) mit Genauerem, mit statistisch aus den Mirakelbüchern erhobenen Feststellungen zu den „Traditionswallfahrten“, deren Gruppierungen eben auch einer soziologischen Aufschlüsselung nach Zusammensetzung, Herkunft, Sozialständen, Votationsanlässen und -formen des religiösen Brauchtums unterzogen erscheinen. Begriffsklare Bestimmungen über „Geistliche Sachen“ im Votations-Alltag (Ampelöl, Schabefiguren u. ä.) reihen sich an. Ihnen folgen Beobachtungen zur (oft erstaunlich schwankenden) Wallfahrtsfrequenz und im Zusammenhang damit zum wirtschaftlich sich auswirkenden Marktleben im Zeichen der Wallfahrt, ehe Aufstellungen, Karten, Diagramme, ein reiches Verzeichnis ungedruckter wie gedruckter Quellen und eine reichhaltige Literaturübersicht das so sehr anerkanntenswerte, durch Register bestens erschlossene Werk abrunden.

Und doch wird sich der nachsinnende Rezensent aus seinen eigenen Aufzeichnungen zumal der steirischen Wanderjahre fragen: wieviel mag neben dem hier noch als „Erbe der Heimat“ Geborgenen verloren gegangen sein? Gemeinsam waren A. A. Gribl und ich im schon genannten St. Nikolai im Sausal. Hier hat sich ja – seltsam vereinzelt! – ein Seitenaltar mit dem Gnadenbild über einer weiten Hügellandschaft als Kopie (vermutlich nach dem Kupferstich von E. Ch. Heiß von 1720; bei A. A. Gribl Abb. 3) nach Maria Dorfen erhalten. Das Bild (etwa 100x80 cm) mit der Jahreszahl 1716, aber eingelassen in einen klassizistischen, um 100 Jahre jüngeren Rahmen, trägt die Inschrift: BEATISSIMA VIRGO MATER DEI MARIA / MIRACVLOSA IN DORFEN. 1716, verrät dennoch nichts über Anlaß und genaue Aufstellungszeit in dieser Kirche der einst

dem Benediktinerstifte Admont im steirischen Ennstal inkorporierten Pfarre. Aber wo mögen die (neben dem reichen Schatze im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien) einstmals in der Privatsammlung Andrich zu Graz (von mir am 29. März 1960 verzeichneten) vier untereinander verschieden kolorierten Kupferstiche dieser Maria Dorfen hingekommen sein? Wohin des weiteren die „Gnadenbilder von Landshut oder Maria Dorfen, die wir in den Murauer Bürger- und Bauernhäusern des 18. Jahrhunderts finden“, wie sie Hanns Koren 1952 vermerkte (H. Koren, Steiermark als Umschlagplatz europäischer Volkskultur. In: Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der Innerösterreichischen Alpenländer, Graz, Nr. vom 7. September 1952, S. 3 f.)? Selber hatte ich mir eine Woche später, am 4. September 1952 in der Leech-Kirche (des Deutschen Ordens) zu Graz notiert: „Rechte Seitenwand, Bild: Wahre Abbildung des Gnadenbildnus unßer Lieben Frau zu Dorffer (sic!). Ca. 2 m hoch, 1½ m breit; Öl auf Leinwand, barock gerahmt. Gnadenmadonna von Dorffen. Zackenkrone, weiter blauer Mantel; dreieckförmig ausgebreitet wie Schutzmantel; Halsketten; schwer barockbestickter Prunkornat. Rechte hält Jesusknaben: ebenfalls Zackenkrone, Barockornat. Weißes, langes Kraushaar wie eine Perücke. Linke hält Zweig mit Rosen und Lilien. Über der Hand liegt eine lange Kette, mit der die Finger des Jesusknaben spielen. Unten Schriftband. Zeit: um 1740?“ Nun, auch die Leech-Kirche ist längst restauriert und all solcher Bilder, der Ritterfahnen u. dgl. entblößt. Aber wohin kam auch dieses steirische Zeugnis einer Kultbildfiliation soweit in den deutschen Südosten hinein? Ich konnte es nicht erfragen. Des Fragens wäre auch kein Ende, seit man „alte Bilder“, zumal jene der barocken Devotion, auch dort entfernt, verkauft, „verschwinden“ hat lassen, wo sie bis in unsere Zeit wenigstens die Pietät noch belassen hatte...

Leopold Kretzenbacher

Alfred Cammann – Alfred Karasek, Donauschwaben erzählen, Teil 4 (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 20). 599 Seiten mit 74 Abbildungen und 5 Karten. Marburg 1979. N. G. Elwert Verlag. DM 32,-.

Alfred Cammann – Alfred Karasek, Volkserzählung der Karpatendeutschen – Slowakei – Teil 1 (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 24). 503 Seiten mit 66 Abbildungen und 4 Karten. Marburg 1981. N. G. Elwert Verlag. DM 36,-.

Ab 1976 legte Alfred Cammann jährlich einen Band von – z. T. auf Aufnahmen von Alfred Karasek beruhenden und durch umfangreiche eigene Forschungen in der BRD sowie in Ungarn ergänzten – „donauschwäbischen“ Erzählungen vor (vgl. ÖZV XXXI 80, 1977, S. 240 f., S. 334 f.). Abweichend vom 1. Band, der Fundberichte von Orten entlang der Donau (von Wolfs bei Ödenburg bis Traunau bei Arad) enthält, sind die Teile 2–4 nach der alphabetischen Reihenfolge der Orte, aus denen die Geschichten stammen, gegliedert. Der abschließende 4. Band beinhaltet demnach die Buchstaben P–Z: ca. 700 Erzählungen aus 70 Beleg-

orten von 140 Erzählern. In ihm finden sich weiters: ein von Kurt Ranke für jeden Teil eigens zusammengestelltes Typenregister nach Aarne-Thompson, ein umfangreiches Motiv- und Sachregister sowie ein Verzeichnis der Erzähler (beide Aufstellungen stammen von Erika Lindig, Freiburg). Diese Ergänzungen erhöhen den wissenschaftlichen Wert der Sammlung ganz beträchtlich. Weniger geglückt ist die Auswahl der beigegebenen Landkarten, auf denen wohl nur der Ortskundige die Belegorte ohne Schwierigkeiten finden wird. – Insgesamt kann die Leistung, die hinter dem Werk steht, nicht hoch genug gewürdigt werden; folgende Zahlen sollen dies verdeutlichen: 2100 Seiten, 268 Abbildungen, größtenteils von hohem dokumentarischem Wert, eine Fülle verschiedenartiger Erzählungen aus 214 Orten, an die 450 namentlich genannte Erzähler...

Wer nun meint, damit wäre die Tatkraft des über siebzigjährigen A. Cammann – dem die Volkskunde eine Vielzahl umfangreicher Arbeiten, insbesondere aus dem Bereich der Erzählforschung verdankt – erschöpft, der irrt: umgehend nach Abschluß obiger Publikation machte er sich daran, nun auch die Erzählungen der Bewohner der ehemals deutschsprachigen Gebiete der Slowakei in zwei Bänden vorzulegen. Der erste, bereits 1981 erschienen, beinhaltet Räubergeschichten, Märchen, Legenden, Bergmannsgeschichten und Geschichten aus Paulisch im Hauerland (mittlere Slowakei), benachbart dem durch W.-E. Peuckert bekannten Hochwies (Will-Erich Peuckert, Hochwies. Sagen, Schwänke und Märchen mit Beiträgen von Alfred Karasek = Denkmäler deutscher Volksdichtung, 4. Bd. Göttingen 1959). Die Anordnung innerhalb der Kapitel erfolgt wiederum weitgehend der alphabetischen Reihung der Ortschaften entsprechend. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis, ein Motiv- und Sachregister (abermals von Erika Lindig zusammengestellt), vier übersichtliche Karten und ein Abbildungsteil runden diesen ersten Teil ab. Das Material stammt – daher auch die Nennung von A. Karasek als Co-Autor – zum Teil von diesem bzw. aus der von ihm aufgebauten und nach ihm benannten Sammlung oder Forschungsstelle für ostdeutsche Volkskunde (danach in Stuttgart unter der Leitung von Josef Lanz stehend), zum anderen aus der eigenen Aufnahmetätigkeit A. Cammanns bei heute in der BRD lebenden „Karpatendeutschen“. Über dessen Zustandekommen berichtet der Autor in einer – wie bei ihm üblich oft recht persönlich gehaltenen – ausführlichen Einleitung, in welcher auch auf den dokumentarischen Charakter dieser Sammlung sowie auf die Notwendigkeit weiterer wissenschaftlicher Auswertung im Sinne einer vergleichenden Erzählforschung hingewiesen wird. Breiten Raum – mit authentischen Berichten von Grete Horak und Walter Kuhn – nimmt die Schilderung der vor gut fünfzig Jahren von Wien ausgehenden Tätigkeit A. Karaseks und seiner Forschungsgruppe (der außer den schon Genannten noch Karl Horak, Erna Piffl-Moser, Elfriede Strzygowski, Richard Wolfram u. a. angehörten), welche thematisch breitgestreute Feldforschungen in den deutschsprachigen Orten und Landschaften des östlichen Mitteleuropa durchführte (vgl. dazu: Walter Kuhn, Das Lebenswerk A. Karaseks, 1902–1970. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 13 1970, Marburg 1970, S. 326 ff.). Auf die Problematik der sogenannten „Sprachinselvolkskunde“ sei in dieser Rezension nicht näher eingegangen; ein Hinweis auf den von I. Weber-Kellermann herausgegebenen Sammelband „Zur Interethnik“, insbesondere auf dessen Abschnitt III

(Ideologisierung des Sprachinselbegriffs) mag genügen (Ingeborg Weber-Kellermann, *Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn*. Frankfurt 1978, S. 67 ff.). In ihm findet der Interessierte auch einige bemerkenswerte Sätze aus Walter Kuhns „Sprachinselforschung“ (Walter Kuhn, *Deutsche Sprachinselforschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren*. Plauen 1934; dazu: I. Weber-Kellermann, a. a. O., S. 69–72), welche die späteren „Mißdeutungen“ dieses Buches, von denen Cammann auf S. 43 seiner Einführung spricht, verständlich machen. – Teil 2 der Sammlung wird dann u. a. Sagen, Schwänke und Dorfgeschichten enthalten, und ebenso die für die Forschung ungemein bedeutsamen Biographien der Erzähler. Beim bewundernswerten Arbeitstempo Cammanns wird er sicherlich in Bände vorliegen.

Olaf Bockhorn, Wien

Richard Viidalepp, *Estonische Volksmärchen*. Akademie-Verlag Berlin 1980. 456 Seiten, 1 Karte.

Der Autor Viidalepp ist nicht nur ein ausgezeichnete Kenner des Materials, sondern er hat auch im Bereich der Feldforschung eine große Erfahrung, welche sich bisher in einer Reihe von Schriften niedergeschlagen hat, die leider nur teilweise in deutscher Sprache zugänglich sind. Das in diesem Band vorgelegte Erzählgut ist erstaunlich originell und eigenwillig, obwohl es sich überwiegend um Motive handelt, die wir auch aus den benachbarten Landschaften, vor allem aus dem Finnischen und dem Russischen kennen. Bei Themen, die über die ganze Welt verbreitet sind, fällt auf, daß sie gelegentlich in eine Zeit versetzt werden, die wie eine relativ nahe Vergangenheit wirkt, und daß sie andererseits einen Zug zum Wirklichkeitsnahen haben. So bringt der Text Nr. 122 „Der versteckte Alte“ (S. 350) das bekannte Motiv vom Töten der Alten (AT 981) als einen Rat, in der Zeit einer Hungersnot das Strohdach des Hauses herunterzunehmen und das Stroh zu dreschen und auszuschwingen, um Roggenkörner zu gewinnen. Die magischen Züge, welche der Stoff in den balkanischen und portugiesischen Varianten enthält – siehe etwa „Werft die Alten hinaus!“, (Karlinger/Espadinha, *Märchen aus Portugal*, Frankfurt 1976, S. 90!) – fehlen hier vollkommen, und wäre nicht von einem König die Rede, man könnte sich die Handlung als in den Jahren des letzten Krieges spielend vorstellen.

Das Motiv von Mann und Frau im Essigkrug (Von dem Fischer und seyner Fru, KHM 19, AB 555) finden wir ebenfalls in einer originellen Variante als „Die Wohltaten des heiligen Baumes“ (S. 220), wobei der Geist des heiligen Baumes in Gestalt eines grauen Männchens erscheint. Die Steigerung ist hier: zunächst ein Geschenk in Form eines sechsfachen Holzstoßes, dann ein neues Haus, Vorratskammer voll Korn, eine Verschönerung und Verjüngung der Frau (sic!), weiter Beförderung zum Dorfrichter, zum Gutsherrn, zum General. Endlich will der Unersättliche auch noch König werden, doch da verwandelt ihn und seine Frau der Baumgeist in Bären.

Unter den jenseitigen Wesen finden wir vor allem Waldteufel, für den verschiedene Euphemismen verwendet werden, wie „alter Heide“, „alter Popanz“ und „alter Junggeselle“. Überhaupt fällt der Trend zu euphemistischen Umschreibungen auf; so wird auch der Wolf „Weidenkalb“ genannt.

In einem fast vierzig Seiten umfassenden Nachwort vermittelt der Autor eine gute Einführung in den historischen Rahmen und die ethnische Situation der Esten. Weiter berichtet er ausführlich über die „Estnische Volksdichtungssammlungen und Märchenausgaben“, sowie über die Aufzeichnung der Märchen. So erhält man ein eigenes Kapitel der Geschichte der Volkskunde Estlands, die bisher bei uns vergleichsweise wenig bekannt war. Informativ ist auch der Teil: „Wo und wann wurde erzählt“ (S. 411–414), sowie die Untersuchung zur Persönlichkeit des Erzählers und zur Funktion ihrer Geschichten.

Manchmal etwas zu knapp gefaßt sind die Anmerkungen, die vor allem zusehr auf die estnischen Verhältnisse zugeschnitten sind. Nur teilweise berechtigt ist die Zuweisung mancher Texte an die Untergruppe „Legendenmärchen“, wie man überhaupt sieht, daß terminologische Schwierigkeiten stehen bleiben.

Insgesamt erweist sich der Band jedoch als wissenschaftlich wertvoll und auch für den Nichtwissenschaftler gut lesbar.

Felix Karlinger

Marina Cometta, *Il Laurin e il mondo dei racconti popolari – un'analisi stilistico-formale*. Cisalpino-Goliardica-Milano 1981. 107 Seiten.

Zu den mittelalterlichen Laurin-Versionen gibt es verschiedene literaturwissenschaftliche Studien, von der Seite der volkserzählerischen Elemente dieses Stoffes hatte der Komplex um den Zwergenkönig bisher noch wenig Beachtung gefunden. So begrüßt man dankbar, daß hier ein Versuch gemacht wird, der zumindest einige wichtige Seiten und Aspekte zu durchforschen versucht. Die umfangreiche Bibliographie zeigt, daß die Autorin einen breiten Ansatz gesucht hat. Sie setzt mit einer Charakterisierung der verschiedenen Fassungen ein und geht dann über die einzelnen bisherigen Interpretationsversuche zu methodologischen Fragen über. In den Mittelpunkt stellt sie dann die Örtlichkeiten und die Personen des Stoffes, bevor sie die Handlung untersucht.

Es handelt sich um eine klug und nuanciert geschriebene Studie, die in mancher Hinsicht freilich nicht mehr als ein erster Ansatz zu einem sehr komplexen Thema sein kann. Trotz der ausgeprägten Lokalisierung der sagenhaften Bestandteile des Laurin wirken in ihm ja Elemente fort, die aus dem nordwestfranzösischen Raum zu kommen scheinen. Man wird vergleichsweise noch stärker auf den „Dolopathos“ und den „Huon de Bordeaux“ eingehen müssen, um die Verbindung des Albischen mit der Welt der Ritter analysieren zu können. Nicht nur der Albenkönig Auberon und das Motiv des verräterischen Ringes, sondern auch verschiedene andere Requisiten und Situationen aus dem Fundus der Volkserzählung tauchen bereits sehr früh in der Hochliteratur auf. Gelegentlich folgt Cometta

zu sehr der Hypothese von G. Haasch (Das Wunderbare im höfischen Artusroman, Berlin 1955), daß die Zwerge nicht den Jenseitigen zuzurechnen seien, eine Annahme, die lediglich für den deutschen Artusroman gilt und nicht für französische Vorformen, und ebenso geht sie zu wenig auf die Austauschbarkeit von Zwergen und Riesen in solchen Erzählungen ein. Darüber hinaus wäre der „Huon de Bordeaux“ ein klares Muster für die Frage, wo sich Epos und Märchen trennen müssen, weil die Gesetze der höfischen Welt und die prä-moralische Einstellung des Märchens verschiedene Bekämpfungsmöglichkeiten des (dämonischen) Gegners zulassen oder vorschreiben. Die Autorin hätte hierzu bei Settegast (Das Polyphemmärchen in altfranzösischen Gedichten, Leipzig 1917) und anderen Werken Anregungen finden können.

Man muß jedoch Cometta zugute halten, daß sie im Rahmen des ihr zur Verfügung stehenden Raumes sich gründlich mit der Thematik auseinandergesetzt hat, und daß sie sachlich richtig und fachlich sicher die formalen Bezüge zwischen den literarischen Fassungen und der Volkserzählung herausgearbeitet hat.

Hinsichtlich der volkstümlichen Quellen wäre die Bibliographie noch um einige Werke zu ergänzen, wie etwa H. Raff, Laurins Rosengarten, Stuttgart o. J. oder Chr. Schneller, doch richtet sich das Werk an ein italienisches Publikum, dem diese Werke eventuell schwer zugänglich sind. Insgesamt ist das Buch ein erfreulicher Beitrag zu einem germanistischen Thema mit volkskundlichem Aspekt.

Felix Karlinger

Till Eulenspiegel, a cura di Luigi Tacconelli. Roma, Salerno Editore, 1979. 310 Seiten.

Luigi Tacconelli, Ulenspiegel – Problemi e aspetti di un Volksbuch. L'Aquila, Japadre-Editore, 1981. 109 Seiten.

Der Verfasser ist Professor für Germanistik an der Universität L'Aquila und gehört zu den wenigen italienischen Forschern, die sich mit deutschen Volksbüchern beschäftigt haben. Seine Übersetzung der berühmten Schwänke zeigt den rechten Sinn für die Eigenwilligkeit der niederdeutschen Geschichten und für den Hintergrund ihres Erzählraumes. Der Stil ist ausgezeichnet getroffen und mit guter Einfühlung für das italienische Publikum umgesetzt. Der Band enthält zudem die köstlichen alten Schnitte, die dem Band auch illustrativ Gewicht geben.

Mit der Funktion des Volksbuchs gemeinhin, mit der Entwicklung der populären Lesestoffe und mit dem Gehalt des Eulenspiegel setzt sich Tacconelli in dem zweiten Bändchen auseinander. Für Italien gab es zweifellos bisher noch kein Werk, das – zudem brillant geschrieben – einen so gründlichen Überblick über die bisherige deutsche Forschung vermittelt hätte. Frei von romantischen oder romantisierenden Wertungen und in voller Kenntnis der Problematik des Begriffes versucht der Autor jene Gattung darzustellen, die am stärksten von ihrer Funktion her definiert werden kann, während sie in Formfragen sich nur schwer

fassen läßt. Neben der Vermittlung der Quellen kommt Tacconelli zu eigenen Formulierungen, die gerade beim Eulenspiegel in Abgrenzung zu anderen Schwankgestalten wichtig sind. Wir müssen ja bedenken, daß der Eulenspiegel – obwohl ins Französische, Spanische, Italienisch und Rumänische übersetzt – von Ausnahmen abgesehen sich nicht gegen den Bertoldo oder den Juan de Malasartes (in Spanien) durchzusetzen vermochte. Die Gründe werden einem nach dem Lesen von Tacconellis Schrift klar, und auch der Gegensatz nördlicher und südlicher Mentalität und sozialer Problematik wird einsichtig.

Felix Karlinger

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde in Wien. Verantwortlicher Schriftleiter: Dir. Dr. Klaus Beitzl; alle A-1080 Wien, Laudongasse 15–19. – Druck: Bohmann Druck und Verlag AG, A-1110 Wien, Leberstraße 122.
AU ISSN 0029-9669

Offenlegung:

Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde steht zu 100 Prozent im Eigentum des Vereins für Volkskunde in Wien. Der Verein für Volkskunde in Wien dient dem Zweck der wissenschaftlichen Pflege der Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Österreichs und der sonst in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde vertretenen Gebiete Europas, der Verbreitung wissenschaftlich-volkskundlicher Kenntnisse und Erkenntnisse, und er ist der Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien und seiner Außenstellen.

Dem Vorstand des Vereins für Volkskunde in Wien gehören an: Präsident w. Hofrat i. R. Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt †, 1. Vizepräsident Landtagspräsident Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, 2. Vizepräsident w. Hofrat i. R. Univ.-Prof. Dr. Franz C. Lipp, Generalsekretär Dir. Dr. Klaus Beitzl, Generalsekretär-Stellvertreter Rat Dr. Franz J. Grieshofer, Kassier Prof. Ing. Franz Maresch, Kassier-Stellvertreter Rat Dipl.-Ing. Gerhard Maresch.

Zu L. Kretzenbacher: Serbisch-orthodoxes Totengedenken



Abb. 1: Bereitung für ein „leeres Grab“ zu Staro selo bei Travnik, Bosnien, 1974.
(Aufn.: Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde der Universität München)



Abb. 2: Orthodoxes „leeres Grab“ mit Kleideropfern für den in der Fremde Verstorbenen, dort Beigesetzten, bei Čačak, Serbien, 1978. (Aufn.: Leopold Kretzenbacher)

Zu L. Kretzenbacher: Serbisch-orthodoxes Totengedenken



Abb. 3: Speisentischchen zum Seelenheil in der Fremde Verstorbener (Ersatz für das Sippen-„Grab als Tisch“) vor der orthodoxen Klosterkirche Kalenić, Serbien, September 1977. (Aufn.: Leopold Kretzenbacher)



Abb. 4: Serbisch-orthodoxes Speisen-Reichen „für die Seele“ in der Fremde Verstorbener, in der Heimat Grabloser. Manastir Kalenić, Serbien, September 1981. (Aufn.: Leopold Kretzenbacher)



Abb. 1: Scherenschnitt des Alois Girlinger. Etwa 1/3 n. G. (Aufn.: Photo Tirol, Kitzbühel)



Abb. 2: Grabstein des Ehepaares
Andrä und Melanie Obrist sowie
deren Söhne. Friedhof Jochberg
bei Kitzbühel. (Aufn. R. Pittioni
1981)

Der hl. Franz von Assisi in Volksfrömmigkeit und religiöser Volkskunst

Von Leopold Schmidt †

Die grundlegende Tatsache, daß der Heilige von Assisi mit seinem Leben und Wirken das Mittelalter zweigeteilt und seiner zweiten Hälfte die Möglichkeit einer städtisch-bürgerlichen Frömmigkeit über einer mystischen Grundlage gegeben hat, läßt sich aus den Zeugnissen der Volksfrömmigkeit, wie sie im 19. Jahrhundert zu sammeln begonnen wurden, kaum erkennen.¹⁾ Was das 14. und 15. Jahrhundert an volkstümlichen Zeugnissen dieser Art gekannt haben mag, ist so gut wie verschwunden und hat jedenfalls kaum weitergewirkt. Die Reformation bekämpfte vor allem die Franziskaner und entzog ihnen den Boden eines gewissen selbstverständlichen Vertrauens, das sie vorher immerhin zwei Jahrhunderte lang besessen haben mögen. Man trachtete sehr energisch danach, sie als unbedeutend, unwissend herauszustellen. Von ihrer Frömmigkeit, die im 13. Jahrhundert so ungemein stark gewirkt hatte, hielt man nichts mehr. Burkard Waldis etwa hat mit seinem „Esopus“ eine der bissigsten Satiren der Reformationszeit drucken lassen, 1548, welche diese Einstellung aufs deutlichste zeigt. Waldis setzt seine boshafte Abneigung in der Form einer bissigen Anekdote vor, in der er behauptet, der hl. Franziskus warte seit seiner Himmelfahrt immer noch am Himmelstor auf den zweiten Franziskaner, der in den Himmel komme — es kommt aber keiner mehr.²⁾

Die Gegenreformation versuchte seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, diese Abneigung zu überwinden und den Franziskanerorden wieder zur Geltung zu bringen. Dazu trugen sicherlich bedeutende Prediger aus dem Franziskanerorden selbst bei, die auf

mittelalterliche Traditionen ihres Ordens zurückgriffen. So brachte der 1640 in München geborene Franziskanerprediger Leo Wolff in seinem „Dominicale“ von 1701 eine Legende, welche an die mittelalterliche Überlieferung anschließt, mit dem ausdrücklichen Hinweis „nach dem Chronik-Buch des Seraph. Vatters Francisci“. Es ist die Erzählung von einem sündigen Edelmann, der in einer Anwandlung von Reue zwei zukehrenden Franziskanern ein Strohlager bereitet. Da er noch in der selben Nacht stirbt, hat einer der Mönche die Vision von der Seelenwaage, auf der das Strohbandel schwerer wiegt als alle Sünden des soeben verstorbenen Edelmanns.³⁾ Mit solchen Hinweisen auf die „guten Werke“ haben Franziskanerprediger also noch in der Barockzeit auf die mittelalterlichen Traditionen ihres Ordens auch als Erzählgut zurückgegriffen.⁴⁾

Von den Franziskanerklöstern der frühen Gegenreformation ist auch das Liedgut ausgegangen, das sich immerhin in den Liederbüchern der Barockzeit einigermaßen erhalten und das wesentliche Ordenstraditionen wie die der Stigmatisation des Heiligen von Assisi volkslebendig bewahrt hat. Das gilt beispielsweise für „Ein neues Licht ist entsprossen / von S. Francisco vnd seiner hoch verwunderlichen vnd allein Gott möglichen Stigmatisation“, das sich schon in Leisentrits Gesangbuch von 1584 findet. Seine erste Strophe mag die Art dieser gegenreformatorischen, dem Volksgesang zugewandten Franziskus-Lieder kenntlich machen:

1. Ein neues Licht ist entsprossen,
nicht fern aus Welschem Landt,
das hat gütig geschaffen
die rechte Gotteshandt,
ein vielfeltigen Man,
gar jinniglich zu nennen,
Franciscus ist sein nam.⁵⁾

Es sind sicherlich weitgehend die nun wieder erweckten oder überhaupt neu gegründeten Bruderschaften gewesen, welche dieses Liedgut zu verbreiten trachteten. Das ergibt sich zumindest aus dem in Köln 1627 erschienenen „Handbüchlein dero Heiligen Bruderschaft mit den geweihten Chorden deß H. Vatters Francisci, in Druck verfertigt durch die Minoriten Conventualen zu Cölln.“⁶⁾ Lieder dieser Art und Herkunft verbreiteten sich über die verschiedenen landschaftlichen Liederbücher vor allem des

17. Jahrhunderts. Sehr bezeichnend erscheint dafür der „Seraphisch Lustgart“ von Peter Brachel dem Älteren, in Köln 1635 erschienen. Peter Brachel widmete sein Werk dem „F. Joanni Theodoro Rheinfeldt, des gantzen Seraphischen Ordens Generall Diffinitoren“. Das Buch enthält „diejenige Gesäng“, „so auff die vornembste Festtagen der Seraphischen Orden bequem, vnd in welchen der Heiligen Leben vnd Wunderwerck begriffen werden.“ Dies nun „nach den in jeden Monat fallenden Feiertagen angeordnet und zusätzlich in 2 Lieder, nämlich das erste von der allerseligsten Jungfrawen Maria, das ander von den Heiligsten Vatters Francisci Wunderwercken, welche nach Ordnung der Monat wochentlich bey den Kinderlehren, das erste an statt des officij de immaculata Conceptione, das ander de sacris stigmatibus S. P. Francisci, fruchtbarlich können gebrauchet werden“.⁷⁾ Wesentliche Züge der speziellen Franziskus-Verehrung, vor allem seiner Stigmatisation, werden also auch in diesen Liedern besonders betont. Die Bruderschaften versuchten offenbar nicht nur die mittelalterlichen Legendenzüge erneut zu betonen, sondern deren Verehrung in ihrer eigenen Zeit, in der Barockzeit entsprechend zu unterstreichen.

All das ist im 18. Jahrhundert rasch zurückgetreten. Die Aufklärung, auch im kirchlichen Bereich, hat diese erneuerte Mystik nicht mehr geschätzt, und daher haben die an sich noch kirchengläubigen Volksmassen davon kaum mehr eine geordnete Kenntnis bewahrt. 1771 konnte in Köln noch eine Gebetsammlung mit eingestreuten Liedern erscheinen: „Gnaden-reicher Brunn des Heilands, oder Andachtsordnung der Seraphischen Erz-Bruderschaft von denen Hochheiligen fünf Wunden Jesu Christi, auch des Seraphischen Vatters Francisci, wie selbe bey den EE. PP. Minderbrüdern Conventualen gehalten wird.“⁸⁾ Aber auch diese starke Annäherung der Verehrung der Stigmata des Heiligen von Assisi an die fünf Wundmale Christi war der Aufklärung nicht mehr erwünscht. Durch die Zurückdrängung der Heiligenverehrung gerade mit solchen Zügen gerieten die mündlichen und sachlichen Zeugnisse aus dem Werdegang dieser Verehrung allmählich in Vergessenheit, wurden auch nur mehr verzerrt weitergegeben und erreichten daher die sammelnde Forschung des 19. Jahrhunderts kaum mehr in jenen Formen, die immerhin ein halbes Jahrtausend lang geschichtlich geworden waren.

Unter diesen Umständen ist es doch von Bedeutung, wenigstens auf die zerstreuten Zeugnisse, welche verschiedene Schich-

ten und Stufen der Franziskus-Verehrung widerspiegeln, einmal gesammelt hinzuweisen. Jede Gruppe dieser Verehrungszeugnisse hat ihre eigene Geschichte, und von mancher lassen sich die Anfänge und die Wanderwege und Verbreitungslandschaften kaum mehr feststellen. Hinter dem Versuch einer solchen volkskundlichen Verehrungsgeschichte des Heiligen von Assisi steckt also etwas mehr als nur eine Sammlung des oberflächlich noch greifbaren Stoffes. Man muß auf kaum ausgetretenen Wegen womöglich zu den Quellen dieser Erscheinungen wandern, und kann dann hie und da vielleicht auch noch eine echte geschichtliche Spur finden.

Volksglaube und Sage

Wenn man die Stellung des hl. Franziskus und seines Ordens in der Volksfrömmigkeit überblicken wollte, müßte man wie üblich nach den Glaubens- und Sagenaufzeichnungen des 19. Jahrhunderts greifen.⁹⁾ Dabei stellt es sich sehr bald heraus, daß von den Aufzeichnern, die in irgendeiner Form von den Brüdern Grimm angeregt worden waren, die wenigsten etwas zu diesem Themenkreis erhoben hatten. Es scheinen im wesentlichen Reste aus barocker Tradition zu sein, die mit der Verehrung des Heiligen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit kaum etwas zu tun hatten.

So zog man, wie man in der Oberpfalz erzählt, die Franziskaner viel seltener als die Jesuiten oder die Kapuziner als zauberkundige Helfer heran.¹⁰⁾ Nach der Aufhebung des Jesuitenordens in Bayern aber sollen die Franziskaner doch auch auf diesem Gebiet wieder an Bedeutung gewonnen haben. Man glaubte zu wissen, daß sich die Franziskaner, wie freilich andere Priester auch, auf die „Weiße Kunst“, also eine kirchlich gebilligte Art von Magie verstünden.¹¹⁾ Das heißt wohl, daß sie als wetterkundig galten, daß sie von Hexen verursachte Gewitter bannen könnten. Das verblieb alles in diesem bäuerlichen Bereich: Wenn man glaubte, daß ein Stall verhext sei, holte man einen Franziskaner, um ihn auszusegnen.¹²⁾ Das galt nicht nur für die Oberpfalz, sondern genauso für Schwaben. Auch dort glaubte man, daß die Franziskaner die Hexen bannen könnten, oder auch, daß sie die Hexen sogar in eine Flasche gebannt an einen anderen Ort zu verbringen vermochten.¹³⁾ Mitunter meinte man in Schwaben sogar, daß die Kapuziner und die Jesuiten auf die Franziskaner eifersüchtig seien, weil sie eben auf diesem Gebiet mehr könnten als sie.¹⁴⁾

Von solchen Glaubenszügen und Sagenmotiven geht einiges wohl auf die Barockzeit zurück. Abraham a Sancta Clara hat nach seinen oft italienischen Quellen gern Geschichten dieser Art erzählt. So sprach er gelegentlich davon, daß über dem Schloß Montauri in Italien jedesmal eine Flamme erscheine, wenn jemand aus dem Geschlecht der Schloßherren sterben solle, zum Beweis dafür, daß Gott Vorboten geschickt habe. Diese Gnade habe das Geschlecht erhalten, weil es den hl. Franziskus öfter beherbergt habe.¹⁵⁾ Abraham erscheint da als Vermittler italienischer Legendenzüge durch seine deutsche Predigt. Er hat ja auch den durchaus legendären Zug ausgeführt, daß der Heilige von Assisi einmal in einer morastigen Gegend von der Finsternis überfallen worden sei. Durch sein Gebet habe er bewirkt, daß die Dunkelheit zu Licht geworden sei.¹⁶⁾

Mittelalterliche Grundlagen

Solche Züge des Volksglaubens und der Sage gehen sicherlich wenigstens zum Teil auf die mittelalterliche Geschichte der Franziskus-Verehrung zurück. Auch der Rückgriff Abraham a Sancta Claras deutet an, daß es sich hier um ein beachtliches Einströmen von südlichen, vor allem italienischen Glaubens- und Sagenzügen handelt. Die spätmittelalterliche Volkskultur hat eine beachtliche Zahl von nichtdeutschen Glaubenszügen gerade aus dem italienischen Raum aufgenommen. Die Bettelorden, zunächst auch personell völlig italienisch, brachten diese Züge direkt mit. Die Franziskaner kamen eben ganz persönlich aus Italien, im 14. und 15. Jahrhundert als oft sehr bedeutende Prediger, die eine durchaus historische Wirksamkeit entfalteten. Als Hauptvertreter besonders auf österreichischem Boden muß wohl Johannes Capistran gelten, der in Wien und nicht nur hier so eindrucksvoll zum Türkenkrieg aufrief.¹⁷⁾ Auch sein Mitarbeiter, späterer Stellvertreter in der österreichischen Ordensprovinz, Gabriel von Verona, kam direkt aus Oberitalien.¹⁸⁾ Dazu kam die sich sehr rasch verbreitende Verehrung der großen Ordensheiligen neben dem Ordensgründer. Der große Prediger Bernhardin von Siena ist dabei an erster Stelle zu nennen, weil sein Zeichen, das vom Flammenkranz umgebene IHS-Zeichen doch geradezu amulettartig weitergegeben, weiterverwendet wurde.¹⁹⁾ Als Hauszeichen, ja sogar noch als Schutzzeichen auf den Wiener Tartschen des 15. Jahrhunderts hat es diese Art franziskanischen Volksglaubens für längere Zeit weiter verbreitet.²⁰⁾

Die Volksmission der Bettelorden hatte wohl auch darüber hinaus noch besondere Bedeutung. Die Franziskaner vermittelten offenbar nicht nur ihre Ordenslegenden, sondern waren auch die Weitererzähler von Sagen, die an sich stark internationalen Charakter tragen mochten, am stärksten und sogar lokalisiert doch in Italien weitergegeben wurden, und erst von dort aus auch ihre Geltung und Weitergestaltung in deutschen Landen erlangten. Das gilt wahrscheinlich für die Sagen von Pilatus, dem ungerechten Landpfleger, ebenso wie für Ahasver, den ewigen Juden, und auch für den Tannhäuser, so sehr dieser persönlich in Österreich angesiedelt sein mochte.²¹⁾ Sein Venusberg lag eben doch, wie sehr gern erzählt wurde, in Italien.²²⁾

Motive der ritterlichen Welt

Wenn man im Spätmittelalter vom Tannhäuser sang, dann wußte man ihn in der ritterlichen Welt behaust, als einen Mitkämpfer beim sagenhaften Streit der Minnesänger auf der Wartburg, also in Kreisen, die für die Volkserzählung von den völlig sagenhaften Zirkeln der Artusritter nicht weit entfernt waren. Gerade in diesen Kreisen wußte man aber zumindest im 13. und 14. Jahrhundert noch den Heiligen von Assisi. Der von seinem Vater bemerkenswerterweise als „Francesco“ im Sinn des französischen Rittertums bezeichnete bürgerliche Kaufmannssohn ist doch zum größten „christlichen Ritter“ geworden und hat sich und seine ersten Gefährten auch in diesem Sinn verstanden.²³⁾ Sein Ordensbruder Leo, einer der wichtigsten Zeugen seiner Reden und Taten, hat einen Ausspruch des Heiligen festgehalten, der dies ganz deutlich bekundet. Franziskus sagte nämlich von seinen ersten Gefährten „Isti sunt fratres mei milites tabulae rotundae“, und das heißt zweifellos und deutlich: „Das sind meine (echten) Brüder, die ‚Ritter von der Tafelrunde‘.“ Franz hat doch wohl den Ausdruck „tabula rotunda“ absichtlich gewählt, er hat die Bedeutung des Tisches der Gralsritterschaft gekannt.²⁴⁾ Geistliche Gralsritter also sollten seine Ordensbrüder sein: Der Gedanke lag dem Zeitalter durchaus nicht fern, und so manche Menschen seiner Zeit haben sich wohl gerade deshalb zu dem Heiligen und seinem Orden hingezogen gefühlt.

Das geht beispielsweise doch daraus hervor, daß der erste Habsburger auf dem deutschen Königsthron, Rudolf I., sich sehr weitgehend den Bettelmönchen näherte. Man hat ihn direkt als einen „franziskanischen König“ angesprochen, in seiner ganzen

Einfachheit, in der Schlichtheit seiner Kleidung. Selbstverständlich hatte er auch einen Franziskaner als Beichtvater.²⁵⁾ Vermutlich stand er mit solchen Tendenzen in seiner Zeit nicht allein, wenn man etwa überlegt, daß Papst Gregor IX. am Fest des hl. Franziskus den jungen Rittern bei der Weihe anlässlich des Ritterschlages Kränze aufsetzte. In England scheint sich der Tag als Termin des Ritterschlages länger erhalten zu haben, in Deutschland hat man später dafür den Tag des hl. Georg bevorzugt.²⁶⁾

Dieser Franziskus war eben kein gewöhnlicher großer Kirchenmann, der gelegentlich heiliggesprochen wurde, sondern ein Auserwählter. Darauf deutete auch für die Zeitgenossen sicherlich die Tatsache hin, daß er der erste Stigmatisierte in der mittelalterlichen Frömmigkeitsgeschichte war. Der Franziskanerorden hat diese außerordentliche Annäherung an das Leiden Christi dadurch noch unterstrichen, daß er die „Andachten zu den hl. fünf Wunden“ schuf und weiterhin pflegte.²⁷⁾ Der Stigmatisierte tritt dann auch in der spätmittelalterlichen Bildkunst immer auf, wenn es sich um die Abwehr des zürnenden Gottes handelt, wie etwa im Heilsspiegel, dem „Speculum humanae salvationis“, wo in Bild und Wort Maria den Zorn Gottes, der oben mit drei gezückten Pfeilen erscheint, versöhnt, und den die unten stehenden Heiligen Franziskus und Dominikus durch ihre Fürbitte zu bewegen versuchen, den reuigen Sünder nicht zu töten.²⁸⁾ In diesem Zusammenhang ist wohl auch die merkwürdige Brauchhandlung des textilen Schutzes vor der ewigen Verdammnis zu stellen, nämlich das Begraben oder Sichbegrabenlassen im Ordenskleid des hl. Franziskus. Um 1400 galt im deutschen Norden schon der Armenseelenglaube, daß keiner, der das Kleid des hl. Franziskus trage, verdammt werde, und daß, wenn der Heilige jährlich an seinem Fest in das Fegefeuer hinabsteige, er alle, die das Ordenskleid getragen hätten, mit sich in den Himmel führe.²⁹⁾ Kaum ein Zug mittelalterlicher Volksfrömmigkeit hat sich so lange erhalten wie dieser. Noch Menschen des 19. und 20. Jahrhunderts haben sich im Kleid, in der Kutte des Dritten Ordens des hl. Franz begraben lassen, so etwa 1926 Hugo von Hofmannsthal in Wien,³⁰⁾ oder 1945 Gerhart Hauptmann auf Hiddensee.³¹⁾ Da ist es doch begreiflich, daß man den Männern in diesem Ordenskleid, den Bettelmönchen, so lange auch die verschiedensten Abwehr- und Schutzkräfte zuschrieb. Das absichtlich schlichte Ordenskleid hat damit symbolischen Charakter angenommen, mitunter wohl auch mit magischen Vorstellungen durchwoben.

Wallfahrten

Diesen im Wesen mittelalterlichen Glaubenszügen schlossen sich in den verschiedenen weiteren Epochen nun Volksglaubensformen an, die an sich mit dem Wesen des hl. Franziskus und auch mit der geistigen Grundausstattung seines Ordens kaum etwas zu tun hatten. Die weiten Bettelordenskirchen an den Rändern der bürgerlichen Städte des Spätmittelalters waren an sich keine Wallfahrtsstätten. Die starke Ausrichtung auf die Gottesmutter hin ließ sie allmählich und gar nicht selten zu Marienwallfahrtsorten werden, nicht aber zu Wallfahrten mit einem Gnadenbild des Ordensgründers im Mittelpunkt. Dennoch sind in manchen Franziskaner- und Kapuzinerklöstern in der Barockzeit auch Franziskus-Wallfahrten entstanden. So in der Kapuzinerkirche in Scheibbs in Niederösterreich beispielsweise,³²⁾ in Liescha in Kärnten, wo immerhin Motivbilder mit der Darstellung des hl. Franziskus von 1668 und 1675 hängen.³³⁾ Dann in Felbertal in Salzburg, wo der Kultgegenstand ein Gemälde mit der hl. Maria, dem hl. Franz und der hl. Klara darstellt.³⁴⁾ Am stärksten war die wallfahrtliche Verehrung des Heiligen von Assisi wohl in Tirol. So etwa in Hall, wo in der barocken, später neuromanischen Franziskanerkirche sowohl der hl. Franz von Assisi wie der hl. Antonius von Padua verehrt werden.³⁵⁾ Ähnlich steht in der Totenkapelle von Fendels, wo wieder die beiden gleichen Heiligen auf einem Altärchen des 18. Jahrhunderts verehrt werden.³⁶⁾ Auch in Südtirol gibt es Zeugnisse gleicher wallfahrtlicher Verehrung. In der Filialkirche von St. Peter und Paul am Jöchlstain bei Sterzing wird das Fresko mit der Stigmatisierung des hl. Franz aus dem 18. Jahrhundert als Gnadenbild aufgefaßt.³⁷⁾

Das sind also einige österreichische Belege für die wallfahrtliche Verehrung des hl. Franziskus, wie sie sich vor allem in barocker Zeit herausgebildet oder doch erneuert haben mag. Das Mittelalter schuf zunächst das Zentrum für Nah- und Fernwallfahrten in Assisi selbst.³⁸⁾ Dort und an anderen Gnadenstätten entfaltete sich dann das Wallfahrtsleben mit seinen charakteristischen Bitt- und Dankbräuchen wie bei anderen Heiligen auch, wenn auch offenbar in viel geringerer Mächtigkeit.

Man hat von der Verehrung des Heiligen so erzählt, wie dies bei großen Wundertätern selbstverständlich erscheinen mochte: So heißt es bei Thomas von Celano: „Auf Sizilien verunglückte ein junger Mann mit Namen Gerlandinus aus Ragusa unter einer

Kelter. Das Holzgestell brach, und die mächtigen Steine der Kelter erschlugen den jungen Mann. Durch Anrufung des hl. Franziskus, dessen Fest an diesen Tagen war (genannt wird der 4. Oktober), erhielt der Tote das Leben zurück.³⁹⁾ Das sind also Wundertaten, Mirakel, wie sie auch auf den gleichzeitigen Mirakeldarstellungen und auf den Votivbildern festgehalten wurden. Die an sich nicht sehr zahlreichen italienischen Votivbilder mit dem hl. Franziskus bezeugen dies.

Und geopfert sollte auch wie an anderen Wallfahrtsorten werden. „Nach der vita prima s. Francisci brachte die Mutter des Mädchens Eugubina, das offensichtlich an spastischer Lähmung litt, um der Gnade teilhaftig zu werden, dieses mit einem Bild aus Wachs (cum imagine cerea) zum Grab des hl. Franziskus. Nachdem sie dort acht Tage verbracht hatte, konnte das Mädchen auf einmal seine Glieder nach ihrem Willen gebrauchen.“⁴⁰⁾ Die frühe Verbreitung des Wachsopfers auch in Deutschland hängt vielleicht mit der frühen Franziskus-Verehrung zusammen. Das Auftreten in der Elisabethkirche in Marburg an der Lahn könnte darauf hindeuten.⁴¹⁾

Aber die Belege für eigene Wachsopfer an Franziskus-Wallfahrten bleiben spärlich. Auch die spätere Wachsbossierung, nur mehr fadendünn mit dem Opferbrauch verbunden, kennt keine besondere Beziehung zu dem Heiligen von Assisi. Ab und zu findet sich eine Wachsbossierung mit dem Bild des Heiligen, so beispielsweise eine solche künstlerische Arbeit mit einem Gnadenpfennig von Mariazell, um 1800 gefertigt.⁴²⁾ Aber das ist nur ein Ausläufer der Andachtsbildkunst, das Motiv des vor der Höhle sitzenden stigmatisierten Heiligen mit Kruzifix und Totenkopf gehört ganz der barocken Andachtsbild-Ikonographie an.

Bei weitem volkstümlicher war der Gebrauch von Räucherkerzchen, die offenbar bei Franziskanerkirchen, an Franziskus-Feiertagen ausgegeben, verkauft wurden. Man nannte sie sogar direkt „Franziskkerln“⁴³⁾, in Steiermark „Franzischk“⁴⁴⁾, diese kleinen pyramidenförmigen Räucherhütchen, und verwendete sie bei der häuslichen Andacht, im ländlichen Bereich wohl auch zur Stallbesegnung. Belustigenderweise konnte man in anderen Landschaften unter dem gleichen Namen auch kleine Mehlspeisen erwerben. In Bayern hieß eine Art von zarter, in Milch gekochter und in Butter gerösteter Mehlspeise die „Franziskanerln“, wohl als Hinweis auf eine ehemals klösterliche Fastenspeise.⁴⁵⁾ Weihebrote im engeren Sinn waren diese „Franziska-

nerln“ offenbar nicht, obwohl es auch solche im franziskanischen Bereich gab. In der frühen Neuzeit mag man ab und zu Fladenbrote mit Hilfe von Waffeleisen mit franziskanischen Emblemen gebacken haben, wenn sich bisher auch in der Fülle derartiger Eisen bisher nur ein Waffeleisen mit der Darstellung der hl. Klara, datiert 1533, gefunden hat.⁴⁶⁾ Ungeformte Brötchen hat es bei der Verehrung des hl. Philipp Benitius gegeben, an dessen Fest gelegentlich Philippibrot und Philippiwasser ausgegeben wurden, verbunden mit einem Gebetszettel, der eine Anrufung des hl. Franziskus und die Ursprungslegende enthielt.⁴⁷⁾ Gemessen an der großen Zahl anderer Spendebröte ist das sehr wenig und vielleicht gerade deshalb bezeichnend.

Patronate

Auch das weite Gebiet der den einzelnen Heiligen vom Volk zugewiesenen Patronate zeigt sich beim hl. Franziskus als wenig bezeichnend und in Bildzeugnissen kaum erschließbar.⁴⁸⁾ Franziskus gilt vor allem als Patron der Armut, was wohl von vornherein eine reichere bildliche Bezeugung unmöglich macht. Er gilt auch als Patron der Schneider, doch stehen ihm andere zumindest zur Seite, beispielsweise der italienische Volksheilige Homobonus, dessen redender Name vermutlich geistig nahe an die Sphäre des Heiligen von Assisi herankommt.⁴⁹⁾ Und wenn Franziskus auch als Patron der Weber genannt wird, so stehen wiederum beachtliche, landschaftlich sehr geschätzte Weberpatrone wie der hl. Severus ihm zumindest zur Seite.⁵⁰⁾

Daher auch die wenigen Bildbezeugungen des Heiligen in dieser Funktion. Dennoch gibt es immer wieder Belege dafür, daß Gebäude, Häuser, Türme nach dem Heiligen benannt und mit seinem Bild geschmückt wurden. In Wien gab es zumindest im Biedermeier wenigstens drei Häuser, die den Heiligen im Hauschild führten, eines auf der Taborstraße und zwei in Erdberg.⁵¹⁾ Aber da mag der Name des Hauserbauers oder Hausbesitzers in der Zeit der Blüte der Franz-Namen im Kaiserhaus doch eine Rolle gespielt haben. Viel älter und vielleicht auch bemerkenswerter ist die Titelgebung von Bergwerken. So nennt das Lehenbuch des Schwazer Bergbaues ab 1440 verschiedene Stollennamen, darunter auch den des hl. Franziskus. Eine solche Grubennamegebung nach den Ordensheiligen der Mendikanten – denn auch der hl. Antonius von Padua wird genannt – geht wohl auf die starke landschaftliche Bedeutung dieser Orden zurück.⁵²⁾ Ne-

ben den Tiroler Franziskusstollen stehen da auch die Franziskusstollen im Kärntner Knappental mit seinem Kupferbergbau.⁵³⁾ Ein Gegenstück dazu sind die Franziskus-Rebgelände in einigen Weingeländen. Der Heilige gilt als nicht weinfeindlich, seine Legende erzählte sogar gelegentlich, daß er Wasser in Wein verwandelt habe, wiederum eine Annäherung an die Wunder Christi.⁵⁴⁾ Daher also die Speise- und Getränkefreiheit der Franziskaner, die aber vielleicht auch durch ihre Art, sich den Lebensunterhalt zu beschaffen, unterstützt wurde: Die Mendikanten konnten wohl die milden Weingaben kaum zurückweisen. Das führte dann offensichtlich im weiteren dazu, daß manche Franziskanerklöster Weingärten besaßen, die Nordtiroler beispielsweise in Südtirol, im Traminer Bereich.⁵⁵⁾

Diese eher überraschende Zuneigung zu gutem Essen und Trinken, die man nach dem Mittelalter den Franziskanern dann so gerne vorwarf, leitet jedenfalls dazu über, daß die Klöster des Franziskanerordens regelmäßig Feste veranstalteten, die auch recht weltlich ausgerichtete Märkte werden konnten. Am bekanntesten sind davon die Portiuncula-Märkte, die sich von der Vorliebe des Heiligen für die Portiuncula-Kapelle bei Assisi her schreiben.⁵⁶⁾ Mit ihrem Besuch verbanden sich Ablässe, die Legende der Kapelle wurde offenbar im ganzen franziskanischen Bereich gern weitererzählt. Noch heute feiern Franziskanerklöster das Fest, so Maria Enzersdorf bei Wien am 2. August, und es ist regelmäßig der größte Markt alter Art im ganzen Jahr.⁵⁷⁾ Man kann ähnliches in Stichproben auch bei anderen Franziskanerklöstern erheben, so bei Mosbach in der „Kleinen Pfalz“. Als 1801 der P. Guardian über den Zustand seines Klosters berichten mußte, konnte er schreiben: „Nicht einmal von den höheren Festtagen, von den Oster-, Pfingst- und Christtügen zu sprechen, hat man in jüngst vergangenen Jahren noch Beyspiele gehabt, wo auf einen Portiuncula-Tag gegen 5000 consecrirte Partikeln aufgegengen.“ Da war also der geistliche Sinn des Portiuncula-Festes auch angesichts der drohenden Klosteraufhebung noch durchaus gegenwärtig.⁵⁸⁾ Sonst ist ja das Fest vielfach verweltlicht, dem Markt ist dann nur noch der Name geblieben, wie beispielsweise dem Portiuncula-Markt in Dornach in Solothurn, der zu den bekannteren Schweizer Volksfesten gehört. Ursprünglich Franziskanerniederlassung, wurde daraus 1672 ein Kapuzinerkloster, welches das Portiuncula-Fest selbstverständlich weiterfeierte. Aber die Verweltlichung zum festlichen Markt ist immer fort-

geschritten, der ehemalige Zusammenhang mit dem Fest des hl. Franziskus ist kaum mehr zu erkennen.⁵⁹⁾

Franziskussegen

An diesen Märkten, aber auch bei den Franziskus-Wallfahrten und in den Franziskanerklöstern wurden die Andachtsbilder und die Weihemünzen mit dem Bildnis des hl. Franziskus ausgegeben. Die Zettel oder Seidenblätter mit der Darstellung des Heiligen, meist die kopfbedeckende Kapuze hochgezogen wie auf anderen Darstellungen durchaus nicht, bilden eine eigene Gruppe der kleinen für den Hausgebrauch bestimmten Franziskusdarstellungen. Die frühesten sind wohl italienische Segen, direkt „Benedizione de Serafico Padre S. Francesco“ betitelt.⁶⁰⁾ Die auf Seide gedruckten Kupferstiche weisen ein Mittelfeld mit der Nachbildung eines handschriftlichen Segens auf. Der Text steht über einem roten Tau-Kreuz, das sich über einer Muschel erhebt. Das Tau-Kreuz weist auf die Pestabwehr hin, wofür der sonst unbekannte Segen offenbar hauptsächlich bestimmt war. Auf den deutschsprachigen Blättern ist der Text mitunter lesbar, so auf einem Kupferstich von Schmitner in Wien: „Seegen des H. Seraphischen Vatters Francisci. Der Herr Seegne dich und bewahre dich. Erleuchte sein Angesicht über dich und Erbarme Sich deiner. Wende Sein Angesicht zu dir und gebe dir den Seegen. Im Nahmen Gott des Vatters und des Sohnes + und des H. Geistes. Amen.“⁶¹⁾ Dieser aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammende Segen ist in anderer graphischer Form, nämlich mit einer neugotischen Rahmung noch im frühen 19. Jahrhundert nachgedruckt worden. In den Sammlungen werden diese seltenen Franziskussegen neben die Antoniussegen gestellt, oder neben die „Franziskuszettel“, die mit dem Philippsbrot ausgeteilt wurden.⁶²⁾ Aber der Antoniussegen ist doch ein Bannspruch, der mitunter direkt als „Teufelspeitsche“ bezeichnet wurde, also wie die ganze Antonius-Verehrung bedeutend gröblicher als die sanfte Franziskus-Verehrung.⁶³⁾

Weihemünzen

Bei den gegossenen oder geprägten Devotionalmünzen war es nicht anders. Die Franziskus-Weihemünzen sind selten, die Antonius-Münzen bei weitem häufiger. Nur manchmal gibt es also Weihemünzen wie jene von Madonna di Piné oder Madonna di Caravaggio, eine Messingmünze, die auf dem Avers das Bild der

Madonna di Caravaggio zeigt, und auf dem Revers den hl. Franziskus.⁶⁴⁾ Sonst findet sich gelegentlich ein „Antoniuspfennig“, der aber auch auf der einen Seite den hl. Antonius von Padua und auf der anderen eben den hl. Franziskus zeigt.⁶⁵⁾ Man soll beispielsweise im niederösterreichischen Waldviertel geglaubt haben, daß dieser „Pfennig“ gegen Diebstahl und Verlust schütze.⁶⁶⁾

An die Franziskusseggen in ihrer italienischen Form erinnert schließlich das „Franziskusthau“. Da wurde das Thau-Zeichen als Franziskus- wie als Dreifaltigkeitszeichen verwendet, und wiederum handelte es sich um einen geistlichen Talisman gegen die Pest.⁶⁷⁾ Alle diese Weihemünzen und verwandten Anhänger sind selten, man merkt, daß in manchen Ordensansiedlungen eben gelegentlich der Versuch gemacht wurde, den Heiligen auch in diesen Bereichen als wirksam erscheinen zu lassen. Aber der schlichte Heilige drang hier ebensowenig durch wie auf anderen Gebieten, die man der religiösen Volkskunst zurechnet.

Begegnungen mit dem Franziskus-Bild

Der Gläubige, der seinem mit Vertrauen angerufenen Patron begegnen will, hat es beim hl. Franz von Assisi nicht so leicht, wie man angesichts der zahlreichen von der Kunstforschung nachgewiesenen Darstellungen meinen möchte. Es gab und gibt noch viele Franziskaner- und Minoritenkirchen in den Städten, aber weder außen noch innen fällt die Darstellung des Ordensgründers besonders auf. Schon auf dem Weg zur Kirche hat der Gläubige wohl nicht selten die sonst üblichen Wegmarken vermißt: Wenn er sich einer Dreifaltigkeitswallfahrt nahte, dann kamen ihm doch sehr bald so manche Bildstöcke mit dem Gnadenstuhl, mit einer Dreifaltigkeitsdarstellung entgegen. Ähnlich bei sehr vielen anderen Heiligen, vor allem selbstverständlich bei den verschiedenen wallfahrtlich verehrten Marienbildern. Auf einer Wallfahrt zum hl. Franz hätte er vergebens danach ausgeschaut. Selbst in ungemein bildstockfreudigen Landschaften wie beispielsweise in Franken findet sich, und zwar in Würzburg, ein einziger Franziskus-Bildstock. Es ist die Figur des Heiligen, mit leicht geneigtem Haupt, einen Rosenkranz im Gürtel, in der linken Hand das Kreuzifix. Und dieser deutlich mit „SVT Franziscus“ bezeichnete Bildstock soll erst aus dem Jahre 1883 stammen.⁶⁸⁾

Da nimmt es nicht wunder, daß auch Kenner in den Kirchen nach volkstümlichen Darstellungen des Heiligen suchen müßten. Gewiß, in der ersten Blütezeit seines Ordens sind auch in deutschen Landen Bilder des Heiligen in seiner schlichten Ordens-tracht geschaffen worden. Man hatte kaum Vorbilder in der Miniaturmalerei wie sonst so oft, denn im Gegensatz zu anderen bedeutenden Ordensgründern, beispielsweise dem hl. Bernhard von Clairvaux, fehlen solche Zyklen der Vita des Heiligen hier ganz.⁶⁹⁾ Aber die Glasmalereien in den Chorfenstern der verschiedenen Barfüßer- und Minoritenkirchen wiesen Darstellungen des Heiligen doch auf, zufrühest in Erfurt um 1230/40, oder mehr als ein Jahrhundert später, nämlich nach 1371 in Regensburg.⁷⁰⁾ Es handelt sich dabei motivisch am ehesten um die Andeutung der Nachfolge des Heiligen im Leiden Christi. Die Darstellung bleibt schlicht, als Attribut meist nur das Kreuz, mitunter als Kruzifix gestaltet, seltener dazu das Buch, unter dem man sich wohl die Ordensregel, vielleicht auch das Evangelium vorstellen sollte. In manche solche Zyklen erscheint schon die Stigmatisation aufgenommen. Der als Betrachtungsgegenstand beigegebene Totenkopf fehlt im Mittelalter noch zur Gänze.⁷¹⁾

In dieser eher schlichten, betont zurückhaltenden Form und Gestik sahen die Gläubigen den Heiligen manchmal auch auf Altären, wie ein Retabelflügel aus dem 3. Viertel des 15. Jahrhunderts in Köln zeigt. Der „Meister der Verherrlichung Mariä“ in Köln hat da die Heiligen des Franziskanerordens links und rechts von der Madonna aufgereiht, dieser linke Flügel zeigt nebeneinander, isokephal, die Hauptpatrone: Klara, Bernhardin von Siena, Bonaventura und eben Franz.⁷²⁾ Ähnlich steht es bei einem Antependium im Kunsthistorischen Museum in Wien, deutlich mit 1502 datiert. Die Mittelfigur Maria mit dem Kind, links davon Bonaventura, Franz und Klara, rechts Ludwig von Toulouse, Antonius von Padua und Bernhardin von Siena. Franz ist nur durch das Kreuz gekennzeichnet, erst bei näherem Zusehen findet man auch die Merkmale der Stigmatisation.⁷³⁾

Dieses betont schlichte, diese Einordnung neben die zum Teil viel volkstümlicheren Heiligen seines Ordens, wie Anton von Padua und Bernhardin von Siena, können die frommen Beschauer nicht auf den Ordensgründer aufmerksam gemacht haben. Dann die Einordnung in die Mariendevotion: Wenn der Heilige schon auf einer Tafel vorkommt, dann doch nur als Begleitfigur der Madonna. So etwa auf einer recht volkstümlichen Rosenkranz-

tafel in Schwabach bei Nürnberg, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts entstanden sein dürfte. Da finden sich über dem Hauptmotiv, dem Rosenkranz, drei knappe Bildhinweise gemalt: Die Messe des hl. Gregorius, das Schweißstuch der Veronika und die Stigmatisation des hl. Franz.⁷⁴⁾ Alle drei Darstellungen wohl als Begründungen der Geheimnisse des schmerzhaften Rosenkranzes gemeint. Die Stigmatisation ist hier wie sehr oft von der wichtigsten italienischen Darstellung abhängig, nämlich von dem Gemälde von Pietro Lorenzetti in der Unterkirche von S. Francesco in Assisi. Hier schwebt zuerst Christus, wie Bonaventura dies beschrieben hat, auf dem vom Cherub getragenen Kreuz schräg durch den Himmelsraum auf den ins Knie brechenden Franziskus zu, und Strahlen aus den Wundmalen Christi lassen die Stigmata auf den gleichen Körperteilen des Heiligen entstehen.⁷⁵⁾

Das war die Ausprägung der spätmittelalterlichen „devotio popularis“, ganz auf das „Heilige Blut“ eingestellt, wie zumal im Zusammenhang mit den vielen anderen Heiligenblut-Wallfahrten und Fronleichnams-Devotionen zu verstehen. Das Moment der meditativen Betrachtung greift erst zu Ende des 16. Jahrhunderts Platz. Der kniende oder beinahe liegende Franziskus mit dem Totenkopf in Händen setzt sich erst mit der spanischen Spätrenaissance durch. El Greco hat das Motiv etwa seit 1577 immer wieder aufgegriffen, Franziskus ist zum „Pater ecstasticus“ geworden.⁷⁶⁾ In vereinfachter Form ist er seitdem in das barocke Bildwesen, zumal auch in die Andachtsgraphik eingegangen, sicherlich auch bewußt als männliches Gegenstück zur hl. Maria Magdalena, die nun immer öfter als häufig halbnackte Büberin vor dem Totenkopf liegt und meditiert. Das von der Kirchengeschichte beobachtete Aufkommen von „heiligen Paaren“ ist auch hier zur Geltung gekommen. Nicht nur Heilige aus dem Franziskanerorden müssen also hier als Partner des Heiligen von Assisi beachtet werden, sondern Gestalten wie die heilige Büberin Magdalena.⁷⁷⁾

Votivbilder

Das Spätmittelalter hat die Gattung der Votivbilder entwickelt, als einer Bildgattung, die an den Gnadenstätten in direkter Bildvermittlung aussagen soll, was der Pilger, der ein solches Bild darbrachte, gelitten hat, wem er sich zu Dank verpflichtet fühlte und wie er als Votant gesehen werden will. Manchmal wird die Verlöbnißhandlung, der Widmungsgrund auch noch schriftlich

dargetan, so daß Name und Jahrzahl diese Täfelchen verhältnismäßig oft genau datierbar und lokalisierbar machen.⁷⁸⁾

Da dem hl. Franziskus wenige Kirchen direkt gewidmet sind, nur ganz wenige Wallfahrten ihm persönlich gelten, ist auch die Zahl der Motivbilder mit ihm als angerufenen Patron verhältnismäßig niedrig. Immerhin sind in Italien ihm zur gleichen Zeit Votivtafeln gewidmet worden, in der er in Deutschland auf Glasfenstern und in Flügelaltären bildlich dargestellt wird. Und wie dort tritt er auch hier fast nie allein auf, sondern mit anderen Heiligen zusammen. So gibt es in der berühmten Wallfahrt zur Madonna del Monte bei Cesena die Tafel eines „Zuono de Maistro Francesco Marescualco“, um 1450–1460 gemalt. Da steht also unser Heiliger, wohl als Namenspatron angerufen, neben der sitzenden Madonna und dem stehenden hl. Dominikus.⁷⁹⁾ Ähnlich stünde es bei einer Votivtafel von Maria da la Mirandola, wo die Madonna zwischen dem hl. Franziskus und seinem womöglich volksbekannteren Ordensbruder Bernhardin von Siena thront. Die aus der Zeit um 1480–1490 stammende Tafel läßt aber nicht genau erkennen, ob es sich wirklich um unseren Heiligen handelt und nicht vielleicht doch um den hl. Antonius von Padua.⁸⁰⁾ Aus einer unbekannteren oberitalienischen Wallfahrt stammt eine um 1500 gemalte Votivtafel, welche die Sünderbekehrung durch einen Mönch, wohl den hl. Franziskus darstellt.⁸¹⁾ Franz führt den knienden Mann stehend und auf die in der Himmelsöffnung erscheinende Madonna hinweisend auf den rechten Weg. Solche ähnliche Tafeln finden sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Oberitalien noch öfter. Aber unser Heiliger wird auf ihnen allen immer mit anderen Heiligen zusammen angerufen, etwa mit dem hl. Petrus Martyr auf einer Tafel von der Madonna del Monte bei Cesena.⁸²⁾ Die Barockzeit hat dann die Franziskus-Darstellung auf Votivbildern offenbar nur wieder aufgenommen, wenn es sich um den Heiligen als Namenspatron des Votanten handelte. Trotz der gewaltigen Fülle an süddeutschen und österreichischen Votivbildern des 17. und 18. Jahrhunderts ergeben sich so gut wie keine Einzeldarstellungen, der Heilige ist offenbar kaum als tatkräftiger Helfer angerufen worden. Das entspricht freilich auch seinem Leben und Wirken: Er hat ja während seiner irdischen Lebenszeit kaum Wunder gewirkt, man hat ihm auch in der Legende nur ganz wenige Taten zugeschrieben, die als wunderbare Hilfen gewertet werden konnten.⁸³⁾

Dieser Eindruck mag freilich auch durch das bisher nicht sehr gezielte Sammeln und seine Ergebnisse hervorgerufen sein. Die

eigentliche Verehrung ist vermutlich dichter gewesen als die gesammelten Zeugnisse aufweisen, und ihre Zusammenhänge im Votiv- und Devotionalwesen erscheinen doch bisher nur in geringem Ausmaß geklärt.

Devotionaldarstellungen

Einigermaßen unabhängig von der wallfahrtlichen Anrufung ist der Heilige nämlich selbstverständlich doch verehrt worden. In Kirchen, Klöstern, Kapellen und Andachtsbereichen der Häuser haben sich Darstellungen erhalten, die darauf hinweisen.

Eine gewisse Sonderstellung nehmen dabei die zahlreichen kleinen Holzplastiken ein, die im allgemeinen in Hausaltären, in Herrgottswinkeln verehrt worden sein dürften. Wenn man den Angaben in den Einlaufinventaren der Museen vertraut, ist ihre Herstellung vermutlich zumeist an den Hauptorten der Holzschnitzerei erfolgt, also etwa in Oberammergau⁸⁴⁾ oder im Südtiroler Grödental.⁸⁵⁾ Da gibt es kleine, etwa spannhohle Holzplastiken, oft aus einem harten Holz, beispielsweise aus Buchsholz, ungefaßt, die im frühen 18. Jahrhundert in Tirol geschaffen worden sein mögen. Die Darstellung zeigt meist den Heiligen im schlichten Ordenskleid, die Stigmata an Händen, Füßen und Brust darbietend.⁸⁶⁾

Gerade bei diesen ungefaßten kleinen Hartholzplastiken besteht aber auch die Möglichkeit einer anderen Herkunft. Es geht um die Devotionalien von Ravacciano bei Siena. Der hl. Franziskus besuchte 1212 die Stadt Siena. Als er wieder weiterwanderte, gefiel ihm eine kleine Anhöhe „di Ravacciano“; er steckte neben ihr seinen Reisestab in die Erde und bestimmte damit den Platz für den zukünftigen Klosterbau. Der dürre Stab aber begann nun der Legende nach zu grünen – die Verbindung mit dem Tannhäusermotiv wird deutlich. Jedenfalls wurde dann erzählt, der Stab sei zu einer herrlichen Eiche herangewachsen, die den Namen „Albera di S. Francesco“ bekam und fast vierhundert Jahre lang das Ziel zahlreicher Pilgerfahrten und der Gegenstand besonderer Fürsorge seitens der Sienesen war. Da aber jeder Pilger einen Zweig oder wenigstens ein Blatt des denkwürdigen Baumes mitnehmen wollte, war dieser bald so zugerichtet, daß der Bischof einschreiten mußte. Dennoch verdorrte im September 1612 dann endlich der Baum. Aus dem offenbar sehr stattlichen Stamm verfertigte man später kleine Franziskusstatuetten. Diese

wurden sowohl innerhalb von Italien wie auch nach Spanien, Portugal und auch nach Deutschland verschenkt. Auch in Polen und Litauen erhielten die Franziskaner solche Figürchen. In Österreich bekam bezeugtermaßen Michael Wenzel Graf Weysenwolff, der im Jahre 1626 Präses der Studenten deutscher Nation an der Universität Siena war, ein derartiges Figürchen. Das waren also Devotionalien des 17. Jahrhunderts, und sie dürften weitgehend die Vorbilder für viele andere derartige Devotional-Statuetten gewesen sein.⁸⁷⁾

Es ist geradezu ein Zufall, daß sich wenigstens ein Teil der Franziskus-Devotionalien auf diese Weise herkunftsmäßig erkennen läßt. Bei den meisten anderen ist man doch auf die normalen Herkunftskriterien angewiesen. Es gibt also neben den Blankholz-Statuetten so manche kleinen Weichholzplastiken, die wahrscheinlich aus nordalpinen Werkstätten stammen und farbig gefaßt sind. Auch sie zeigen den Heiligen in brauner Ordenstracht, mit dem charakteristischen kleinen Kinnbart und mit vorgestreckten stigmatisierten Händen.⁸⁸⁾ Ab und zu wird deutlich, daß der Heilige auch in solchen Fällen mit einem zweiten Ordensheiligen zusammen, sozusagen als heiliges Brüderpaar, dargestellt und verehrt wurde. So zeigt sich das an einem kleinen Hausaltar aus dem Ultental in Südtirol, auf dem die übergroße Gottvaterfigur von den Heiligen Franziskus und Antonius von Padua begleitet wird.⁸⁹⁾ Die sehr bedeutende Tiroler Antonius-Verehrung hat hier im 18. Jahrhundert zweifellos sehr viele ähnliche Hausaltärchen gestaltet.

Diese Darstellungen sind wohl allenthalben von den Orden aus der Familie des hl. Franziskus gefördert worden. Ein Blick auf die vielen Franziskus-Holzplastiken in Polen zeigt, wie volkstümlich hier die Darstellungen werden konnten.⁹⁰⁾ Diese Laienkunst hat sich oft auch auf die Gestaltung der Heiligenfiguren an figuralen Bienenstöcken ausgewirkt⁹¹⁾, die in Ostmitteleuropa so eine beachtliche Rolle gespielt haben.⁹²⁾

Im Gegensatz zu diesen Laienkunsterzeugnissen stehen die wenigen klösterlichen Zeugnisse einer Franziskus-Devotionalkunst. Ab und zu zeigt sich ein Ergebnis solcher barocker Darstellungsfreude, wie beispielsweise an den wohl aus Mähren stammenden staffierten Kastenbildern, die vermutlich in einem Kloster und für dieses Kloster um 1700 geschaffen worden sein mögen.⁹³⁾ Die vermutlich in einem Refektorium aufgestellten szenischen Ka-

stenbilder weisen nun eben einmal auch eine Szene aus dem Leben des hl. Franziskus auf. Es handelt sich um die Darstellung des Heiligen vor dem Sultan bei dem Versuch seiner Bekehrung auf dem 5. Kreuzzug im Jahre 1219. Der Sultan auf seinem Thron unter einem Baldachin in einem prunkvollen Saal bildet dabei den wirksamen Gegensatz zu dem schlichten Heiligen. Die Szene ist an sich historisch. Franziskus hat in völliger Verken- nung der tatsächlichen Verhältnisse damals wirklich den Sultan von Ägypten el-Malik el-Kamil zu bekehren versucht. Franz wollte die Kraft seines Glaubens sogar durch eine Feuerprobe be- zeugen. Aber der Sultan, der ihn offensichtlich für einen „heiligen Narren“ hielt, hörte ihm wohl geduldig zu, ließ sich aber auf eine angebotene öffentliche Disputation über die Religion nicht ein. Man bot dem Heiligen zahlreiche Geschenke an, die er ab- lehnte, und schickte ihn mit einem Ehrengleit ins christliche La- ger zurück.⁹⁴⁾ Die Szene wird sonst nur sehr selten dargestellt, die Kenntnis des Vorfalles war wohl auf die Ordensbrüder be- schränkt, und einer von ihnen mag also wohl auch dieses Kasten- bild in seiner prunkvollen barocken Rahmung geschaffen haben.

Andachtsbilder

Einfachere Kastenbilder, die gleichfalls der häuslichen Devotion dienten, hat es selbstverständlich in viel größerer Zahl ge- geben. Vermutlich sind sie nicht selten Geburtstags- beziehungswei- se Taufgeschenke in der Zeit gewesen, in der der Name Franz als führender Name im Kaiserhaus zu so großer Popularität kommen sollte. Da schenkte man dann wohl einem Knaben mit diesem Namen für den Hausaltar eine derartige Klosterarbeit, ein Ka- stenbild, das scheinräumlich unter Glas den Heiligen szenisch darstellte: Der Heilige kniend, mit dem Totenkopf in Händen, vor dem Kruzifix kniend, womöglich ein Büchlein aufgeschlagen, das in manchen Fällen als Gebetbuch gekennzeichnet er- scheint.⁹⁵⁾

Das gehört zu den Auswirkungen der „kleinen Andachtsbil- der“, also jener Andachtsgraphiken, wie sie vor allem seit dem 17. Jahrhundert die Heiligenverehrung allenthalben verstärken und bildhaft unterstreichen sollten. Die Niederländer gehen darin voran. So gibt es kolorierte Kupferstiche von Cornelius de Boudt, welche die Stigmatisierung des Heiligen etwa um 1700 im Sinn der barocken Altarbildkunst zeigen.⁹⁶⁾ Geschnittene Perga- ment-Spitzenbilder setzen wohl zur gleichen Zeit schon ein, und

sie sind vermutlich größtenteils in den Klöstern der jeweiligen Verbreitungslandschaften entstanden. Die gemalten Innenflächen der Bildchen zeigen dann meist den Heiligen mit Buch und Totenkopf, vor dem Kruzifix kniend, so etwa in Paderborn zu Anfang des 18. Jahrhunderts.⁹⁷⁾ Auch auf diesem Gebiet wird der Heilige oft nicht allein dargestellt. So gibt es ein vermutlich in Bayern hergestelltes Pergamentbildchen mit „S. Maria Salva Guardia“, worunter der hl. Franz und die sel. Kreszentia von Kaufbeuren einander gegenüberstehen.⁹⁸⁾ Es handelt sich im ganzen um das Gnadenbild der Münchner Frauenkirche, etwa um 1770–1780 entstanden, und daher ein gutes Zeugnis für die damalige Münchner Volksverehrung des Heiligen. Es gibt auch italienische Gegenstücke dazu, auf Seide gedruckte Kupferstiche mit dem Franziskussegen „Benedizione de Serafico Padre S. Francesco“. Solche Segen-Bildchen sind, nach Ausweis des Ordenswappens der gekreuzten Arme, wohl direkt von einzelnen Klöstern ausgegeben worden.⁹⁹⁾

Daß der hl. Franziskus nicht selbständig, sondern auch im Kupferstich mit anderen Heiligen zusammen dargestellt wurde, ist bei den vielbildrigen „Breverlbildern“ besonders deutlich. Die verschiedenen geistlichen Schutzmittel, die in einem solchen zum Mittragen und Umhängen bestimmten „Breverl“ vereinigt wurden, erscheinen primär immer in einen vielfigurigen, meist neunfeldrigen Kupferstich eingeschlagen, über den dann erst die Außenhülle des Breverls kam. Mit der Herstellung dieser Breverl-Kupferstiche beschäftigten sich offenbar viele einschlägige Stecher, so etwa Sondermayr in Augsburg, von dem es ein sehr aufschlußreiches Stück dieser Art gibt.¹⁰⁰⁾ Es handelt sich um einen neunbildrigen Stich mit dem Brustbild „Maria als die Braut des hl. Geistes“. Rundherum finden sich nun in der 1. Reihe die Heiligen Ignaz von Loyola, Franz Xaver und das Scheyrer Kreuz; in der 2. Reihe unser Heiliger mit Kreuz, offenem Buch und Totenkopf, und Antonius von Padua; in der 3. Reihe schließlich Johann von Nepomuk, Judas Thaddäus und das Anastasiushaupt.¹⁰¹⁾ Eine ähnliche Breverlhülle haben Franz Puchholz und Antoni Arzberger zu Ende des 18. Jahrhunderts auch gestochen.¹⁰²⁾ Das neunfeldrige Blatt zeigt links oben unseren Heiligen, kniend, das große stehende Kreuz umfassend, und rechts dahinter offenbar ein Kapuzinerkloster mit dem davorstehenden Arma-Christi-Kreuz. Solche und ähnliche Blätter in den Breverln wurden in den verschiedensten Landschaften gefunden, beson-

ders selbstverständlich in den von Franziskanern und Kapuzinern betreuten Alpenländern.¹⁰³) Es steht dabei doch so, daß der hl. Franziskus, sonst also doch eigentlich weniger verehrt, hier zumindest in die Gruppe der abwehrkräftigen Heiligen stets mitaufgenommen erscheint, nicht selten sogar an der Spitze der Neuergruppe.¹⁰⁴)

Daneben sind die einzelnen Andachtsbilder, welche den Heiligen zum Hauptdarstellungsgegenstand haben, kaum zu überblicken. Kupferstiche, Papiermalereien, später auch kolorierte Lithographien sind hier bis weit ins 19. Jahrhundert hinein zu finden. Die Papiermalereien lassen sich dabei am wenigsten landschaftlich zuweisen, sie mögen also, vermutlich wieder in Zusammenhang mit der Namengebung im österreichischen Kaiserhaus, um und nach 1800 in besonderem Ausmaß entstanden sein.¹⁰⁵) Lithographien sind in allen einschlägigen Druckereien erschienen, also beispielsweise bei dem besonders produktiven Hoffmann in Prag im frühen 19. Jahrhundert.¹⁰⁶) Auch in dieser Zeit sind offenbar von den Kapuzinerklöstern noch Andachtsbilder mit dem „Segen des H. Seraphischen Vatters Francisci“ ausgegeben worden, wie ein Kupferstich von F. L. Schmitner in Wien beweist. Dieser „Segen“ ist später, im Laufe des 19. Jahrhunderts, auch noch in den Buchdruck übernommen worden.¹⁰⁷) Das Andachtsbild hat nur selten die Lebensgeschichte und Legende des Heiligen erzählt, obwohl auch das gelegentlich vorkommt, beispielsweise auf einer Stichserie, die bei Benziger in Einsiedeln hergestellt wurde.¹⁰⁸) Die stereotype Darstellung der Stigmatisation wie der Kreuzesverehrung mit Buch und Totenkopf ist jedenfalls bedeutend öfter festzustellen.

Haus- und Möbelmalerei

Den Motiven nach lassen sich die Darstellungen des hl. Franziskus in der Haus- und Möbelmalerei am ehesten von den Andachtsbildchen ableiten. Sie sind an sich selten. Nur gelegentlich hat ein Landwirt im 18. Jahrhundert sein Haus in der Art der Oberammergauer „Lüftlmalerei“ bemalen lassen und dabei den Heiligen von Assisi wohl als seinen Namenspatron angebracht. So stand in Holzgau im Lechtal, Tirol, ein schönes Haus mit einer verblichenen Hausmalerei von 1796, die Josef Degenhart zugeschrieben wurde. An der Straßenseite befand sich über der Haustür in einem Rundmedaillon die Halbfigur des hl. Franz von Assisi, mit Kruzifix und Totenkopf.¹⁰⁹)

Ähnlich steht es in der Möbmalerei. Auch hier gibt es nur ab und zu Beispiele für die Darstellung des hl. Franz auf bemalten Kästen. So steht im Heimatmuseum Tölz in Oberbayern ein Kasten, dessen vierfeldrige Schauseite auf blauem Grund figural bemalt ist. Im Feld links unten ist die Vision des Kruzifixes und die Verleihung der Wundmale an den Heiligen dargestellt, wohl zu Ende des 18. Jahrhunderts.¹¹⁰⁾ In Nordostböhmen dagegen ist ein Kasten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bemalt worden, ein eintüriger, bei dem aber Doppeltürigkeit vorgetäuscht erscheint. Die beiden Bildfelder oben zeigen wohl die Namenspatrone der Brautleute, zu deren Hochzeit der Kasten wohl entstanden ist, nämlich links stehend die hl. Katharina und rechts vor dem Kreuz kniend der hl. Franziskus. Der Name des Heiligen ist längst abgewaschen, vielleicht bei Gelegenheit einer Wiederverwendung des Möbels zu einer anderen Hochzeit, bei der eben der Bräutigam nicht mehr Franz hieß.¹¹¹⁾

Keramik

Die Seltenheit des Vorkommens der Darstellung des hl. Franziskus bleibt wie auf anderen Gebieten der Volkskunst so auch auf dem der Keramik bestehen. Anscheinend kommen überhaupt nur ab und zu Majolikagefäße mit dem Bild des Heiligen vor, und sie sind vermutlich entweder direkt in Italien entstanden oder doch italienischen Arbeiten nachgebildet.

Direkt aus Oberitalien stammt wohl eine vorzügliche Pilgerflasche aus Majolika, also eine große Flachflasche, einseitig glasiert und bemalt. Auf der gewölbten Vorderseite ist sie blau auf weißem Grund bemalt, man sieht den ekstatisch dargestellten Heiligen, der die Wundmale empfängt, ohne daß sich das stigmatisierende Kreuz am Himmel zeigen würde.¹¹²⁾ Daran mag das Rundformat schuld sein, die vermutlich graphische Vorlage hat wohl die ganze Szene enthalten. Die Vermutung, daß das Stück in Oberitalien im 18. Jahrhundert entstanden sein dürfte, könnte vielleicht noch in der Richtung unterstrichen werden, daß es sich um eine Pilgerflasche für Assisi-Pilger handelt.

Eine zweite Majolika, ein Krügel in Birnenform mit dem gewohnten Henkel und dem weiten Hals weist oben und unten einen gelben Rand auf. Auf dem weißen Grund ist die Wandung blau bemalt: In der Mitte der Rahmung kniet der Heilige vor einer Monstranz.¹¹³⁾ Es drängt sich dabei die Frage auf, ob es sich dabei überhaupt um den Heiligen von Assisi handelt.¹¹⁴⁾ Das

Krügel ist wohl im mährischen Wischau im 18. Jahrhundert gemacht worden und wurde auch in Mähren erworben. Auch hier könnte eine Erinnerung an eine Wallfahrt vorliegen oder aber eine Gabe zu einem Namenstag.

Hinterglasbilder

Die Darstellungen auf den bemalten Bauernmöbeln hängen zum Teil mit der Hinterglasmalerei und mit den dabei verwendeten graphischen Vorlagen, den „Rissen“, zusammen. Die Möbelmaler haben offenbar ihre Motive oft von der Hinterglasmalerei übernommen. Sie brauchten sie im Fall der Franziskus-Darstellungen freilich nur selten verwenden, da offenbar wenige Hochzeitsmöbel mit dem Bild des Heiligen von Assisi geschmückt wurden.

Hinterglasbilder selbst, die den Heiligen darstellen, sind bei weitem in größerer Zahl überliefert. Das gilt freilich nicht für das „oberschichtliche“ Hinterglasbild, das von bürgerlichen, meist protestantischen Glasmalern geschaffen wurde. Nur ab und zu findet sich auf einer Schöpfung dieser bedeutenden Kunsthandwerker eine Franziskus-Darstellung. So gibt es ein „Reformationbild“, das in Zürich im 17. Jahrhundert entstanden ist. Da wird in einem symbolischen Wägeakt die Bedeutung der „Gewichte“ der alten und der neuen Lehre gegeneinander abgewogen, und es ergibt sich daraus, daß Papsttum, Mönchtum und katholische Liturgie wertlos sind gegenüber dem „Reinen Wort“, verkörpert durch den Züricher Reformator Heinrich Bullinger (1504–1575). Die Seite der „wertlosen“ alten Kirche geht also in die Höhe, auf dieser Schale steht der hl. Franz von Assisi mit dem Kruzifix im Gürtel. An die Stricke hängt sich ein Kapuziner an. Auf der Waagschale liegen die Petruschlüssel und stehen die Tiara wie das Missale Romanum.¹¹⁵⁾

Das sind also Franziskus-Darstellungen polemischer Art im Hinterglasbild, wie sie sich sonst, im geläufigen katholischen Hinterglasbild, selbstverständlich nicht finden. Da gibt es im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert nur immer wieder die Darstellungen des Heiligen in der Art der graphischen Andachtsbildchen. Ein um 1800 in Oberbayern gemaltes Hinterglasbild von guter Qualität zeigt den Heiligen kniend vor dem Kreuz, mit Buch und Totenkopf als Attributen.¹¹⁶⁾ Auf einem von Josef Wüstner in Schönstein in der Mitte des 19. Jahrhunderts gemalten Hinter-

glasbild ist wieder der Heilige von Assisi dargestellt, vor einem Tisch mit dem Kruzifix, und mit Buch und Totenkopf. Die Beschriftung besagt deutlich „Heil. Franziskus“. ¹¹⁷⁾ Zu diesen Bildern gibt es auch die „Risse“, die gezeichneten Vorlagen. So hat sich aus Sandl in Oberösterreich ein solcher Riß erhalten, der schlicht den vor dem Tisch mit dem Kreuz knienden Heiligen darstellt, neben dem Kreuz liegen Buch und Totenkopf. ¹¹⁸⁾ Unter den vielen erhaltenen Sandler Hinterglasbildrissen ist dies übrigens der einzige mit der Darstellung des Heiligen von Assisi, auch ein Zeugnis dafür, daß das Motiv bei weitem nicht so begehrt war als etwa Jesus- und Maria-Darstellungen. Auch aus Raimundsreuth in Bayern hat sich ein einzelner Hinterglasbildriß mit dem hl. Franz erhalten. Die Sepiazeichnung auf gebräuntem Papier zeigt wiederum den Heiligen mit Kruzifix, Buch und Totenkopf. Die Zeichnung stammt aus dem frühen 19. Jahrhundert und hat sicherlich als Vorlage für so manche Raimundsreuther Hinterglasbilder gedient. ¹¹⁹⁾

Manchmal findet sich auch in diesem Bereich der Heilige von Assisi mit einem anderen Heiligen geschwisterlich zusammengespannt. So gibt es ein querformatiges Hinterglasbild aus der Slowakei, also dem ehemaligen Oberungarn, das links die Stigmation des hl. Franziskus und rechts den stehenden hl. Joseph mit dem Jesuskind darstellt. ¹²⁰⁾ Auch von dieser Gattung wird es mehr gegeben haben, doch sind eben immer nur ab und zu Belege dafür erhalten.

Mit solchen im 19. Jahrhundert fortgeführten, im 20. Jahrhundert stellenweise doch noch bewahrten Erscheinungen hat also die Volksverehrung des Heiligen von Assisi weitergelebt. In diesem 20. Jahrhundert freilich sind nach den beiden großen Weltkriegen auch ganz andere Strömungen einer erneuerten Verehrung ersichtlich geworden. Dazu gehört sicherlich eine erneuerte Bekanntschaft mit einer der frühen Neuzeit ganz ungeläufigen Seite der Frömmigkeit des Heiligen, nämlich mit seiner Liebe zu den Tieren. Mit Erscheinungen wie der Predigt für die Vögel hat man die längste Zeit kaum etwas anfangen können. Dabei hat das Mittelalter nicht nur von der Tatsache dieser Predigt selbst erzählt, sondern auch über eine tatkräftige Hilfe für manche Tiere zu berichten gewußt. So schreibt doch Thomas von Celano, daß der Heilige im Winter den Bienen Honig oder auch den besten Wein habe hinstellen lassen, damit sie nicht zugrunde gingen. ¹²¹⁾ An solche Züge haben dann bildende Künstler des 20.

Jahrhunderts angeknüpft, wie etwa Oskar Laske in Wien, der 1922 sein großes Gemälde „Vogelpredigt des hl. Franziskus“ schuf.¹²²⁾ Wenige Jahre später erfaßten die Tierfreunde die Bedeutung dieser legendären Gesten des Heiligen. 1931 wurde der „Welttierschutztag“ eingeführt. Einen „Tierkorso“ mit anschließender Tiersegnung scheint es erst seit 1953 zu geben, wenn auch hier wie so oft ältere Vorbilder maßgebend gewesen sein können.¹²³⁾ Jedenfalls wurde diese Tiersegnung nun auf den 4. Oktober, den Festtag des Heiligen von Assisi angesetzt, und findet vielfach auf öffentlichen Plätzen in so manchen Städten statt. Seit 1965 gibt es dabei manchenorts die Verleihung einer „St. Franziskus-Medaille“.¹²⁴⁾ Das sind Züge der Gegenwartsvolkskunde, die in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden dürfen.

Anmerkungen:

1. Beda Kleinschmidt, *St. Franziskus von Assisi in Kunst und Legende* (= Monographien zur Geschichte der christlichen Kunst, Bd. II), 2. Aufl. Gladbach 1919.

2. Johannes Bolte und Georg Polivka, *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm*. Bd. III, Leipzig 1935, S. 275, Anm. 1.

Kurt Ranke, Art. Deutschland (Enzyklopädie des Märchens, Bd. III, Berlin 1981, Sp. 484.

3. Elfriede Moser-Rath, *Predigmärlein der Barockzeit*. Exempel, Sage, Schwank und Fabel in geistlichen Quellen des oberdeutschen Raumes (= Suppl. Serie zu Fabula, Reihe A, Bd. 5) Berlin 1964. S. 444.

4. Leopold Kretzenbacher, *Legende und Spiel vom Traumgesicht des Sünders auf der Jenseitswaage* (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 7, Bonn 1956, S. 145 ff.).

5. Wilhelm Bäumker, *Das katholische deutsche Kirchenlied*. Bd. II, Freiburg 1890, S. 181, Nr. 144.

6. Wilhelm Bäumker, ebendort, Bd. IV, S. 34, Nr. 36.

7. Wilhelm Bäumker, ebendort, Bd. I, S. 228 ff.

8. Wilhelm Bäumker, Bd. IV, S. 64 f., Nr. 176.

9. Walther Müller-Bergström, Art. Franziskaner (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. II, Sp. 1731).

10. Fr. Schönwerth, *Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen*. Augsburg 1853, Bd. III, S. 114.

11. Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, Bd. I, München 1860, S. 321.

12. Schönwerth, wie oben, Bd. I, S. 319.

13. Schönwerth, wie oben, Bd. III, S. 114.
Anton Birlinger, Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Aberglauben. Neue Sammlung. Wiesbaden 1874. Bd. I, S. 212, 362.
14. Anton Birlinger, ebendort, Bd. I, S. 362 ff.
15. Max Michel, Die Volkssage bei Abraham a Sancta Clara (= Form und Geist, Bd. 31) Leipzig 1933. S. 40.
16. Max Michel, ebendort, S. 26.
17. Johannes Hofer, Johannes von Capestrano. Ein Leben im Kampf um die Reform der Kirche. Innsbruck 1936.
18. August Hermann, Geschichte der landesfürstlichen Stadt St. Pölten. St. Pölten 1917, Bd. I, S. 91.
19. Casimir Chledowski, Siena. Bd. II, Berlin 1923. S. 108 ff.
20. Leopold Schmidt, Zur Geschichte, Funktion und Ikonographie der Wiener Tartschen des 15. Jahrhunderts (in: Katalog der Ausstellung. Das Wiener Bürgerliche Zeughaus. Rüstungen und Waffen aus 5 Jahrhunderten. Wien 1977. S. 48 f.).
21. Heinrich Dübi, Drei spätmittelalterliche Legenden in ihrer Wanderung aus Italien durch die Schweiz nach Deutschland (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. XVII, Berlin 1907, S. 42 ff., 143 ff., 249 ff.).
22. Johannes Siebert, Der Dichter Tannhäuser. Leben, Gedichte, Sage. Hall 1934.
23. Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden. Berlin 1966. S. 11 ff.
24. Franz von Assisi, Legenden und Laude. Hg. Otto Karrer (= Manesse-Bibliothek der Weltliteratur, o. Nr.), 3. Aufl. Zürich 1945. S. 637 zu S. 449.
25. Hellmuth Rößler, Ein König für Deutschland. Die Krönung Rudolfs von Habsburg 1273 (= Janus-Bücher Bd. 17) München–Wien 1960. S. 70 ff.
26. Adolph Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. Neudruck Graz 1960, Bd. II, S. 292.
27. Alois Kneller, Geschichte der Kreuzwegandacht von den Anfängen bis zur völligen Ausbildung. Freiburg 1908. S. 46 f.
28. Stephan Beißel, Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters. Freiburg 1910. S. 473.
29. Ludwig Andreas Veit, Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter. Freiburg 1936. S. 206.
30. Wolfgang Brückner, Sterben im Mönchsgewand. Zum Funktionswandel einer Totenkleidsitte (Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag. Göttingen 1969. S. 259 ff.).
31. Hans von Hülsen, Freundschaft mit einem Genius. Erinnerungen an Gerhard Hauptmann. München 1947. S. 222 f.

32. Gustav Gugitz, Fest- und Brauchtumskalender für Österreich, Süddeutschland und die Schweiz. Wien 1955. S. 118 f.
33. Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 4: Kärnten und Steiermark. Wien 1956. S. 37.
34. Gustav Gugitz, ebendort, Bd. 5: Oberösterreich und Salzburg, S. 160.
35. Gustav Gugitz, ebendort, Bd. 3: Tirol und Vorarlberg, S. 41.
36. Gustav Gugitz, ebendort, Bd. 3, S. 27.
37. Gustav Gugitz, ebendort, Bd. 3, S. 174.
38. Hery Thode, Franz von Assisi und die Anfänge der Renaissance in Italien. Berlin 1904. S. 67 ff.
39. Georg Schreiber, Deutsche Weingeschichte. Der Wein im Volksleben, Kult und Wirtschaft. Köln 1980. S. 455.
40. Lenz Kriss-Rettenbeck, Ex voto. Zwischen Bild und Abbild im geistlichen Votivbrauchtum. Zürich 1972. S. 98.
41. Alfred Höck, Frühe Wachsmotive am Elisabethgrab in Marburg an der Lahn. Ein Beitrag zum Alter des geformten Waxes nach Mirakelprotokollen (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 59, Stuttgart 1963, S. 59 ff.).
42. Theo Gantner, Geformtes Wachs. Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Schweizerischen Museums für Volkskunde. Basel 1980. Nr. 75, Text S. 44.
43. Gustav Gugitz, Fest- und Brauchtumskalender für Österreich, Süddeutschland und die Schweiz. Wien 1955. S. 119.
44. Theodor Unger, Steirischer Wortschatz, als Ergänzung zu Schmellers Bayerischem Wörterbuch gesammelt. Für den Druck bearbeitet und herausgegeben von Ferdinand Khull. Graz 1903. S. 250.
45. Schmeller–Frommann–Mauser, Baierisches Wörterbuch. Neudruck. Leipzig 1939. Bd. I, Sp. 824.
46. Freundliche Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Harry Kühnel vom 7. Mai 1981.
47. Lenz Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1963. Abb. 92.
48. Gustav Gugitz, Fest- und Brauchtumskalender, S. 118.
- Eva und Hans Melchers, Bearbeitung von Carlo Melchers, Die Heiligen. Geschichte und Legende. Glarus 1980. S. 642 ff.
49. Dietrich Heinrich Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905. S. 316.
50. Karl Meisen, Sankt Severus, Ein volkstümlicher Heiliger (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 20. Bonn 1970, S. 133 ff.)
51. Gustav Gugitz, Bibliographie zur Geschichte und Stadtkunde von Wien. Bd. IV, Wien 1955, S. 15, 67.
52. Georg Schreiber, Der Bergbau in Geschichte, Ethos und Sakralkultur. Köln und Opladen 1962. S. 350.
53. Georg Schreiber, ebendort, S. 42, 134.

54. Georg Schreiber, ebendort, S. 438.
Dazu Joseph Braun, Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst. Stuttgart 1943. Sp. 169 f.
- Georg Schreiber, Deutsche Weingeschichte. Der Wein in Volksleben, Kult und Wirtschaft. S. 456.
55. Georg Schreiber, ebendort, S. 460.
56. Stephan Beissel, Die Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters. S. 251 f.
Gabriel Faure, Au pays de Saint François d'Assise (= Les „Beaux Pays“, Bd. 5) Grenoble, o. J., S. 58 ff. (mit Abb.)
Rudolf Kriss und Lenz Rettenbeck, Wallfahrtsorte Europas. München 1950. S. 239 f.
57. Silvia Petrin, Geschichte von Maria Enzersdorf. Maria Enzersdorf 1979. S. 53 u. ö.
58. Oskar Friedlein, Das einstige Franziskanerkloster in Mosbach (Würzburger Diözesan-Geschichtsblätter, Bd. 42, Würzburg 1980, S. 354).
59. Ratbert Rothenfluh, in: Rolf Thalmann (Hg.), Das Jahr der Schweiz in Fest und Brauch. Zürich-München 1981. S. 226.
60. Österr. Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 15.653 A.
61. Liselotte Hansmann und Lenz Kriss-Rettenbeck, Amulett und Talisman. Erscheinungsform und Geschichte. München 1966. S. 145.
62. Lenz Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. S. 44 und Abb. 92.
63. Georg Schreiber, Deutschland und Spanien. Volkskundliche und kulturkundliche Beziehungen. Düsseldorf 1936. S. 376.
64. A. M. Pachinger, Wallfahrts-, Bruderschafts- und Weihe-Medaillen der gefürtesten Grafschaft Tirol und Vorarlberg. Wien 1908. S. 32, Nr. 160.
65. Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Wien 1949. Bd. I, S. 304.
66. Franz Kießling, Frau Saga. Eine Sammlung von Sagen und Märchen nebst Beiträgen zu Glaube und Brauch. Bd. VII, Wien 1930. S. 39.
67. Hans O. Münsterer, Das Pest-Tau, ein Trinitätssymbol (Deutsche Gaue, Bd. 46, Kaufbeuren 1954, S. 86 ff.).
68. Jörg Lusin, Würzburger Freiplastiken aus zehn Jahrhunderten. Ein Inventar und Wegweiser. Würzburg 1980. Inv. Nr. 18.09, Abb. auf S. 97.
69. Gerlach van 's Hertogenbosch, Art. Franz von Assisi (Lexikon der christlichen Ikonographie, hg. Wolfgang Braunfels, Bd. 6, Freiburg 1974, Sp. 260–315).
70. Gerlach van 's Hertogenbosch, ebendort, Bd. 6, Sp. 280.
71. Joseph Braun, Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst. Sp. 267 f.
72. Joseph Braun, ebendort, Abb. 58 auf Sp. 133/134.

73. Joseph Braun, ebendort, Abb. 42 auf Sp. 97/98.
74. Stephan BeißeI, Die Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters. S. 565 f.
75. Gerlach van 's Hertogenbosch, wie oben, Bd. 6, Sp. 296 und Abb. 13.
76. Gerlach van 's Hertogenbosch, ebendort, Sp. 301.
77. Georg Schreiber, Deutschland und Spanien. Volkskundliche und kulturkundliche Beziehungen. S. 33, 110, 117, 223, 302, 339.
78. Leopold Schmidt, Das deutsche Votivbild (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Bd. XIX, 1941, S. 458 ff.).
79. Lenz Kriss-Rettenbeck, Ex voto. Zwischen Bild und Abbild im geistlichen Votivbrauchtum. Abb. 25 (farb.).
80. Lenz Kriss-Rettenbeck, ebendort, Abb. 26.
81. Ex voto. Katalog der gleichnamigen Ausstellung der Kunsthalle Bern, 3. Juli–6. Sept. 1964. Nr. 2, mit Abb.
82. Lenz Kriss-Rettenbeck, wie oben, Abb. 33 (farb.)
83. Gerlach van 's Hertogenbosch, wie oben, Bd. 6, Sp. 306.
84. Karl Gröber, Alte Oberammergauer Hauskunst (= Beiträge zur Volkskunstforschung und Volkskunde, o. Nr.), Augsburg 1930.
85. Arthur Haberlandt, Die Grödnertal-Holzschnitzerei (in: Werke der Volkskunst, Bd. 2, Wien 1917, S. 1 ff.)
86. Leopold Schmidt, mit Beiträgen von Klaus Beitzl und Kurt Ganzinger, Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XII), Wien 1967 (Neudruck 1977), Kat. Nr. 479.
87. Casimir Chledowski, Siena, Bd. I, Berlin 1923. S. 126 f., mit Anm. 1.
88. Leopold Schmidt, Katalog Sammlung Religiöse Volkskunst, wie oben, Nr. 487.
89. Katalog der Krippenausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien 1980, Nr. 72.
90. Aleksander Jackowski und Jadwiga Jarnuszkiewicz, Polnische Volkskunst. Wien–München 1968. Nr. 98, Abb.
91. Jackowski – Jarnuszkiewicz, wie oben, Nr. 117, Abb.
92. Günter Otto, Figürliche Bienenstöcke im schlesischen Raum (Volkswerk. Jahrbuch des Staatlichen Museums für deutsche Volkskunde, Bd. I, Jena 1941, S. 255 ff.).
93. Leopold Schmidt, Katalog der Ausstellung Barocke Volksfrömmigkeit. Andachtsgraphik, Votivbilder, Zeugnisse der Volksverehrung des hl. Johann von Nepomuk. Schloßmuseum Gobelsburg – Österr. Museum für Volkskunde. Wien 1971. Nr. 31, dazu Abb. 6.
94. Steven Runciman, Geschichte der Kreuzzüge. Übersetzt von Peter de Mendelssohn. München 1960. S. 936.

95. Leopold Schmidt, Katalog der Sammlung Religiöse Volkskunst, wie oben, Nr. 495.
96. Maurits de Meyer, Populäre Druckgraphik Europas: Niederlande vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. München 1970. Abb. 44 (Volkskundemuseum Antwerpen).
97. Rudolf Uebe, Westfalen (= Deutsche Volkskunst, Bd. IX) München 1927. Abb. 178.
98. Adolf Spamer, Das kleine Andachtsbild von 14. bis zum 20. Jahrhundert. München 1930. Taf. CXXXVII.
99. Österr. Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 15.653 A.
100. W. H. Th. Knippenberg, Devotionalia. Beelden, poentjes, rozenkransen en andere religieuse voorwerpen uit het katholieke leven. Eindhoven 1980. S. 108, Abb. 29.
101. Lenz Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. S. 38 f.
102. Elizabeth Villiers und Anton M. Pachinger, Amulette und Talismane. München 1927. Abb. Taf. 8.
103. Manfred Brauneck, Religiöse Volkskunst. Köln 1978. Abb. 148.
104. Georg Kierdorf-Traut, Volkskunst in Tirol, Alpenländische Kunsttradition zwischen zwei Kulturströmungen. Bozen 1977. Abb. 81.
- Liselotte Hansmann – Lenz Kriss-Rettenbeck, Amulett und Talisman. Abb. 306.
105. Fritz Bernhard und Fritz Glotzmann, Fromme Bilderlust. Miniaturen auf kleinen Andachtsbildern (= Die bibliophilen Taschenbücher, Nr. 131) Dortmund 1980. Abb. S. 185 (farb.).
106. Österr. Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 15.650 A.
107. ebendort, unnumm. A.
108. ebendort, unnumm. A.
109. Margarete Baur-Heinhold, Bemalte Fassaden. Geschichte, Vorbild, Technik, Erneuerung. München 1975. Abb. 177 auf S. 11. Nach Otto Aufleger – Philipp M. Halm, Bauernhäuser aus Oberbayern und den angrenzenden Gebieten Tirols. München 1904.
110. Torsten Gebhard, Die volkstümliche Möbelmalerei in Altbayern. München 1937. Abb. 56.
111. Gisind M. Ritz, Alte bemalte Bauernmöbel Europas. München 1970. Abb. 136 und Farbtaf. 38.
112. Österr. Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 31.753.
- Klaus Beitzl, Volksglaube. Zeugnisse religiöser Volkskunst. Salzburg 1978. Abb. 10 a.
113. Michael Haberlandt, Österreichische Volkskunst. Wien 1911. Bd. II, Taf. 59/8.
- Katalog der Sammlung Religiöse Volkskunst, Nr. 483.

114. Möglicherweise handelt es sich um die Übernahme der Monstranz als Attribut der hl. Klara von Assisi. Vgl. Rudolf Pfeleiderer, *Die Attribute der Heiligen*. Ulm 1888. S. 117.
115. Gisliind M. Ritz, *Hinterglasmalerei. Geschichte, Erscheinung, Technik*. München 1972. Abb. 127 auf S. 135.
116. Österr. Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 61.157.
Leopold Schmidt, *Hinterglas. Zeugnisse einer alten Hauskunst*. Salzburg 1972. Abb. 8.
117. Raimund Schuster, *Risse zu Hinterglasbildern aus dem 18. und 19. Jahrhundert*. Rosenheim 1978. Farbabb. S. 89.
118. Österr. Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 50.858.
119. Raimund Schuster, *Risse zu Hinterglasbildern aus dem 18. und 19. Jahrhundert*. Abb. S. 77.
120. Josef Vydra, *Die Hinterglasmalerei. Volkskunst aus tschechoslowakischen Sammlungen*. Prag 1957. Farbtafel XVIII.
Irena Pišutova, *Ludove mal'by na skle (Volkstümliche Hinterglasbilder)*. Osveťa 1969. Nr. 557, Abb. bei Nr. 191 (das gleiche Bild wie bei Vydra).
121. Georg Schreiber, *Deutsche Weingeschichte. Der Wein in Volksleben, Kult und Wirtschaft*. S. 416.
122. Erika Tietze-Conrat, Oskar Laske. Wien 1921. Abb. 1.
123. Albert Zacher, *Römisches Volksleben der Gegenwart*. Stuttgart 1910. S. 237 f.
124. Rudolf Fochler, *Von Neujahr bis Silvester. Volkstümliche Termine in Oberösterreich*. Linz 1971. S. 154 f.

Bäuerlicher Küchen- und Hausgerät- Abfall aus Jochberg, p. B. Kitzbühel, Tirol

Von Richard Pittioni, Wien

I. Fundort und Fundgeschichte

Während des Monates August 1978 wurde in Jochberg von der TIWAG vom Südrand des Liftplatzes in südlicher Richtung zu den Apartmenthäusern ein etwa $\frac{1}{2}$ m breiter Graben für das Verlegen einer Starkstromleitung ausgehoben. Er führte an der östlichen Basis der Gartenmauer des Hauses „Alpenflora“ (Parz. Nr. 588) auf dem Grund des Christoph Reiter (Parz. Nr. 1309/1) vorbei (Abb. 1, 2), querte den südlich des Hauses „Alpenflora“ (derzeitige Besitzerin Frau Elke Rathert) befindlichen Fußweg und zog am westlichen Wegrand an den Häusern „Jagerhäusl“ und „Schweizer Häusl“ bis zu den neu errichteten Wohnhäusern auf dem Grund des ehemaligen Neuhaus-Stalls. Nach Auskunft der Gemeinde Jochberg wurde der Bauplan zum Haus „Alpenflora“ am 7. Juli 1931 von der Bezirkshauptmannschaft Kitzbühel genehmigt. Der südlich dieses Hauses befindliche, jetzt stark ausgedehnte Fußsteig ermöglicht den Zugang zu dem etwas erhöht liegenden „Tischlerhäusl“ (Hausparz. Nr. 328 und Gartenparz. Nr. 1306) des Anton Adelsberger, vor dem das Ehepaar Georg und Maria Noichl sein Eigentümer war (Abb. 1). Südlich vor dem „Tischlerhäusl“ befindet sich ein kleiner, vom anschließenden Berghang kommender Wasserlauf, der auf der Kat. Mappe (Abb. 3) so eingezeichnet ist, daß er noch die Gartenparzelle des Hauses „Alpenflora“ schneidet und dann längs des Weges nach NO und O zur Jochberger Ache abfließt. Damit wird ein alter Zustand festgehalten, der auch den Aufschluß im Leitungsgraben erklärt.

Hier wurde in ca. 60 cm Tiefe von der heutigen Oberfläche eine sandige Anschwemmung von etwa 1,5 m Länge angeschnitten, in deren Verband zahlreiche abgelagerte keramische Reste in situ festgestellt werden konnten (Abb. 2). Einen Teil davon hatte der Bagger bereits ausgeschaufelt, als die ersten Gefäßbruchstücke am 4. August 1978 bemerkt wurden. Solches abgelagertes Material wurde im Graben fast bis zu dem erwähnten Fußsteig angetroffen und auch vom Bagger gehoben. Nur ein kleiner Teil des Bestandes konnte unter freundlicher Mitwirkung von TIWAG-Arbeitern unter meiner Anleitung dem Boden direkt entnommen werden. Hierbei zeigt sich sehr deutlich, daß die zerbrochenen Gefäßreste zusammengeschoben und z. T. sogar übereinandergelegt worden waren. Dies sowie die sandigen Ablagerungen erweisen eine durch eine kräftige Wasserbewegung bewirkte Verlagerung des Fundgutes von einer ursprünglich höher gelegenen Abfallzone. Daraus läßt sich die Annahme ableiten, daß durch ein gewittriges Hochwasser das zum „Tischlerhäusl“ gehörige Abfallmaterial aus seiner ursprünglichen Lagerung gelöst, den Abhang abgeschwemmt und dann auf ebenem Boden abgelagert worden ist. Mehrfach in diesem Bereich selbst erlebte gewittrige Hochwässer demonstrierten eindringlich ihre Kraft, mit der viel steiniges Material den Abhang herunter befördert wurde. Bevor das Haus „Alpenflora“ gebaut wurde, war das „Tischlerhäusl“ das einzige Wohnhaus in dem Fundbereich, weshalb man auch den gesamten Fundbestand mit den Bewohnern des „Tischlerhäusls“ in Beziehung setzen kann. Versucht man aus dem jüngsten Material einen Anhaltspunkt für die Verlagerung zu gewinnen, so käme dafür das vorgeschrittene 19. Jahrhundert in Betracht. Da im Fundaufschluß selbst keine Schichtung von älterem oder jüngerem Bestand festzustellen war, wird an eine einmalige Verlagerung und Deposition zu denken sein. Was an Material geborgen wurde, wird wahrscheinlich nur ein kleiner Teil des einmal angeschwemmten Abfalles sein.

Die Funde wurden im Jänner 1980 dem Bergbau- und Heimatmuseum in Jochberg zur Verwahrung übergeben, hier wird es auch inventarisiert werden. Für die Publikation war eine größere Zahl an Objekten zu zeichnen. Ich habe mich deshalb am 14. Dezember 1978 an die Abteilung IVd – Kulturreferat des Amtes der Tiroler Landesregierung mit dem Ersuchen um eine finanzielle Beihilfe von S 8000,- zwecks Anfertigung der Zeichnungen gewandt. Am 11. Jänner 1979 hat mir das Kulturreferat

mit Zl. IVd-219/1/63a diese Beihilfe gewährt. Dafür darf auch an dieser Stelle – besonders Herrn LHStv. Dr. F. Prior – nochmals aufrichtig gedankt werden. Die Zeichnungen zu den Abb. 4–28 hat in bewährter Weise wieder Herr L. Leitner-Krems angefertigt; ihm danke ich ebenso für seine Bemühungen. Dem Präsidenten des Vereines für Volkskunde, meinem lieben Freund Leopold Schmidt, danke ich dafür, daß er auch diesen Bericht in die Vereinszeitschrift aufgenommen hat. Sie sei nun seinem Andenken gewidmet.

II. Fundgut

Näher beschrieben sind bloß die abgebildeten Objekte, der übrige zugehörige Bestand ist in allgemeiner Form erfaßt und den mit Nummern versehenen Einzelstücken zugeordnet. Die Nummern 1–58 dienen der leichteren Identifizierung beim Inventarisieren. Fast der gesamte Fundbestand besteht aus Keramik, nach deren verschiedenen Erscheinungsweisen in Material und Oberflächenbehandlung eine Gliederung vorgenommen wird. Gegenüber dem Fundgut von Jochbergwald tritt Glas begreiflicherweise fast ganz zurück, hingegen sind die drei erhalten gebliebenen Eisenobjekte eine wertvolle und auch gegenständlich neue Ergänzung, die auf Renovierungsarbeiten im „Tischlerhäusl“ zurückgehen werden.

1. Schwarzhafnerei

3 kleine Wandstücke von Gefäßen. Dunkelgrauer, ziemlich feiner Ton, Außenfläche geschlickert, auf einem Wandstück ein breites Glättband erkenntlich.

1 Bodenwandstück eines Topfes. Dunkelgraublauer Ton mit geringer Graphit- und Quarzkörnchen-Magerung. Außenfläche durch Feuereinwirkung dunkel verfärbt.

2. Innenglasierte Kragenrandtöpfe

- (1) Randstück eines Kragenrandtopfes. Hellgelber, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Außenfläche rotgelb geschlickert, Rand und Innenfläche dunkelrotbraun glasiert. Schwach ausgeprägte Schulter mit aufgesetztem, etwas schief ausladendem Rand. Kragen schwach gewulstet. Rekonstr. Mdm. ca. 14,7 cm, Randhöhe 1,4 cm, Randdicke 0,9 cm (Abb. 4/1).
- (2) Randstück eines Kragenrandtopfes. Hellgelber, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Geschlickerte Außenfläche durch Feuereinwirkung verfärbt. Rand und Innenfläche dunkelschokoladebraun glasiert. Schwach ausgeprägte Schulter mit anschließendem, wenig ausladendem Kragenrand. Kragen leicht gewulstet. Rekonstr. Mdm. ca. 13,6 cm, Randhöhe 1,4 cm, Randdicke 1 cm (Abb. 4/2).

- (3) Randstück eines hohen und breiten Kragenrandtopfes. Hellgelbgrauer, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Außenfläche durch Feuereinwirkung hellgrau verfärbt, Rand und Innenfläche hellgelbgrau glasiert. Rand mit nach unten verbreitertem, abstehendem Kragen, oben waagrecht abgeschnitten, innen etwa 0,7 cm unterhalb des Randes eine seichte Rille für die Deckelauflage. Rekonstr. Mdm. ca. 24 cm, Randhöhe 2,5 cm, Randdicke 1,3–1,7 cm (Abb. 4/3 und Abb. 5).
Dazugehörig noch: 1 großes und 1 mittelgroßes Wandbruchstück mit nach außen etwas vorspringendem Bodenansatz. Außenwand durch Feuereinwirkung hellgrau verfärbt und Verfärbung in die 0,8 cm starke Wand bis etwa zur Hälfte eingedrungen. Stfl. 17 cm.
1 kleines Bodenstück mit einer die gesamte Dicke der Standfläche durchdringenden dunklen Verfärbung.
- (4) Randstück eines großen Kragenrandtopfes. Hellgelbgrauer, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Außenfläche geglättet, Rand und Innenfläche hellgrünlichgelb glasiert. Schwach konisch verengter Hals, Rand leicht schief nach außen gebogen, Mundsaum waagrecht abgeschnitten, innen 0,9 cm darunter eine schwache Rille für die Deckelauflage. Rekonstr. Mdm. 24,5 cm, Randhöhe 2,2 cm, Randdicke 0,9–1,4 cm (Abb. 6/4).
- (5) Randstück eines großen Kragenrandtopfes. Hellgelber, sehr feiner kompakter Ton ohne Magerung. Außenfläche gut geglättet, Rand und Innenfläche hellgelb glasiert. Schwach konischer Hals, hoher Kragenrand mit waagrecht abgeschnittenem Mundsaum und tief herabgezogenem Kragende. Innen 0,7 cm unterhalb des Mundsaumes schwache Rille für die Deckelauflage. Rekonstr. Mdm. ca. 26 cm, Randhöhe 2,5 cm, Randdicke 1,0–1,6 cm (Abb. 6/5).
- (6) Randstück eines Kragenrandtopfes. Hellgelber, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Außenfläche geglättet, Rand und Innenfläche hellgelb glänzend glasiert. Schwach konvex geschwungene Wand, sehr niedriger Hals mit aufgesetztem Kragenrand. Mundsaum waagrecht abgeschnitten, unteres Kragende nur schwach verbreitert. Rekonstr. Mdm. 13,5 cm, Randhöhe 1,7 cm, Randdicke 0,9–1,1 cm (Abb. 6/6).
- (7) Henkelwandstück eines großen Kragenrandtopfes. Hellgelber, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Außenfläche geglättet, Innenfläche hellgelb glasiert. 4,3 cm breiter und 1,1 cm dicker Bandhenkel auf die Wand aufgesetzt und mit Ton verschmiert, beim Henkelende ein tiefer Fingereindruck (Abb. 7/7).

Zu (1)–(7):

2 Randstücke von sehr kleinen Kragenrandtöpfen, außen unglasiert, innen dunkelbraun glasiert.

3 Randstücke von kleineren Kragenrandtöpfen, außen unglasiert, zwei davon innen dunkelbraun glasiert, ein Stück mit wenig Innenglasur.

1 Randstück eines großen Kragenrandtopfes, Rand und Innenfläche dunkelschokoladebraun glasiert, Glasur fast ganz abgesplittert.

1 Bodenwandstück eines Kragenrandtopfes, Standfläche schwach von der konischen Wand abgesetzt, Innenfläche dunkelbraun glasiert.

Zwei Wandstücke von einem Kragenrandtopf, innen gelbbraun glasiert, außen geglättet.

5 kleine Bodenstücke von kleinen Kragenrandtöpfen mit brauner und gelbbrauner Innenglasur.

10 kleine Wandstücke von Kragenrandtöpfen mit brauner Innenglasur. Mehrere Wandstücke von Kragenrandtöpfen, hellgelber, sehr feiner Ton, Innenfläche hellrötlichgelb glänzend glasiert.

3 kleine Bodenstücke der gleichen Ware.

1 Randhenkelbruchstück eines kleinen Kragenrandtopfes mit Henkelansatz, Innenfläche glasiert und Henkelansatz mit Glasurresten.

3. Beidseitig glasierte Kragenrandtöpfe

- (8) Randstück eines Kragenrandtopfes, gelbgrauer, sehr feiner Ton ohne Magerung, beidseitig grüngelb glasiert, Innen- und Außenglasur durch Hitzeeinwirkung krakeliert und auf der Außenfläche stellenweise dunkel verfärbt. Auf dem niederen Halsteil zwei umlaufende Rillen mit anschließendem, schwach verdicktem Kragenrand. Rekonstr. Mdm. 15 cm, Randhöhe 0,9 cm, Randdicke 0,7–1,1 cm (Abb. 7/8).
- (9) Randstück eines Kragenrandtopfes, graugelber, sehr feiner Ton ohne Magerung, beidseitig gelbgrün glasiert. Außenglasur stellenweise durch Hitzeeinwirkung krakeliert und etwas verfärbt. Auf dem niederen Halsteil eine umlaufende breite Rille mit anschließendem schwach verdickten Kragenrand. Rekonstr. Mdm. 16,5 cm, Randhöhe 1,7 cm, Randdicke 0,8–1,1 cm (Abb. 8/9).
- (10) Bodenstück eines (Kragenrand-)Topfes, gelbgrauer, sehr feiner Ton ohne Magerung, beidseitig grüngelb glasiert. Außenfläche stellenweise durch Hitzeeinwirkung schwach krakeliert. Boden von der Wand schwach stufenförmig abgesetzt, innere Bodenfläche mit Drehrillen. Standfläche durch Ruß geschwärzt. Rekonstr. Stfl. ca. 11,5 cm (Abb. 8/10).
- (11) Rand-Henkelbruchstück eines großen Kragenrandtopfes, gelbgrauer, sehr feiner Ton ohne Magerung, beidseitig grüngelb glasiert. Kräftiger Kragenrand mit daran angesetztem, 4,3–3,6 cm breitem Bandhenkel, beim unteren Wandansatz abgebrochen, Henkeloberfläche senkrecht facettiert. Innen 0,8 cm vom Rand eine schwache Rille für den Deckeinsatz. Rekonstr. Mdm. 18 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 0,9–1,3 cm (Abb. 9/11).
- (15) Boden eines (Kragenrand-)Topfes, hellgelbbrauner, sehr feiner Ton ohne Magerung. Innenfläche hellrötlichgelb, Wand dunkelschokoladebraun glasiert, Standfläche unglasiert. Glasur vielfach abgesprungen. Wand von der Standfläche konvex geschwungen aufsteigend. Stfl. 12,8 cm (Abb. 11/15).

Zu 9:

Kleines Randstück eines großen Kragenrandtopfes, beidseitig gelb glasiert, zylindrischer Hals gerundet von der Schulter abgesetzt.

1 kleines Wandstück eines Kragenrandtopfes, innen gelbbraun, außen dunkelbraun glasiert.

1 kleines Randstück eines Kragerandtopfes, beidflächig gelbgrün glasiert. Mdm. ca. 14 cm.

1 sehr kleines Randstück eines Kragerandtopfes, beidflächig dunkelgraugrün glasiert.

Zu 10:

2 kleine Boden-Wandstücke von Kragerandtöpfen, beidflächig hellgelbgrün glasiert.

1 größeres Wand-Bodenstück eines Kragerandtopfes, beidflächig graugrün glasiert, Tonverfärbung durch Feuereinwirkung. Stfl. ca. 14 cm.

Mehrere kleine Wandstücke von Kragerandtöpfen, beidflächig graugrün glasiert.

1 größeres Boden-Wandstück eines Topfes, hellgelber, sehr feiner Ton, Standfläche schwach fußartig abgesetzt, Wand nach Hohlkehle breit konisch aufsteigend. Innen hell rötlichgelb, außen bis zum Boden dunkelschokoladebraun glänzend glasiert, Stfl. 14 cm.

1 kleines Boden-Wandstück eines Topfes, gleiche Ausfertigung, Stfl. ca. 12 cm.

3 kleine Wand-Bodenstücke von Töpfen der gleichen Ausfertigung.

1 kleines Boden-Wandstück eines Topfes, der gleichen Ausfertigung, Boden leicht wulstförmig von der Wand abgesetzt.

1 kleines Wand-Bodenstück eines Topfes, Boden von der Wand kräftig abgesetzt, Wand breitkonisch aufsteigend, beidseitig gelbgrün glasiert.

1 Boden-Wandstück eines kleinen Topfes, Boden standringartig abgesetzt, beidflächig dunkelschokoladebraun glasiert.

1 Randstück eines Kragerandtopfes, Innenfläche gelb, Rand und Außenfläche dunkelschokoladebraun glasiert. Rekonstr. Mdm. ca. 20 cm.

1 Randstück eines Kragerandtopfes, innen grüngelb, außen dunkelschokoladebraun glasiert. Mdm. ca. 18 cm.

1 Randstück eines Kragerandtopfes gleicher Ausfertigung.

1 kleines Randstück eines Kragerandtopfes der gleichen Art.

1 kleines Randstück eines Kragerandtopfes, beidseitig dunkelschokoladebraun glasiert.

1 kleines Randstück eines kleinen Gefäßes mit schmalen Kragerand. Rand und Außenfläche schokoladebraun, Innenfläche gelb glasiert. Mdm. 8 cm.

1 Randbruchstück eines Kragerandtopfes, Rand und Außenfläche dunkelschokoladebraun, Innenfläche grüngelb glasiert.

1 Rand-Henkelstück eines Kragerandtopfes, Innenfläche gelb, Rand, Außenfläche und kräftiger Bandhenkel dunkelschokoladebraun glasiert. Henkel auf dem Kragerand aufgesetzt und zur Wand führend. Mdm. ca. 18 cm, Henkelbreite 3–2,3 cm.

1 kleines Rand-Henkelbruchstück eines Kragenrandtopfes, Innenfläche gelb, Rand und Bandhenkel dunkelschokoladebraun glasiert. Henkel auf dem Kragenrand aufgesetzt.

1 Bruchstück eines Bandhenkels, Oberseite senkrecht gefurcht und dunkelschokoladebraun glasiert.

1 ganz kleines Randstück eines Gefäßes, etwas verdickter Rand waagrecht abgeschnitten, unterhalb des Randes Henkelansatz.

4. Kröninger beidseitig glasierte Schalen und Schüsseln

(12) Großes Randstück einer Schale, hellgelbgrauer, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Innenfläche und Rand dunkelschokoladebraun, Außenfläche rötlichgelb glasiert, Glasur stellenweise abgesplittert. Fast fußartig abgesetzte Standfläche mit ringartigem Rand und Innenrinne. Niedere Wand konvexkonisch aufsteigend und in einem gerundeten Rand endigend. H. 4,8 cm, Mdm. 16,5 cm, Stfl. 9,5 cm (Abb. 9/12).

(13) Randwandstück einer großen Schüssel, hellgelber, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Innenfläche mit Rand dunkelschokoladebraun, Außenfläche rötlichgelb glasiert. Wand breitkonisch aufsteigend, Rand etwas verdickt und gerundet nach außen umgebogen. Rekonstr. Mdm. 34 cm (Abb. 10/13).

(14) Große Schüssel, hellgelbgrauer, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Innenfläche und Rand dunkelbraun, Außenfläche gelbgrünlich glasiert. Standfläche mit niederem Standring abgesetzt, Wand schwach konvexkonisch aufsteigend, Rand gerundet nach außen umgebogen. H. 9,3 cm, Mdm. 33 cm, Stfl. 16,1 cm (Abb. 10/14).

(21) Randstück mit einem Wandstück einer Schüssel, hellgelber, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Innenfläche mit Rand hellblau, Außenfläche gründlich gelb glasiert. Verdickter Rand gerundet nach außen umgebogen. Rekonstr. Mdm. ca. 34 cm (Abb. 13/22).

1 kleines Randstück einer konischen Schüssel mit schwach nach außen umgebogenem Rand, außen hellgelb, innen hellblau glasiert.

1 Wandstück einer konischen Schüssel, außen hellgelb, innen hellblau glasiert.

1 größeres Randstück einer Schüssel, Innenfläche und Rand dunkelschokoladebraun, Außenfläche grünlichgelb glasiert. Rand winkelig nach außen umgebogen. Mdm. ca. 31 cm.

1 Randstück einer Schüssel, Rand und innen hellbraun, außen hellgelbbraun glasiert. Rand fast waagrecht nach außen abgebogen.

1 Randstück einer Schüssel, Rand und innen dunkelbraun, außen grüngelb glasiert. Mdm. ca. 26 cm.

1 Randstück einer Schüssel, Rand und innen braun, außen grüngelb glasiert. Mdm. ca. 30 cm.

1 Randstück einer Schüssel, Rand und innen braun, außen gelb glasiert, Mdm. ca. 22 cm.

1 Randstück einer Schüssel, Rand und innen braun, außen grüngelb glasiert. Mdm. ca. 22 cm.

1 Randstück einer Schüssel, Rand und innen braun, außen grüngelb glasiert. Mdm. ca. 26 cm.

1 kleines Randstück einer Schüssel, innen dunkelbraun mit weißlichen Flecken, Rand dunkelbraun und außen ockergelb glasiert. Mdm. ca. 20 cm.

2 kleine Randstücke von großen Schüsseln, Ränder fast waagrecht nach außen gebogen. Rand und innen dunkelbraun, außen gelb glasiert. Mdm. über 30 cm.

2 kleine Randstücke von großen Schüsseln, Ränder nur wenig nach außen umgebogen, Rand und innen dunkelbraun, außen gelb glasiert.

1 kleines Randstück einer Schale, kalottenförmig (?). Rand scharf nach außen umgebogen, Rand und innen dunkelbraun, außen gelb glasiert. Mdm. ca. 13 cm.

2 Randstücke einer großen Schüssel, Rand und innen dunkelbraun, außen grüngelb glasiert. Konisch-konvexe Wand, Rand kragenartig verdickt und von der Wand zylindrisch aufsteigend, Randkante waagrecht abgeschnitten. Mdm. ca. 24 cm.

2 kleine Randstücke einer kleinen Schüssel, Rand und innen dunkelbraun, außen braungelb glasiert.

4 kleine Bodenstücke von Schalen, innen dunkelbraun, außen gelb glasiert.

4 kleine Boden-Wandstücke von Schalen, innen dunkelbraun, außen gelb glasiert.

Fast erhaltener Boden einer Schale, innen dunkelbraun, außen hellgelb glasiert. Stfl. von der Wand ringartig abgesetzt mit schwacher Innenrille. Stfl. 11,3 cm.

Halber Boden einer großen Schüssel, innen dunkelbraun, außen hellockergelb glasiert. Standfläche von der breitenkonisch aufsteigenden Wand ringartig abgesetzt mit Innenrille. Stfl. ca. 20 cm.

1 Bodenbruchstück einer großen Schüssel, innen dunkelbraun, außen ockerhellgelb glasiert. Stfl. ca. 20 cm.

1 Bodenbruchstück einer Schüssel, innen dunkelbraun, außen hellockergelb glasiert. Stfl. ca. 16 cm.

1 Boden-Wandstück einer Schüssel, innen dunkelbraun, außen hellockergelb glasiert. Stfl. ca. 16 cm.

1 Boden-Wandstück einer Schüssel, innen dunkelbraun, außen gelb glasiert. Stfl. ca. 12,5 cm.

5. Kröninger beidseitig glasierte Tassen und Teller

- (16) Randstück eines Henkelgefäßes, hellgelbgrauer, sehr feiner, kompakter Ton, Innenfläche mattgelb, Außenfläche glänzend gelb glasiert. Fast zylindrischer Hals, Rand vorkragend abgesetzt und ca. 1,5 cm zylindrisch aufsteigend. Äußere Randfläche schwach profiliert mit breit angesetztem Stabhenkelrest. Höhe nicht bestimmbar, Mdm. 17 cm (Abb. 11/16).

- (17) Bruchstück einer Tasse, hellgelbgrauer, sehr feiner, kompakter Ton. Innen- und Außenfläche dunkelbraun glänzend glasiert. Standfläche ringartig abgesetzt, Wand breitkonisch aufsteigend, scharfer Wandknick und breitkonisch geformter Oberteil. Rand gewulstet und schwach ausladend. Unterhalb des Randes ein englichtiger, im Querschnitt schwach trapezförmiger Stabhenkel angesetzt und am Wandknick endigend. Außenfläche des Henkels in der Mitte gerippt. H. 5 cm, Stfl. 7,6 cm, Mdm. ca. 12,4 cm, Br. d. Henkels 1,4 cm (Abb. 11/17).
- (18) 2 Bruchstücke eines Töpfchens, hellgelber, sehr feiner Ton. Innenfläche bis zum Hals rötlichgelb, Außenfläche einschließlich Rand dunkelschokoladebraun glasiert. Standfläche niederfußartig von der Wand abgesetzt, diese gerundet aufsteigend. Hals etwas konkav eingezogen, Rand verdickt und schwach kragenartig profiliert. Rekonstr. H. 11,5 cm, Mdm. 8,7 cm, Stfl. 6,5 cm (Abb. 12/18).
- (19) 3 Bruchstücke einer glockenförmigen Tasse, rötlichgelber, sehr feiner Ton, Innenfläche hellgelbbraun und gegen den Rand zu mittelbraun, Außenfläche fleckig dunkelbraun glasiert. Standfläche etwa niederfußartig abgesetzt, Wand schwach konvex und im Oberteil etwas konkav eingezogen. Rand etwas wulstförmig verdickt und wenig ausladend. Unterhalb des Randes englichtiger Stabhenkel angesetzt, auf dem Konvex-Bauchteil endigend. Rekonstr. H. 9 cm, rekonstr. Stfl. 6 cm, rekonstr. Mdm. 9 cm, Breite d. Henkels ca. 1,5 cm (Abb. 12/19).
- (20) Randstück eines Tellers, hellgelber, sehr feiner, kompakter Ton, Innenfläche einschließlich Rand dunkelbraun, Außenfläche rötlichgelb glasiert. Wand konvex aufsteigend, breiter Rand steil konisch absteigend, Mundsaum verdickt, nach innen und nach außen kantig vorstehend. Rekonstr. Mdm. ca. 19 cm, mögliche Höhe 4,5 cm (Abb. 13/20).

1 Bodenstück, 2 Wandstücke, 1 Randstück eines großen Tellers, rotgelber, ziemlich feiner Ton mit geringer Magerung. Innenfläche mit Rand dunkelschokoladebraun, weiß gefleckt, Außenfläche und Standfläche dunkelgelb glasiert. Wand breit kalottenartig aufsteigend, Rand schief nach außen abgebogen, Randkante nach innen und außen vorstehend stark verdickt. Stfl. ca. 11,5 cm, H. ca. 6 cm.

6. Kröninger glasierte Deckel

- (23) Randstücke eines Deckels, rötlichgelber, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Innenfläche rötlichgelb geschlickert, Rand und Außenfläche rötlichgelb glasiert. Waagrecht abgeschnittener Rand, rekonstr. Dm. 23 cm (Abb. 14/23).
- (24) Randstück eines Deckels, gelbgrauer, sehr feiner, kompakter Ton ohne Magerung. Innenfläche geglättet mit zarten Drehrillen, Außenfläche rötlichgelb glasiert. Waagrecht abgeschnittener Rand, Dm. 25 cm (Abb. 14/24).

7. Steinzeug

- (25) Randstück eines Kruges, hellgelbgrauer Scherben, innen gelblichgrau, außen bläulichgrau glasiert, mit Resten von dunkelblauen Streifen. Dünn ausgezogener Rand waagrecht abgeschnitten, in 2,2 cm Breite glatt, darunter gesimsartige Verdickung mit mehrfachen Querrillen. Unterhalb der letzten Rille kleiner Rest einer Verzierung (?). Rekonstr. Mdm. 9 cm (Abb. 14/25).
- (26) Boden- und Wandstück einer Flasche, hellgelbgrauer Scherben, Innenfläche roh mit kräftigen Drehrillen, Außenfläche hellgelb glasiert. Standfläche gedellt mit eingebrannten Sandkörnern der Drehscheibe, Wand annähernd zylindrisch aufsteigend. Auf der Schulter erhalten etwa drei Viertel eines schwach eingedrückten Stempels: . . . ERS, . . . SAU. Stfl. ca. 9 cm (Abb. 15).
- 3 kleine Bruchstücke, wahrscheinlich von der gleichen Flasche.
- (35) Boden-Wand-Randstück eines zylindrischen Topfes. Weißlichgrauer Scherben, Innenfläche weiß, Außenfläche braungelb glasiert. Auf der nichtglasierten Standfläche Abscheiderillen, innere Bodenfläche und Innenwand mit Krakeléesprüngen der Glasur durch Hitzeeinwirkung. Wand schwach konvexzylindrisch aufsteigend, gegen den Rand zu etwas enger werdend, der 1,1 cm breite Rand schwach konisch nach außen umgebogen. Rekonstr. Mdm. 11 cm, Stfl. 11,5 cm, H. 8,4 cm (Abb. 21/35).
- 1 Rand- und 1 Wandstück eines kleinen zylindrischen Gefäßes, gleiche Form.
- (36) Randstück eines etwa zylindrischen Henkeltopfes, weißgrauer Scherben. Beidseitig milchschokoladebraun glasiert, Randkante unglasiert. 1,1 cm breiter Rand mit Innenkante konisch nach außen gebogen. Auf dem Rand ein 2 cm breiter Bandhenkel aufgesetzt. Rekonstr. Mdm. 14 cm (Abb. 21/36).
- 3 Randstücke von zylindrischen Gefäßen, beidseitig braun glasiert, Mundsaum unglasiert, schief nach außen abgebogener Rand winkelig abgesetzt.

8. Majolika

- (27) Zwei Bruchstücke eines großen Tellers, gelblichweißer, sehr feiner Ton ohne Magerung. Rand durch eine schwarze Linie hervorgehoben, auf der Randfläche in Abständen von je 12 cm je ein waagrechtes, nach links gerichtetes Blumenmotiv: rote Blüten mit kleinem grünen Stengel. Beidflächig weiß glasiert. Glasur durch Wärmeeinwirkung stellenweise krakeliert. Standfläche von niederem Standring eingefasst, niedere Tellerwand leicht konvex schief aufsteigend, breiter Rand flach konisch ausladend. Rekonstr. Mdm. 24 cm, H. 4,5 cm, rekonstr. Stfl. 12,5 cm (Abb. 16/27).
- (28) Randstück eines kleinen Gefäßes, Formbestimmung kaum möglich. Gelblichweißer, sehr feiner Ton ohne Magerung, gelblichweiß glasiert, erhalten das Randstück eines kalottenförmigen Behälters, Wand außen senkrecht schwach gewulstet, an der Basis mit einem waagrechten Wulst abgeschlossen, Rest eines Fuß-, (Stengel-?)Ansatzes, erh. H. 5,5 cm (Abb. 17/28).

2 Randstücke einer konischen Schüssel, nach außen abgebogener Rand, unverziert.

5 Bodenwandstücke von flachen Tellern mit niederem Standring, unverziert.

3 Randstücke von flachen Tellern mit breit schief nach außen ausladendem Rand, unverziert.

1 Randstück eines flachen Tellers, Rand mit schwarzem Strich eingefäßt, darunter Reste eines floralen Motivs in roter und grüner Farbe.

1 Randbodenstück einer kleinen Schale, Standring, Wand kalottenförmig, Rand ganz wenig nach außen abgebogen. Auf der Bodenfläche innen florales Muster (Vergißmeinnicht ?).

2 kleine Bodenstücke eines Tellers, auf der Bodenfläche Reste eines floralen Motivs in roter und grüner Farbe.

1 kleines Bruchstück eines sehr flachen Tellers, auf dem breiten Rand Rest eines floralen Motivs in grüner Farbe.

1 kleines Randstück einer kalottenartigen Schale, unterhalb des Randes innen umlaufende schwarze Linie.

1 kleines Randstück einer Schale (?), auf der Innenfläche undeutlich erhaltene, im Umriß dreieckige Reliefverzierung (Palmetten ?).

(29) Randstück einer kalottenförmigen (?) Schüssel, weißlichgelber, sehr feiner Ton, Innen- und Außenfläche gelblichweiß glänzend glasiert. Wand konvex geschwungen, innen glatt, außen durch senkrechte Riefen schwach gegliedert. Auf der Innenfläche unterhalb des Randes eine umlaufende schwarze Linie, darunter ein florales Muster mit kleinen gezackten Blättern in grüner Farbe. Rekonstr. Dm. ca. 17,3 cm (Abb. 17/29).

(30) Flacher Teller, weißlichgelber, sehr feiner Ton, Innen- und Außenfläche glänzend weiß glasiert. Knapp unterhalb des Randes auf beiden Flächen ein schmaler dunkler Streifen gemalt, durch den Gebrauch aber größtenteils abgeschuert. Niederer Standring, auf der Standfläche Rest einer Nummer. Niedere, leicht konvexe Wand mit flach ausladendem, verhältnismäßig schmalen Rand. Alt, in zwei Teile gebrochen, an der Wand knapp unterhalb des Randes gegenständig je zwei Bohrlöcher für die Metallklammer angebracht. H. 2,5 cm, Stfl.-Ring 10,7 cm, Stfl. 10,5 cm, Mdm. 20,3 cm (Abb. 18/30).

(31) Bruchstück eines großen flachen Tellers, gelblichweißer, sehr feiner Ton, Innen- und Außenfläche glänzend weiß glasiert. Wulstförmiger Standring, niedere, schwach konvexe Wand mit flachkonisch ausladendem Rand. H. 2,3 cm, Stfl. 11,5 cm, rekonstr. Mdm. 21,2 cm (Abb. 17/31).

(58) Randstück (mit drei dazugehörigen, sehr kleinen Bruchstücken) eines sehr flachen Tellers, schwacher Standring, niedere konvexe Wand mit breitem, flachkonisch aufsteigendem Rand. Auf dessen Innenfläche ein aus verschiedenen Blumen- und Blättermotiven zusammengesetztes Muster in grüner Farbe. Innere Randfläche mit einer grünen Linie eingefäßt. Stfl. ca. 14 cm, H. 3,5 cm, Mdm. 18 cm (Abb. 19).

- 1 Randstück eines flachen, dünnwandigen Tellers, schmaler Rand.
- 1 Randstück eines flachen, dickwandigen Tellers mit mittelbreitem Rand.
- 1 Bodenwandstück einer kalottenförmigen Schale, Standring.
- 1 Bodenwandstück einer flachen Schale, rotgrünes Floralmuster auf der Bodenfläche.
- 1 Bodenwandstück einer flachen Schale, rotes Gittermuster auf der Bodenfläche.

9. Grobporzellan

- (32) Bruchstück eines kleinen, flachen Tellers, feiner, weißer, gesinteter Ton, Innen- und Außenfläche glänzend glasiert. Standring, niedere konvexe Wand mit breitem, flach konisch anschließendem Rand. Auf seiner Innenfläche ein 5 mm breiter blauer Streifen mit vorgesetztem dünnen Strich. Auf der Standfläche eine eingedrückte Marke S 14 und daneben in blauer Farbe 66. H. 2,5 cm, Stfl. 9 cm, Mdm. 16 cm (Abb. 18/32).
- 4 Bruchstücke von flachen Tellern mit Standring.
- 7 Bruchstücke von flachen Tellern mit Standring und gewellter Randkante.
- (33) Boden-Wandstück einer Kalottenschale, feiner, weißer, gesinterter Ton, Innen- und Außenfläche glänzend glasiert. Kräftiger, etwa 5 mm hoher Standring, Wand konvex mit schwach ausladendem Rand. H. 5,5 cm, rekonstr. Stfl. 10,5 cm, rekonstr. Mdm. 18,5 cm (Abb. 20/33).
- (34) Halb erhaltene Kalottenschale, feiner, weißer, gesinterter Ton, Innen- und Außenfläche glänzend glasiert. Etwa 5 mm hoher Standring, Wand konvex mit nach außen gebogenem Rand. Auf der Standfläche eingestempelt V. S. und daneben 67. H. 4,7 cm, Stfl. 9,4 cm, Mdm. 17,2 cm (Abb. 20/34).
- 1 kleines Bruchstück einer Kalottenschale mit Standring und schwach ausladendem Rand.
- 4 kleine Randstücke von Kalottenschalen mit schwach gewulstetem Rand.
- Dazu:
- 1 Bruchstück eines Topfes, kräftiger Standring mit dickem Boden, Wand konisch aufsteigend.
- 1 Kalottendeckel, Griffknopf abgebrochen, zylindrischer Wandteil zum Einstecken in das Gefäß von 4 cm Dm., Dm. d. Deckels 6,7 cm.

10. Einheimische Rot- und Gelbtonware

- (37) 3 Boden- und Randstücke eines Blumentopfes, hellrötlicher, sehr feiner Ton ohne Magerung, Innenfläche unglasiert, Außenfläche matt glänzend hellgrün glasiert. Niederer Standring, Wand steil konisch aufsteigend, etwas verdickter Rand mit Verbreiterung nach außen, waagrecht abgeschnitten. Unterhalb des Randes eine umlaufende Rille, 3 cm darunter eine 2. Wandrille. Standfläche mehrfach gelocht. H. 18 cm, Stfl. 13,5 cm, Mdm. 20,3 cm (Abb. 22/37).

- (38) Boden-Wandstück eines Blumentopfes, hellgelbrötlicher, sehr feiner Ton ohne Magerung, hart gebrannt. Innenfläche unglasiert, Außenfläche hellgrün matt glasiert. Standfläche schwach gedellt, dreimal von außen nach innen durchgestochen. Wand konisch aufsteigend. Stfl. 14 cm, Dmd. Bodenlöcher 0,6 cm (Abb. 22/38).
- (39) Konisches Randstück eines Blumentopfes, hellrötlicher, feiner Ton ohne Magerung. Innenfläche unglasiert, Außenfläche mit Rand hellgrün gefleckt glasiert. Verdickter Rand waagrecht abgeschnitten. Unterhalb des Randes zwei schwache umlaufende Wülste. Rekonstr. Mdm. 17 cm (Abb. 23/39).
- (40) Konisches Randstück eines Blumentopfes, hellrötlicher, sehr feiner Ton ohne Magerung. Innenfläche unglasiert, Außenfläche mit Rand dunkelgelbgrün glasiert. Rekonstr. Mdm. 16,2 cm (Abb. 23/40).
- (41) Konisches Randstück eines Blumentopfes, hellgelber, sehr feiner Ton ohne Magerung. Innenfläche unglasiert, Außenfläche mit Rand hellgrün, mit zarten dunklen Punkten glasiert. Verdickter Rand wenig nach außen umgebogen, im Querschnitt etwa dreieckig. Rekonstr. Mdm. 18 cm (Abb. 23/41).
- (42) Konisches Randstück eines Blumentopfes, rotgelber, sehr feiner Ton ohne Magerung, unglasiert. Rand verdickt und waagrecht abgeschnitten. Rekonstr. Mdm. 19 cm (Abb. 24/42).
- (43) Konisches Randstück eines Blumentopfes, hellgelbroter, sehr feiner Ton ohne Magerung. Klingend hart gebrannt, unglasiert. Unterhalb des Randes auf der Wand drei parallele waagrechte Rillen. Rekonstr. Mdm. 18 cm (Abb. 24/43).
- (44) Schwach konisches Randstück eines Blumentopfes, hellgelber, sehr feiner Ton ohne Magerung, klingend hart gebrannt, unglasiert. Niederer Rand, schwach konisch nach außen gebogen, runde Randkante, unterhalb des Randes vier feine waagrechte Rillen. Rekonstr. Mdm. 17 cm (Abb. 24/44).
- (45) Bruchstück eines Blumentopf-Untersatzes, hellgelbgrauer, sehr feiner Ton ohne Magerung, Innenfläche unglasiert, Außenfläche einschließlich Rand hellgrün gefleckt glasiert. Niedere, schwach konvexe Wand durch eine Rille von der Standfläche abgesetzt. Rand gewulstet und nach außen gebogen. H. 2,5 cm, Stfl. 13 cm, Mdm. ca. 14 cm (Abb. 25/45).
- (46) Bruchstück eines Blumentopf-Untersatzes, rötlicher, sehr feiner Ton ohne Magerung. Innen- und Außenfläche grüngrau glasiert, Stfl. unglasiert. Wand schwach konisch aufsteigend, Rand gewulstet und etwas nach außen gebogen. H. 3 cm, Stfl. 15 cm, Mdm. 17 cm (Abb. 25/46).
- (47) Bruchstück eines Blumentopf-Untersatzes, rötlicher, sehr feiner Ton ohne Magerung. Innen- und Außenfläche graugrün glasiert. Wand schwach konisch aufsteigend, gewulsteter Rand etwas nach außen umgebogen. H. 2,9 cm, Stfl. 14 cm, Mdm. 15,5 cm (Abb. 25/47).

13 Randstücke von verschiedenen großen Blumentöpfen, rotgelber, ziemlich feiner Ton, Außenfläche in verschiedenen Tönungen grün glasiert. Rand keilartig verdickt und waagrecht abgeschnitten.

6 größere Wandstücke von Blumentöpfen gleicher Ausfertigung.

10 Wandbodenstücke von Blumentöpfen gleicher Ausfertigung, davon ein Stück mit einer braunschwarz glasierten Leiste oberhalb der Standfläche.

1 kreisförmiger Griffwulst an der Wand eines konischen Blumentopfes, rötlicher feiner Ton, Außenfläche hellgrün glasiert.

9 Randstücke von konischen, verschieden großen Blumentöpfen, feiner rotgelber Ton, unglasiert. Ränder verdickt und waagrecht abgeschnitten, unterhalb der Ränder umlaufende Rillen.

3 Randstücke von verschieden großen, konischen Blumentöpfen, feiner, hellgelber Ton, unglasiert.

2 Bodenwandstücke von Blumentöpfen, feiner, hellgelber Ton, unglasiert.

1 Randstück eines Blumentopfes, feiner, hellgelber Ton, unglasiert.

1 Boden-Wandstück eines konischen Blumentopfes, feiner, hellgelber Ton, unglasiert.

1 Boden-Wandstück eines konischen Blumentopfes, feiner, rötlichgelber Ton, Außenfläche hellgrün glasiert.

1 Boden-Wandstück eines konischen Blumentopfes, feiner, rötlichgelber Ton, Außenfläche hellgrün glasiert.

1 Boden-Wandstück eines konischen Blumentopfes, feiner, hellgelber Ton, Außenfläche graugrün glasiert. Stfl. ca. 14 cm.

1 Boden-Wandstück eines konischen Blumentopfes, feiner, hellroter Ton, unglasiert, Stfl. 13 cm.

1 Boden-Wandstück eines konischen Blumentopfes, feiner, hellroter Ton, Außenwand grün glasiert. Stfl. ca. 10 cm.

1 kleines Randstück eines kleinen Blumentopfes, rotgelber, feiner Ton, Außenwand dunkelgraugrün glasiert. Mdm. ca. 12 cm.

1 fast ganz erhaltener Boden eines konischen Blumentopfes, rotgelber, feiner Ton, Außenfläche graugrün glasiert. Stfl. 12 cm.

3 kleine Rand-Bodenstücke von niederen Blumentopf-Untersätzen, rotgelber, feiner Ton mit beidseitiger graugrüner Glasur.

1 Randstück eines Blumentopf-Untersatzes, feiner, rötlichgelber Ton, beidseitig graugrün glasiert. H. 2,7 cm, Stfl. 16 cm.

11. Tabakspfeifenköpfe

(48) Kleines Bruchstück eines Pfeifenkopfes, hellgelber, sehr feiner Ton, Oberfläche hellblau glänzend glasiert, Kröninger Ware. Tabaksbehälter abgebrochen, ebenso der an ihn anschließende Teil des Rauchrohres (Abb. 26/48).

(49) Bruchstück einer zweiteiligen Pfeife, Porzellan, erhalten etwa ein Viertel des Tabaksbehälters mit dem angesetzten Rauchabzugsrohr. Auf der Außenfläche Rest einer polychromen figuralen Darstellung: sitzender Mann mit Kniehose. H. d. Behälters etwa 5 cm (Abb. 26/49).

- (50) Bruchstück einer Hakenpfeife, Porzellan, erhalten ein kleiner Teil des Wassersacks und etwa die halbe Höhe des Tabakbehälters. Auf seiner Außenfläche in polychromer Ausfertigung Unterteil eines Cerviden (Hirsch ?), umgeben von Almenrausch und Edelweiß. Erhalt. Dm. des Behälters ca. 2,3 cm (Abb. 26/50).
- (51) Bruchstück einer Hakenpfeife, Porzellan, erhalten ein Teil des Wassersacks sowie des senkrecht daran angesetzten Tabakbehälters, auf seiner Außenfläche Reste einer in blauer Farbe ausgefertigten Dekoration (Abb. 26/51).
- (52) Schafftülle einer Hakenpfeife, Porzellan, senkrechte Tülle mit wulstförmig verdicktem Rand, Wassersack und Tabaksbehälter abgebrochen. L. d. Tülle ca. 3,5 cm, Tüllen-Dm. innen 1,5 cm, außen 2,5 cm (Abb. 26/52).
- (53) Schafftülle einer Hakenpfeife, Porzellan, senkrechte Tülle mit wulstförmig verdicktem Rand. Tüllenlänge etwa 3,4 cm, Tüllen-Dm. innen 1,3 cm, außen 2,4 cm (Abb. 26/53).
- (54) Schafftülle und Wassersack einer Hakenpfeife, Porzellan, Tabakbehälter vom Wassersack senkrecht aufsteigend, der abgebogene Pfeifenteil bootartig profiliert. Tüllenlänge ca. 2,5 cm, Tüllen-Dm. innen 1,5 cm, außen 2,6 cm, Basisbreite des Kopfes ca. 5 cm (Abb. 26/54).

12. Glasreste

Halsteil eines kleinen Fläschchens, hellgrünes Glas. Niederer, enger Hals mit unregelmäßig ausladendem Rand.

Halsteil einer Flasche, fast weißes Glas. Schief aufsteigende Schulter, annähernd zylindrischer Hals, verdickter Rand mit unregelmäßigem Umriß.

Bodenwandstück eines großen Gefäßes (Krug ?), auf der Standfläche Reste des Blaszapfens. Wand schwach konkav vom Boden aufsteigend.

13. Eisengegenstände

- (55) Spieß mit Tülle, Spitze abgebrochen, Ende ausgehämmert und zu einer konischen Tülle zusammengebogen. 1,4 cm oberhalb des Tüllenrandes ein Loch von 0,3 cm Dm. (für die Nagelbefestigung), erh. L. 26,5 cm, Tüllentiefe ca. 6,5 cm, Tüllendm. 2,8 cm (Abb. 27/55).
- (56) Beschädigtes Türschloß, glatte Unterseite in Rechteckform, ein Schmalende rechtwinkelig abgebogen mit drei Löchern für die Befestigung an der Tür. Oberseite des Schlosses mit Blech abgedeckt, darauf Reste einer eingehämmerten Verzierung. Vom Mittelteil noch Reste des Schloßriegels und des Schlüsselzapfens erhalten, sonst stark durch Rost zerstört. Erh. L. 14,7 cm, erh. Br. 7,5–11 cm, erh. H. (mit Schlüsselzapfen) 6,2 cm (Abb. 27/56).

- (57) Beschlag, absichtlich zusammengebogen, handgeschmiedet mit blattförmigem, von der Beschlagfläche rechtwinkelig abgebogenem Ende. Daran zweimal zweigartige Fortsätze angesetzt. Bandoberfläche längsgefurcht, Ende mit waagrechten Furchen versehen. Beschlag ist senkrecht zu orientieren. Gesamtlänge 23,5 cm, größte Br. fast 7 cm, Bandbreite am Ende 2,5 cm (Abb. 28).

14. Knochen

1 Bruchstück von Femur eines Hausschweines.

1 Molar von Ziege.

III. Fundauswertung

Verglichen mit dem Gesamtfundbestand fällt der geringe Nachweis von Schwarzhafnerei auf. Aus chronologischen Gründen ist dies aber nicht weiter verwunderlich, wenn man eine bis in das frühe 17. Jahrhundert reichende Verwendungszeit dieser Ware annimmt. Ihr gegenüber erscheint der Küchenabfall aus dem „Tischlerhäusl“ im allgemeinen wesentlich jünger, weshalb man vielleicht sogar daran denken könnte, daß in einem Kleinhäuserhaushalt diese feste Ware über die gewöhnliche Verwendungszeit hinaus in Gebrauch gewesen ist. Wenn aus den Magerungsresten in dem kleinen Bodenwandstück auf Passauer Herkunft geschlossen werden darf, wäre die ausgezeichnete Qualität dieser Ware mit ein Grund für eine übermäßig lange Verwendung. Zu dem Wandstück mit dem Rest eines streifigen Glättmusters gibt es brauchbare Vergleichsstücke aus dem Bestand des Küchenabfalles vom Gasthof Jodlbichl.¹⁾

Das Kochgeschirr des 17. und des 18. Jahrhunderts belegen die zahlreichen Randstücke von Kragenrandtöpfen (Abb. 4–6), die sich durch ihren hellgelben, sehr feinen Ton als Erzeugnisse der Kröninger Bauertöpfereien erweisen. Bei anderer Gelegenheit habe ich diese Ware als „Gelbhafnerei“ mit Innenglasur bezeichnet²⁾ und auch die Frage ihrer Herkunft angeschnitten. Das jetzt vermehrte Material läßt diese Bezeichnung sowie das damals vermutete Herkunftsgebiet als berechtigt erscheinen, wofür vor allem die volle Übereinstimmung in Qualität von Ton und Farbe der gelben Glasur mit den beidseitig glasierten Erzeugnissen des Krönings aussagekräftig ist. Doch kommt noch hinzu, daß die gleiche Gefäßform mit beidseitiger Glasur nun auch mehrfach im vorliegenden Material belegt ist (Abb. 7, 8). Von ihm tritt das Bruchstück Nr. 3 (Abb. 5) besonders hervor. Es stammt von

einem ausnehmend hohen Topf, der sich durch die an ihm feststellbare Oberflächenveränderung einwandfrei als am offenen Feuer verwendeter Kochtopf erweist. Diese Veränderungen zeigen sich am Absplittern der Außenfläche, in den durch das Holzfeuer verursachten dunklen Verfärbungen der Außenfläche, im Eindringen einer solchen Verfärbung bis in die Mitte der verhältnismäßig dicken Wand sowie im krakelierten Springen der außerdem in ein Graugrün veränderten gelben Glasur im Bereiche dieser Hitzeeinwirkungen. Demnach wird dieser über 30 cm hohe Topf in Dauergebrauch gestanden sein. Ob dies bloß zum Erhitzen von Wasser oder für andere Zwecke (Kochen von flüssiger Nahrung, von Milch für die Haus-Käse-Erzeugung) geschehen ist, wird man nur vermuten dürfen. Das Henkelbruchstück Nr. 7 (Abb. 7) gehört wahrscheinlich zu einem ebenso hohen, mit gelber Innenglasur versehenen Kragenrandtopf und ist als erster Beleg für diese Art der Henkelbildung eigens zu beachten. Die an der Henkelbasis angebrachte Fingerdelle könnte vielleicht als kennzeichnend für das Kröninger Gebiet angesprochen werden, wie man aus Parallelen an beidseitig glasierten Töpfen ersehen kann.

Die beidseitig glasierten Kragenrandtöpfe sind durch Rand- und Wandstücke gut belegt (Abb. 7, 8). Doch sind sie alle durch die einheitliche Innen- und Außenglasur gekennzeichnet, wobei die grüngelb-grüngelbe und die grüngrüne Kombination ausnahmslos nachgewiesen ist. Daß die beidseitig glasierten Kragenrandtöpfe neben anderen Verwendungen auch zum Kochen am offenen Herdfeuer gedient haben, ergibt sich aus den an Wandstücken feststellbaren Farbveränderungen der Glasur.

Besonderer Erwähnung bedarf das Randstück eines grüngrün glasierten, sehr kräftigen, zweifellos ziemlich hohen Topfes, von dem aber nur neben dem Rand noch ein weitlichtiger Stabhenkel mit senkrechter Oberflächenfacetierung erhalten geblieben ist. Nach den schon bei anderer Gelegenheit genannten Entsprechungen³⁾ wird man auch bei diesem Bruchstück an den Rest eines Schmalztopfes denken dürfen. Die Belastung eines solchen Topfes durch Gewicht und Hitze dürfte wohl auch die Erklärung dafür sein, daß man ihn – wie ganz erhaltene Stücke zeigen – mit einem kräftigen Drahtgitter umgeben hat. Wann solche Doppelhenkelgefäße das erste Mal erzeugt wurden und wie lange sie sich im Repertoire der Kröninger Töpfer gehalten haben, wird man wohl kaum näher nachweisen können. Doch wird man daran

denken dürfen, daß sie parallel zu den einhenkeligen Töpfen hergestellt wurden und daß sich ihre Verwendung durch lange Zeit bewährt hat. Es scheint, daß die großen „Schmalztöpfe“ erst im späten 19. Jahrhundert durch die neu auf gekommenen Steinzeugerzeugnisse, die man heute noch in bäuerlichen Küchen finden kann, abgelöst worden sind. Bei solch standardisierten Formen ist es deshalb auch schwer, an Einzelstücke chronologisch verwertbare Aussagen anzuknüpfen.

Die beidseitig verschiedenfarbig glasierte Ware des Kröning stellt im Tischlerhäusl-Fundbestand die Hauptmenge dar, bei der das Überwiegen von Schalen und Schüsseln einprägsam hervortritt. Vielleicht ist es auch kein Zufall, daß die im Jodlbichl-Material nachgewiesene Reine (Pfanne) hier fehlt, da sie vielleicht doch nur in großbäuerlichen oder bürgerlichen Haushalten notwendig gewesen ist. Von den Schalen und Schüsseln sind näher beschrieben die Stücke Nr. 12 (Abb. 9), 13, 14 (Abb. 10), 21, 22 (Abb. 13), um die verschiedenen Größen zu belegen. Diese Schwankungen, die durch die Verwendung bestimmt werden, sind auch bei den beschriebenen, aber nicht abgebildeten Stücken durch die Maßangaben festgehalten. Das Stück Nr. 12 (Abb. 9) wird als Speisegeschirr für flüssige und feste Speisen in Betracht kommen. Die beiden großen Schüsseln Nr. 13 und 14 (Abb. 10) hingegen werden als Milchweidling anzusprechen sein.⁴⁾ Gleiches wird man vielleicht auch für das Stück Nr. 22 (Abb. 13) annehmen dürfen, während das Stück Nr. 21 (Abb. 13) eher als Knödelschüssel verwendet worden ist.⁵⁾ Nr. 22 sowie zwei andere Bruchstücke sind die einzigen Belege für die gelbblaue Glasurkombination, neben der die gelbbraune Kombination absolut vorherrscht.

Aus den bäuerlichen Eßsitten dürfte es sich erklären, daß im Kröninger Bestand die Tellerform nur einmal durch das Randbruchstück Nr. 20 (Abb. 13) belegt ist. Sein wulstig verdickter Rand sollte wohl das Ausschütten des Tellerinhalts erschweren. Ein ähnliches Bruchstück gibt es aus Kitzbühel-Vorderstadt 23.⁶⁾ Nicht überraschend ist das Randstück Nr. 16 (Abb. 11) mit dem stufenförmig abgesetzten und nach oben angehobenen Rand. Zwei fast gleichartige Randstücke gibt es gleichfalls aus Kitzbühel-Vorderstadt 23.⁷⁾ Von allen dreien wird man annehmen dürfen, daß es sich bei ihnen um Reste von Traggefäßen („Bettlhefa“) handelt⁸⁾, die man im bäuerlichen Bereich zur Verpflegung im Gelände gebraucht hat. Nicht abgebildet sind aus dem Krö-

ninger Bestand mit beidseitiger Glasur die mehrfach vorhandenen Randstücke von Kragenrandtöpfen mit braungelber Glasurkombination, neben der vereinzelt auch die gelbbraune vorkommt. Reste von schmalen Stabhenkeln weisen auf kleine Töpfe oder Tassen hin.

In dem bis jetzt im Kitzbühel-Jochberger Areal geborgenen Fundbestand sind die Tassen 17–19 (Abb. 11, 12) völlig neu. Das Stück Nr. 18 zeigt einen schmalen Kragenrand, die beiden anderen sind mit einem schwachen Wulstrand versehen, alle drei sind als Trinkgefäße anzusprechen. Interessant ist die braunbraune Glasur bei der Nr. 17, die beiden anderen zeigen die seltene braungelbe Kombination.

Die Randstücke Nr. 23 und 24 (Abb. 14) von Deckeln sind für eine genaue Rekonstruktion der Form zu klein, man wird aber eine verhältnismäßig flache Ausfertigung annehmen dürfen. Gleich dem Bruchstück vom Gasthaus Jodlbichl⁹⁾ sind sie auf der Innenseite unglasiert, die äußere rötlichgelbe bzw. rötlichbraune Glasur der Außenfläche ist eher etwas ungewöhnlich innerhalb der Kröniger Ware.

Von den Steinzeuggefäßen sind leider nur Bruchstücke erhalten geblieben. Das bedeutendste von ihnen ist das Randstück Nr. 25 (Abb. 14), das zu einem Krug Westerwälder Erzeugung gehört. Neben den bereits bekannten Belegen aus Jochbergwald, Jochberg und Kitzbühel¹⁰⁾ ist dies nun der erste Nachweis in einem Fundverband kleinbäuerlicher Art. Wahrscheinlich ist diese Ware nicht so teuer gewesen, daß sie nicht auch von einfachen bzw. ärmeren Haushalten hätte erworben werden können. Wenn im Heimatmuseum in Rauris zwei ganz erhaltene Krüge aufbewahrt werden¹¹⁾, so ist dies im Hinblick auf den dort einmal vorhanden gewesenen, durch den Goldbergbau bedingten Wohlstand leicht zu verstehen.

Hingegen ist die gleichfalls nur durch ein Bruchstück nachgewiesene Steinzeugflasche für den Handel mit Selterswasser (Nr. 26, Abb. 15) ein neuer Beleg für die weite Verbreitung dieses zweifellos wohlfeilen Behälters. Die erhaltenen Reste und ganzen Stücke lassen eine rasche, fast sorglos-schlampige Herstellung solcher Flaschen in Serienproduktion erkennen. Auf dem Jochberger Bruchstück hat sich auch der Rest eines Rundstempels mit Adler als Mittelstück und Nassau-Selters als Umschrift erhalten. Der auf dem Kitzbüheler Bruchstück erhaltene

Rundstempel ist mit einem blauen Einfassungsring versehen¹²⁾, der hier fehlt. Eine andere Stempelform gibt es auf einer Flasche im Rauriser Museum, u. zw. ein Löwe innerhalb eines Kreises mit Selters als Inschrift und einem darunter angebrachten Langstempel mit „Herzogtum Hessen-Nassau“. Es ist dies der gleiche Stempel, wie er auf einem Flaschenbruchstück aus dem Keller des Akademiegebäudes in Wien aufscheint.¹³⁾ Sieht man in den verschiedenen Stempeln einen gewollten Unterschied, dann könnte man ihn vielleicht als Hinweis auf das Bestehen von drei verschiedenen Großtöpfereien ansehen. Doch müßte dies an einem viel größeren Bestand noch näher überprüft werden.

Der Nachweis einer Westerwälder Steinzeugerzeugung in einem verhältnismäßig jungen Fundzusammenhang läßt die Vermutung aufkommen, daß sich solche Krüge im kleinbäuerlichen Bereich verhältnismäßig lange gehalten haben. Für die Selterswasserflasche wird man wohl an das 19. Jahrhundert denken dürfen, es sei denn, daß man sie sekundär für selbstgebrannten Schnaps noch länger in Gebrauch hatte. Da die bäuerliche Schnapsbrennerei im Fundbereich bis in die Zeit des 1. Weltkrieges üblich gewesen ist, stünde einer solchen Sekundärbenützung nichts im Wege, auch wenn man gewöhnlich flache Glasfläschchen zum Mitnehmen von Schnaps bei Almbegehungen verwendet hat.

In dem bisherigen Nordtiroler Fundbestand neu sind die beiden Steinzeuggefäße Nr. 35 und 36 (Abb. 21) mit der braunen Außenglasur. Das Stück Nr. 35 erweist sich aus Form und Größe als Tasse, Nr. 36 hingegen wird man als Rest eines Topfes ansehen dürfen. Einzelstücke solcher braunglasierter Steinzeuggefäße sind als Erinnerungsstücke an Großmutterzeiten in Jochberger Häusern noch vereinzelt anzutreffen, wobei besonders die großen Schmalztöpfe hervortreten. Kleine Kochtöpfe oder Tassen sind mir aber noch nicht begegnet, doch zeigen die beiden Reste aus dem Tischlerhäusl-Abfall ihre Beliebtheit an.

Mit den Resten von Majolika-Gefäßen¹⁴⁾ tritt gleichfalls ein neues keramisches Element hervor. Es handelt sich dabei allerdings nicht um jene hervorragende Ware, wie sie durch die Reste von Erzeugnissen aus den Moser- und Pisotti-Werkstätten in Salzburg im Jochbergwalder Material vertreten sind¹⁵⁾, sondern um eine wesentlich einfachere Gebrauchsware, die vor allem durch den Teller Nr. 27 (Abb. 16) und die Schüssel Nr. 29

(Abb. 17) belegt ist. Beide zeigen Reste eines floralen Musters, das auf der Teller-Innenfläche nachweislich mit einer Schablone aufgetragen worden ist. Die Übereinstimmung in der Motivik wird man wohl auf die gleiche Werkstatt zurückführen dürfen. Die Teller Nr. 30 (Abb. 18) und Nr. 31 (Abb. 17) sind unverziert, doch deuten die beiden Flicklöcher bei Nr. 30 seine lange Verwendung, aber auch die Wertschätzung an, die solche Stücke gehabt haben dürften. Die auf der Standfläche angebrachte Zahl wird wohl als Fabrikationsnummer zu deuten sein. Von dem sehr flachen Teller Nr. 58 (Abb. 19) mit der floralen Randverzierung ist zu wenig erhalten, um die Eigenart der Dekoration näher festlegen zu können. Vielleicht wird man aber eine mehrfache Wiederholung annehmen dürfen.

Mit dem Teller Nr. 32 (Abb. 18) beginnt dann die Reihe der Porzellanobjekte. Wenn sie in der Beschreibung als „Grobporzellan“ angesprochen sind, so soll damit zum Ausdruck gebracht werden, daß es sich bei ihnen um gewöhnliche Gebrauchsware als Küchen- und Eßgeschirr handelt.¹⁶⁾ Der Teller Nr. 32 (Abb. 18) erweist sich auf Grund der Zahlen auf der Standfläche als Fabrikware, die wohl auch für die Kalottenschalen Nr. 33 und 34 (Abb. 20) anzunehmen ist. Sie sind formenkundlich insofern interessant, als sie die Schalenform der Nr. 12 (Abb. 9) in fast identer Weise wiederholen und damit vielleicht einem besonderen Bedarf der bäuerlichen Bevölkerung entgegenkommen. In der Zeit zwischen dem 1. und 2. Weltkrieg sind solche Schalen noch vielfach bei Tisch verwendet worden.

Von allen genannten keramischen Gattungen hebt sich die einheimische Rotton- und Gelbrottonware einprägsam ab. Auf diese ist schon früher aufmerksam gemacht worden¹⁷⁾, doch fällt vielleicht auf, daß sie im vorliegenden Fundbestand nur durch zwei, verwendungsmäßig eng zusammengehörige Formen vertreten ist: durch den konischen Blumentopf (Nr. 37–44, Abb. 22–24) und den dazugehörigen Untersatz (Nr. 45–47, Abb. 25). Die Blumentöpfe kommen in drei Ausfertigungen vor: beidseitig grün glasiert, nur außen grün glasiert und unglasiert. Es scheint, daß die unglasierten Blumentöpfe als die jüngsten Stücke anzunehmen sind, die beidseitig glasierten hingegen dürften die ältesten und damit in das späte 18. und frühe 19. Jahrhundert zu stellen sein. Ein kleines, hier nicht abgebildetes Bodenwandstück zeigt knapp oberhalb der Standfläche eine wulstartige Wandverstärkung mit brauner Glasur, während die Wand grün glasiert ist.

Eine gute Entsprechung dazu gibt es von Jochbergwald.¹⁸⁾ Die Untersätze können gleichfalls beidseitig glasiert ausgeführt sein, die Mehrzahl allerdings ist nur auf der Außenseite grün glasiert worden.

Von den sieben, bloß in Bruchstücken erhalten gebliebenen Tabakspfeifenköpfen ist nur das kleine Bruchstück Nr. 48 (Abb. 26) näher zu datieren. Ton und blaue Glasur erweisen es als Kröninger Erzeugnis, wohl des 18. Jahrhunderts. Wie der kleine Haltezapfen an der Basis des Tabaksbehälters andeutet, dürfte es sich um den Rest einer Pfeife mit langem Rohr westeuropäischer Art handeln.¹⁹⁾ Ob es bekannt ist, daß eine solche Form als Vorlage für eine Eigenerzeugung im bäuerlichen Töpferbereich verwendet wurde, entzieht sich meiner Überprüfungsmöglichkeit. Das Bruchstück Nr. 51 (Abb. 26) mit dem kugeligen Wassersack wird man in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts stellen dürfen, wofür das Teilstück einer Erinnerungspfeife an den Militärdienst (aus dem Besitz von Herrn Anton Mayr-Scherl, Jochberg) aufschlußreich ist. Es handelt sich um den Rest einer Pfeife, die von Vater Robert Mayr lange verwendet wurde, nachdem er seinen Militärdienst um 1890 abgeleistet hatte. Auf der Vorderseite des Wassersackes sind Tschako, ein Tornister, zwei gekreuzte Gewehre und eine Patronentasche innerhalb eines Lorbeerkranzes angebracht, und darunter ist in lateinischer Schrift ober- und unterhalb eines Doppeladlers geschrieben: „Erinnerung an meine Dienstzeit.“ Die auf der Rückseite des Wassersacks angebrachte Kurrent-Inschrift ist fast ganz abgescheuert, nur aus einigen noch entzifferbaren Worten läßt sich auch hier die Beziehung zum Militärdienst ableiten.

Über die Form der beiden Bruchstücke Nr. 52 und 53 ist keine nähere Angabe möglich. Beachtung verdient das Bruchstück Nr. 54 wegen seiner noch erkennbaren eigenwilligen Form (Abb. 26), die vielleicht älter ist als die zweiteilige Pfeifenform, die durch die Bruchstücke Nr. 49 und 50 (Abb. 26) belegt ist. Die farbige Figuralmotivik auf beiden Nummern erweist die Vorliebe der alpinen Bevölkerung für die Jagd, doch wäre es auch möglich, daß Pfeifen mit solchen Motiven dem Jäger selbst vorbehalten gewesen sind. Daß Darstellungen auf Pfeifen berufsbezogen sein können, wurde schon bei der Vorlage des Bruchstückes aus dem Abfallmaterial beim Gasthof Jodlbichl erwähnt.²⁰⁾

Von den Glasresten aus dem Tischlerhäusl-Material ist bloß der Oberteil eines (nicht abgebildeten) kleinen Fläschchens erwähnenswert, da es zu ihm aus Jochbergwald eine gute Entsprechung gibt.²¹⁾

Zu den Eisenobjekten ist nicht viel zu bemerken. Wozu der an der Spitze abgebrochene Eisenspieß Nr. 55 (Abb. 27) gedient hat, vermag man kaum nachzuweisen, doch denkt man unwillkürlich an eine Notwaffe, wie sie von der bäuerlichen Bevölkerung in den Freiheitskämpfen verwendet worden sein könnte. Ob man dann auch das Stück sogar mit dem Jochberger Sturmhauptmann Anton Oppacher, dem Verteidiger des Passes Strub, in Beziehung setzen könnte? Türschloß Nr. 56 (Abb. 27) und Beschlag Nr. 57 (Abb. 28) erweisen Erneuerungsarbeiten an einer mit barockzeitlichen Eisenbeschlägen ausgestatteten Tür, die man im Laufe des 19. Jahrhunderts durch eine neue ersetzt hat. Man hat dabei den alten Beschlag eingerollt und das Schloß weggeworfen. Wie aus der Seitenansicht hervorgeht, war es auf der Innenseite der Tür befestigt gewesen. Durch den Rost hat das Stück so sehr gelitten, daß sich von ihm nur mehr die kräftigen Gerüstteile erhalten haben, doch ist noch zu sehen, daß es sich um ein einfaches Riegelschloß gehandelt hat.

Im August 1980 hat nach dem Ableben der Besitzer des „Schweizerhäusl“ (vgl. Abb. 3 mit „Sch“) Hans und Anna Hörl der neue Eigentümer des Hauses die aus der Bauzeit stammende Herdanlage abgerissen und den Abraum bei der östlichen Längswand aufgeschüttet. Bei dessen Abtransport wurde die NO-Ecke des Vorgartenzaunes beschädigt und ein hier stehender Obstbaum abgebrochen. Beim Ausgraben der Baumwurzeln hat man auch das NO-Eck des Vorgartens umgelagert, wobei einige keramische Kleinstücke zum Vorschein kamen. So eines der Schwarzhafneri mit eingelättem Strichmuster sowie einige der Kröninger Ware mit gelb-brauner und braun-gelber Glasur. Auf Grund der an der Firstpfette des „Schweizerhäusl“ angebrachten Jahreszahl (vgl. dazu R. Pittioni, *Tiroler Gasthaus-Archäologie*, *Öst. Zeitschr. f. Volkskunde*, XXIII/72 1969, 201 ff., Abb. 23) wird nun erwiesen, daß 1937 und wohl auch noch in den folgenden Jahren die geläufige beidseitig glasierte Kröninger Ware verwendet wurde, woraus sich ein wichtiger absolut-chronologischer Anhaltspunkt für die Verwendungszeit dieser Keramikgattung ergibt. Ebenso zu beachten ist der Nachweis der mit Glättmustern versehenen

Schwarzhafnerei für das frühe 19. Jhdt., da man doch eigentlich geneigt ist, sie auf das 16. und eventuell auch noch auf das 17. Jhdt. zu beschränken. Demgegenüber wird man das genannte Bruchstück dem von I. Bauer zusammengestellten Schwarzgeschirr (Hafnergeschirr aus Altbayern, Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums XV, 1 1976 135 ff., Abb. 107, 108, 117–123) an die Seite stellen dürfen. Wenn er annimmt, daß das Schwarzgeschirr Kröninger Provenienz vor 1850 anzusetzen wäre, könnte also das Bruchstück vom „Schweizerhäusl“ eine Bestätigung dafür sein.

Anmerkungen

1. R. Pittioni, Der Küchenabfallhaufen beim Gasthof Jodlbichl in Jochberg, p. B. Kitzbühel, Tirol, Österr. Zeitschrift f. Volkskunde XXXIV (83) 1980, 141 ff., Abb. 5/9, 10.
2. Ders., Keramisches Fundgut aus der Stadt Kitzbühel, Österr. Zeitschrift f. Volkskunde XXXI (80), 1977, 213 ff., bes. 224, Abb. 6.
3. Anm. 1, mit Hinweis auf die dortigen Anm. 11, 12.
4. Anm. 1, mit Hinweis auf die dortige Anm. 7.
5. R. Pittioni, Nachtrag zur Tiroler Gasthaus-Archäologie, Österr. Zeitschrift f. Volkskunde XXVII (76), 1973, 118 ff.
6. Anm. 2, Abb. 7/3.
7. A. a. O., Abb. 8/1, 2.
8. Vgl. dazu I. Bauer, Hafnergeschirr aus Altbayern, Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums München, XV/1 1976, 92 ff., Abb. 36–39.
9. Anm. 1, Abb. 13.
10. Anm. 1, Abb. 14.
11. Wie im Sommer 1979 beobachtet wurde.
12. Anm. 2, Abb. 5/1.
13. R. Pittioni, Kellerfunde im Gebäude der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Anzeiger 111, 1974, 103 ff., bes. S. 115, Abb. 9.
14. P. Stieber (Deutsches Hafnergeschirr, in: Keyser's Kunst- und Antiquitätenbuch III, 1957, 249) gibt als Kennzeichen für Majolika (= Fayence) an, daß der Scherben aus dem gleichen Material besteht wie jenes für die Irdenware verwendete, nur wird es besonders sorgfältig aufbereitet. Hinzuzufügen ist allerdings, daß dieses Material kaolinreich ist, da es sonst beim Brand nicht die hellgelb-weißliche Farbe erhielt. Weiters ist zu betonen, daß die Majolika-Erzeugnisse auch einen Maldekor aufweisen können. Zu diesem Zweck wird eine Deckglasur verwendet, die durch Beimengen von Zinnasche undurchsichtig wird. Auf ihr wird dann die Farbdekoratation mit Pinsel aufgetragen, über die dann noch eine Bleiglasur gelegt wird. Bei dem notwendigen zweiten Brennen der Majolika-Gefäße wird die Glasur undurchsichtig und schützt die Bemalung.

15. R. Pittioni, *Tiroler Gasthaus-Archäologie*, *Österr. Zeitschrift f. Volkskunde*, XXIII (72), 1969, 201 ff., bes. S. 223, Abb. 28 b.

16. Nach P. Stieber (*Anm.* 14, S. 252) ist Porzellan eine Abart von Steinzeug aus einem besonders reinen Grundmaterial, das weiß brennt und wie Steinzeug sintert.

17. *Anm.* 2, S. 227 f., Abb. 9/6; 10/1–5; *Anm.* 15, S. 221.

18. *Anm.* 15, Abb. 14/2 und Abb. 26, rechts.

19. Daß diese Form im alpinen Gebiet nicht unbekannt war, ergibt sich aus einigen Rohrbruchstücken, die G. Jöchel im Herbst 1978 als Funde im Goldbergbaugebiet oberhalb von Kolm-Saigurn erwerben konnte.

20. *Anm.* 1, Abb. 17, Nr. 43.

21. *Anm.* 15, Abb. 21/5 und Abb. 32 links oben.

Verzeichnis der bei Leopold Schmidt erarbeiteten Wiener volkskundlichen Dissertationen von 1948 bis 1979

Zusammengestellt von Michael Martischinig

Das Verzeichnis enthält die von Leopold Schmidt als Erstbegutachter betreuten Doktorarbeiten. Darüber hinaus konnte er mehrere Dissertationen anregen und hat sie auch betreut, doch trat er angesichts des Fehlens eines geregelten Institutsbetriebes nicht als Prüfer in Erscheinung. Gleichzeitig hat er noch zahlreiche andere Dissertationen als Zweitprüfer begutachtet. Die Zusammenstellung ist chronologisch gereiht, während in Druck vorliegende Dissertationen jeweils bei der Erstarbeit angeführt sind.

Eva Friedländer

Das Puppenspiel in Österreich.

Wien 1948, 232 S.

Herta Scholze

Der Geschlechtswechsel im österreichischen Brauchtum.

Wien 1948, 179 S.

Hilde Derbel

Das Schnaderhüpfel nach dem gegenwärtigen Stand der Sammlung und Forschung.

Wien 1949, 289 S., Noten.

Elfriede Rath

Studien zur Quellenkunde und Motivik obersteirischer Volksmärchen aus der Sammlung Pramberger.

Wien 1949, 249 S., 1 Kt.

Helmuth Huemer

Untersuchungen zur Volksbuchliteratur Oberösterreichs im neunzehnten Jahrhundert.

Wien 1950, 517 S., 29 S. Abb.

Helene Grün

Weinbauvolkskunde des niederösterreichischen Südbahn-Weingebietes.

Wien 1951, 344 S., 7 S. Abb., Kt.

Hans Aurenhammer

Der gegenständliche Wandel des Andachtsbildes in der Zeit von 1683 bis 1780 in Niederösterreich, untersucht an den in diesem Zeitraum verehrten marianischen Gnadenbildern.

Wien 1952, 371 S.

Die Mariengnadenbilder Wiens und Niederösterreichs in der Barockzeit (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. VIII). Wien 1956, 183 S., 16 Taf. mit 40 Abb.

Elisabeth Hauser

Sagengruppen und Sagengestalten im Burgenland. Ein Beitrag zur burgenländischen Volkskunde.

Wien 1952, 303 S.

Wilhelmine Redl

Wallfahrtsvolkskunde von Annaberg in Niederösterreich.

Wien 1953, 334 S., Abb.

Norbert F. Riedl

Die burgenländischen Speicherbauten mit besonderer Berücksichtigung des „Kittings“.

Wien 1953, 207 S. mit XXX Taf. (54 Abb.).

Albertine Kasser

Glaube und Brauch des deutschen Schauspielers.

Wien 1954, 195 S., XII Taf.

Klaus Beitzl

Die Umgangsriesen. Volkskundliche Monographie einer europäischen Maskengestalt.

Wien 1956, 133 u. 381 S., XXXVII Taf. mit 98 Abb., Not., 3 Kt.

Die Umgangsriesen. Volkskundliche Monographie einer europäischen Maskengestalt, mit besonderer Berücksichtigung der „Fête de Gayant“ zu Douai in Nordfrankreich.

Wien, Notring d. wissenschaftlichen Verbände Österreichs 1961, 138 S., 7 Bl. Kt. Skizzen, Not. u. Abb.

Georg Reiter

Wallfahrtsvolkskunde von Sankt Chrysanthen-Nörsach in Osttirol.

Wien 1960, III u. 393 S; III u. 67 Abb.

St. Chrysanthen. Das alte Wallfahrtsheiligtum in Osttirol und seine europäischen Kulturzusammenhänge (= Schlern-Schriften, Bd. 266). Innsbruck, Universitäts-Verlag Wagner 1976, 239 S., 1 Farbtaf., 7 Bl. Abb.

Günther Mittergradnegger

Die Lieder in den Kärntner Passionsspielen.

Wien 1963, 148 S., Notenbeisp.

Hermann Steininger

Die münzdatierte Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Österreich.

Wien 1963, 455 S., 3 Kt.

Die münzdatierte Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Österreich.

Wien, Verlag d. Notrings d. wissenschaftlichen Verbände Österreichs 1964, 214 S., 3 Kt. gef., XVIII S. Abb.

Christine Lauter

Die Darstellung der Ursprungslegenden auf den Wallfahrtsbildchen der österreichischen Gnadenstätten.

Wien 1965, 343 S., 44 Taf.

Die Ursprungslegenden auf den österreichischen Wallfahrtsbildchen.

Wien, Verlag d. Notrings d. wissenschaftlichen Verbände Österreichs 1967, 167 S., 4 Bl. Abb.

Peter Simhandl

Bühne, Kostüm und Requisit der Paradeisspiele in den Volksschauspiellandschaften Österreichs und Süddeutschlands.

Wien 1965, 229 S., Zeichnungen.

Bühne, Kostüm und Requisit der Paradeisspiele.

Wien, Verlag Notring 1970, 119 S., Skizzen.

Elisabeth Wieser

Sternsingen in Österreich. An Hand eines Fragebogens aus dem Jahre 1956.

Wien 1966, II u. 328 S., 4 Kt., 41 Abb.

Hubert Kriss-Heinrich

Weihegaben der Veneter.

Wien 1971, IV. Abteilungen.

Wolfgang Pfaundler

St. Romedius und St. Notburga. Zwei Heilige aus Tirol.

Wien 1978, XXXIII u. 141 u. 5 S., ill.; 316 S., ill.

St. Romedius. Ein Heiliger aus Tirol.

(= Heilige aus Österreich). Wien/München, Verlag Herold 1961, 141 S., ill.

St. Notburga. Eine heilige aus Tirol. Eine Bildgeschichte in 3 Teilen.

(= Heilige aus Österreich). Wien/München, Verlag Herold 1962, 312 S., ill.

Chronik der Volkskunde

Sonderausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde: 1. „Schmuck aus Haaren“

Seit dem Nationalfeiertag am 26. Oktober 1981 läuft die Sonderausstellung „Schmuck aus Haaren“ in einem neu adaptierten Schauraum des Österreichischen Museums für Volkskunde.

Bei der Aufarbeitung des volkstümlichen Schmuckes kristallisierte sich eine bis dahin kaum beachtete Gruppe von Haararbeiten heraus, kleine Kunstwerke, die sich in den vergangenen Jahrzehnten ohne besondere Sammeltendenz, fast willkürlich zusammengefunden haben. Da die meisten von ihnen nicht oder nur flüchtig gekennzeichnet waren, mußten sie neu erschlossen und vor allem beschreibend nachinventarisiert werden. Eine genaue Beschreibung der einzelnen Geflechtstypen konnte erst auf Grund einer Rekonstruktion der einzelnen Arbeitsvorgänge mit einer Gewährsfrau, die ähnliche Schmuckstücke Mitte der zwanziger Jahre gefertigt hatte, vorgenommen werden.

Insgesamt sind 116 Objekte ausgestellt, wovon nicht weniger als 76 aus dem Bestand des Museums genommen werden konnten. Noch während der Vorbereitungsphase konnten durch Ankäufe einzelne Motivgruppen ergänzt werden, der geschlossene Bestand von Haarstickereien und Stammbuchblättern von Prof. Fritz Weninger noch kurz vor seinem Ableben erworben werden. Mit Leihgaben des Österreichischen Tabakmuseums und des Technischen Museums für Industrie und Gewerbe wurden Lücken gefüllt, mit Motivgaben aus der Mariazeller Wallfahrtskirche konnte ein weiterer Aspekt aufgezeigt werden.

Wenn man bedenkt, daß diesem Themenkomplex von volkskundlicher Seite bis vor kurzem kaum Beachtung geschenkt worden ist, gewinnt diese Ausstellung nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Neubearbeitung der Sammlungsbestände eine besondere Bedeutung.

Die ausgestellten Schmuckstücke und Bilder, die mit wenigen Ausnahmen dem 19. Jahrhundert zuzuordnen sind, tragen zum überwiegenden Teil Andenkencharakter und wurden vermutlich in ihrer großen Mehrheit aus Haaren ganz bestimmter geliebter Personen gefertigt. Eigentlicher Anlaß ihrer Herstellung und Funktion können heute nur noch vermutet werden. Ob als Pfand der Zärtlichkeit,

der Liebe, als Amulett und Talisman, als Andenken an einen lebenden oder toten Menschen, als persönliches Erinnerungsstück an wichtige Ereignisse getragen und aufbewahrt – wir wissen es vielfach nicht, können es manchmal nur vermuten. Sicherlich hatten sie einst für den Träger und Besitzer einen besonderen Wert.

Die Blütezeit dieser Haararbeiten war das 19. Jahrhundert mit seinem ausgeprägten Freundschafts- und Erinnerungskult, insbesondere aber die Epoche des Biedermeier. Maßgeblich dafür mag die Stellung der Frau gewesen sein. Die Frau war an Haus und Herd gebunden, von Frauenemanzipation konnte keine Rede sein, in keiner anderen Zeit entstand eine solche Fülle weiblicher Handarbeiten. Daneben mögen aber auch wirtschaftliche Faktoren Herstellung und Tendenz zu Modeschmuck forciert haben. Nach der Französischen Revolution wurden zunächst in Frankreich und allmählich auch in Österreich die kunstvollen Frisuren abgeschafft und damit der Blütezeit der Perückenmacher und Damenfriseurinnen ein jähes Ende bereitet. Neue Verdienstmöglichkeiten mußten geschaffen werden. So finden wir dann auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts neben den kunstfertigen Frauen und Klosterfrauen bereits einige bürgerliche Perückenmacher und Friseurinnen als Hersteller von Schmuckstücken, Blumen und Bildern aus Menschenhaaren.

Das Ausstellungsmaterial gliedert sich in sieben Bedeutungskreise: Liebesgaben, Geschenke und Schmuck aus und mit Menschenhaaren; Erinnerungsbilder; Erinnerungsblätter („Stammbuchblätter“); Totengedenkbilder; künstlerische Haarstickereien; Andachtsbilder und Votivgaben. Eine achte und letzte Gruppe umfaßt Schmuck aus Roßhaar, womit aufgezeigt werden soll, daß Schmuck eben auch aus Tierhaar gefertigt sein kann.

Innerhalb der Gruppierung wird die ganze Vielfalt von Herstellungstechniken sichtbar: das Legen von Haarlocken als einfachste Form; das Flechten des Haares (sei es mit den Fingern, einer Flechtmaschine oder Tressierbank) zu den verschiedensten Geflechten; die Schlingen- und Schlaufentechnik, die bei der Verarbeitung des Haares zu Blumen, Blättern und Knospen angewandt worden ist; das Sticken und das Kleben fein geschnittener Haare auf Glasplatten.

In der Ausstellung wie auch im dazu erschienenen Katalog (59 Seiten, Kleinoffset) sind die wichtigsten Techniken anschaulich zur Darstellung gebracht.

Da die Bedeutung des Haares auch für den Laienbesucher erkennbar sein soll, ist die erste Vitrine der einfachsten Form gewidmet, der Locke unter Glas, in einer Glaskapsel, in einem Medaillon. Bedeutung und Symbolgehalt der Haarreliquie sind bis heute unverändert geblieben. Zu dieser einfachen Form kamen später die verschiedensten Formen und Techniken hinzu und fanden in den Arbeiten der Perückenmacher und Friseurinnen eine Vervollkommnung. Belege dazu finden sich an der Wand gegenüber auf drei Mustertafeln mit einer Auswahl an Geflechten für Schmuckstücke, die der Wiener Perückenmacher Ludwig Liebler in den Jahren zwischen 1820 bis 1830 gefertigt und an das National-Fabriksprodukten-Kabinett am k. k. polytechnischen Institut geliefert hatte. Sind diese Geflechte noch ohne Fassung, so finden sich dann die gleichen oder ähnlichen in Edelmetall gefaßt in der mittleren Vitrine unter den Liebesgaben, Geschenken und Schmuck. Ihre tatsächliche Funktion läßt sich heute im Einzelfall nicht mehr mit Sicherheit feststellen, doch steht eine Fülle literarischer Bezeugungen – insbesondere innerhalb der Memoirenliteratur – gegenüber.

Unmißverständlich hingegen werden für den Betrachter all jene Bilder sein, die Grabsteine, Trauerweiden, Grabinschriften, Namen und Sterbedaten aus den Haaren geliebter Verstorbener aufweisen. Als „Totengedenkbilder“ sollten sie den Hinterbliebenen Trost spenden und die Erinnerung an den Toten bewahren.

Ebenso unmißverständlich werden die Votivgaben und Haaropfer aus der Mariazeller Wallfahrtskirche und all jene Haar-Andenken auf den Stammbuchblättern sein, die die Bedeutung des Haares als Pars pro toto, als ein Teil des Menschen, der die Person vertreten kann und der gleichsam unsterblich ist, erkennen lassen.

Seit der Eröffnung am 26. Oktober 1981 sind viele Widmungen und Leihgaben von Ausstellungsbesuchern eingegangen, die das Aufstellen von drei zusätzlichen Vitrinen erforderlich machten. Auf Grund des großen Interesses, nicht zuletzt auch von seiten der Friseure und Friseurlehrlinge, für welche der Ausstellungsbesuch zum freudigen Pflichtbesuch geworden ist, wurde die Sonderausstellung „Schmuck aus Haaren“ bis Ende Oktober 1982 verlängert.

Gudrun Hempel

2. „Häuser im Lungau. Rudolf Haybach – Malerei und Graphik“

Das Österreichische Museum für Volkskunde zählt es zu seinen Aufgaben, neben originalen Gegenständen auch künstlerische Zeugnisse der Volkskultur zu sammeln. Bilder und Graphiken zeitgenössischer Künstler stellen nämlich eine wichtige Ergänzung zu den Sachbezeugungen dar und sind ein Beweis, daß auch Künstler sich mit der Volkskultur beschäftigen.

Das Österreichische Museum für Volkskunde konnte in seiner Neuen Galerie bereits mehrfach zeitgenössische Künstler präsentieren. So fand schon vor sieben Jahren eine Ausstellung über „Menschen und Häuser im Lungau“ statt, in der Leopold Schmid, Fritz Weninger, Oskar Laske, Emmy Hiebleitner-Singer und Liesl Freisinger-Wohlfarth mit Bildern und Skizzen vertreten waren.

Nun zeigt das Österreichische Museum für Volkskunde Arbeiten von Rudolf Haybach, die abermals den Lungau betreffen.

Dipl.-Ing. Rudolf Haybach, 1886 in Wien geboren, wandte sich nach Berufsausübung und nach einem reichen Kulturschaffen als Verleger und Sekretär der Secession erst relativ spät der Malerei zu, um sie nach dem Zweiten Weltkrieg zu seinem Lebensinhalt zu machen. Landschaft und Architektur stehen dabei im Mittelpunkt seiner Bilder. Neben einer Anzahl früherer Bleistiftzeichnungen, die im engeren Umkreis von Wien und in der Wachau entstanden, umfaßt der größere Teil der Erwerbung Ölbilder und Ölkreidezeichnungen aus dem Lungau. Diese Bilder entstanden in der Hauptsache in den Jahren zwischen 1970 und 1975 und zwar durchwegs im Umkreis der Gemeinde Muhr. Der Ortsteil Jedl in Hintermuhr wurde dabei besonders gut dokumentiert. Von verschiedenen Standpunkten erfaßte Rudolf Haybach die Dorfansicht, einzelne Gehöfte und Gebäudeteile, vor allem aber die für die Landschaft so charakteristischen gemauerten Getreidespei-

cher. Rudolf Haybach hielt die Motive zunächst mit Ölkreide fest und setzte sie dann später im Atelier in Ölbilder um. Gefiltert durch die Augen des Künstlers entstand auf diese Weise eine bebilderte Dorfmonographie von Hintermuhr.

Die beigeestellten Fotos von Dipl.-Ing. Michael Martischinig unterstreichen den dokumentarischen Wert der Bilder und Zeichnungen von Rudolf Haybach.

Die Ausstellung, zu der auch ein Katalog vorliegt, bleibt bis Ende Oktober 1982 geöffnet.

Franz Grieshofer

Textilabteilungen an Wiener Museen

Dem verstärkten Interesse an Textilien und deren Sammlung Rechnung tragend und geleitet vom Wunsch nach fachlicher Kommunikation fand am 15. April 1982 im Österreichischen Museum für angewandte Kunst ein Treffen von Wiener Textilfachleuten im Bereich der Museen statt. Daß ein echtes Bedürfnis nach Gedanken- und Erfahrungsaustausch auf diesem Gebiet besteht, zeigte die überaus rege Teilnahme an der von Frau Dr. Angela Völker angeregten und organisierten Veranstaltung. Über vierzig Damen, aber auch einige Herren – allerdings in der Minderzahl bei einem traditionell weiblichen Thema – beschäftigten sich mit Fragen der musealen Bewahrung und Präsentation von textilen Objekten. Dieses erste Treffen sollte zunächst dem gegenseitigen Kennenlernen und Knüpfen von Fachkontakten dienen, denn die Zahl der in Textilabteilungen an Wiener Museen beschäftigten Mitarbeiter, vor allem der Textilrestauratoren, hat in den letzten Jahren erfreulicherweise stark zugenommen. Dieser Tatsache mögen verschiedene Ursachen zugrunde liegen. Einerseits machen die Textilabteilungen durch verstärkte Ausstellungstätigkeit auf sich aufmerksam (zum Beispiel 1981/82 „Kleider machen Leute“ im Österreichischen Museum für angewandte Kunst und „Waschtag“ im Österreichischen Museum für Volkskunde), andererseits ist ein allgemeiner textiler Trend zu registrieren, die Beschäftigung mit textiler Kunst befindet sich eindeutig im Aufwind, textiles Gestalten ist „in“, wofür viele Anfragen im Museum nach etwaigen Kursen über das häusliche Spinnen von Wolle oder über das Weben auf Heimwebstühlen ein beredter Gradmesser sind. Drittens fanden vielleicht doch die SOS-Rufe der Abteilungsleiter an Textilsammlungen bei den maßgeblichen Stellen Gehör, denn vielfach ist der Zustand textiler Sammlungsgegenstände alarmierend, da aufgrund von Depotschwierigkeiten und Raummangel eine objektgerechte Lagerung bisher oft nur beschränkt möglich war, und da oft auch wegen des Fehlens von ausgebildetem Personal Objekte, welche bereits beschädigt ins Museum kamen, meist in diesem Zustand belassen werden mußten.

Nun wurde in den letzten Jahren eine erste Ausbildungsmöglichkeit für Textilrestauratoren geschaffen. Bislang gab es neben dem akademischen Restaurator keine äquivalente Ausbildung auf dem Textilsektor. 1976 wurde an der Bundeslehranstalt für Bekleidungsindustrie in der Herbststraße 104, 1160 Wien, ein einjähriger Ausbildungslehrgang für Textilrestauratoren eingerichtet, der nun auf zwei Jahre ausgedehnt werden soll. Mit den Absolventen dieser Lehrgänge stehen zum erstenmal ausgebildete Kräfte in größerer Zahl zur Verfügung, welche die

empfindliche Lücke in den Textilsammlungen der Museen zu schließen vermögen. All die oben genannten Faktoren sind also für den bedenklichen Zustand vieler Textilsammlungen verantwortlich zu machen. Da sich die Raumfragen bzw. die Lage auf dem Personalsektor in letzter Zeit im Bereich der Bundesmuseen wesentlich verbessert haben, kann, wie von allen anwesenden Sammlungsleitern bekräftigt wurde, vorläufig als vordringlichste Aufgabe das Hintanhalten von weiteren Schäden durch neue Deponierung und alle damit verbundenen Erhaltungsarbeiten gelten. Bewahrung geht vorerst noch vor Restaurierung. Dennoch werden Hand in Hand mit diesen Aufgaben in den meisten Museen doch auch ständig Restaurierungsarbeiten durchgeführt, meist in Zusammenhang mit Neuaufstellungen oder Sonderausstellungen.

An fünf Wiener Museen gibt es eigene Textilabteilungen. Das Heeresgeschichtliche Museum zum Beispiel (Abteilungsleiter: Dr. Franz Kaindl, Restauratorinnen: Frau Bittner, Frau Himmer, Frau Pallisch, Frau Prokoszovits) beherbergt etwa 3000 Fahnen und 4000 Uniformen. Das Historische Museum der Stadt Wien besitzt mit der Modesammlung in Schloß Hetzendorf (Abteilungsleiterin: Frau Dr. Forstner, Restauratorin: Frau Ifsitz-Böcker) eine der bedeutendsten Textilsammlungen von ganz Österreich. Dort werden historische Kostüme ab dem 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart und alle dazugehörigen Requisiten, wie Schuhe, Hüte, Schirme, Fächer usw., aufbewahrt. Die Sammlungsbreite reicht vom bürgerlichen Kleid bis zu den Toiletten des österreichischen Hochadels. Diese Modesammlung besitzt allerdings keine Schau-räume und ist nicht öffentlich zugänglich. Das Kunsthistorische Museum ist gleich mit drei Abteilungen auf dem Textilsektor vertreten. Die Abteilung für Plastik und Kunstgewerbe unter der Direktion von Dr. Manfred Leithe-Jasper, mit der Abteilungsleiterin Frau Dr. Rotraud Bauer (Restauratorinnen: Frau Bachl, Frau Biedermann, Frau Döbrentey, Frau Fittel, Frau Meßner, Frau Pfeifer, Frau Schindler, Frau Sinnl, Frau Zajic), beschäftigt sich derzeit mit der Neugestaltung der Schatzkammer, in welcher unter anderem Krönungsgewänder, Meßkleider, Ornate usw. gezeigt werden. Dieser Abteilung unterstehen auch die etwa 700 Tapisserien des Kunsthistorischen Museums. Selbst wo man nicht unbedingt Textilien vermuten würde, nämlich in der Waffensammlung des Kunsthistorischen Museums (Direktor: HR Dr. Ortwin Gamber, Restauratorinnen: Frau Cserkuti, Frau Poyer), sind welche zu finden. Die besonderen Schwierigkeiten der Restaurierung liegen hier vielfach darin, daß die Textilien meist in Verbindung mit anderen Materialien vorkommen (z. B. Leder, Eisen), was eine Pflege der Objekte oft schwierig gestaltet. In der Schausammlung der Wagenburg (Direktor: Dr. Georg Kugler, Restauratorinnen: Frau Piech, Frau Halbmayer) sind nur wenige Textilien zu sehen, und zwar in Verbindung mit Sätteln und Draperien an Prunkwägen, aber dieser Abteilung untersteht auch das umfangreiche Monturdepot. Eine bedeutende Textilsammlung besitzt das Österreichische Museum für angewandte Kunst (Abteilungsleiterin: Dr. Angela Völker, Restauratorinnen: Frau Brachetka, Frau Hagen, Frau Winter, Tapezierer: Herr Ivanovsky). Zu ihrem Bestand gehören Tapisserien, Teppiche, Ornate und eine bemerkenswerte Sammlung koptischer Textilien. Die Textilabteilung des Österreichischen Museums für Volkskunde (Abteilungsleiterin: Dr. Margot Schindler, Restauratorin: Frau Christine Klein) beherbergt eine breitgefächerte Sammlung, welche sachlich von

der vollständigen Tracht, über Trachtenelemente (geschlossene Sammlungen von Hauben, Hüten, Spenzern, Schuhen usw.), einzelne Kleidungsstücke (Mäntel, Arbeitskleidung, Unterwäsche) bis zu Webereien und Stickereien (Tischtücher, Handtücher, Küchentücher, Wandbehänge, Teppiche, Zierdecken, Stickmuster-tücher, Spitzen [gestrickt, gehäkelt, genetzt, geklöppelt], Taufkleider, Hochzeitskleider, Trauerkleider) reicht und regional vom Baskenland und der Bretagne bis zum Balkan und Orient, von Norddeutschland bis Süditalien, wobei der Schwerpunkt selbstverständlich auf Österreich und den Territorien der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie liegt. Derzeit wird an einer Neugestaltung des Textildepots gearbeitet, welches in Zukunft in Nachbarschaft zum Institut für Gegenwartsvolkskunde in der Außenstelle Mattersburg untergebracht sein wird. Hand in Hand mit dieser Neuordnung geht eine vollständige Bearbeitung des Materials, Ergänzung der Kartei, Fotografieren der Objekte. Es ist geplant, die Ergebnisse dieser Arbeiten nach und nach in thematischen Gruppen innerhalb von Sonderausstellungen zu präsentieren. Das Museum für Völkerkunde, welches viele Textilien aufbewahrt, war in diesem Kreise leider nicht vertreten, da es keine eigene Textilabteilung besitzt. Die Leiter der einzelnen regionalen Sammlungen betreuen dort die betreffenden Textilien mit. Vom Bundesdenkmalamt war Frau Akad. Rest. Maria Rannacher zu dem Treffen eingeladen worden, da sie es sich unter anderem zur Aufgabe gemacht hat, die Textilfragen im Bereich der Denkmalpflege zu betreuen. Man ist daran, am Bundesdenkmalamt ein eigenes Textilatelier einzurichten, welches vor allem dazu dienen soll, Restaurierungsprobleme im interdisziplinären Bereich zu lösen, nämlich dort, wo Malerei und textiles Material aufeinandertreffen (z. B. bei Fahnen, Paramenten, Fastentüchern). Eine eigene Stelle für einen Textilrestaurator wird hier in nächster Zukunft angestrebt. Weiters ist man im Rahmen der Berufsvereinigung bildender Künstler um die Definition des Berufsbildes und um den Schutz des Berufsstandes der Restauratoren bemüht, da bisher die gesetzlichen Grundlagen dafür fehlen. Weiters setzt man sich auch dafür ein, Kontakte zu den freiberuflichen Textilrestauratoren zu halten und sie in die Denkmalpflege einzubinden.

Als Gäste begrüßte Frau Dr. Völker auch noch die Teilnehmerinnen des dies-jährigen Ausbildungslehrganges für Textilrestauratoren aus der Herbststraße und die Textilrestauratorinnen Frau Weiland und Frau Streiter, zwei Damen des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, dessen Restaurierwerkstätte weit-hin einen ausgezeichneten Ruf genießt. Nach der Begrüßung und der Vorstellung der einzelnen Abteilungen durch ihre Leiter führte Frau Dr. Völker durch jene Sektionen des Österreichischen Museums für angewandte Kunst, in welchen Textilien nach letzten Erkenntnissen neu aufgestellt wurden, und zwar sind das der Gösser Ornat, die Sammlung koptischer Textilien und die Teppichsammlung. Hier konnte an Hand von praktischen Beispielen über die Probleme der sachge-rechten Ausstellung von textilen Objekten diskutiert werden. Die Schwierigkeiten sind vielfältig und reichen von der Möglichkeit der stehenden oder liegenden Prä-sentation, was häufig einfach eine Platzfrage ist, bis hin zu den optimalen Licht-verhältnissen, über welche es ebenfalls in der Fachwelt divergierende Meinungen gibt.

Abschließend wurden die Möglichkeiten weiterer gemeinsamer Aktivitäten im Kreise der Wiener Textilfachleute erörtert, sind doch die Probleme und Schwie-

rigkeiten in den meisten Museen ähnlich. In der Diskussion wurde der Wunsch nach einer Fortsetzung der Gespräche, eventuell in Kleingruppen, zur Erläuterung spezieller Sachfragen geäußert. Ferner sollen in der nächsten Zeit gegenseitige Besuche aller einschlägigen Institutionen, vorläufig im Wiener Raum, Kenntnisse und Kontakte erweitern. Die objektiv notwendige und nützliche Beschäftigung mit diesem für mehrere Fächer wichtigen Arbeitsgebiet, aber auch die engagierte Mitarbeit der Teilnehmer lassen gewinnbringende Erfolge dieser Zusammenarbeit auch für die Zukunft erwarten.

Margot Schindler

Industrie-Archäologie in Kärnten

Wir sind immer ein Stückchen hintennach, und deshalb sind wir über diese Überschrift vielleicht erstaunt, denn vor wenigen Jahrzehnten wurde noch alles, was aus dem Volke kam, als Volkskunde bezeichnet, ob es die Volkskunst, das Volkslied oder der Arbeitsbrauch war. Nun hat sich die Volkstechnik mit der Technikgeschichte verzahnt. Sprach man von hölzernen Geräten der vormaschinellen Zeit, so kamen die Auffassungen in dem Augenblick in die Klemme, als die Ergologen ihre Thesen vorbrachten, aber auch die Soziologen, weil die Maschinen nicht mehr aus Holz, sondern aus Eisen hergestellt wurden, freilich mit plastischen Gußbildern versehen, aus Freude an der Arbeit, wie man es beim Holz gewöhnt war. Nun spricht man schon von „vorindustrieller Vergangenheit“, die den gleichen kulturhistorischen Wert in Anspruch nimmt wie die vormaschinelle Zeit.

„Tatsächlich haben Fabrikationsanalysen des Verkehrs und der Versorgung die Existenz und die Umwelt breiter Bevölkerungsschichten stärker geprägt als die heute im Mittelpunkt der klassischen Denkmalpflege stehenden Sakral- und Profanbauten“, sagt der Volkstechnikforscher Prof. Dipl.-Ing. W. Ruckdeschel im Jahresbericht 1977 des Heimatvereines Augsburg, in dem er übrigens auch auf berechnete Leistungswerte landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte z. B. in Oberkärnten hinweist.

Die international übliche Bezeichnung „Industrie-Archäologie“ wird damit begründet, daß die Erforschung des Maschinenzeitalters mit gleicher Gründlichkeit erfolgen muß, wie dies in der Archäologie erfolgt, erwähnt die Schweizer Gesellschaft Pro Technorama.

Fand die Erforschung des Handwerks schon da und dort Interessenten (auf breiter Basis nur in den Oststaaten), so müßten wir allmählich nach den Erfahrungen an archaischen Bauernhäusern, Truhen und Kästen nunmehr die radikale Verschrottung alter Maschinen, Motorräder, Autos, Setzmaschinen, Feuerspritzen, Lokomobile, Waschmaschinen, Radioapparate usw. verhindern, weil sie einmal die vielbewunderten Hilfen unserer Großväter waren. In England, wo nach den Holzwebstühlen die ersten Automaten industriell erzeugt wurden, tauchte schon 1950 der Begriff „Industrie-Archäologie“ auf. Damit begann die Erforschung der Industrie mit Untersuchungsmethoden für nichtantike Zeiträume. Die Anregung kommt also aus dem Mutterland des Maschinenbaues. Im Hagen hat das Westfälische Freilichtmuseum in einem 40 Hektar umfassenden Museumspark

ganze Gebäude und Fabrikanlagen auf Rollen und Tiefladern übertragen, um die handwerkliche und technische Entwicklung von einem halben Jahrhundert zu konservieren und für die Nachkommen beschaubar zu machen. Der Gerätebau und Sondererfindungen der Kriegszeit können sowieso nur mehr im Ausland beachtet werden. In der DDR sind schon jetzt Schutz und Pflege technischer Denkmäler gesetzlich verordnet, während wir uns noch um den Bestandschutz alter Holzbauten bemühen, die Landwirtschaft zum Teil vergessen und das Handwerk versäumen.

Wenn in Reiseführern der BRD „Technische Sehenswürdigkeiten in Schleswig-Holstein“ angeführt sind und von Flensburg aus ein solcher „Technik-Baedeker“ für Österreich entsteht, so vermag für Kärnten lediglich das Handwerksmuseum in Baldramsdorf und das Bezirksmuseum Spittal, in jüngster Zeit auch Hüttenberg, translozierte technische Objekte der Landwirtschaft, des Bergbaues und Handwerkes zu bieten, auch wenn zur Zeit ein Freilichtmuseum für Werkstätten und Maschinenhäuser (wie an Ort und Stelle die Apriacher und Luggauer Mühlen) zwar denkbar, aber nicht durchführbar ist. Sicher ist es jedoch die nächste Aufgabe der Museologen, weil sie auch ein Stück der Heimatpflege und historischen Forschung ist. Offizielle Stellen können unmöglich auch die technikgeschichtlichen Objekte erfassen und bearbeiten. Daher werden z. B. Laien vom Kärntner Bildungswerk, Arbeitskreis für Denkmalpflege und Heimatmuseen, aufgerufen, sich darum zu kümmern, bevor die ersten Zeugen des Maschinenzeitalters zu Schrott geworden sind.

Dazu gibt es die Möglichkeit durch a) Erfassung aufgelassener Werkstätten mit Einrichtung (Motoren, Autos, Motorräder, Radios, Projektoren, Fotoapparate, Traktoren, Schreibmaschinen, Dreschmaschinen, Öfen); b) Darstellung der Entwicklung in Reihen, Arbeitsweisen, Formveränderungen, um zuvorkommen: 1. der Zerstörung von Anlagen und deren Plünderung, 2. dem Verfallenlassen. Dazu gehören: Hammerwerke, Erzgewinnung, Mühlen, Stampfen, Pocher, Walken, Gattersägen (Venetianer), Ziegeleien, Wachsziehen und Metbrauen, Bandwirkelei, Handdruck und Weben, Ölschlagen, Mostpressen, Schnapsbrennerei, Torfstechen.

Erschwernisse dabei sind: Hohes Gewicht, niedriger Wert, Räume mit Dach und Verschluss, Transportkosten und Unfallsgefahren.

Dazu sind vor allem notwendig: a) die Mobilisierung des Bewußtseins und die Mitarbeit der Behörden, Firmen und Eigentümer; b) Sammlung alter Pläne, Fotos, Akten, Literatur, Kataloge, Ansichtskarten; c) karteimäßige Erfassung von technikgeschichtlichen Objekten; d) Fotos in Schwarzweiß, Dias; e) Publikationen in Zeitungen, Zeitschriften und ORF; f) Kontakte mit Zünften, Interessierten und Exkursionen zu Objekten; g) Fotoausstellung von erfaßten Objekten im Bezirk zur Aufklärung.

Praktische, zu besichtigende Anfangserfolge mit zugehörigem Sachgut: Geräte zur Goldgewinnung im Privatmuseum Lindsberger, Döllach i. M.; – Apriacher Stockmühlen, Gemeinde Heiligenblut an der Glocknerstraße, Mühlen des Lesachtales in Maria Luggau; – Hammerschmiede und Sägemühle in St. Oswald/Bad Kleinkirchheim; – Waldglasofen, Schwanzhammer, Pocher, Granatmühle,

Krempel, Dreschmaschinen, Göpel, Walke, Stock- und Breinmühlen im Bezirksmuseum und Parkschlößl Spittal/Drau; – Farbmühlen, Latschenölbrennanlage, Ziegelpresse, Hadern- und Fliesenpressen, Dieselmotor, Radioentwicklung, Buchdruckerei im Handwerksmuseum Baldramsdorf; – Holztransport- und Floßmodelle, Fischplätten, Paddel- und Ruderboote im Hof des Fischereimuseums Seeboden.

Helmut Prasch

Richard Beitzl ruht in Montafoner Erde

Professor Richard Beitzl, Korrespondierendes Mitglied des Vereins für Volkskunde in Wien und Inhaber der Michael-Haberlandt-Medaille für besondere Verdienste um die österreichische Volkskunde, ist am 29. März 1982 in Schruns im Montafon im 82. Lebensjahr gestorben. Aus seiner Heimat, wo er in den beiden letzten Jahren seinen ständigen Aufenthalt hatte, erreicht uns der Nachruf des jungen Vorarlberger Germanisten-Kollegen Dr. Edgar Schmidt:

„Willkommen und Abschied“ heißt ein Gedichtband von Richard Beitzl. Man hätte das Motto über jenen schönen Abend des 21. November 1981 setzen können, an dem der große Sohn des Montafons nach vielen Jahren der schöpferischen Zurückgezogenheit wieder vor ein Publikum trat. Im Schrunser „Dichterstöbli“ entbot eine frohgestimmte Hörschar dem vitalen alten Herrn einen überaus herzlichen Willkommensapplaus. Daß die innig-familiäre Stunde der Begegnung zugleich zum Abschied von Richard Beitzl wurde, konnte damals wohl niemand ahnen. War der im 82. Lebensjahr stehende Dichter doch voll Lebensfreude, verschenkte – selbst für Freunde unerwartet – mit spitzbübischem Charme köstliche Dialektpointen und fühlte sich sehr glücklich über die Zuneigung der Schrunser. Der Winter schwächte aber dann allmählich die Kräfte Richard Beitzls, und der Frühling, den er in der Funkenszene seiner „Angelika“ so eindringlich beschwört, brachte ihm nicht mehr neues Erwachen, sondern einen sanften Heimgang.

Professor Dr. Richard Beitzl wurde am 14. Mai 1900 in Schruns geboren, die Eltern stammten aus der Steiermark bzw. aus Tirol. Die Stella Matutina in Feldkirch, heute schon Geschichte, vermittelte ersten Umgang mit Geist und Kultur. Jugendliche Versuche in der Dichtkunst fielen in die Zeit der jesuitischen Ausbildung. Das Universitätsstudium begann Beitzl in Wien, er verließ aber schon nach zwei Semestern die hohe Schule, um in Berlin weiterzustudieren. Germanistik, Kunstgeschichte und Völkerkunde usw. wurden von so bedeutenden Persönlichkeiten wie Petersen, Roethe oder Eduard Spranger vermittelt. Richard Beitzl promovierte 1927 mit einer Dissertation über „Goethes Bild der Landschaft“.

Vorerst noch nicht Wissenschaftler, wirkte er als Jugendpfleger und Mitarbeiter im Bühnenvolksbund. Zu dieser Zeit entstand das Großstadtspiel „Brot“. Im Jahr 1928 wurde Beitzl Assistent beim „Atlas der deutschen Volkskunde“. Hier begann sich nun die Einheit von Beitzls wissenschaftlicher und künstlerischer Tätigkeit anzubahnen. 1933 konnte er die Venia legendi für deutsche Philologie und deutsche Volkskunde an der Universität Berlin erwerben, wo er, bisweilen angefeindet, bis 1944 lehrte. Er geriet in Krieg und Kriegsgefangenschaft und kehrte danach in seine Montafoner Heimat zurück. Beitzl war damals vor allem schriftstellerisch tätig und bekleidete mehrere Funktionen in seiner Heimatgemeinde Schruns. Noch-

mals rief Berlin, und Professor Beitzl wirkte von 1960 bis 1966 wieder an der Freien Universität. Seither war der Weg Beitzls ein stetiges Wandern zwischen der eigentlichen Heimat Montafon und der Wahlheimat Berlin. Zuletzt lebte er in seinem Heim in Schruns-Außertitz. – Beitzl hatte sich seine erste Gattin und nach ihrem frühen Tod auch seine zweite Frau aus Berlin geholt. Diese Ehen waren mit sechs Kindern gesegnet, unter ihnen Dr. Klaus Beitzl, heute Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde und Autor mehrerer hervorragender Fachbücher.

„Für die Volkskunde bin ich ein guter ‚Schriftsteller‘, für die Schriftstellerei ein guter ‚Volkskundler‘“, schrieb mir mein Freund Richard einmal, befragt, wie er sein Lebenswerk sehe. Es ist hier nicht der Ort, ein genaues Werkverzeichnis anzuführen; ein paar wesentliche Titel mögen aber doch veranschaulichen, wie organisch Dichtkunst und Wissenschaft bei Beitzl stets verbunden sind: „Deutsche Volkskunde“ und „Deutsches Volkstum der Gegenwart“ (1933), „Wörterbuch der deutschen Volkskunde (zusammen mit Oswald A. Erich)“ (1936 bzw. 1974), „Angelika. Ein Roman aus dem Montafon“ (1939 bzw. 1979), „Der Kinderbaum“ (1942), „Franz Josef Vonbun: Die Sagen Vorarlbergs“ (Neuausgabe 1950), „Johringla“ (1951 bzw. 1981), „Im Sagenwald. Neue Sagen aus Vorarlberg“ (1953). „Garben und Kränze“ (Gedichte, 1973), „Vom Havelland zum Val Serchio. Skizzen 1944/45“ (Jahrzehnte später als Erinnerungsbuch veröffentlicht), „Willkommen und Abschied“ (Gedichte, 1975). Echte Volksbücher sind gewiß die „Sagen Vorarlbergs“ geworden. Der berühmte Heimatroman „Angelika“, aber auch die nicht minder packende „Johringla“ sind dem Leserpublikum seit einiger Zeit wieder zugänglich. Gerade junge Menschen bestätigen, daß sie, wie schon ihre Eltern, von der würzigen Klarheit der Beitzlschen Sprache, von der prallen Leuchtkraft der Bilder eines leider schon verklingenden Montafons tief beeindruckt sind. – Richard Beitzl, der bedeutende Repräsentant Vorarlberger Kultur, wurde mehrfach geehrt. Doch bis in seine letzte Stunde blieben menschliche Schlichtheit und inwendige Demut die Lebensmaxime.

Richard Beitzl wurde in seine geliebte Montafoner Erde gebettet. Nun ist der bisweilen ruhelose Wanderer des Geistes endgültig heimgekehrt. In die ehrliche Trauer um eine der besten Gestalten Vorarlbergs mischt sich die Gewißheit, daß das einmal geschriebene Wort seine Spur eingräbt über irdische Vergänglichkeit hinaus . . .

Edgar Schmidt

Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde wird dem Verstorbenen das nächste Heft als Gedenkschrift widmen.

Zum Ableben des Hinterglasbildforschers Friedrich Knaipp

Am Karfreitag, dem 6. April, ist in seiner Wahlheimat Gmunden am Traunsee der gebürtige Wiener Friedrich Knaipp in seinem 75. Lebensjahr (geb. 2. September 1907) unerwartet gestorben. Sein Bildungs- und Lebensgang führte über den Besuch der Volksschule in Mödling und Wien I. bald an die Mittelschulen von Gmunden, Horn und Berlin. Der Wechsel ergab sich aus den beruflichen Verhält-

nissen des Vaters. Vielseitig begabt, sah er sich auch in vielen Wissenszweigen um. Zur Volkskunde und Volkskunstforschung fand er in Grenoble. Ebenso vielseitig waren seine beruflichen Tätigkeiten, die von Wirtschaftsforschung in Hamburg über Werbearbeit bei der Ufa in Berlin bis zur Sozialarbeit für Seeleute beim Verband für deutsche Seeschifffahrt reichten (1934–1941). Zuletzt half er beim Aufbau der EDV-Abteilung der OKA (Oberösterreich. Kraftwerke AG. in Linz), deren Leiter er wurde. Seit 1934 verheiratet, hinterläßt er seine geliebte und besorgte Frau Lisa, einen Sohn Ulrich und eine Tochter Uta.

Wer ihn kannte, mußte auf Grund seines lupenreinen Hochdeutsch nicht unbedingt vermuten, daß er Wiener war – die Jahre in Berlin und Hamburg hatten ihn geprägt, und Studien in Grenoble, Upsala, Turku, in der Schweiz, Italien, Belgien und Holland hatten einen in größeren Maßstäben denkenden europäischen Intellektuellen aus ihm gemacht, einen in der österreichischen Volkskunde nicht allzu häufigen, auch nicht allzu gefragten Typ. Vielleicht war es das über regionale Grenzen hinweg sich verbreiternde Wesen, das ihn zum Hinterglasbild zog, das ihm 1935 im Raum Ohlstadt-Murnau in Oberbayern erstmals als zunächst ästhetische und intellektuelle, bald darauf schon als wissenschaftliche Herausforderung begegnete. Nach dem bewährten Rezept: erst sammeln, erst sich der Materie nach allen Seiten hin vergewissern, dann darüber befinden und allenfalls berichten, ging auch Friedrich Knaipp vor. Er sammelte in der scharf analytischen Denk- und Vorgangsweise, die ihm eigen war, Hinterglasbilder nicht etwa nach Motiven oder Stimmungswerten, sondern nach Werkstätten und Typen, ähnlich wie Noah von den Tieren in seiner Arche, von jeder Gattung und Art ein Pärchen. Eine aufregende Art zu sammeln, in Zeiten, da man „richtig“ erst die allerwichtigsten und häufigsten der heute bekannten Werkstätten zu orten und zu bestimmen sich angeschickt hatte. Als es infolge eines allgemein geweckten Interesses für „bäuerliche Altertümer“ in der Nachkriegszeit bald nicht mehr möglich war, mit den hochgeschnellten Preisen Schritt zu halten, betrat Friedrich Knaipp schon sehr früh den ihm mindestens ebenso adäquaten Weg der geistigen Aneignung seines geliebten Gegenstandes, indem er sich verschiedenen Museen als Fachmann zur Bestimmung ihrer Hinterglasbildersammlungen und als hervorragender Restaurator zur Verfügung stellte. Dies wurde ihm ermöglicht, da er es nicht nur verstand sehr systematisch zu inventarisieren – sein spezielles Hinterglas-Inventarformular wurde in seiner Gründlichkeit und auf das Wesentliche zielende zum Vorbild zahlreicher Fachinventare nicht nur für das Hinterglasbild. So galt sein Interesse eben nicht nur der gemeinhin auf das Ikonographische beschränkten Fragestellung, sondern in ebendem Maße auch der Beschaffenheit des Glases, des Rahmens, der schützenden Abdeckung, der Aufhängevorrichtung und was da noch an Kriterien möglich war. Auf diese Weise wurde F. Knaipp mit so großen Sammlungen wie denen des OÖ. Landesmuseums von Linz, des NÖ. Landesmuseums in Wien, des Innviertler Volkskundehauses in Ried, des Mühlviertler Heimathauses von Freistadt, ja sogar des Staatlichen Museums für Volkskunde in Prag vertraut.

Ich hatte nach dem Krieg, den Friedrich Knaipp als Dolmetscher im Generalstab des Heeres überstanden hatte, wohl als Sammlungsleiter des ersten dieser genannten Museen das Glück, das immense Wissen und den geradezu bohrenden Eifer des von seinem Gegenstand besessenen Wissenschaftlers kennenzulernen, der seiner Tätigkeit in jeweiligen Urlauben oder in der Freizeit eines mehr oder

weniger geliebten Brotberufes nachkommen mußte. Dabei ergaben sich auch erfreuliche persönliche Kontakte, die Einblicke auf einen unbestechlichen Charakter mit dem für den typischen Wissenschaftler so bezeichnenden Hang zu umfassender Vollständigkeit und lückenloser Zwischengliedfolge, aber auch eine erstaunliche Weite des Blickes in kultur- und religionsgeschichtlichen Fragen gewährten. Die etwa 500 Nummern umfassende Sammlung des OÖ. Landesmuseums, die er als erste bearbeitete, wurde für Friedrich Knaipp Basis für seine umfassende Kenntnis, das Museum selbst zu einer Art Heimathafen, in dem er gerne und oft einkehrte oder zu Gast war.

Auch zu Ausstellungen, die hier schon 1948 entriert wurden. Es folgten solche im Mühlviertler Heimathaus Freistadt 1949, bei der „Künstlergilde Salzkammergut“ in Gmunden 1945, im Kurhaus Bad Hall 1963, als Veranstaltung des NÖ. Landesmuseums im Stift Geras 1970, im Innviertler Volkskundehaus Ried 1972, im Kammerhofmuseum Gmunden 1973, zuletzt im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee 1977.

Die Systematik, vor allem die Genauigkeit in der Zuordnung zu bestimmten Werkstätten, die seine Ausstellungen auszeichnete, ist auch seinen Publikationen eigen, in denen er weit über die bisher grundlegenden Werke von Keiser, Buchner und Blau hinaus differenzierte, zuerst mit kleineren Aufsätzen, wie „Die bäuerlichen Hinterglaspbilder von Sandl, Buchers und Umgebung. Ein Querschnitt durch die neuesten Forschungen“, Oberösterr. Htbl. 2/1948, bis zu den Karten und Kommentaren „Volkstümliche Hinterglaspbilder des 18. und 19. Jh.“ im Österr. Volkskundeatlas, 1. Lieferung 1959. Die Herausgabe der ersten zusammenfassenden Arbeit Knaipps „Hinterglaspbilder aus Bauern- und Bergmannsstuben des 18. und 19. Jahrhunderts“ ist dem Wimmer Verlag in Linz (1963) zu verdanken.

Der Band mußte 1973 neu aufgelegt werden. Seit 1977 war Friedrich Knaipp an einer allgemeinen Darstellung der „Hinterglaskunst“ als solchen beschäftigt, die sein Lebenswerk hätte krönen können. Hier ging es Knaipp vor allem darum, den Weg der verschiedensten Hinterglastechniken bis zu ihrer Entstehung nachzugehen und auch das Hinterglaspbild der „hohen“ (im Gegensatz zur Volks-)Kunst entsprechend zu berücksichtigen.

Es hat die Freunde des weitab vom „offiziellen“ Wissenschaftsbetrieb arbeitenden typischen „Privatgelehrten“ mit Befriedigung erfüllt, daß sein Wirken dennoch bekannt, anerkannt und auch gewürdigt wurde. 1965 wurde er zum wissenschaftlichen Konsulenten der Oberösterreichischen Landesregierung ernannt, 1978 wurde ihm vom Bundespräsidenten der Berufstitel Professor verliehen. Für den angestrengt und unter Hintansetzung seines privaten Lebens an seinen wissenschaftlichen Fragestellungen und Untersuchungen arbeitenden Forscher war das gewiß eine persönliche Genugtuung. Mehr wiegt die bleibende Erinnerung an einen einzigartigen Mann, der mit genialem Spürsinn in eine zunächst anonym erscheinende Kunstgattung hineinleuchtete und neue Pfade in ein oft unentwirrbar erscheinendes Dickicht schlug. Von der vergleichend-analytischen Methode, die Friedrich Knaipp so souverän handhabte, kann die Volkskunsthforschung noch immer Nutzen ziehen.

Franz C. Lipp

Leopold Schmidt †
Ehrenmitglied der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft

Von der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft in Budapest wird mitgeteilt, daß Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt † vor seinem unerwarteten Hinscheiden am 12. Dezember 1981 bereits im Juni desselben Jahres zum Ehrenmitglied der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft gewählt worden ist.

Die Urkunde konnte dem auf diese Weise durch die ungarischen Volkskundewissenschaft höchst Geehrten nicht mehr zugestellt werden.

Klaus Beitzl

Literatur der Volkskunde

Da schau her. Beiträge aus dem Kulturleben des Bezirkes Liezen. Hg. vom Verein „Arbeitskreis für Heimatpflege“, Liezen, 1. Jg. 1980, 4 Hefte, ff., S 20, –/ Heft.

Hinter diesem unkonventionellen Titel verbirgt sich eine ambitionierte Kulturzeitschrift, die vom Umfang (24 S.) und von der ansprechenden Aufmachung her (viele Abb.) geradezu als Kulturillustrierte zu bezeichnen ist. Als Herausgeber fungiert ein Arbeitskreis für Heimatkunde, dessen geistiges Zentrum sich im Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels befindet, da unverkennbar sein Leiter, Volker Hänsel, zusammen mit Walter Stipberger und Heinz Lumpe, die Leitlinien der Zeitschrift bestimmt. Es erscheint daher selbstverständlich, daß die Volkskunde in diesem vierteljährlichen Periodikum einen breiten Raum einnimmt, wobei man mit Genugtuung feststellen kann, daß die Beiträge stets Neues enthalten. Wer von den Volkskundlern hat schon gewußt, wie vielfältig das Brauchtum der „Glöckler und Perchten im Steirischen Salzkammergut“ ist, ehe der Leiter des Ausseer Heimatmuseums, Franz Stadler, im Heft 1/1981 darüber berichtete. Auf Grund dieser kleinen Monographie besuchte ich heuer am 5. Jänner die Balgerei der Berigl in Altaussee und konnte dabei feststellen, daß auch die Einheimischen keine Ahnung haben, wie die Perchten in Lupitsch, Tressen oder in Gößl aussehen. Und selbst mir gelang es nicht, das von Stadler erstmals beschriebene und bildlich bezeugte „Glockenkreuz“ zu sehen. Aus diesem Beispiel wird deutlich, wie wichtig die lokale Forschung ist und welche Bedeutung einer solchen regionalen Kulturzeitschrift beigemessen werden muß. Sie dient nämlich nicht nur als Publikationsorgan, sondern sie stellt auch einen wesentlichen Animator für die regionale Forschung dar. „Da schau her“ ist ein Spiegel des kulturellen Lebens und Plattform für die Anliegen des Natur- und Denkmalschutzes im steirischen Ennstal. Die Zeitschrift macht aber auch deutlich, über welch potentes Reservoir an Mitarbeitern diese Region verfügt. Neben Franz Stadler ist hier vor allem Walter Stipberger, der auch die Bibliographie des Ennstales besorgt, mit seinem Beitrag „Gräber im Wandel der Zeit“ (4/1981) zu nennen. Auch Ernst Nowotny läßt die Grabsteine reden – *saxa loquuntur* –, indem er an Hand der Epitaphe die Familiengeschichte der Praunfalk erhellt (1/1981). Maria Erlbacher berichtet mehrfach über die Strickkunst aus dem steirischen Ennstal. Ihre Beiträge oder auch der über die „Entstehung und Wandlung der Weihnachtskrippe“ (1/1982) dienen als Begleitveröffentlichung zu den jeweiligen Ausstellungen im Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels. Die enge Beziehung der Zeitschrift zum Museum unterstreichen die ausführlichen Berichte von

Helmut Eberhart über das Heimatmuseum von Bad Aussee und über das neue österreichische Forstmuseum Silvanum in Großreifling und von Burkhard Pöttler über die Studiensammlung im „Ennshof“. Die Zeitschrift reflektiert natürlich auch die jeweiligen Jahresthemen. Auf die Einführung in das Jubiläum „200 Jahre Toleranzpatent“ vom steirischen Landesarchivdirektor Gerhard Pferschy (1/1981) läßt Roswitha Stipperger konsequenterweise eine volkskundliche Ergänzung über die protestantische Volkskultur des Ennstales folgen (3/1981). Ihr Artikel über „Ein interessantes Motivbild“ aus Oppenberg beleuchtet hingegen eine Seite der katholischen Volksfrömmigkeit (4/1980). Für die Hausforschung installierten die Herausgeber einen eigenen Arbeitskreis, dem die Volkskundlerin Elfi Lukas vorsteht (3/1980). Gundl Holaubek-Lawatsch besorgt die Trachtenforschung (4/1980) und Franz Hofer steuerte im ersten Heft des 3. Jahrganges 1982 mit seinem Aufsatz über den Ausseer Tanzgeiger German Roittner einen Beitrag zur Volksmusikforschung bei. Dazu kommen interessante und gut gebildete Artikel über die Urgeschichte des Ennstales, aus dem Bereich der Naturkunde, über Geschichte, über alte und zeitgenössische Kunst, die alle von den Fachleuten des Joanneums oder von der Grazer Universität verfaßt wurden. Nachrichten über aktuelle Ereignisse und Veranstaltungen auf kulturellem Gebiet komplettieren diese Ennstaler Kulturzeitschrift, von der man nur sagen kann: „Da schau her“!

Franz Grieshofer

Ivan Senkiv, Die Hirtenkultur der Huzulen. Marburger Ostforschungen, Bd. 39. J. G. Herder-Institut, Marburg/Lahn, 1981, 186 S., 64 Abb., 1 Karte.

Genau 80 Jahre ist es her, daß in dieser Zeitschrift ein umfassendes Werk über die Huzulen besprochen wurde. Ivan Franko, der westukrainische Schriftsteller und Dichter, nach dem 1962 die ukrainische Stadt Stanyslaviv in Ivano-Frankivsk umbenannt wurde, untersuchte 1902 im VIII. Band der ZÖV ausführlich Volodymyr Šucevyčs „Hucul'sčyna“ (Huzulenland), welches Werk Ivan Senkiv in der hier zu rezensierenden Studie über „Die Hirtenkultur der Huzulen“ als eine seiner Quellen nennt.

Ivan Franko, dem in diesem 39. Band der Marburger Ostforschungen des J. G. Herder-Institutes ein eigener Abschnitt gewidmet ist, promovierte nach seinem Studium der Slawistik in Lemberg 1893 in Wien und publizierte, um der Zensur der galizischen Presse zu entgehen, in Wiener Zeitschriften kritische Beiträge zur Lage der Bauern in der Ukraine. Sein Engagement ging bis zur Mitbegründung der ukrainischen radikalen Bauernpartei 1890. Diese Bewegung mit dem Ziel einer unabhängigen Ukraine hatte ihre Anhänger auch unter den Huzulen. Mit seiner administrativen Dreiteilung in einen galizischen, bukowinischen und südlich der Karpaten gelegenen Teil gehört das Huzulenland seit 1945 zur Sowjetunion (Ukr. SSR), nachdem es vorher unter polnischer (bis 1772), österreichischer (bis 1918) Herrschaft stand, danach Teil der Westukrainischen Republik wurde und zwischen 1920 und 1939 auf Polen, Rumänien und die Tschechoslowakei aufgeteilt war. Das Čornohora-Gebirge ist das Zentrum dieses 1939 6500 km² großen Gebietes, das neben den Huzulen auch die Lemben und Bojken bewohnten.

Woher rührt nun das Interesse an der Erforschung der Huzulen auch in der Gegenwart, das von New York durch die Gründung eines Ukrainischen Museums einerseits, durch Publikationen wie D. N. Dobermans „Iskusstwo Guculow“ (Kunst der Huzulen), Moskau 1980, andererseits dokumentiert wird?

Die Huzulen als freie Hirten unterscheiden sich in ihrer Einstellung zur Natur insofern von den anderen Hirten der Karpatenvölker, als sie „jahrhundertlang (. . .) die einzigen Träger der Idee des reinen Gebirgshirtenums ohne Ackerbau“ waren. Dieses transhumante Hirtenum, die karge Lebensweise begünstigten die Erhaltung der traditionellen Kultur und ihrer Objekte, und die typischen Formen und Verzierungen tragen ihrerseits in der Gegenwart zur Identifikation bei, deren Grundlage durch die politischen Ereignisse 1945 längst geschwunden sind.

In Ivan Senkivs Buch finden wir nun nach einer Darstellung der historischen Entwicklung Beiträge zu den Themen Haus und Hof, Nahrung, Kleidung und Tracht, Kunsthandwerk, Fest- und Feiertage, Tanz, Teufel- und Hexenglauben, Exorzismus, Toten- und Ahnenkult, Holzkirchen, Viehzucht, Heuernte, Hochgebirgshirtenum und Leben auf der Alm.

Was der Leser über diese wohlfundierte Studie hinaus vermissen könnte, wären Angaben über das Leben der etwa nach Amerika ausgewanderten Huzulen, aber auch über das – wie immer geartete – Interesse sowjetischer Forscher an der Publikation einschlägiger Werke.

Barbara Mersich

Elfriede Hanak und Michael Martischnig, Salzburg. Traditionelles Handwerk, lebendige Volkskunst. Wien, Verlag Anton Schroll & Co., 1981. 224 Seiten mit 352 schwarzweißen Abbildungen, 16 Farbtafeln und 1 Karte.

Zu dem Buch hat Elfriede Hanak viele und gute Fotografien beige-steuert, die – was hier besonders vermerkt sei – nicht nur „schöne“ Motive zeigen, sondern auch technische Details der handwerklichen Verrichtungen und der dazu notwendigen Handgriffe. Das ist z. B. bei der Anfertigung von Filzhüten der Fall oder bei der Erzeugung eines gebundenen Holzgeschirrs, bei der Herstellung von Holz-pantoffeln oder bei der Erzeugung von Lederhosen. Diese Bilder wurden von Dipl.-Ing. Michael Martischnig mit knappen, aber fachlich fundierten Erklärungen versehen.

Für den Leser des Buches ergibt sich allerdings eine Schwierigkeit. Die Bild-unterschriften nennen nur den Ort, wo der jeweils Tätige zu Hause ist, und sagen nichts über den dargestellten Gegenstand oder die Arbeitsverrichtung, die gezeigt wird. Die Verfasser erklären dazu, daß dies mit Absicht geschehen ist, um den Betrachter der Bilder zu zwingen, auch den Text genau zu lesen. Hier müßte aber schon Rücksicht auf die Leser genommen werden, die nicht aus Salzburg sind und denen das dargestellte Handwerk wichtiger ist als der Ort, aus dem die Fotoaufnahmen stammen. Es sollten zumindest die Nummern der Bilder deutlich lesbar am Rand neben dem Text stehen.

Im ersten Teil des Buches, der mit „materialgerechtes und künstlerisches Handwerk“ überschrieben ist, werden nicht nur bekannte Handwerke behandelt, sondern auch solche, die selten und für Salzburg charakteristisch sind. So wird z. B.

bei den Metallarbeiten die Herstellung von Schmuckstücken in Filigrantechnik und das Anfertigen von Trachtenknöpfen gezeigt. Unter den Holzarbeiten finden wir die Anfertigung von Alphörnern aus Birkenrinde und aus Krümmlingen der Fichte und bei den Textilarbeiten die Anfertigung von Hausschuhen aus Resten von Wollstoffen oder die Herstellung von Bettdecken aus aufgekrepelter alter Wollbekleidung.

Die beigefügten Erklärungen greifen mitunter über die reine handwerkliche Arbeit hinaus, und man erfährt z. B. als interessantes Detail, daß der „Girschtenzaun“ trotz des Aufwandes an Holz sparsam ist. Die Zaunstecken stehen zunächst zwanzig Jahre, werden dann gekürzt wieder so lange als „Kreuzstecken“ verwendet, um zuletzt noch als kleine „Zulage“ weitere zwanzig Jahre Verwendung zu finden. Bei der Schindelerzeugung lesen wir, daß die Randstücke, die beim Spalten der Schindelrohlinge übrigbleiben, früher zu Leuchtpänen oder auch zu Holzstreifen für die Herstellung von Spanschachteln verarbeitet wurden.

Der zweite Teil des Buches, der sich mit der Handfertigkeit bei Gestaltung von Jahres- und Lebensbrauchtum beschäftigt, zeigt Bilder über die Herstellung von Gebäckbrot, Prangstangen, Gewürzsträußlein, aber auch von Armbrüsten, Prangerstützen u. dgl. m. Auch dabei wird mitunter auf Details eingegangen, wie z. B. beim Formen von Butterlämmchen frei mit der Hand. Für die „Schafwolle“ wird dazu weiche Butter durch ein grobes Leinentuch gepreßt und die sich dabei bildenden feinen Butterfäden mit Hilfe einer Stricknadel auf dem Butterlamm locker verteilt.

So zeigt das Buch eine Fülle von handwerklichen Tätigkeiten und von Handfertigkeiten auf, und es ist sehr erfreulich im Vorwort zu lesen, daß zum Aufspüren dieser Tätigkeiten nicht zuletzt die Heimatmuseen beigetragen haben, in denen sich Hinweise auf das traditionelle Handwerk in den einzelnen Gegenden Salzburgs finden.

Franz Maresch

Forschungen in Stillfried. Hg. von Fritz Felgenhauer. (= Veröffentlichungen der Österr. Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte, Wien.) Band 1, 1974, 106 S., 26 T. (= Bd. VI); Band 2, 1976, 122 S., 43 T., 1 Karte (= Bd. IX); Band 3, 1978, 112 S., 46 T. (= Bd. X).

Was Hallstatt für Oberösterreich, bedeutet Stillfried an der March für Niederösterreich. Die große späturnzeitliche Wehranlage von Stillfried wurde zwar nicht namengebend für eine Epoche, die berühmte Tasse aus dem Gräberfeld stellt aber eine Leittype für die Übergangszeit von der Bronze- zur Eisenzeit (HaB3) und somit einen Fixpunkt für die Stratigraphie der Urgeschichte in Österreich dar. Was Stillfried aber auszeichnet, ist die ungebrochene Siedlungskontinuität vom Paläolithikum bis zur Gegenwart. Diesen weiten Bogen menschlicher Kultur, an einem einzigen Ort konzentriert, versucht der Ordinarius für Ur- und Frühgeschichte, Fritz Felgenhauer, zu erfassen. Seit 1969 steht er dafür mit einem bewährten Team von Fachleuten Sommer für Sommer im Einsatz, um mit neuen wissenschaftlichen Methoden und Ausgrabungstechniken dem Boden neue Erkenntnisse zu entreißen.

Die Wehranlage von Stillfried blickt nämlich auf eine lange Forschungstradition zurück. Im ersten Band der „Forschungen in Stillfried“ gibt Fritz Felgenhauer daher einleitend einen ausführlichen und interessanten Überblick über die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Wehranlage, dem auch eine umfassende Bibliographie über Stillfried angeschlossen ist. Daraus geht hervor, daß Matthäus Much, dessen Name durch Jahrzehnte mit Stillfried untrennbar verbunden war, der geradezu ein Monopol auf die Wehranlage beanspruchte, bereits 1874 auf diese mit einer umfangreichen Abhandlung publizistisch aufmerksam machte. Dieser Umstand bot 1974 den Anlaß, nicht nur ein großes Grabungsfest zu veranstalten (vgl. Karl Kaus, 100 Jahre Ausgrabungen in Stillfried, Bd. 2, 1976, S. 119 f.), sondern im Rahmen der Veröffentlichungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte auch mit der neuen Reihe „Forschungen in Stillfried“ zu beginnen, für deren Herausgabe der Grabungsleiter Fritz Felgenhauer verantwortlich zeichnet. Neben der erwähnten Forschungsgeschichte und der Bibliographie enthält der 1. Band auch einen Überblick über die zahlreichen im Raum Stillfried erschlossenen Fundstellen, den Clemens Eibner zusammenstellte. Über die paläolithischen Funde berichten Wolfgang Heinrich (Bd. 1, S. 53–60) und Walpurga Weiser (Bd. 3, S. 5–14). Einen besonderen Stellenwert nimmt im ersten Band natürlich auch die berühmte Tasse vom Typus Stillfried-Hostomice ein, die von Margarete Strohschneider einer genauen Bestimmung unterzogen wird. Chemiker und Techniker liefern dazu ergänzende Analysen. Daneben werden aber auch Paläontologen, Geologen, Botaniker und Zoologen herangezogen, um die Grabungsaufschlüsse und Funde auch von seiten dieser Wissenschaften abzusichern. Daraus erkennt man die Bemühungen Felgenhauers, Stillfried zu einem Modellfall interdisziplinärer Forschung werden zu lassen. In dem Bestreben um eine ganzheitliche Erfassung des Siedlungsraumes von Stillfried wird der klassischen Archäologie eine wichtige Rolle eingeräumt. Personell liegt die Mitarbeit in den Händen von Gerhard Langmann, der in Band 1 ein römischerzeitliches Tormodellfragment, in Band 2 die Reliefsigillata aus Stillfried und in Band 3 eine kleine Bronzestatuetten mit mächtigem Phallus interpretiert. Das ist überaus bemerkenswert, weil sich hier womöglich ein Anknüpfungspunkt zu jenem figuralen Flaschenbruchstück im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien ergibt, das ebenfalls überdeutlich ein Phallusmännchen darstellt, das etwa in die Zeit um 1400 zu setzen ist und das ebenfalls aus Stillfried an der March stammt. Vielleicht könnte die Mittelalterarchäologie, die in Stillfried von Sabine Felgenhauer vertreten wird, nähere Aufschlüsse erbringen. In den „Forschungen“ sind jedenfalls ihre Grabungsergebnisse festgehalten. In den Kreis der verschiedenen Wissenschaften wurde auch die Volkskunde berufen, um an dem interdisziplinären Forschungsprojekt mitzuarbeiten, zu dem Károly Gaál im 2. Band sein Konzept vorlegt. Man darf daher auch von volkskundlicher Seite gespannt den weiteren „Forschungen in Stillfried“ entgegensehen.

Franz Grieshofer

Jean Garneret – Pierre Bourgin – Bernard Guillaume, La maison du Montagnon (Les maisons paysannes en Franche-Comté, Tome I). Besançon – Folklore Comtois 1980, 557 Seiten, 942 Abbildungen (Pläne, Ansichten, Details, Karten usw.), Groß-8 °.

Unter der Obhut der überaus rührigen Gesellschaft „Folklore Comtois“ und des Musée Populaire Comtois auf der Zitadelle von Besançon haben die drei Verfasser mit diesem mächtigen Band den Bauernhäusern des französischen Hochjura ein großartiges Denkmal geschaffen. Ihr Ziel umschreiben sie etwa so: „Nous tentons de faire une analyse des hommes et de leur vie autour et dans la maison“ (S. 371). Sie erreichen es auch, indem sie in 20jähriger Arbeit von Le Clos du Doubs bei Saint-Hippolyte im Norden bis La Pesse bei Bouchoux im Süden auf einer Strecke von etwa 150 km Distanz alle bemerkenswerten Hausbauten erfassen und sie nun hier beschreiben bzw. zeichnerisch bis in alle Details darstellen. Sie betrachten dabei jedes Haus mit seinen Bewohnern und Vorbesitzern als selbständiges Individuum, indem sie deren Angaben und Erzählungen, Wirtschafts- und Lebensweise ebenso einarbeiten, wie sie die ältere und neuere Literatur dazu jeweils heranziehen und auch die örtliche Topographie, die Flur- und Siedlungsform mitberücksichtigen. Das Ergebnis ist ein umfassendes, in sechs Regionen untergliedertes Korpus, das sich dazu wie ein spannender Reiseroman liest und das dennoch mit seiner hervorragenden zeichnerischen Bildausstattung, die stets Grundrisse, Aufrisse, Ansichten und Schnitte von jedem Objekt bietet, auch hausbaukundlich alle wesentlichen Informationen und Dokumentationen enthält. Dabei scheint mir sein Vorzug darin zu liegen, daß jeweils auch alle Besonderheiten, angefangen vom Hausdekor und den Inschriften über konstruktive Details, Möbel, Beschläge und Geräte bis zur örtlichen Nomenklatur, aufgenommen erscheinen. Es mag wohl dem starken Individualismus der Franzosen entsprechen, daß man sich dabei stets hütet „... de généraliser et de conclure“ (S. 68). Man will vielmehr Beispiele darbieten, aber den Leser nicht mit „Typologien“ irritieren oder verunsichern.

Der Ertrag ist beeindruckend. Dies gilt zunächst vor allem für die Hauslandschaft des französischen Hochjura, hart an der Ostgrenze der beiden Départements Besançon und Lons-Le-Saunier, unmittelbar entlang der Schweizer Westgrenze, als Ganzes. Hier finden wir gewaltige, breitgiebelige Hausbauten als Einhöfe meist in Streulage oder lockeren Gruppen, die mit ihrem „étouffoir“ oder „tué“ aus einem mittelalterlichen urtümlichen Wohnstallhaus hervorgegangen sein müssen. Die Verwandtschaft mit den Heidenhäusern des Schwarzwaldes, den Hochstudhäusern des schweizerischen Mittellandes, ja selbst mit den Rauchhäusern unseres Mondseelandes liegt nahe. Es sind durchwegs zweigeschossige, von schweren Steinmauern umschlossene Ständergerüstbauten mit flachgeneigten Ständerpfettendächern, deren Wohnkern aus einer einst umfassenden und jetzt noch immer zentral in der Mitte des Wohnteiles liegenden Rauchküche mit Herdstelle besteht. Dieser Hauptraum tritt in den Jura-Häusern in drei verschiedenen Altformen auf: im nördlichen schweizerischen Jura als „cuisine à voûte/vote“, d. h. als Rauchküche mit Steingewölbe samt Rauchöffnung zu einem besonderen Trockenboden darüber, dem „séchoir“; ferner als jüngere Rauchküche mit überhöhter Decke („à plafond élevé“); im französischen Jura aber vor allem als Trichterküche mit dem sogenannten „Burgunderkamin“, einem aus Brettern gefügten, die ganze Rauchküche überdeckenden, pyramidenförmigen, mächtigen Aufbau, der als Trichter den Rauch der Feuerstätten über das Dach hinausführt und zugleich als Lichtöffnung dient und der wegen seiner Weite mit zwei Deckelklappen von der Küche aus mittels Stangen verschlossen werden kann. Auf Seite 145 hat Jean Garneret diese typische Einrichtung des älteren Hauses im französischen Ju-

ra, die hier durchwegs „le tué“ genannt wird, in allen ihren Teilen und samt deren örtlichen Bezeichnungen dargestellt.

Dieser Schlotküche mit Bretterkamin steht sodann bereits in den ältesten Häusern des Jura (um 1560!) ein rauchfreier Warmraum zur Seite, der hier allgemein „le poêle“ heißt. Ihm gesellen sich außenseitig weitere Kammern oder Kellerräume zu. Ein mächtiger, aus Bruchsteinen aufgeführter Backofen wird meist vom tué aus beheizt. Er kann sowohl innerhalb des Hauses liegen oder durch die Außenmauer ins Freie hinaus vorspringen, ist aber nur im äußersten Süden dieser Landschaft vereinzelt in einem eigenen Nebengebäude außer Haus untergebracht (S. 542). Nimmt man zu alledem noch die gewaltigen Ständergerüste dieser Jura-Häuser, die bis zu sieben Säulen mit Firstsäule innerhalb der Außenmauern zu einem Jochgebände vereinigen (vgl. Fig. 366) und die fünf bis acht solche Gebindejoche in Abständen von 4 bis 7 m hintereinander aufreihen, so wirkt die außergewöhnliche Bauerscheinung dieser Hauslandschaft Ostfrankreichs schon an und für sich eindrucksvoll. Für die vergleichende Hausforschung fällt dabei zweierlei besonders auf: nämlich die häufige Verwendung des sogenannten Ankerbalkengefüges an den mittleren Ständerpaaren (vgl. z. B. Fig. 18, 243 oder 754) und die unverkennbare Verwandtschaft dieser Hausgerüste mit linksrheinischen Gerüsttypen bis hin zu den von Justinus Bendermacher so trefflich herausgearbeiteten Breitgiebeln ohne Querverband vom sogenannten „Venntyp“. Das vorliegende Darstellungswerk gewinnt indessen auch für die Hausforschung im südlichen Zentraleuropa einiges Gewicht. Es stellt ja gewissermaßen dessen westlichen Eckpfeiler innerhalb einer nördlich der Alpen liegenden Zone von Wohnstallhäusern und Einhöfen dar, der unmittelbar an die Westschweiz anschließt, sich aber andererseits doch deutlich von den Hauslandschaften der übrigen Franche-Comté bzw. der nördlichen Bresse und des Mâconnais abhebt, die man wie auch sonst in Burgund aus mehrfachen Gründen bereits zu den westeuropäischen Hausformen wird rechnen können. Das Buch verdient also auch aus dieser Sicht unsere nachhaltige Aufmerksamkeit.

Dazu finden sich aber nun noch unzählige Einzelheiten von volkskundlichem Interesse. Ich beschränke mich hier nur auf einige Beispiele und Stichwörter: Viehhaltung und Hirtenleben, Milchverarbeitung und Käserei, harte Lebensbedingungen und besonders neuerdings starker Bevölkerungsrückgang. Die Gesellschaft „Folklore Comtois“ bemühte sich seit 1968 um die Errichtung eines Freilichtmuseums mit einem Haus samt Inventar in Petite-Chaux südwestlich von Mouthe. Der schöne Denkmalthof „Maison Marie Carré“ fiel jedoch tragischerweise 1976 einem Brandunglück zum Opfer (S. 480).

Vieles wäre da noch an sachlichen Einzelheiten anzuführen: etwa das starke Einwirken des typischen Baumotives der sogenannten „Berner Ründi“ an den Giebelschalungen, das man hier als „rapendu“ bezeichnet und besonders im nördlichen Jura häufig findet; Hausteilungen und Doppelhäuser, reiche Steinskulpturen an Portalen und Fenstern (z. B. S. 237 f.); drehbare Spindeltische, sogenannte „tablars“, ganz nach der Art der alpinen sogenannten „Drehndl“, als Einrichtung für Vorratshaltung (Käse) (Fig. 95); häufiger Gebrauch von Tür-In-schriften, darunter vor allem auch des Christogramms IHS (S. 23 ff.), Knochenfußböden (aus Schafknöcheln) (S. 529), allgemeiner Gebrauch sicherer Hausverstecke (S. 503) und vieles andere mehr. Diese Fülle an Stoff sollte in dem streng topographisch gegliederten Werk neben dem vorhandenen Ortsindex und einer

ausführlichen Bibliographie doch durch ein Sachregister aufgeschlossen werden. Schade ist auch, daß sich die Verfasser eine eigene zusammenfassende Darstellung über Bautechnik und Holzkonstruktionen sowie über die Holzverarbeitung aus Raumgründen versagen mußten. Angesichts des außerordentlichen Materials, das sie hier bereits ausgebreitet haben, kann man nur wünschen, daß es ihnen noch ermöglicht wird, dies in einer weiteren Veröffentlichung nachzuholen.

Oskar Moser, Graz

Vernacular Architecture, edit. by C. R. J. Currie/London, V. A. G., 4 Humberstone Road, Cambridge CB4 1JE, vol. 12 (1981), 63 Seiten, illustriert, zahlreiche Risse, Zeichnungen, Baulisten und Karten.

Im Oktober 1981 erschien Heft 12/1981 dieser wichtigen englischen Fachzeitschrift. Diese wird neuerdings innerhalb der Vernacular Architecture Groupe von C. R. J. Currie am Victoria County History-Institut in London betreut. Auf die drei voraufgehenden Nummern konnten wir vor kurzem hinweisen (siehe ÖZV XXXV/1981, S. 207–209). Der vorliegende Jahrgang 1981 enthält acht Beiträge zu ganz verschiedenen, aber durchwegs wichtigen und interessanten Fachthemen der englischen Hausforschung, dazu eine Reihe von Buchbesprechungen, unter denen man vielleicht die zu dem französischen Schwesterorgan „L'Architecture Vernaculaire Rurale“ (S. 12.37), zu Karl Baumgartens neuem Buch über „Das deutsche Bauernhaus“ (Berlin 1980) (S. 12.53) und vor allem zu Cecil A. Hewetts grundlegendem Standardwerk über „English Historic Carpentry“ (London-Chichester 1980) (S. 12.62–63) anmerken sollte.

Unter den Beiträgen muß die Studie von F. W. B. Charles über „Post-construction and the Rafter-Roof – Possible sources of some early structural elements of the timber-frame tradition“ (S. 12.03–12.19, mit 8 Tafeln) hervorgehoben werden. Der Verfasser greift dabei die seinerzeit schon von J. T. Smith aufgeworfenen Fragen um das Gefüge der Unterrähmzimmerung bzw. Ankerbalkenzimmerung bei englischen Hallenbauten auf und tritt bei deren Beurteilung nach Herkunft und Alter für eine völlig neue Entstehungstheorie aus der Pfostenbauweise im Hochmittelalter ein, wodurch auch die bisherige Auffassung, daß der Hallenbau mit Ständergerüst in Verbindung mit dem Sparrendach in Südostengland auf Einflüsse von Kontinent her zurückzuführen sei und sich erst von Lowland England dann weiter ausgebreitet hätte, in Frage zu stellen wäre. Von besonderem Interesse auch für uns erscheint dabei die stärkere Heranziehung der Pfostenbauweise nach archäologischen Funden aus dem Mittelalter sowie methodisch die Bedachtnahme auf die einzelnen Aufbauphasen bei der Errichtung eines Gebäudes. Auch bei dessen späterem Baubefund könne in vielen Fällen „... be accounted for only in the context of how the buildings were erected“ (S. 12.18). An diesem Punkt gelangt nun Charles zu der bemerkenswerten Auffassung, daß Sparrendächer („rafter roofs“) ursprünglich, und zwar schon im frühen und hohen Mittelalter, mit in der Erde verankerten Pfostenbauten oder Pfostengerüsten verbunden waren und daß bestimmte Gefügedetails in der Kopfzone dieser Baugerüste wie das sogenannte „reversed assembly“, eine Art Unterrähmzimmerung im späteren Ständergefüge oder die Gerüstbinder mit sogenannten „Ankerbalken“ („strainer beams“) noch Nachwirkungen („relic features“) dieser Pfostenbauweise

seien. Allerdings gehörten zu dieser vorgotischen Bauweise nicht nur die von Charles aufgezählten Eigenarten des Gefüges, wie Fußbräm, Bodenstreben und Verblattungen, sondern auch die von ihm rekonstruierten Sparrenjoche selbst, die keine Vollgespärre im Dreieckverband mit Bundträmen, d. h. keine „echten Sparren“ sind, sondern Scherhölzer ohne Basisverbindung, ganz ähnlich den von mir als „Schersparren“ bezeichneten rezenten Dachgerüsten im karantänischen Kernraum der Ostalpenländer. Aus dieser Sicht werden die Untersuchungen von F. W. B. Charles am englischen Material aus dem Hochmittelalter für die vergleichende europäische Hausforschung sicher von Interesse bleiben.

Ein weiterer Beitrag von Linda J. Hall beschäftigt sich mit fünf verschiedenen ländlichen Dachgerüst-Typen in der westenglischen Landschaft zwischen Bristol und Gloucester, die sowohl im Firstgefüge wie auch in den durchgezapften Pfetten bemerkenswerte Details aufweisen und zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert datiert sind (S. 12.55–12.60). Und ebenso hat Barbara Hutton in über 60 Beispielen Balkenverbindungen („scarf-joints“) aus der Grafschaft Yorkshire zusammengestellt, die sie in sechs Grundformen einteilt und zeitlich zwischen 1181 und 1700 einordnet, ein treffliches Beispiel übrigens für den hohen Stand der Gefügeforschung und zugleich ein Muster für den weiteren Ausbau solcher Detailforschungen in England (S. 12.30–12.37). Daneben finden wir hier Untersuchungen über die Herstellung von Mauerziegeln vom 16. bis 18. Jahrhundert von David Whitehead und Maurice Exwood, die ja neuerdings für die historische Hausforschung auch zunehmend an Bedeutung gewinnen. Damit gewährt Vernacular Architecture einen aufschlußreichen Querschnitt durch die vielseitigen Bemühungen dieser englischen Forschergruppe gleichen Namens und bietet zugleich wertvolles Vergleichsmaterial für die Hausforschung auch in Kontinentaleuropa.

Oskar Moser, Graz

Johannes Ressel, Kirchen und Kapellen, religiöse Gedenksäulen und Wegzeichen in Baden bei Wien. Ein Beitrag zur Geschichte, Heimatkunde und Kunstgeschichte. Verlag G. Grasl, Baden 1981, 182 S., Abb. im Text, Abbildungsnachweis, Quellenverzeichnis, Anmerkungen.

Professor Viktor Wallner, Bürgermeister der Stadt Baden, stellt in seinem Vorwort zum vorliegenden Buch fest, daß es eine Lücke schließt: „im Sachlichen, weil es den kirchlichen Bereich kunsthistorisch abdeckt, im zeitlichen Umfang, weil es eine Gesamtdarstellung bis in die Gegenwart bringt, und im Inhalt, weil es den Anforderungen der Geschichtsforschung entspricht, die Grenze des Beweisbaren aufzuzeigen“.

Von unserer Seite, der Volkskunde her, kann man in bezug auf das genannte Buch eigentlich Gleiches sagen. Das Aufzeigen der Funktionen vieler geschilderter Objekte bringt das Grundsätzliche der Volkskundewissenschaft zum Tragen. Gelten hier doch nicht allein Form und historische Dimension als Kriterium der wissenschaftlichen Relevanz, sondern eben die Bedeutung für menschliches Handeln oder anders gesagt: die Einbettung in die überlieferten Ordnungen.

Immer wieder greift der Verfasser in das Füllhorn seines großen Wissens und läßt neben den historischen, kunstgeschichtlichen und heimatkundlichen Dimen-

sionen die volkskundliche Darstellung und die Ikonographie – immer in bezug auf das Thema – zu Wort kommen. Insbesondere auch das Eingehen auf die religiösen Male (Gedenksäulen, Wegzeichen usw.) wird unserer kleinen, aber emsigen Gemeinschaft der Bildstockfreunde höchst willkommen sein.

Welch intensive Forschung der Verfasser betrieben hat, läßt das Quellenverzeichnis erahnen. Zwölf Archive bzw. Manuskripte wurden besucht bzw. eingesehen; umfangreiche Literaturhinweise, bei denen allerdings die volkskundlichen, besonders aber die zu Bildstöcken und Flurdenkmalen vermißt werden, sowie 580 (!) Anmerkungen runden das kleine Werk ab; allerdings wäre auch ein Personen-, Orts- und Sachregister dem Anliegen des Werkes förderlich gewesen.

Alles in allem aber bietet das Buch einen profunden Einblick in die Lokalggeschichte der Stadt Baden (bei Wien).

Klaus Gottschall

Bernhard Losch, Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg. Ein Inventar (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Band 4). Landesstelle für Volkskunde Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum Stuttgart. Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1981. XXIII + 349 S., 571 Abb. a. 72 Taf.

Mit dem vorliegenden Werk haben wir eine jener Regionalerhebungen vor uns, an denen schon die Vorgeschichte erfreulich ist, insofern nämlich, als nach einer gewissen Odyssee der Kompetenz schließlich doch die maßgebende Disziplin, nämlich die Volkskunde, zur Bearbeitung herangezogen wurde. Auch der Untertitel „Sühne und Gedenken“ zeigt, daß man von der voreiligen Einreihung aller dieser steinernen Zeugen unter den Begriff „Sühnekreuze“ abgekommen ist. Und, wie schon angedeutet, die Positiva einer intensiven regionalen Untersuchung in der Flurdenkmalforschung werden ad oculos demonstriert.

Aufschlußreich ist bereits die numerische Erfassung der Exemplare einschließlich der abgekommenen und verschwundenen – ein bekanntes Lied, das nicht zum Ruhme der zuständigen Stellen zu singen wäre. Auch die Ursachen der Gefährdung dieser schönen Denkmale der Volksfrömmigkeit und der Rechtsvolkskunde entsprechen ganz den hierzulande notorischen (z. B. Veränderungen am Straßennetz, Gleichgültigkeit, Desinteresse).

Und wieder einmal muß man feststellen, daß die Quellenlage hinsichtlich einschlägiger Dokumente in Deutschland besser zu sein scheint als bei uns. Hervorzuheben wären weiters die gute klassifikatorische Lösung in bezug auf die typologischen Zwischenformen sowie die Untersuchung der Gesteinsarten. Von der sprachlichen Seite her ist der adversative Mißbrauch von „während“ mißbilligend zu registrieren.

Die Beobachtung, daß Zeichen und Inschriften im untersuchten Gebiet an den Denkmälern häufiger sind als in Österreich, erfährt eine neue Bestätigung. Aus dem prägnant dargebotenen Material der Volkserzählungen sei lediglich angemerkt, daß das von mir behandelte „Motiv der feindlichen Brüder“ (im weitesten Sinne) unter den ätiologischen Sagen eindeutig das beherrschende ist. Auch die Ingerenzen der Wirtschaftsformen (z. B. gegenseitiger Totschlag von Schäfern)

sowie der zahlenmäßige Anteil von Unglücksfällen entsprechen dem anderweitig bekannten Material.

Die in einem eigenen Bildteil dargebotenen sehr zahlreichen Abbildungen lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, obschon sie auf den ersten Blick relativ klein dünken. Beispielhaft ist die genaue Angabe der Lage nach bewährten, hier löblichen militärischen (natürlich auch sonst üblichen) Gepflogenheiten. Die anfänglich ungewohnten Abkürzungen bekommt man bald in den Griff.

Aus der Fülle der Informationen nur ein kleines Florilegium:

Die so interessanten Schleiffrillen kommen mehrfach vor. Berücksichtigt und daher unübersehbar sind die Auswirkungen auf die Flurnamen. Formal besteht weitgehend Ähnlichkeit mit dem österreichischen Bestand, wenngleich selbstverständlich auch Varianten auffallen (z. B. Stücke mit Nische oder durchbrochenem Scheibenkreuz, die wir aus anderen Gegenden Deutschlands kennen). Das gleiche gilt für Exemplare mit Kleeblattkreuzen, die erfreulicherweise meist durch Datierung einer relativ späten Epoche zuzuordnen sind, wie zu erwarten; gleichermaßen die doch wohl ebenso trinitarisch zu interpretierenden Formen mit Lippen an den Enden der Kreuzarme. Überhaupt sind die späten Stücke (bis zum Beginn des 19. Jh.) wichtig und aufschlußreich, die rein formal zu einer Klassifikation unter dem suspekten Terminus „archaisch“ verführen könnten (verdienstlicherweise setzt sich der Autor auch mit diesem problematischen Ausdruck sachlich auseinander).

Das Problem der Einbeziehung ursprünglich freistehender Flurdenkmale in den um sich greifenden Bereich einer Siedlung besteht wie bei uns. Auch beim Auftreten von „Steinkreuznestern“ erhebt sich die Frage nach dem ursprünglichen Standort – ganz wie bei anderen Formen der „Kulthäufung“ und sekundären Aufstellung.

Die wie gesagt guten Abbildungen lassen zur Freude der Realien- und Sachvolkskundler Werkzeuge und Waffen deutlich erkennen.

Das reiche Literatur- und Ortsregister rundet das vorliegende Opus zu einer schätzbaren Bereicherung der Steinkreuzliteratur ab.

Emil Schneeweis

Der Storchenturm, Geschichtsblätter für die Landkreise um Dingolfing, Landau und Vilshing, herausgegeben von Fritz Markmiller. 16. Jahrgang, Heft 31, Kl. 8°. 150 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text, Eigenverlag F. Markmiller, Dingolfing 1981.

Fritz Markmiller verdient unseren besonderen Dank dafür, daß er ein ganzes Heft der Geschichtsblätter der Erforschung der neuzeitlichen Keramik in Oberbayern gewidmet hat. Dadurch kam eine imponierende Gesamtleistung zustande, die nicht bloß für das engere Arbeitsgebiet, sondern – und dies vielleicht in einem noch höheren Maße – für die umgebenden Nachbarbereiche von grundlegender Bedeutung ist. Die Reihe der Beiträge beginnt F. Markmiller selbst mit einer Überprüfung der Frage nach der Datierung der Kröninger Hafnerordnung von 1428 mit dem Ergebnis einer Zuweisung zum 7. August d. J. Wenn er dabei u. a. auf die Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit in der Keramik-

forschung hinweist, wird man ihm da vollinhaltlich zustimmen dürfen. W. Endres setzt fort mit einer Vorlage von kleinen Gieß- und Sauggefäßen aus Niederbayern und der Oberpfalz, verbunden mit dem Versuch einer näheren Datierung und einer genauen Funktionsbestimmung, soweit dies überhaupt möglich ist. Die beiden folgenden Beiträge sind der Steinzeugproduktion im niederbayerischen Peterskirchen gewidmet. L. Albrecht berichtet über die „Herkunft und Genealogie der Kannenbäcker und Pfeifenmacher zu Peterskirchen im Rottal“ mit dem Ergebnis, daß die bedeutendste Kannenbäckerfamilie Gelhart vor 1746 aus Höhr bei Koblenz (Westerrwald) nach Peterskirchen eingewandert ist. Neben ihr haben die Familien Bock, Mack, Wingender, Winzer, Demont und Unverdorben bei weitem nicht die gleiche Bedeutung wie jene der Gelhart erreicht, deren Mitglieder sogar östlich des Inn im Innviertel gearbeitet haben. Sie sind dort in Kopfling, Maria Bründl, St. Martin, Eberschwang, Schildern, Waldzell, Oberbreitsach, Feichtet und Maireck nachgewiesen. Wie dieses Peterskirchener Steinzeug ausgesehen hat, bzw. welche Gefäßformen aus ihm bestanden haben, wird aus dem von J. Gerl mit großer Sachkenntnis interpretierten „Einschreibbuch des Steinzeug-Fabrikanten Michael Gelhart in Peterskirchen“ dargestellt. Für Nachweise solcher Erzeugnisse aus Bodenfunden hilft die Tatsache, daß die Gelhart ihre Ware mit einem Rechteck- oder Rundnamensstempel signierten. Damit ist eine gute Basis für einen Materialvergleich gegeben. Das genannte Einschreibbuch umfaßt die Zeit von 1879 bis 1882 im Umfang von 14 erhalten gebliebenen Seiten und enthält die von Michael Gelhart selbst eingetragenen Verkaufsdaten mit der Aufzählung der Gefäße, deren Preis sowie deren Abnehmer. Damit verbunden ist eine Reihe von Einzelaufschlüssen und -beobachtungen, die der Verfasser durch eine Serie guter Abbildungen von erhalten gebliebenen, ganzen Objekten ergänzt. Ob solche auch aus dem Innviertel vorliegen, ist mir nicht bekannt, aus dem niederösterreichischen Bereich kenne ich jedenfalls keine. Sehr zu begrüßen ist es, daß man den Bildern gute Profilzeichnungen beigelegt hat, da damit auch eine verlässliche und allgemein verwertbare Formensprache verbunden ist. Aufschlußreich ist weiters das Gegenüberstellen von Lebensmittelpreisen und Steinzeugpreisen, aus denen man ersehen kann, wie wohlfeil solche Gefäße gewesen sind und daher auch in jedem Haushalt verwendet werden konnten. – Den Abschluß bildet dann der umfangreiche Bericht von L. Grasmann über die „Werkstattbruchgrube des 17. Jahrhunderts in Kleinbettenrain/Kröning“ mit der Beschreibung und den zugehörigen Abbildungen von insgesamt 107 Gefäßformen, von denen eine kleine Auswahl auch in Fotografien gezeigt wird. Den größten Fundbestand, vorwiegend Fehlbrände, ergab die Fundstelle 1, die neben großen Fragmenten auch ganze Gefäße geliefert hat. Daraus ergibt sich eine sehr beachtliche Ergänzung des bis jetzt bekannten Formenbestandes. Allerdings betont L. Grasmann, daß die zeitliche Bestimmung dieses Material als dem 17. Jahrhundert angehörig, nur mit Vorbehalt gemacht werden kann, da keine absolut chronologisch verwertbaren Aufschlüsse bis jetzt zur Verfügung stehen. Aber an Hand der im Nordtiroler Absatzgebiet der Kröninger Ware gemachten Erfahrungen wird man der vorgeschlagenen zeitlichen Zuordnung allgemein zustimmen dürfen. Für die Formen- und Ausfertigungsgeschichte der Kröninger Erzeugnisse ist das neue Fundgut jedoch von entscheidender Bedeutung und verdient deshalb auch besondere Aufmerksamkeit. Denn es wird damit zu rechnen sein, daß auch in Salzburg sowie in Nordtirol Kröninger Erzeugnisse vor dem 18. Jahrhundert verwendet worden sind.

Richard Pittioni

Werner Endres, Veit Loers, Spätmittelalterliche Keramik aus Regensburg, Neufunde in Prebrunn. 8 °. 126 Seiten mit 49 Abbildungen im Text und 29 Tafeln. Buchverlag der Mittelbayerischen Zeitung, Regensburg 1981.

Durch R. Christlein erfährt man im Vorwort, daß 1981 an der Bamberger Universität ein Lehrstuhl für Mittelalter- Archäologie errichtet worden ist. Nachdem schon Jahre vorher die Landesdenkmäler von Baden-Württemberg und Bayern eigene Referate für diese Forschungen eingerichtet hatten und die Mittelalter-Archäologie in Wien sogar akademiewürdig geworden ist, stellt dieser Schritt der Bayerischen Hochschulverwaltung zweifellos einen ungeheuren Erfolg einer Forschungsrichtung dar, der bislang etwas Dilettantisches anzuhaften schien. Das ist durchaus verständlich, weil ja die überwiegende Menge an Fundbergungen von Laien erfolgte und daneben eine fachliche Betreuung kaum üblich gewesen ist. Für Österreich darf allerdings gesagt werden, daß bereits 1925 Oswald Menghin in seiner damaligen Eigenschaft als Beamter am NÖ. Landesmuseum in dem anlässlich der Neuaufstellung herausgegebenen Führer einen sehr brauchbaren Überblick über die mittelalterliche Keramik von Niederösterreich geboten hat und daß dann – allerdings wesentlich später – durch E. Beninger und H. Steininger schöne weitere Erfolge auf diesem Gebiet erzielt wurden. In Bayern hat dann das durch P. Stieber gegründete Hafner-Archiv von der Neuzeit auch in den vorhergehenden Zeitraum zurückgegriffen. Dem Kreis um das Hafner-Archiv gehört auch W. Endres an, der durch seine früheren Veröffentlichungen wesentliche Beiträge zur mittelalterlichen Keramik seines bayerischen Arbeitsbereiches vorgelegt hat. Sein Koautor V. Loers ist Regensburger Musealfachmann und von dieser Seite her mit derartigen Fragen vertraut. So ist denn auch eine Veröffentlichung zustande gekommen, die ihrer wissenschaftlichen Bedeutung nach weit über das engere Regensburger Gebiet hinausreicht und so die Basis für weitere gleichartige oder ähnliche Veröffentlichungen sein wird. Das von den beiden Genannten behandelte Fundgut stammt von zwei Fundstellen in dem südlich der Donau gelegenen Hafnerort Prebrunn; die eine ist eine kleine, kellerartige Anlage mit zahlreichen Fehlbränden, die entweder ganz oder in großen Bruchstücken erhalten sind. Diese gestatten es, einen richtigen Formenkatalog für die Ware des 14./15. Jahrhunderts zusammenzustellen. Demgegenüber ist die zweite Fundstelle am Donau-Ufer formenmäßig weniger aufschlußreich, da es sich vorwiegend um Bruchmaterial handelt. Aber dieses ist doch so weit geeignet, für chronologische Zwecke verwendet zu werden, so daß eine Zuordnung zum 15./16. Jahrhundert abgeleitet werden kann. Für die im österreichischen Voralpenland nachgewiesenen Keramikformen aufschlußreich ist eine zwar im allgemeinen gleichartige Grundhaltung, die jedoch durch typische Abwandlungen ein deutliches Lokalkolorit erhält. So sind Töpfe des 14./15. Jahrhunderts mit einer konischen Grundform, etwa wie die Formen Nr. 140–144 der Veröffentlichung, in unserem Bereich völlig ungeläufig. Es wird aber noch weiteren Materials bedürfen, um entscheiden zu können, ob diese Topfform eine in Niederbayern allgemeine Erscheinung ist oder ob es sich bei ihr um eine typische Prebrunner Abart handelt. Daß man keramische Formen, wie besonders Töpfe, an Hand ihrer Ausfertigung und Gestalt bestimmten Töpfereibereichen zuordnen kann, ersieht man u. a. an den Passauer Krepfenrandgefäßen mit ihrem fast zylindrischen Körper. Im übrigen ist der von den beiden Verfassern verwendete (und in einem, dem Text beigegebenen Glossar näher erläuterte) Terminus m. E. eine gute und brauchbare Be-

zeichnung für jene Form, bei der der Rand weit nach außen unten – eben wie eine Krempe – umgebogen ist. Als Gegensatz zu „Kragenrand“ wird sich diese Bezeichnung sicherlich schnell in der Literatur einbürgern. Hingegen scheint mir der Name „Kompositrand“ weniger geglückt zu sein. Die Verfasser verstehen darunter einen Kragenrand mit Furchengliederung der Oberfläche, was aber gleichfalls eine niederbayerische Eigenart zu sein scheint. Um aber nochmals auf das Glossar zurückzukommen: in ihm sind die wichtigsten keramotechnischen Fachausdrücke enthalten, so auch der Terminus „Reduktionsbrand“. An sich ist dieser ein Widerspruch in sich, da man nur bei hoher Temperatur, also nur oxydierend, brennen kann. Wenn nach Beendigung des Brennprozesses noch ein Abschlußverfahren angefügt wird, das durch Abdrosseln der Luftzufuhr sowie durch Nachlegen von stark kohlestoffhaltigem Brennmaterial eine Dunkelfärbung des im Ofen befindlichen Geschirrs erzielt werden soll, so kann dies wohl kaum als „Brenn“-Prozeß angesprochen werden. Hier wird man sich eine andere Umschreibung einfallen lassen müssen, um das Kennzeichen dieses verfärbenden Schlußprozesses im Töpferofen so zu umschreiben, daß kein Gegensatz zwischen Oxydations- und „Reduktions“-Brand entsteht. Vielleicht ist es überhaupt am besten, wenn man die Bezeichnung „Reduktionsbrand“ ganz aufgibt. In unserem Sprachgebrauch ist die Bezeichnung „Engobe“ unbekannt. Wir setzen dafür entweder „Feinüberzug“ oder „Schlicker“. Man muß aber den beiden Kollegen sehr dankbar dafür sein, daß sie mit ihrem Glossar zu einer weiteren Verständigung innerhalb der Keramikforschung beigetragen haben, wie ja ganz allgemein ihre Veröffentlichung zu den wertvollsten Fachschriften zählt, die in der letzten Zeit erschienen sind. Daß es jedoch der Verlag der Mittelbayerischen Zeitung zur Veröffentlichung gebracht hat, darf als ein speziell freundliches Zeichen der Wertschätzung wissenschaftlicher Arbeit durch ein dem Tagesgeschehen verpflichtetes Medium anerkannt werden.

Richard Pittioni

Ovidiu Birlea, Eseu despre dansul popular românesc. Cartea Românească.

Man ist überrascht, diesmal ein Buch über den rumänischen Volkstanz von Birlea, der als der beste Kenner der rumänischen Volksliteratur bekannt ist, vorzufinden. Der Autor erweist sich jedoch auch auf diesem Gebiet als ein kenntnisreicher und kluger Beobachter.

Die relativ geringen Kenntnisse über die ältere rumänische Tanzgeschichte haben ihre Ursache nach Birlea in der Schwierigkeit der Notierung, da die in Italien und Frankreich entwickelten Tanzschriften auf dem Balkan bis in die Neuzeit herein unbekannt war.

Der Autor bezeichnet sich selbst als einen „Nichtspezialisten“, man ist jedoch beeindruckt, wie klar und präzise er die wesentlichen Elemente des Volkstanzes nicht nur erkennt, sondern auch darzustellen vermag. In seiner Einordnung im Rahmen der Volkskultur wird vor allem die Funktion deutlich, die den Volkstänzen zukommt. Die Nähe zum Brauchtum und der kultische Untergrund wird bereits aus der älteren rumänischen Ikonographie ersichtlich. Birlea kommt im Zu-

sammenhang damit auch auf den Totentanz zu sprechen. Er beschreibt die wichtigsten rituellen Tänze und – soweit sich das an älteren Zitaten, Reiseberichten oder Vorführungen vor Potentaten belegen läßt – ihre Geschichte.

Die Namen der bedeutendsten Tänze – für uns hier ohne Bedeutung, da unübersetzbar – klingen auch noch in den neueren Liedern an, wie auch in manchen Balladen von ihnen die Rede ist. Freilich handelt es sich oft um Sammelbegriffe, da der jeweilige Tanz wieder in zahlreichen Varianten ausgeführt werden kann.

Ein eigenes Kapitel ist den Tanzmelodien gewidmet. Es bildet eine gute Ergänzung zu der Anthologie von Schallplatten mit Volksliedern und Volkstänzen, die das Bukarester Volkskunde-Institut vor mehr als einem Jahrzehnt herausgegeben hat. Man erfährt hier auch Details über die Verbreitung verschiedener Musikinstrumente und ihre Rolle in einzelnen Landschaften und Tänzen.

Ebenso erfährt das Tanzlied an Hand von Texten eine besondere Würdigung, während das letzte Kapitel den Bogen vom Volkstanz zu den volkstümlichen, heute oft in Virtuosität überschlagenden Kunsttänzen einzelner Tanzgruppen zu schlagen versucht.

Bîrleas Reserve gegenüber manchen neuen Entwicklungen scheinen zweifellos jedem Kenner balkanischer „Folklore“ berechtigt. Die verschiedenen Gründe dieser Krise sind leicht zu erkennen, jedoch nicht mehr zu eliminieren.

Es wäre zu wünschen, daß dieses Buch auch in deutscher Sprache zugänglich gemacht werden könnte.

Felix Karlinger

Alfred Cammann – Alfred Karasek, Volkserzählungen der Karpatendeutschen – Slowakei, Teil 2 (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 25). 465 Seiten mit 63 Abbildungen. Marburg 1981. N. G. Elwert Verlag. DM 36,-.

Die in der Rezension des 1. Teils (ÖZV XXXV/85, 1982, Heft 1) ausgesprochene Erwartung, der 2. Band würde wohl in Bälde vorliegen, wurde noch vor Erscheinen der Besprechung erfüllt.

Das Buch beginnt mit einer Wiedergabe von Erzählungen aus Tscherman (Čermany – leider sind die slowakischen Ortsnamen in der Folge nie angegeben, was die Benützbarkeit des Gesamtwerkes wesentlich erleichtert hätte). Dieser Abschnitt schließt mit einem kurzen Literaturverzeichnis; eine umfangreiche Bibliographie war schon im 1. Teil enthalten. Danach folgen, jeweils nach der alphabetischen Abfolge der Belegorte gegliedert, die Kapitel: Sage und Spuk – Sammlung Karasek u. a.; Sage und Spuk – Sammlung Cammann u. a. (das „Erzählrepertoire“ einzelner Gemeinden wäre zweifelsohne besser zum Ausdruck gekommen, wenn man – wie bei den anderen Kapiteln auch – auf diese Trennung nach den beiden Hauptsammlungen verzichtet hätte); Schicksalsgeschichten; Schwank und Spaß; Dorfgeschichten; Lebensgeschichten (womit Erzählerbiographien gemeint sind).

Erika Lindig hat abermals ein übersichtliches Motiv- und Sachregister zusammengestellt (ergänzend sei hier vermerkt, daß sie jüngst auch zu früher erschie-

nen Arbeiten Cammanns – Westpreußische Märchen, Berlin 1961; Deutsche Volksmärchen aus Rußland und Rumänien, Göttingen 1967; Märchenwelt des Preußenlandes, Schloß Bleckede/Elbe – solche Register erstellt hat; vgl.: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 24, 1981, Marburg 1981, S. 295 ff.). Ein Bildteil dokumentarischen Charakters beschließt den Band.

Die vorgelegten karpatendeutschen Volkserzählungen aus der Slowakei sollen wohl – ganz im Sinne Cammanns – für die aus dieser Region Stammenden sowie für deren Nachfahren so etwas wie ein Lesebuch werden. Der weiterführenden Erzählforschung stellt sich nunmehr die Aufgabe (und auch das entspricht den Intentionen des Autors), in künftigen Arbeiten auch die slowakischen Erzählungen vergleichend einzubeziehen.

Olaf Bockhorn, Wien

Claude Lecouteux, Mélusine et le Chevalier au Cygne. Payot, Paris 1982, 200 S.

Das auch mit Abbildungen gut ausgestattete Werk ist in der gleichen Reihe erschienen, der wir bereits einige Bücher mit volkswissenschaftlich interessanten Themen verdanken: „Le regard de l'histoire.“ Lecouteux ist ein vorzüglicher Kenner der germanistischen Mythologie und in Germanistenkreisen kein Fremder. Der vorliegende Band berücksichtigt auch die deutschen Ableger des Mélusinen-Stoffes – Seifrid von Ardemont, die Staufenberger Sage und anderes –, doch liegt der Akzent der Untersuchung bei den galloromanischen und keltischen Quellen.

Lecouteux analysiert die verschiedenen Hauptmotive, die der Stoff kontaminiert hat, insbesondere die mythische Abstammung – Mélusine ist die Tochter einer Fee –, die Problematik der Verbindung eines jenseitigen Wesens mit einem Menschen (als Amor und Psyche seit der Antike vertraut) und damit zusammenhängend das Thema des Tabus. Gerade dieses weitverzweigte Motiv bringt die Gefahr mit sich, sich im Problem des Verbotes zu verlieren, doch versteht es Lecouteux klug, bei jener Typik interdizierter Zeiten, Orte und Handlungen zu bleiben, die mit der Mélusine enger zusammenhängen.

Das Werk ist zwar ein guter Führer durch die verschiedenen Stationen, die sowohl die Mélusine wie auch die Schwanenrittersage durchlaufen hat, aber es bringt relativ wenig über die spätere Rezeption und volksbuchhafte Ausformung. Das lag jedoch offensichtlich nicht in der Aufgabenstellung des Autors. Der Text des „Roman de Mélusine“ in der Fassung von Jean d'Arras von 1392 ist 1979 in einer neufranzösischen Übertragung in Paris wieder aufgelegt worden, und dazu gibt das Buch von Lecouteux eine wertvolle Einführung.

Wünschenswert wäre ein Namensregister zur leichteren Benützung des Werkes.
Felix Karlinger

Aromunische Hirtenerzählungen aus dem Pindusgebirge. Von Neraiden, Moiren, Dämonen, Drachen, Toten und Träumen. Gesammelt, herausgegeben und übersetzt von Vassilis Noulas und Nicolas Zbinden. Mit Aquatinta-Radierungen von Marianne Spälty. Verlag Madliger-Schwab, Zürich 1981, 99 S.

Die hier vorgelegten Hirtenerzählungen sind – will man sie einer Gattung zuordnen – zumeist als Sagen anzusprechen, wobei Mischformen ins Märchen- und Legendenhafte spielen. Gesammelt sind sie im Gebiet einer zumeist zweisprachigen balkanromanischen Bevölkerungsgruppe, die viele griechische, albanische und slawische Elemente in ihre Romanität aufgesogen hat.

Diese Sammlung ist nicht wie viele andere derartige Ausgaben angelegt und gerartet. Sie ist schier einzigartig in der Spontaneität ihrer Texte und der Unmittelbarkeit des Erzählens. Selten erlebt man in neuen Originalveröffentlichungen so exakt das „Hier und Jetzt“; nicht als ein „Es war einmal“ tauchen diese Texte auf, sondern sie bringen in unserem Jahrzehnt Sagen als erlebte Gegenwart. Erfahrungen und Widerfahrnisse haben sich in den oft sehr kurzen Geschichten intensiv niedergeschlagen, und die im Untertitel aufgezählten Gestalten bleiben nicht ferne Erinnerungen an klassische Figuren und antike Stoffe, vielmehr begegnen sie als erregende Erscheinungen im Heute. Darin liegt wohl ein guter Teil der Faszination, den diese Erzählungen ausstrahlen. Der Rezensent kann nur bestätigen, daß es noch solche Reservate im Mittelmeerraum gibt, in denen der Mensch in der ihn umgebenden Natur auch Elementen der Übernatur begegnet, und daß seine Jenseitsvorstellungen und Jenseitsdarstellungen von Aufklärung und moderner Weltsicht völlig unberührt geblieben sind. Aber leider sprechen viel zuwenig Publikationen von solchen Bewußtseinslagen.

So knapp gehalten diese Geschichten sind, so dicht erfüllt an Geschehen und scharf gezeichnet in den Bildern sind sie ausgefallen. Die Übersetzung ist glücklich, wenn auch gelegentlich etwas zu glatt gemäß deutschem Sprachgebrauch, aber gerade deshalb gut lesbar. Daß etliche Texte (insgesamt 32 von 52) auch im Original-Idiom mitgeteilt werden, erhöht den Wert dieses Buches und erweitert das Interesse auch für die Philologen, die insbesondere das Glossar und die orthographischen wie phonetischen Angaben dankbar begrüßen werden.

Hervorzuheben ist, daß sich die Herausgeber darum bemüht haben, eine Einführung in den Lebensraum und in die Mentalität der erzählenden Hirten zu vermitteln, wobei sie sich nicht in einem trockenen akademischen Ton festfahren, sondern auf eindringliche Weise die schwere Geschichte und Geschehnisse der Aromunen erzählen und in ihre konkrete Landschaft einführen. Wir finden neben Absätzen über das Dorf und seine Bewohner Kapitel über die Tiere und Pflanzen des Pindusgebirges, weiter Darstellungen der Sprache und der Volkskultur der Aromunen. Wichtig scheint mir ein eigenes Kapitel: „Wie verläuft eine Erzähl-sitzung?“, wobei lediglich der Begriff „Sitzung“ unglücklich gewählt ist, schließt man doch daraus zu sehr auf eine gleichbleibende Erzählsituation, während die Praxis vielgestaltiger und farbiger ist.

Die Aufnahme der Texte führt uns ins Jahr 1978; zieht man daneben die aromunischen Erzählungen von Gustav Weigand (gesammelt 1889, herausgegeben 1894) zu Rate, so sieht man, wie gering die Veränderungen sind. Lediglich türkische Einflüsse scheinen vermindert oder abgeklungen. Und vergleicht man mit Martin Löpelmans Ausgabe von 1937, so erkennt man deutlich den Vorzug der Übersetzung von Noulas und Zbinden.

Bei diesem Band von exemplarischem Charakter bedauert man nur, daß sich die sehr stattliche bibliophile Gestaltung im Preis niederschlagen mußte, denn man möchte dem Werk eine große Verbreitung wünschen. Felix Karlinger

Armenische Märchen. Herausgegeben von Isidor Levin in Verbindung mit Uku Masing. Übersetzt von Gisela Schenkowitz. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf – Köln 1982.

Dieser Band bedeutet nicht eine Ausgabe zusätzlich zur Flut der heute erscheinenden Märchentexte, sondern ein vorbildliches Exemplar, das in gleichem Maße für den Forscher wie für den Leser willkommen ist. Daß es sich um eine ausgezeichnete Auswahl handelt, wird keinen überraschen, der den Namen Levin als den eines der führenden modernen Spezialisten im Bereich der Volkserzählung und des Volksliedes kennt. Der Band besticht sowohl durch die Frische und Lebensnähe der Texte, die sehr geschickt übersetzt sind, wie auch durch die gute Lesbarkeit des außergewöhnlich umfangreichen Nachwortes, das über 40 Seiten umfaßt.

Man erhält in diesem Epilog einerseits eine gestraffte und doch informationsreiche Einführung in die Geschichte Armeniens und in die religiöse und kulturelle Vergangenheit dieses Landes, und andererseits bietet er ein Lehrstück der volkskundlichen Forschung. Es wird nicht abstrakt und distanziert vom Märchen abgehandelt, die Erzählungen des Bandes werden in die Natur, in die Landschaft hineingestellt und der Bezug zu Erzählern und Zuhörern herausgeschält. Zweifellos hat Armenien eine extrem bewegte Geschichte hinter sich; das Land hat durch die Kriege seiner Nachbarn oft gelitten, und seinen Bewohnern waren große Leiden auferlegt. Es grenzt an ein Wunder, daß sich die Armenier ihren Eigencharakter und ihre Volkskultur haben erhalten können, und es spricht für ihre Vitalität, wie sie inmitten so unterschiedlicher Zivilisationen und Kulturräumen Geschichte und Geschichten ausprägen konnten. Gerade an auch bei uns bekannten Märchen kann man die Differenzen ablesen, in denen sich die Eigenwilligkeit armenischen Erzählens widerspiegelt. Es finden sich aber auch etliche Texte, die uns motivisch fremd sind. Eine besonders merkwürdige Variante stellt vielleicht Nr. 12 „Der Zimmermannssohn“ dar, in dem sich altes Märchengut mit dem Material christlicher Apokryphen – wie es dem Rezensenten nur aus dem äthiopischen Bereich bekannt ist – vermischt. Christliche Reminiszenzen sind latent mehrfach spürbar, aber neben den heterogenen religiösen Elementen spielen auch die unterschiedlichsten Motive und Requisiten herein: Es entsteht jedoch kein Konglomerat, sondern ein ausgewogener neuer Stoff. Bereits manche Titel lassen ahnen, wie weit die Erzählungen räumlich sich ausdehnen: „Die Tochter des hinterindischen Chinesenkaisers“, „Die Geschichte vom Sohn des Schah Abbas“; daneben stoßen wir auf das in ganz Europa geläufige Motiv der Vorherbestimmung des Schicksals in Nr. 21: „Was geschrieben steht – gilt.“ – Auf Kreta hat man es so formuliert: „Was in den Sternen geschrieben steht, ist unauslöschlich.“ Wir erfahren nicht nur aus Levins Nachwort, sondern auch aus vielen Texten selbst, wie Austausch von Gestalten christlicher und mohammedanischer Provenienz erfolgen kann, so etwa tritt an die Stelle des (Todesengels) Asrail der Erzengel Gabriel. „An der Grenze des Menschlichen stehen die Heiligen, die aus dem Jenseits kommen können, wenn sie inbrünstig angebetet werden“ (S. 266). Häufiger jedoch treten altiranische Vorstellungen zutage, wie in den Gestalten Visap und Dev, die dämonische Züge tragen.

Wichtig ist vor allem Levins Erkenntnis: „Was heute dem Leser als nationales Sondergut vorkommen mag, zeigt sich bei eingehender Prüfung als regionale und

epochale, keineswegs nationale oder gar ethnische Erscheinung“ (S. 267). Bezüge zum Kaukasischen weist Levin mehrfach nach. Dabei handelt es sich im Gegensatz zu der vorhin vom Rezensenten genannten Parallele zu äthiopischem Erzählgut nicht um religiöse gemeinsame Quellen, sondern um mittelbare und unmittelbare Zusammenhänge. Es ist gut, daß der Verlag dem Werk eine geographische und eine volkskundliche Karte beigegeben hat; sie erleichtert die Zuordnung des Komplexes „Armenien“.

Als typische Märchenschlüsse fallen ins Auge: „Er erreichte sein Ziel, erreiche auch du dein Ziel!“ und „Drei Äpfel fielen vom Himmel: einer für den Erzähler, der andere für den Hörer, der dritte für die ganze Welt.“ Oder auch: „Drei Äpfel fielen vom Himmel: einer für den Erzähler, einer für den, der erzählen ließ, der dritte für den Hörer.“

Die Möglichkeiten und Funktionen der Volkserzählung werden in diesem Rahmen immer wieder klar. Vergleicht man den Band mit dem 1979 im Verlag Volk und Welt erschienenen Buch „Der Edelsteinbaum – Armenische Märchen“, erkennt man auch leicht, wieviel – bzw. wie wenig – eine Ausgabe vom Wesen einer Erzähllandschaft zu vermitteln vermag. Im vorliegenden Fall ist das Optimalere erreicht.

Felix Karlinger

Zu: R. Pittioni, Bäuerlicher Küchen- und Hausgeräteabfall

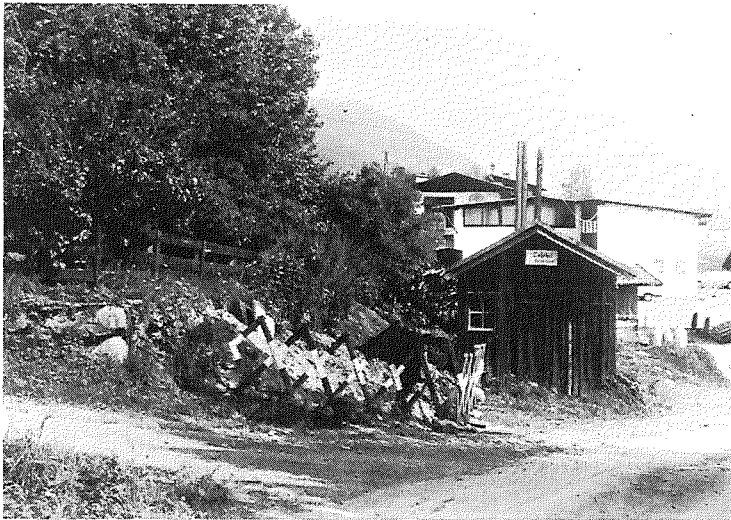


Abb. 1: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Oben: Blick von Osten auf das „Tischlerhäusl“. Links vor dem parkenden Wagen das vom Bergabhang kommende Wassergerinne. Rechts das südöstliche Gartenzauneck des kleinen Gartens zum Haus „Alpenflora“. – Unten: Blick auf den Ostrand des Gartenzauns, daneben ein Teil des Leitungsgrabens zwischen Gartenmauer und Waag-Haus. (Foto: R. Pittioni)

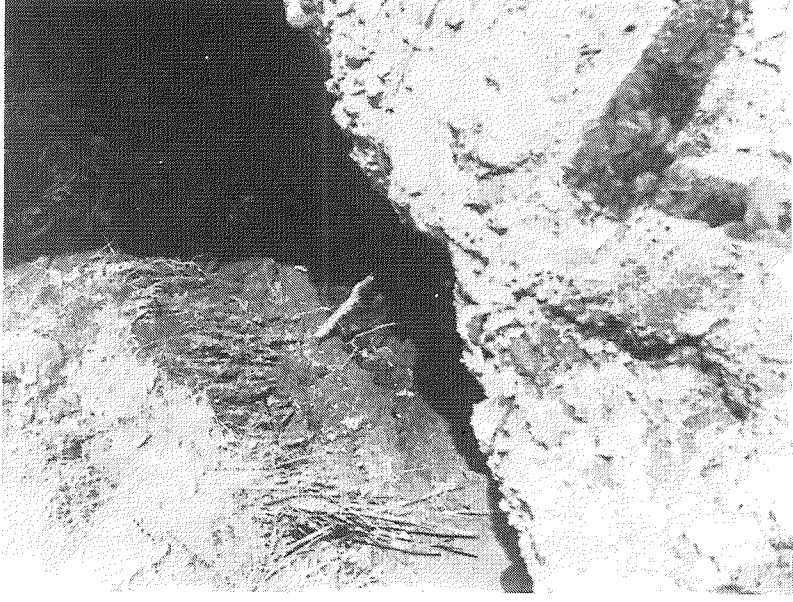
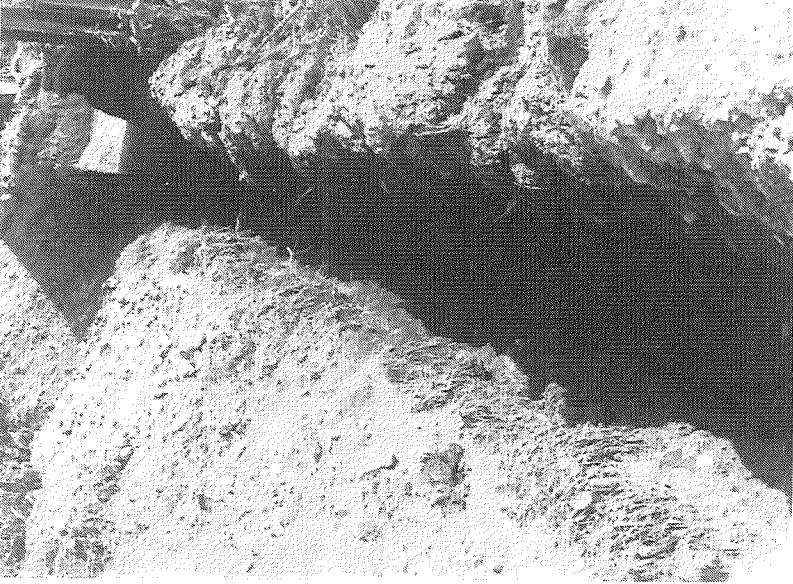


Abb. 2: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Links: Blick in den Leitungsgraben zwischen Gartenmauer und Waag-Haus. Rechts: Blick in den zuerst festgestellten Fundausruf im Leitungsgraben. Die in der Schattenfläche sichtbaren kleinen hellen Flecke sind Gefäßreste. (Foto: R. Pittioni)

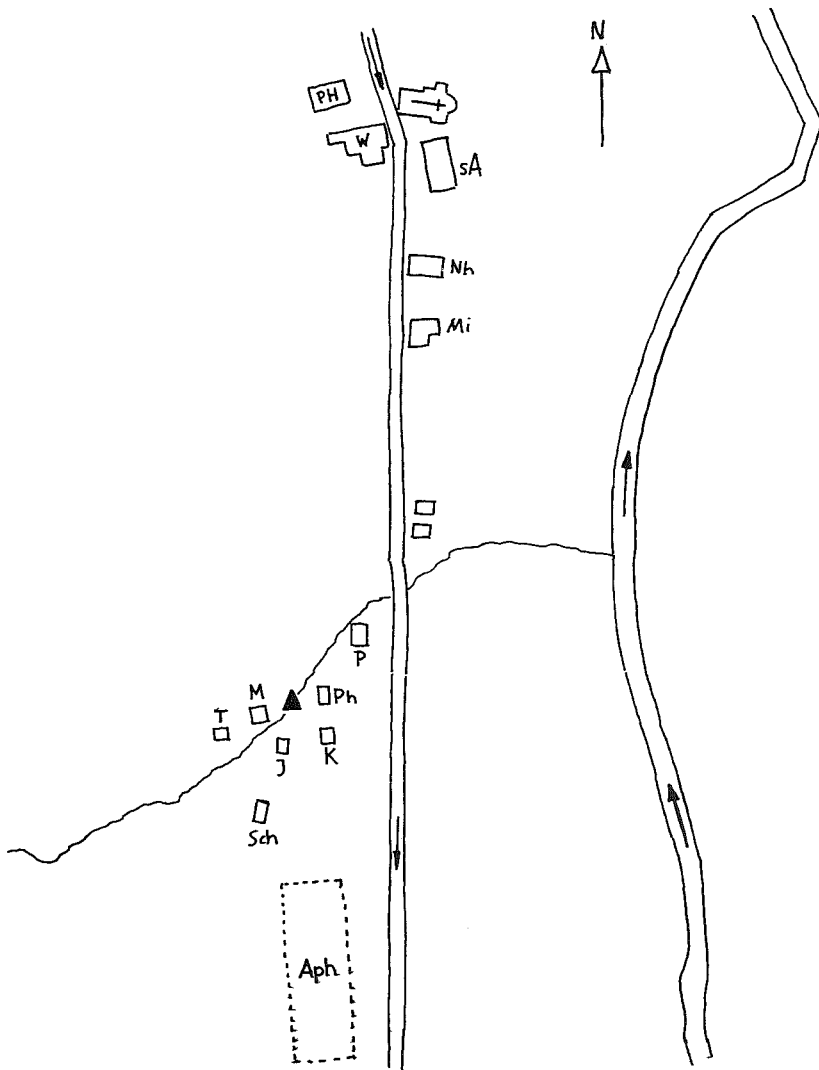


Abb. 3: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Fundgebiet. Im Norden die Pfarrkirche. PH = Pfarrhof, W = Gasthof Wagstätt, sA = Gasthof „Schwarzer Adler“, Nh = Neuhaus, Mi = Kaufhaus Mitterer. Links der Straße: P = Pletzer, Ph = Posthäusl, M = Markl/Alpenflora, T = Tischlerhäusl, J = Jägerhäusl, K = Landhaus Krimbacher, Sch = Schweizerhäusl, Aph = Apartmenthäuser. ▲ = Fundstelle, überquert von dem das Abfallmaterial transportierenden Wasserlauf. Rechts der Straße: Jochberger Ache. Umgezeichnet nach Katastermappe.

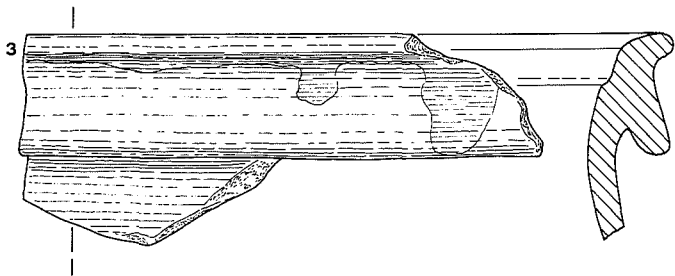
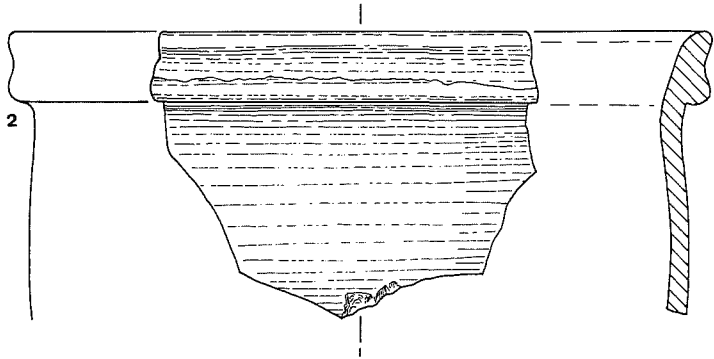
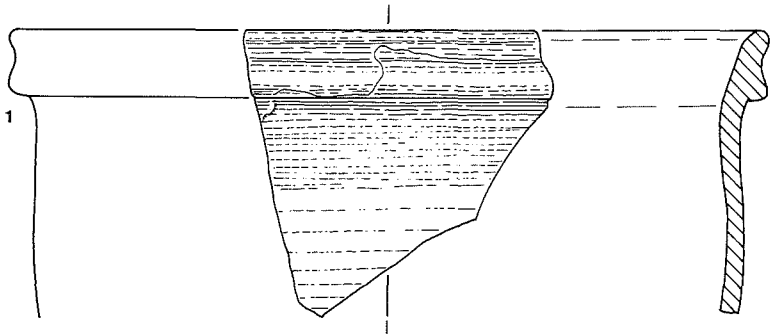


Abb. 4: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 1–3: Randstücke von innen glasierten Kragenrandtöpfen.

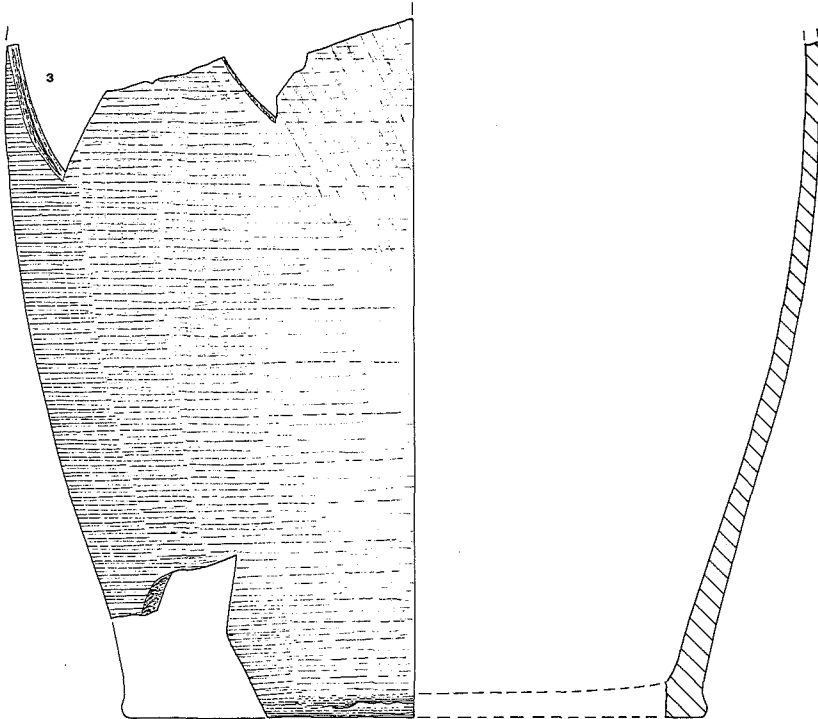


Abb. 5: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 3: Bodenwandstück des großen innen-
glasierten Kragenrandtopfes Nr. 3.

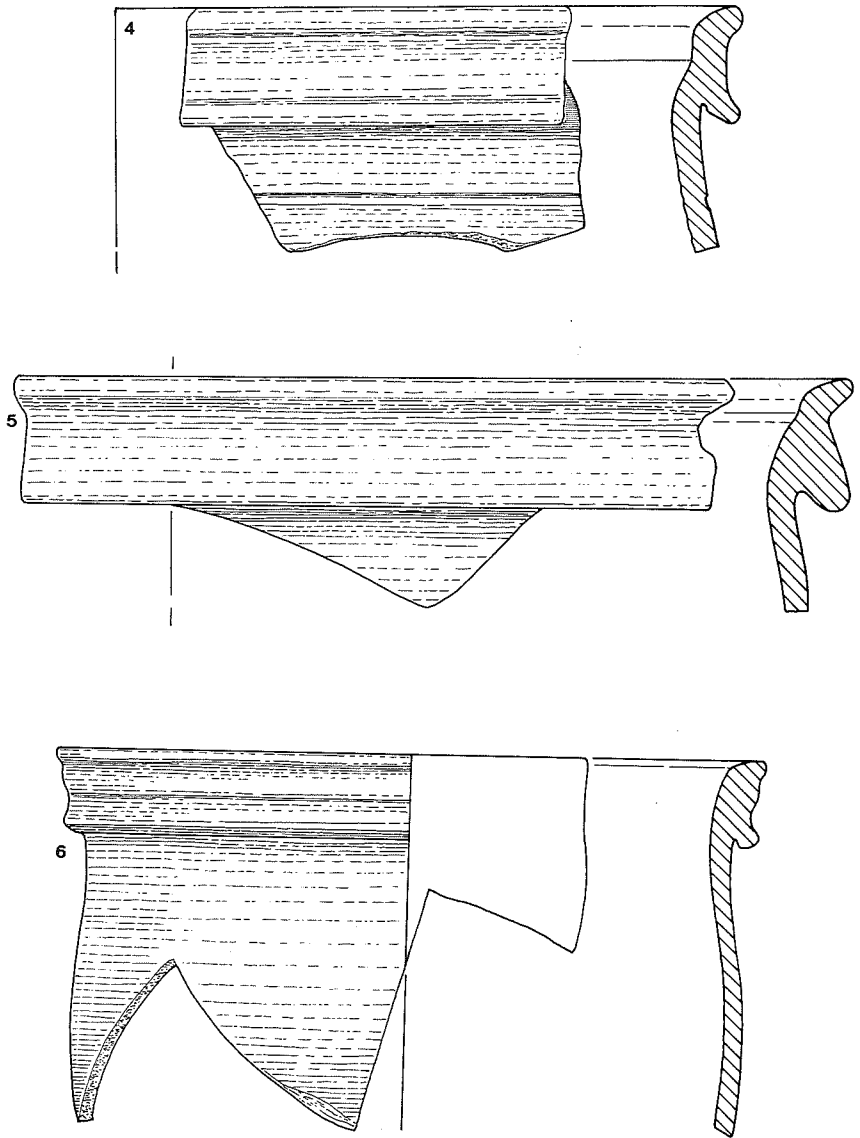


Abb. 6: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 4–6: Randstücke von innen glasierten Kragenrandtöpfen.

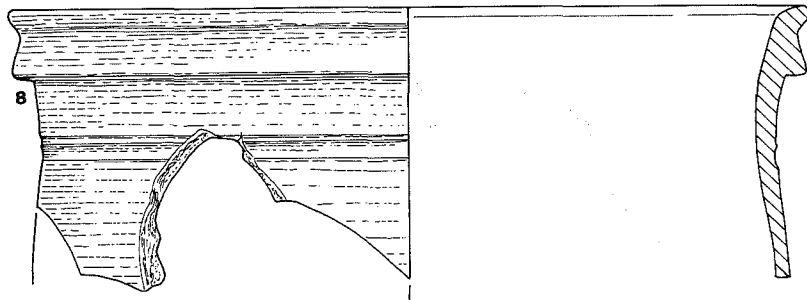
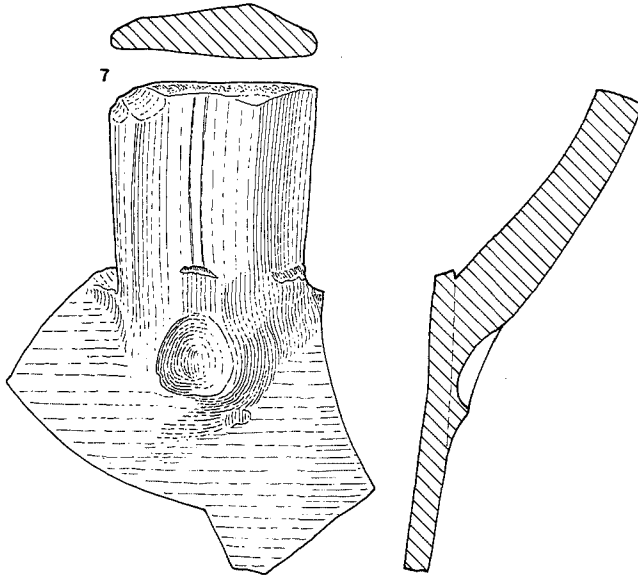


Abb. 7: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 7: Henkelwandstück eines innen glasierten Kragenrandtopfes. 8: Randstück eines beidseitig glasierten Kragenrandtopfes.

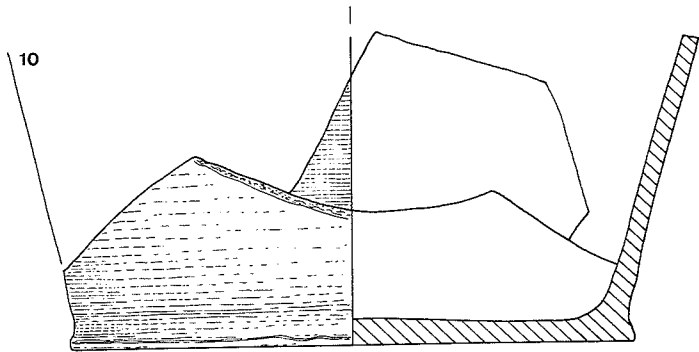
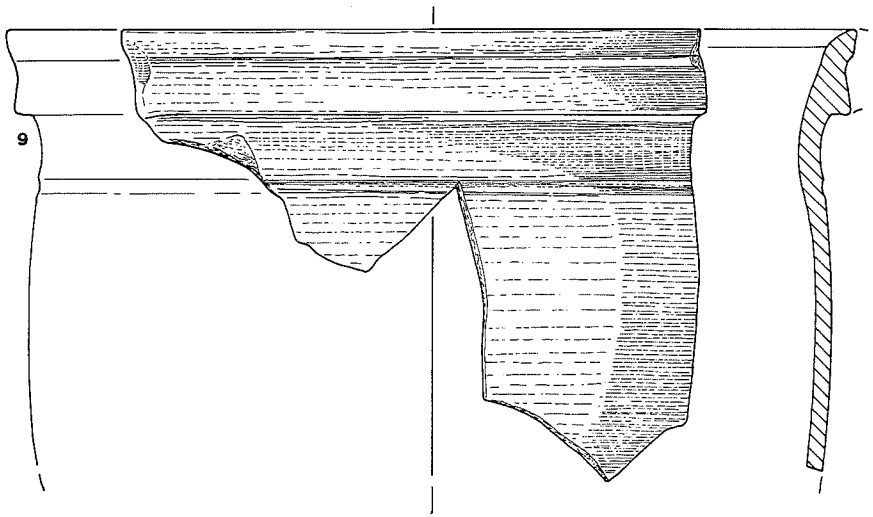


Abb. 8: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 9: Randstück eines beidseitig glasierten Kragenrandtopfes. 10: Bodenwandstück eines beidseitig glasierten Kragenrandtopfes.

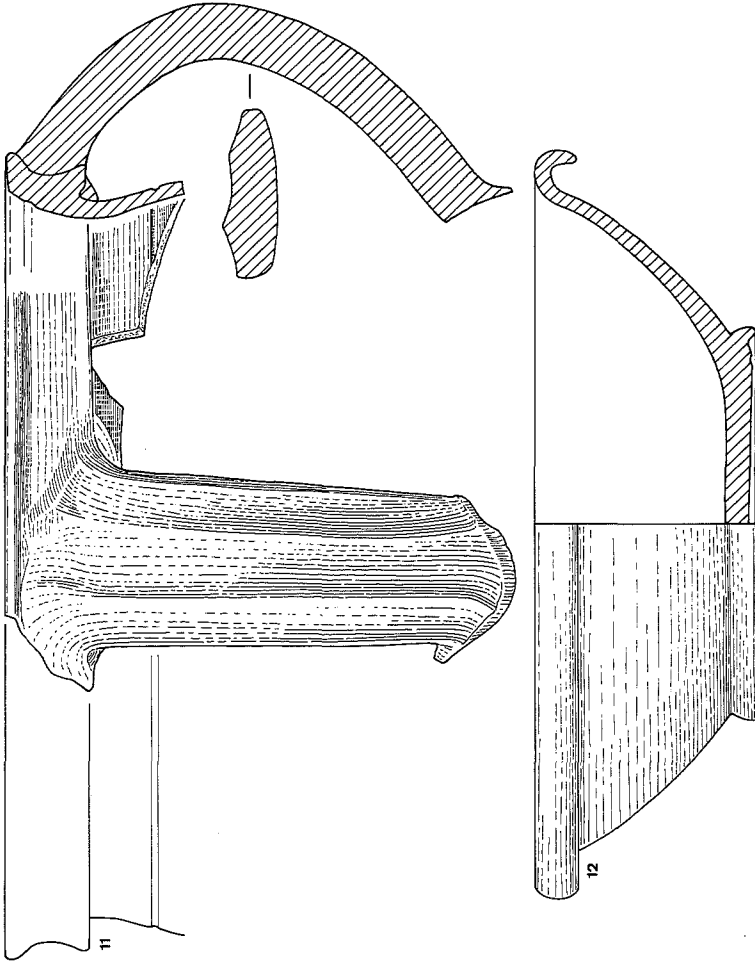


Abb. 9: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 11: Rand-Henkelbruchstück eines sehr großen beidseitig glasierten Kragerandtopfes. 12: Schüssel, Kröninger glasierte Ware.

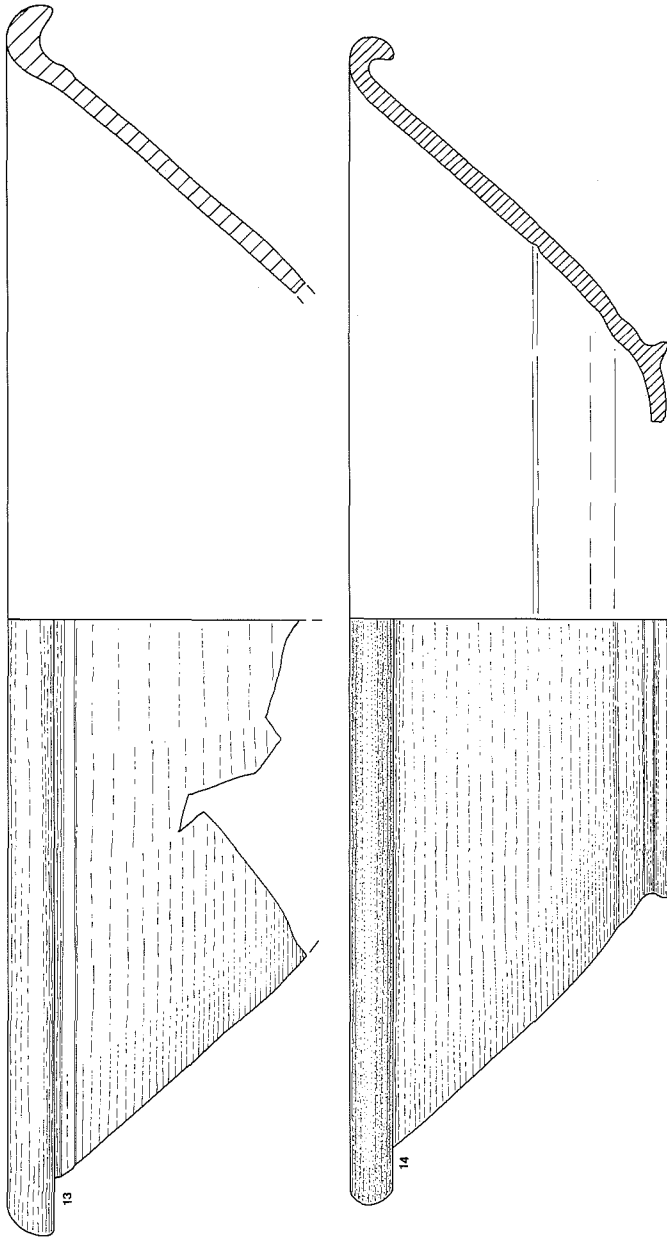


Abb. 10: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 13: Randstück einer großen Schüssel, Kröninger glasierte Ware. 14: Teile einer großen Schüssel, Kröninger glasierte Ware.

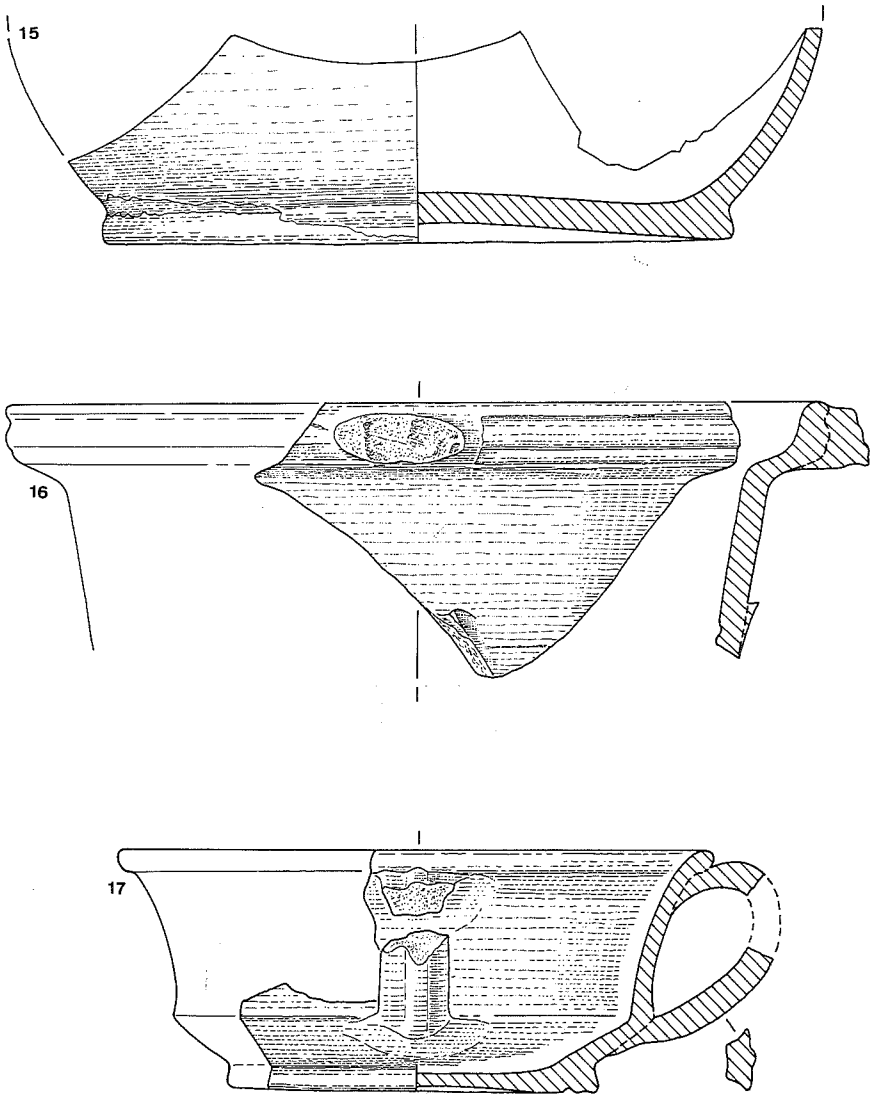


Abb. 11: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 15: Boden eines Topfes, Kröninger glasierte Ware. 16: Randstück eines Henkelgefäßes, Kröninger glasierte Ware. 17: Bruchstück einer Tasse, Kröninger glasierte Ware.

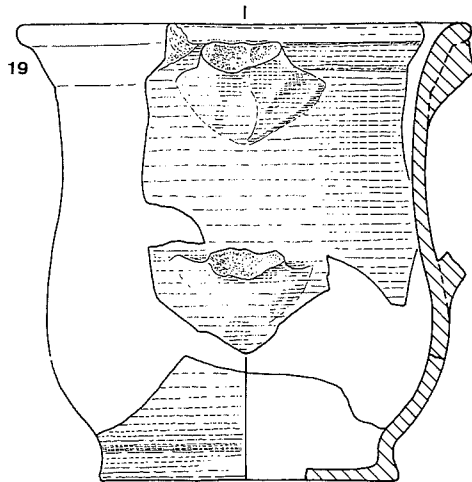
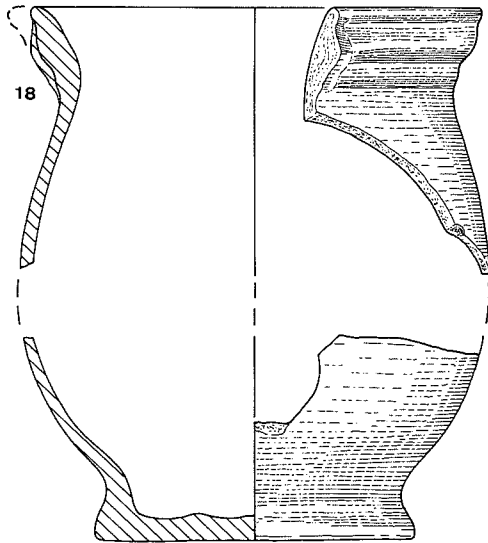


Abb. 12: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 18: Bruchstücke eines Töpfchens, Kröninger glasierte Ware. 19: Bruchstücke einer Tasse, Kröninger glasierte Ware.

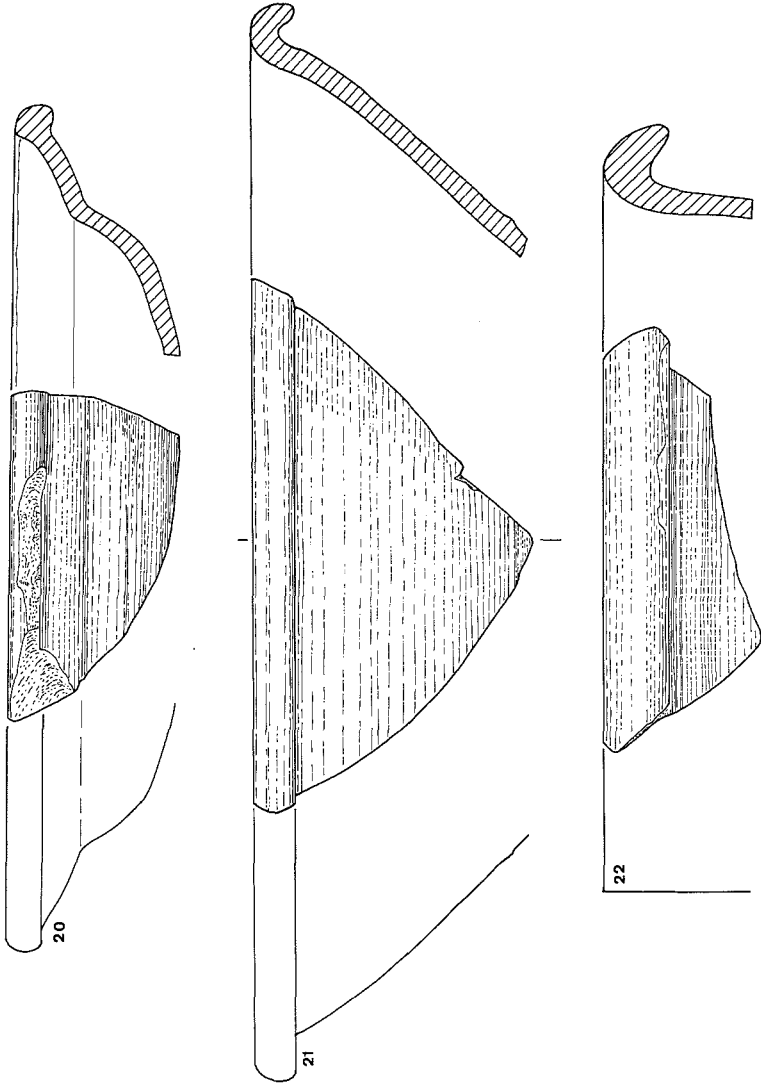
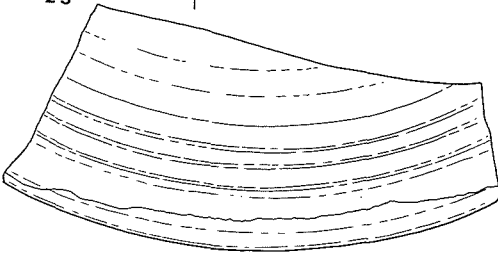


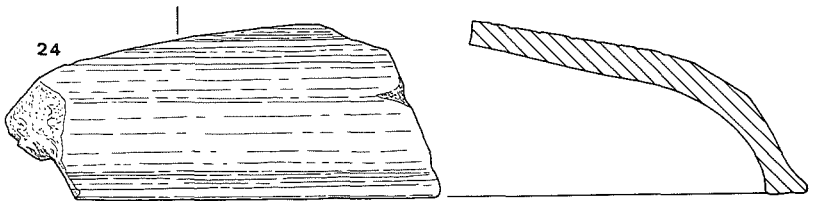
Abb. 13: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 20: Randstück eines Tellers, Kröninger glasierte Ware. 21: Randstück einer Schüssel, Kröninger glasierte Ware. 22: Randstück einer großen Schüssel, Kröninger glasierte Ware.



23



24



25

Abb. 14: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 23 und 24: Randstück von zwei Deckeln, Kröninger glasierte Ware. 25: Randstück eines Westerwälder Steinzeugkruges.

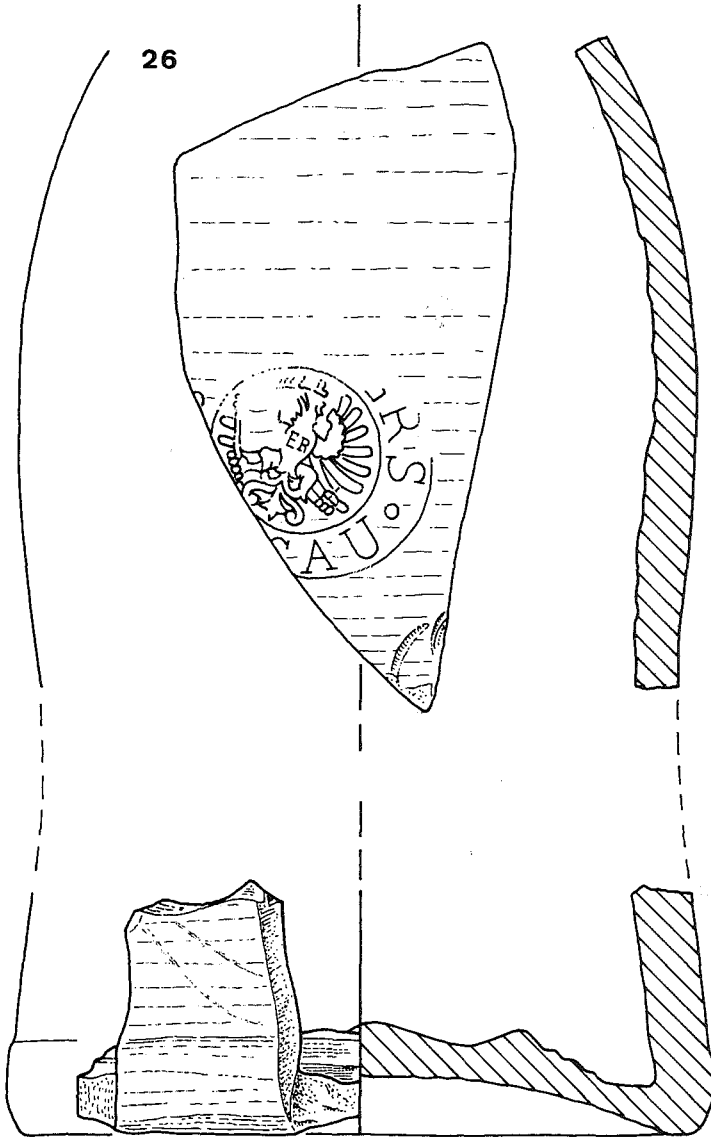
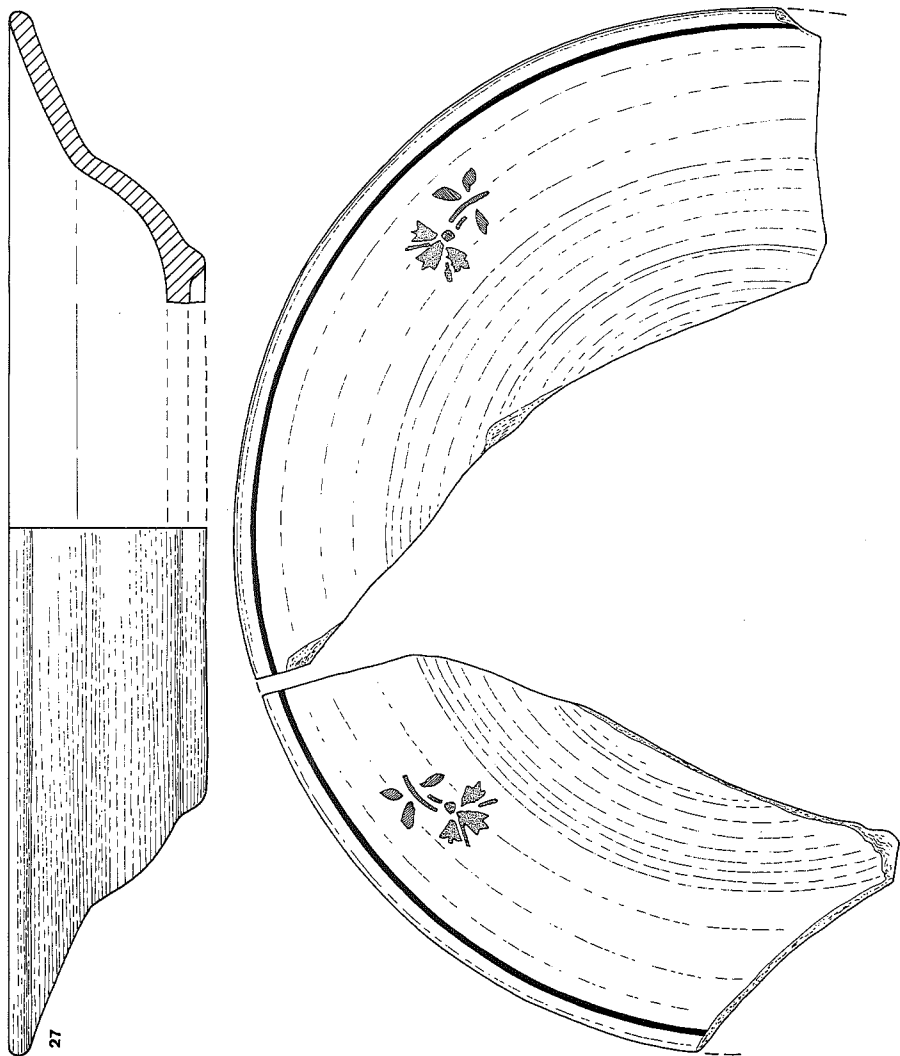


Abb. 15: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 26: Boden-Wandstück einer Seltersflasche.



27

Abb. 16: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 27: Randstück eines großen Tellers, Majolika.

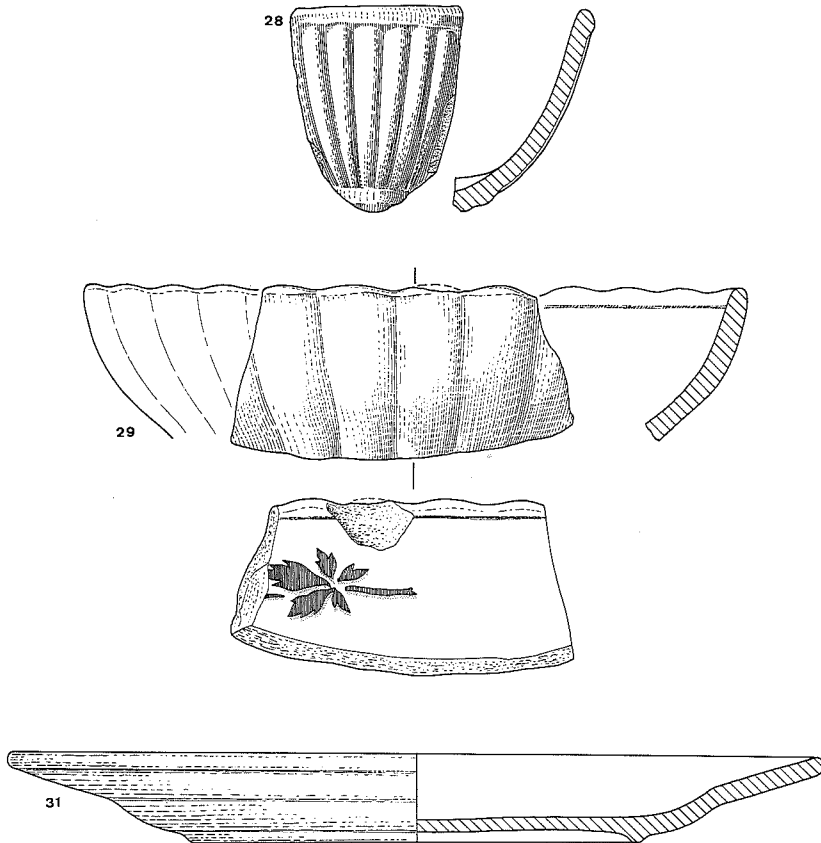


Abb. 17: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 28: Randstück eines kleinen Gefäßes, Majolika. 29: Randstück einer Schüssel, Majolika. 31: Randstück eines flachen Tellers, Majolika.

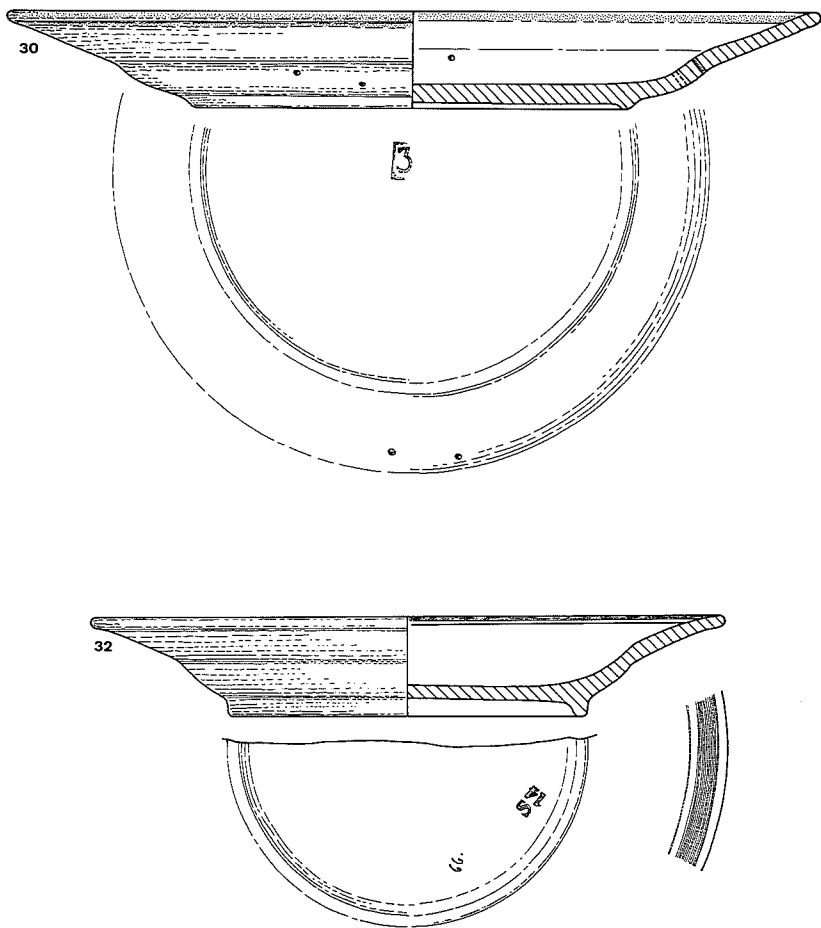


Abb. 18: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 30: Bruchstück eines flachen Tellers, Majolika. — 32: Bruchstücke eines flachen Tellers, Grobporzellan.

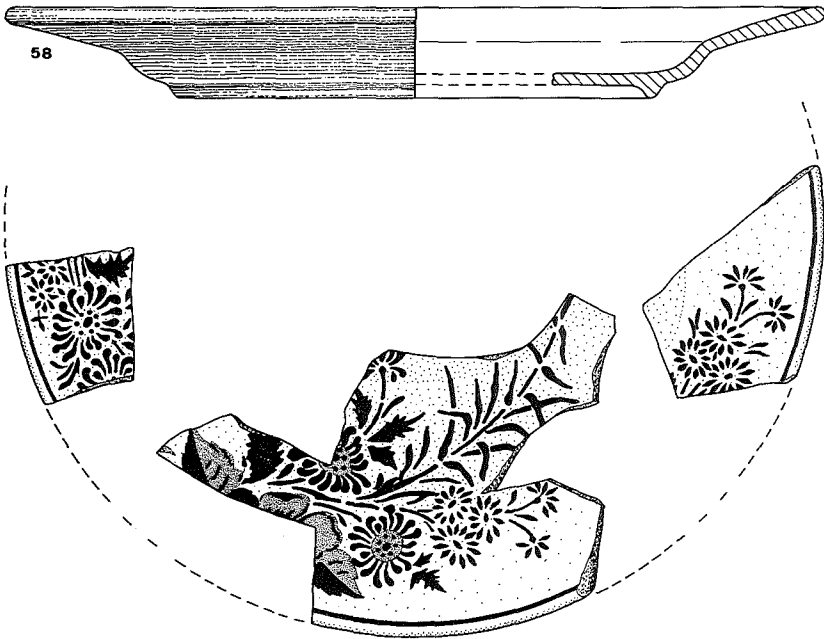


Abb. 19: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 58: Randstück eines flachen Tellers mit Innenverzierung, Majolika.

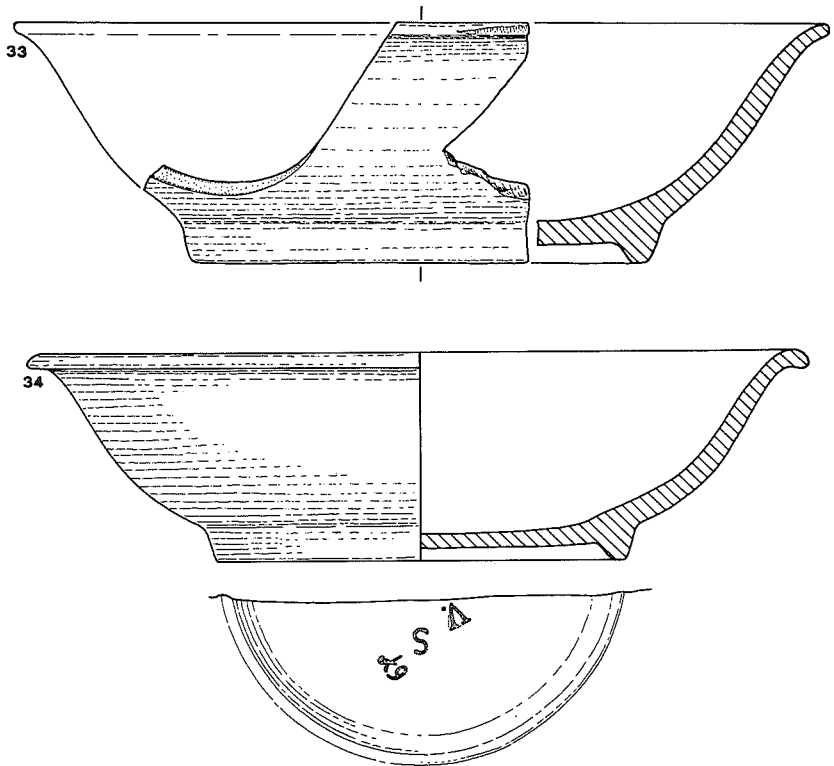


Abb. 20: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 33: Bodenwandstück einer Schüssel, Grobporzellan. 34: Teil einer Kalottenschüssel, Grobporzellan.

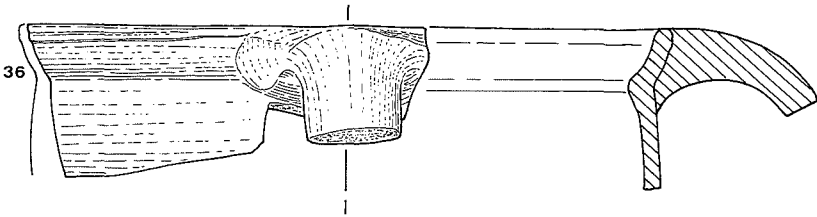
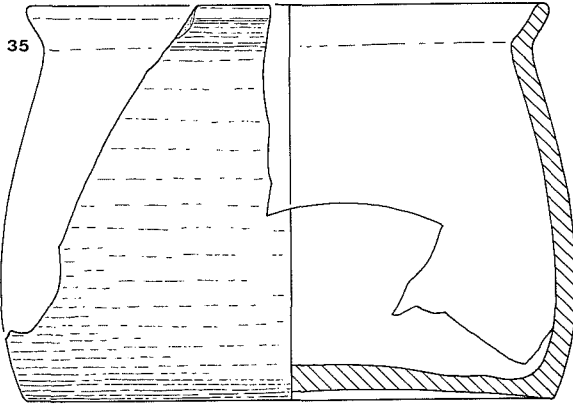


Abb. 21: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 35: Teil eines zylindrischen Topfes, Steinzeug. 36: Bruchstück eines zylindrischen Henkeltopfes, Steinzeug.

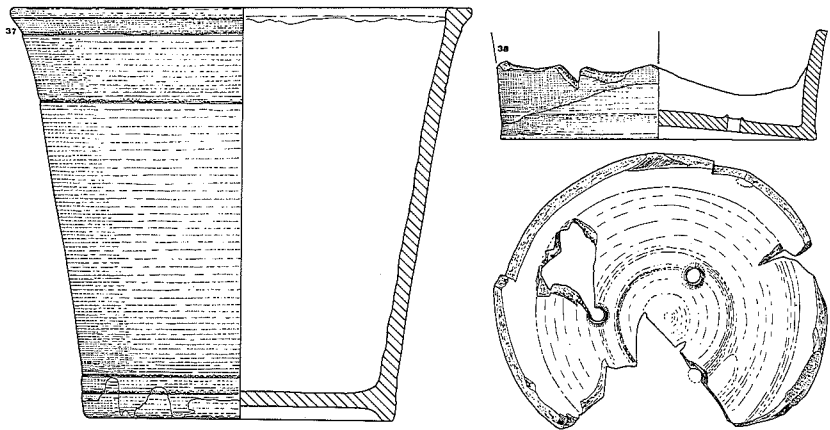


Abb. 22: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 37: Teil eines konischen Blumentopfes, einheimische Rottonware. 38: Bodenwandstück eines Blumentopfes, einheimische Rottonware.

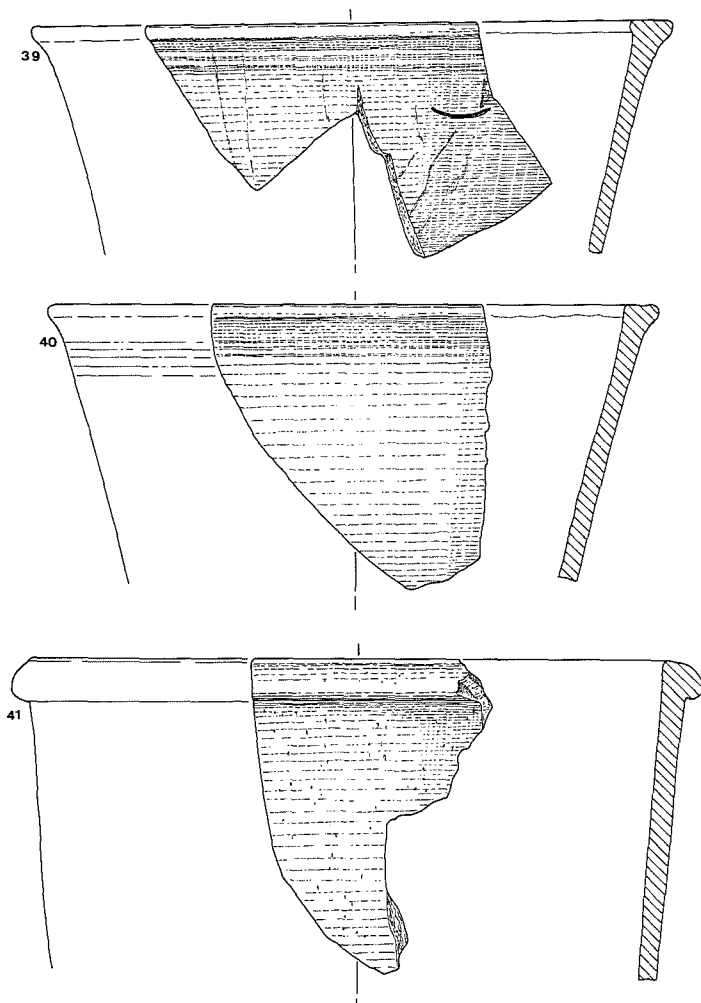


Abb. 23: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 39, 40, 41: Randstücke von Blumentöpfen, einheimische Rottonware.

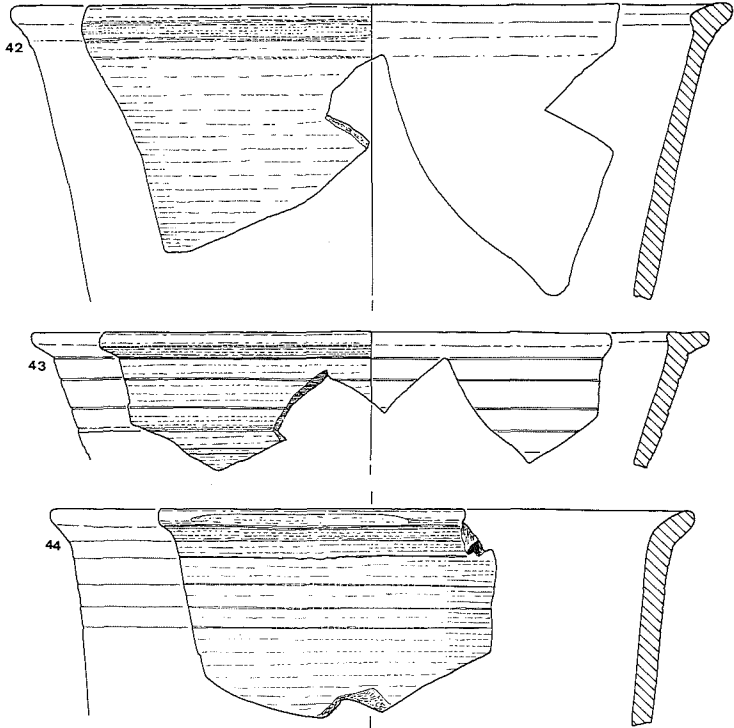


Abb. 24: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 42, 43, 44: Randstücke von Blumentöpfen, einheimische Rottonware.

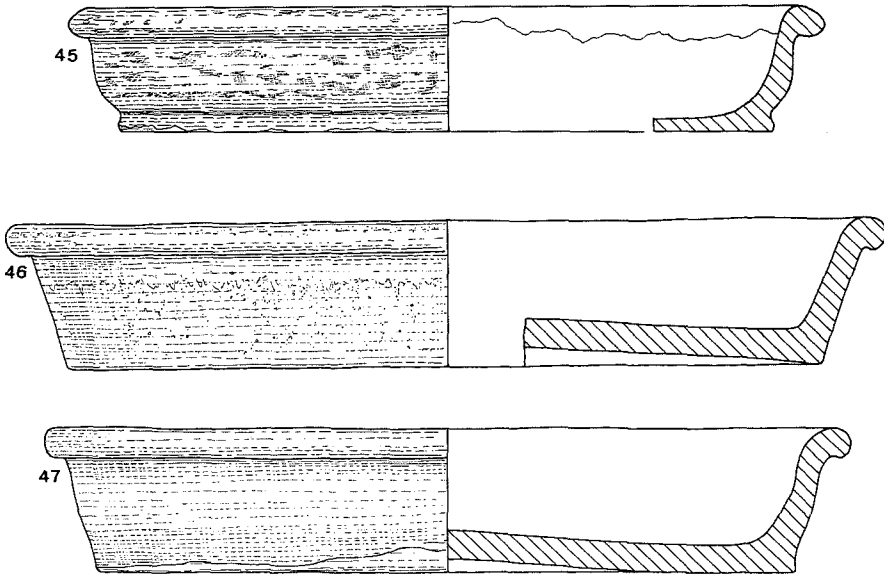


Abb. 25: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 45: Teil eines Blumentopf-Untersatzes, außen glasiert. – 46, 47: Teile von Blumentopf-Untersätzen, einheimische Rottonware.

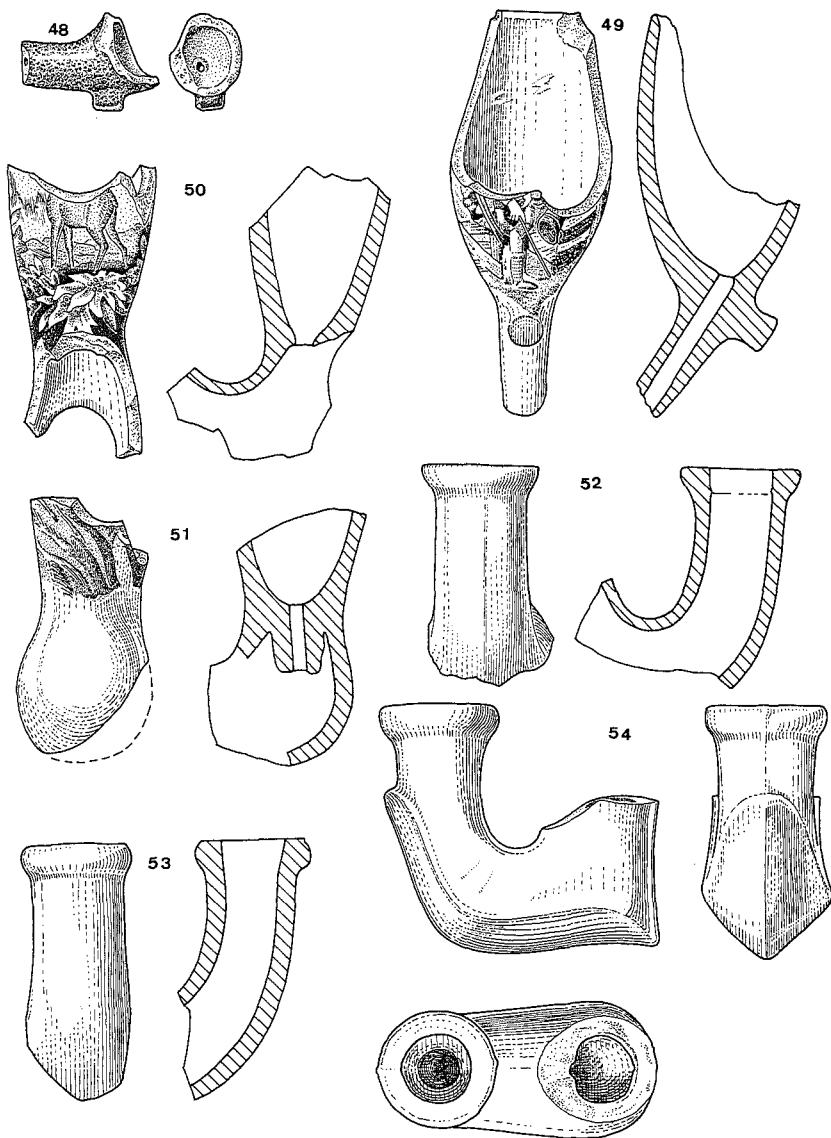


Abb. 26: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 48: Bruchstück einer Tabakspfeife, Kröninger glasierte Ware. 49–54: Bruchstücke von Tabakspfeifen, Halbporzellan.

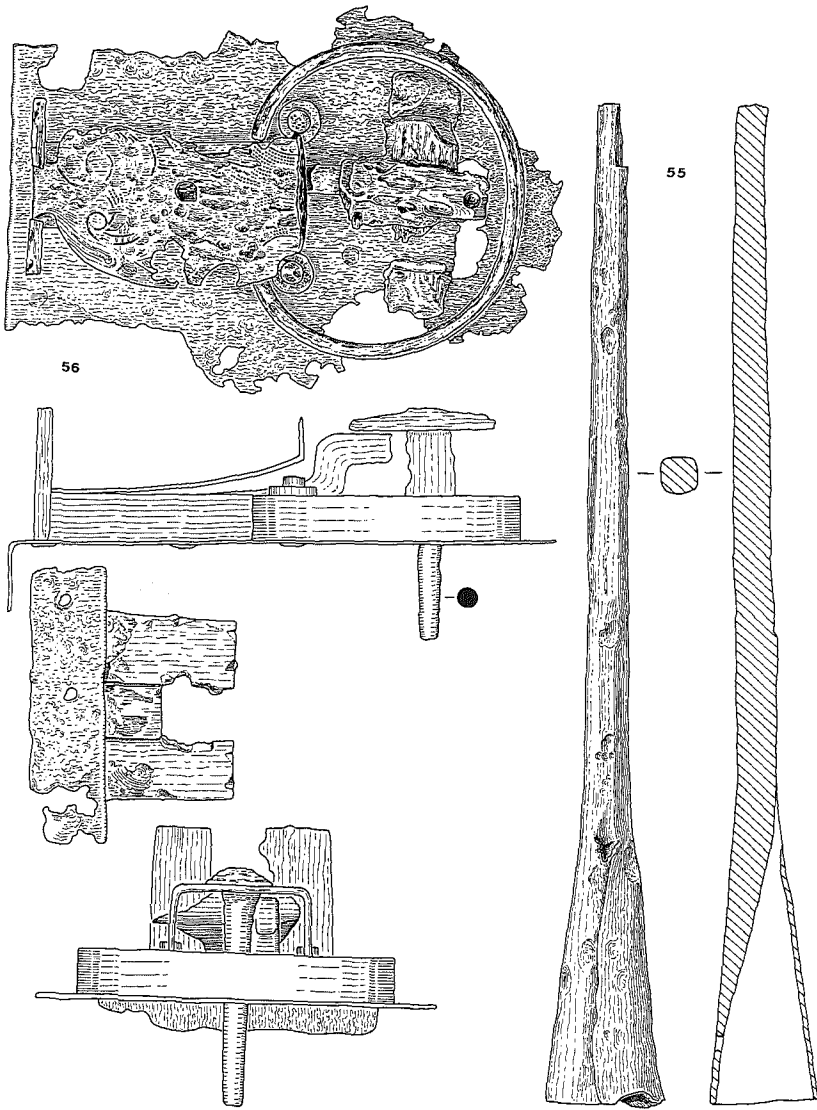


Abb. 27: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 55: Eisenspieß. 56: Eisen-Türschloß.

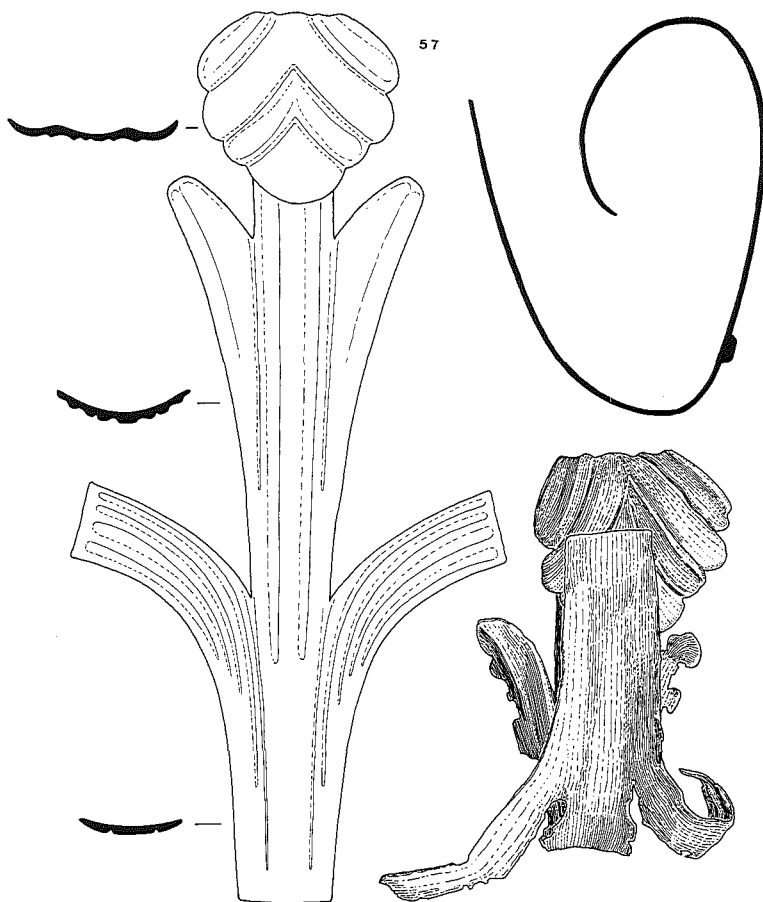


Abb. 28: Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 57: Eisen-Türbeschlagstück.



(Aufnahme: Lebrecht Köpke)

Richard Reith

An Richard Beitl †

Von Leopold Schmidt †

Gerade zur gleichen Zeit, da eine neue Auflage des Romanes „Angelika“ erschienen ist, widmet Ihnen, sehr verehrter Herr Kollege Beitl, der Verein für Volkskunde in Wien diese Sammlung von Aufsätzen zu Ihrem 80. Geburtstag*). Wir erinnern mit Absicht an Ihren ersten großen Roman. Hat er doch nicht nur Sie als Autor berühmt gemacht, sondern auch Ihre Heimatlandschaft in die Literatur eingeführt, da er nicht nur als „Roman aus dem Montafon“ bezeichnet war und auch in der Neuausgabe nach vierzig Jahren wieder so bezeichnet sein wird, womit diese Hochalpenlandschaft mit ihren Menschen so dargestellt erscheint, wie dies eigentlich für jede bezeichnende Einzellandschaft irgendeinmal in einer glücklichen Stunde geschieht. Die Verbundenheit mit der Einzellandschaft, dem Montafon, war durch Ihre familiäre Bindung mit Schruns gegeben. Die glückliche Stunde, die Möglichkeit der Erfassung der Montafoner Men-

*) Vorbemerkung: Leopold Schmidt hatte im Jahre 1980 als seinerzeitiger Präsident des Vereins für Volkskunde angeregt, Richard Beitl anlässlich der Vollendung seines 80. Geburtstages mit einer kleinen Festschrift in der „Raabser Märchen-Reihe“ des Österreichischen Museums für Volkskunde zu ehren. Auf seine Bitte hin hatten mehrere Fachkollegen Beiträge geschrieben und abgeliefert. Als Herausgeber hatte Leopold Schmidt das Buchmanuskript druckfertig gemacht. Allein zwingende wirtschaftliche Umstände haben das rasche Erscheinen dieser geplanten Veröffentlichung verzögert. Inzwischen ist die Herstellung von Sonderveröffentlichungen noch schwieriger geworden, weshalb der Vereinsvorstand entschieden hat, in einem erweiterten Heft seiner Zeitschrift, das dem Gedenken an Richard Beitl, der am 29. März 1982 in seiner Heimat Schruns im Montafon im 82. Lebensjahr gestorben ist, gewidmet sein soll, die meisten der ursprünglich für die Festschrift eingesandten Beiträge zu veröffentlichen. Leopold Schmidt hatte seinerzeit auch eine Würdigung Richard Beitls geschrieben, die hier unverändert zum Abdruck gelangt. Die wissenschaftlichen Gaben von Freunden und Kollegen und der darin eingeschlossene Dank erreichen Richard Beitl nicht mehr hier, und auch Leopold Schmidt hatte das Erscheinen dieser Festgabe, die jetzt nur noch ein Erinnerung sein kann, schmerzlich herbeigewünscht. Das Amt der Vorarlberger Landesregierung hat durch eine namhafte Sonderdotations die Drucklegung dieses umfangreichen Zeitschriftenheftes dankenswerterweise ermöglicht. Klaus Beitl.

schen, ihres Volkslebens, war aber durch Ihr Fach gegeben: Der eigentlich als Germanist, als Literaturhistoriker ausgebildete Fachmann Beitzl hatte sich schon in jungen Jahren der Volkskunde zugewendet, und bevor noch 1929 seine Dissertation „Goethes Bild der Landschaft“ erschien, hatte er schon am „Atlas der deutschen Volkskunde“ zu arbeiten begonnen und 1928 das Protokoll der Gründungssitzung geschrieben.

Das sind nur zwei Ströme, die ganz offenbar das Schiff Ihres Lebens zu treiben begonnen haben. In Wirklichkeit mögen es viel mehr gewesen sein: Das Elternhaus mit seiner Heimatverbundenheit; das Studium an der Stella Matutina in Feldkirch; die Eindrücke der Jugendbewegung in den späten zwanziger Jahren, damit verbunden die Freude am Laienspiel, dem von 1927 an schon einige Veröffentlichungen gelten sollten; 1929 erwuchs daraus ein ganzes „Taschenbuch für Laienspieler“, eine Bewegung, die man kultur- und geistesgeschichtlich vermutlich erst später anerkennen wird, obwohl sie für alle, die damals damit zu tun hatten, von ganz wesenhafter und wesensmäßiger Bedeutung war. Beinahe könnte man meinen, Sie hätten bei Tag im „Atlas“ gefront, in Berlin, wo sich zu manchen anderen später wichtig gewordenen Mitarbeitern gelegentlich auch Richard Weiß aus der Schweiz einstellte, und des Abends am Laienspiel, wohl auch an dem kommenden Roman gearbeitet. Die Arbeiten am Atlas lassen sich anhand Ihrer Bibliographie leicht verfolgen. Was sie Ihnen menschlich, persönlich bedeutet haben mögen, klingt nur ab und zu durch: Die Freude an der Sage, an den „Mythischen Gestalten“ einerseits, und die starke Beziehung zu den Figuren der kindlichen Phantasiewelt, die „Kinderschrecke“ und Verwandtes, gelegentlich von Ihnen direkt als „Mythologie des Kindes“ bezeichnet, und das noch dazu im Titel Ihrer leider unveröffentlicht gebliebenen Berliner Habilitationsschrift. Da haben vielleicht die in Berlin heranwachsenden eigenen Kinder doch auch eine Rolle gespielt.

Sie haben mit Ihrer Frau und Ihren Kindern gern am Rande von Berlin gelebt, immer auch dem Drang nach dem eigenen Haus, genauso wie in Schruns, verhaftet. Das gab viel Anregung, man merkt es noch an manchen späteren Arbeiten, ließ immer auch ein Verhältnis zur Berliner, zur Märkischen Wahlheimat zu – man denke an Studien wie jene zum Heimat- und Trachtenfest Berlin-Steglitz, Lichterfelde, Lankwitz von 1935 –, führte aber offenbar auch zur Auseinandersetzung mit der eigentlichen

Großstadt: Auch Sie konnten sich dem nun einmal gegebenen Spannungsverhältnis zwischen Stadtrand und Stadtkern nicht entziehen, konnten nicht nur über Laientheater und Puppenspiel, wie sie am ehesten noch am Stadtrand leben mochten, schreiben, sondern mußten mit Brauch und Glauben der Menschen im eigentlichsten Berlin sich auseinandersetzen. Es ist mir, verehrter Herr Kollege, ganz stark ins Gedächtnis eingegraben, daß wir 1933 Ihren Sammelband „Deutsches Volkstum der Gegenwart“ bekamen und sich darin ein Beitrag „Volksglaube der Großstadt“ fand; es mag Ihnen erinnerlich sein, daß damals Adolf Spamer nach Berlin kam und ein Preisausschreiben des Stubenrauch-Verlages in die Wege leitete, dessen Arbeiten sich auf die Volkskunde der Stadt beziehen sollten, und daß ich mich daraufhin mit meinen seit jungen Jahren schon überlegten Gedanken zu einer „Wiener Volkskunde“ zu Worte meldete. Ich habe also damals gerade diese Ihre sehr persönliche Abhandlung „Volksglaube der Großstadt“ mit großem Interesse gelesen, habe auch Ihre durchklingende Abneigung gegen so manche großstädtische Schwellenerscheinung zur Kenntnis genommen. Noch viele Jahre später habe ich das in meiner Untersuchung zur „Zuckertüte zum Schulbeginn“ durchklingen lassen; eine sonderbare Form des literarischen Dankes vielleicht, aber doch eine einigermaßen mögliche.

Ihr Fleiß, Ihre Bemühtheit, die Volkskunde, die nun einmal mit dem „Atlas“ doch sehr kräftig ins Licht der Öffentlichkeit getreten war, ließ Sie rasch hintereinander eine Reihe von Werken schaffen, welche dieser größeren, allgemeineren Kenntnis des Faches dienen sollte. Schon 1933 wagten Sie sich an eine Gesamtdarstellung „Deutsche Volkskunde“, die 1938 noch einmal aufgelegt werden sollte und so manchen Studierenden in das Fach eingeführt haben dürfte. Den eigentlichen Fachkollegen haben Sie damit nicht nur Freude bereitet. Wer außerhalb Ihrer Berliner Zusammenhänge stand, fand sich damit nicht sogleich zurecht und versuchte sich mit kritischen Stellungnahmen. Im ganzen haben sich wohl manche Fachgenossen eher als Neidgenossen erwiesen, was freilich immer wieder einmal vorkommt. Aber wenn man sich heute manche der Rezensionen und Literaturübersichten von damals noch einmal vornimmt, dann erschrickt man doch geradezu über die Gehässigkeit, die sich offenbar im Zuge der raschen Politisierung auch der Wissenschaft, auch unseres Faches, kundtun konnte.

Sie waren gerade in jener Mitte der dreißiger Jahre mit einem Unternehmen beschäftigt, das diesen Unmut womöglich in noch

stärkerem Ausmaß wachrufen und lange Zeit wacherhalten sollte. Sie planten nämlich zusammen mit Oswald A. Erich vom Museum für deutsche Volkskunde in Berlin und einigen wenigen anderen Fachkollegen, ebenfalls vom Museum, etwas für unser Fach völlig Neues, nämlich Ihr „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“, 1936 zuerst erschienen und als ein Band der „Krönerschen Taschenausgaben“ von vornherein zu weiter Verbreitung bestimmt. Es war ein Wagnis, dieses Fach, das sich im ganzen wie in seinen Einzelteilen so schlecht darstellen ließ und läßt, in wenn auch sehr vielen und fundierten Artikeln eines Fachwörterbuches darstellen zu wollen. Vermutlich haben Sie das gewußt, und Ihre Mitarbeiter, die sich auf den Gebieten der bildenden Volkskunst etwas leichter getan haben mögen, haben es Ihnen wohl auch gesagt. Beim Erscheinen des Wörterbuches waren so manche Fachkollegen, die selbst nie ein solches arbeitsaufwendiges Unternehmen gewagt hätten, recht verbittert. Jeder suchte nach seinen Spezialitäten, suchte nach der Vertretung seiner Heimatlandschaften, und war begreiflicherweise nicht immer befriedigt. Aber für die große Masse der Benutzer, nicht zuletzt der Studenten, war es doch sogleich ein gutes, ein nützliches Buch, und das ist es all die Jahre hindurch auch geblieben. Sie konnten 1955, schon nach dem Tode Erichs, eine ganz selbst verantwortete 2. Auflage herausbringen, in die Sie sehr viel an Nachkriegsliteratur schon eintragen konnten. Aber die Rezensenten suchten viel lieber Spuren der ersten Auflage, die ja ihr Erscheinungsjahr 1936 selbstverständlich nicht ganz hatte verleugnen können, und fanden noch immer so manchen Stein des Anstoßes. Außerdem kränkten sich manche merkwürdig empfindsame Seelen, daß Sie in manchen Artikeln auch einfach Ihre persönliche Meinung hingeschrieben hatten.

Und keiner von den Rezensenten dieser Art bedachte offenbar, daß zwischen 1936 und 1955 eine lange Frist, ein ganzer langer Krieg und eine volle bittere Nachkriegszeit lag. Keiner versuchte, Ihren Spuren auf dem Felde der Forschung in jenen Jahrzehnten zu folgen, obwohl er dort doch die beiden wichtigen Bände zur Sagensammlung in Vorarlberg hätte finden können, nämlich „Die Sagen Vorarlbergs“, also die Neuauflage der Sammlung von Vonbun von 1950 und den „Sagenwald“ von 1953. Von den vielen anderen Beiträgen zur Volkskunde des Montafon sei hier ganz abgesehen, man kann sie ja alle noch einmal nachlesen, ob es sich um den „Mittwinterbrauch“ in der Festschrift für

Gustav Gugitz 1954 oder um den „Volksglauben am Bartholomäberg“ von 1958, um das „Montafoner Heimatmuseum“ von 1959 oder um „Dämonisches und Heiliges in Vorarlberger Volkssagen“ von 1963 handelt. Die Serie ließe sich lange fortsetzen, Sie haben es immer wieder der Mühe wert gefunden, auch in Heimatzeitschriften und Heimatkalendern zu veröffentlichen, und so vieles für die Verankerung der Volkskunde in weiten Kreisen zu tun.

Die vielen kleinen Vorarbeiten haben sicherlich auch dazu beigetragen, daß Sie sich dann noch einmal die Mühe einer Neuauflage des „Wörterbuches“ machten. 1974 ist der nunmehr schon über 1000 Seiten starke Band erschienen, und zwar schon in Zusammenarbeit mit Ihrem Sohn Klaus Beitzl, der sich mittlerweile längst vor allem auf dem Gebiet der religiösen Volkskunde einen Namen gemacht hatte. Nun endlich begann die Anerkennung der Fachkollegen zu überwiegen, eine jüngere Generation bekannte, wenn auch sicherlich manche widerwillig, daß dieses Wörterbuch in seiner Art eigentlich ein Werk sei, dem man Vergleichbares kaum an die Seite stellen konnte: Kein Bearbeiter irgendeines Themas, von der Seminar- bis zur Habilitationsarbeit, kommt ohne einen ersten Blick in „den Beitzl“ aus, und seine immer wieder ergänzten und vervollständigten Literaturangaben haben vermutlich so manchen Benutzer erst dazu erzogen, selbst die Literatur zur Hand zu nehmen, die ja auch der bemühteste Wörterbuchverfasser ihm nicht ganz vorkauen kann und soll. Am liebsten möchte man im Sinne früherer Zeiten sagen: Der Dank des Faches, verehrter Herr Kollege Beitzl, der ist Ihnen sicher. Wir haben vom Verein für Volkskunde in Wien aus einmal die Gelegenheit wahrgenommen und Ihnen 1974 die einzige Auszeichnung dieser Art, die es in der Volkskunde, zumal in der österreichischen Volkskunde, gibt, verliehen, nämlich die Michael-Haberlandt-Medaille. Wir wissen, daß ein Lebenswerk wie das Ihre seinen Lohn in sich trägt und keiner äußerlichen Auszeichnung bedarf. Aber wenn es eine solche Möglichkeit einer Andeutung der öffentlichen Anerkennung gibt, dann muß man doch davon Gebrauch machen.

In diesem Sinn haben wir nun auch einige Abhandlungen zusammengetragen, die sich vielleicht als Beiträge zur Festschrift für Sie eignen mögen. Ein bunter Strauß von Beiträgen gewiß, und die einzelnen Blumen auf den verschiedensten Feldern unseres Faches gewachsen. Gerade deshalb könnten Sie Ihnen aber vielleicht willkommen sein.

Lebenslauf von Richard Beitzl

Verfaßt von Richard Beitzl (1952)
mit Nachträgen von Klaus Beitzl

14. Mai 1900 geboren in Schruns im Montafon. Der Großvater war Forstwart des Stiftes Admont (Steiermark). Der Vater, Josef Beitzl, geboren in Gstatt, erlernte nach verschiedenen anderen Lehren das Scheiderhandwerk und kam als wandernder Handwerksmann ins Montafon, wo ihn die Schönheit der Bergwelt zum Bleiben bewog. Er darf als einer der Pioniere des Bergsteigens und des alpinen Schilaufrs im Montafon bezeichnet werden. Schon früh stellte er sein Geschäft auf die Herstellung und den Export von „Tiroler Wettermänteln“ um. Meine Mutter, Katharina Beitzl, geb. Erlacher, stammte vom „Reitererhof“ auf dem Tulfeserberg über Hall in Tirol, der noch heute in der alten Form besteht und von Verwandten bewirtschaftet wird.

Bis 1912 besuchte ich die Volksschule in Schruns. Meine Lehrer waren vor allem Johann Wiederin und Gottfried Heinzle. Obwohl ich nicht das besaß, was man eine glückliche Jugend nennt, denke ich gerne an diese Zeit.

1912–1920 war ich Zögling des Jesuitenkollegs Stella Matutina in Feldkirch. Schulleiter Johann Wiederin hatte meinem Vater empfohlen, mich studieren zu lassen. In der Stella hatte ich lauter glückliche Jahre. Ich spielte 1. Flügelhorn im Blech, sang Bariton im Chor der Kirche, erhielt Rollen im Theater, zuletzt den Caesar in Shakespeares Drama, war mit dem Schweizer von Stockalper zusammen durch Jahre Obmann der Akademie (Sonntags-

sitzungen zur Übung der freien Rede), ebensolange Führer einer Spielmannschaft in Hockey und Fußball, ein Jahr lang sogar Kongregationspräfekt und in den letzten Jahren Sprecher der Zöglinge bei offiziellen Anlässen. Mein Maturazeugnis hatte (nach einem milden Maßstab) das Prädikat „Mit Auszeichnung“.

1920/21 Studium an der Wiener Universität: Germanistik, Sprachen, Kunstgeschichte, Völkerkunde und andere philosophische Fächer. Als Lehrer galten mir Brecht (Deutsche Literatur) und Dwořák (Kunstgeschichte) am meisten. Die eindrucksvollsten Begegnungen in diesem Jahr waren: Dr. Carl Sonnenschein, Rabindranath Tagore und Prof. Dr. Uhde aus Graz. Ich habe den Stephansdom, die Stadt Wien und ihre Landschaft und besonders das Theater lieben gelernt. Gedichte schrieb ich weniger als in der Stella; das Tagebuch führte ich weiter. Dazu kamen Versuche in erzählender Prosa. – Erfahrungen mit Verbindungen verleiteten mir die Stadt. Ich war durch typische Keilerei an eine „exklusive“ geraten, gegen deren innere Leere und Aufgeblasenheit ich zu revolutionieren begann. Ich war froh, nach einem höchst grotesken Prozeß die Sache los zu sein. Darauf suchte ich auf der Landkarte die andere deutsche Großstadt: Berlin.

1921–1944 blieb ich in Berlin und habe es nie bereut. Ich belegte Germanistik (Sprache und alte Literaturgeschichte bei Roethe und Neckel, Neue Literaturgeschichte bei Petersen, Sprache, alte Dichtung und Volkskunde bei Arthur Hübner), Philosophie (bei Troeltsch und Spranger), Kunstgeschichte (bei Hildebrand und Goldschmidt), Anglistik (bei Brandl). Am meisten gaben mir als Lehrer Spranger und Hübner. Letzterer hat mich dann auch habilitiert.

1927 promovierte ich mit der Arbeit „Goethes Bild der Landschaft“, die das Prädikat „valde laudabile“ erhielt. Mein „Doktorvater“ war Julius Petersen. Obwohl mir dieser gütige Lehrer eine Stelle als Assistent anbot, wollte ich von Germanistik nichts mehr wissen, sondern bewarb mich als Jugendpfleger in der Sozialfürsorge und dann als Mitarbeiter im Bühnenvolksbund. Ich war Jahre hindurch einer der vielen Helfer von Dr. Carl Sonnenschein gewesen und strebte nach einem Leben in seinem Sinne. Irgendwie tut es mir heute noch leid, daß ich nicht den Aufschwung fand, mich seinem Dienste ganz zu widmen. Die Verbindung blieb aber immer aufrecht. Dr. Sonnenschein hat in

Konflikten mit meinem Vater eingegriffen, die Konversion meiner Verlobten angebahnt und unsere Trauung vollzogen. – In den Berliner Studienjahren lernte ich viele bedeutende Persönlichkeiten und die Stadt selbst gründlich kennen, dank der gesunden Wanderlust meiner Freundin Dorothea auch die Mark Brandenburg. Ferienfahrten führten mich durch Nord-, Mittel- und Süddeutschland. Meine „Lieblingsbeschäftigung“ blieben Dichtung, Theater und das Tagebuch. Mit Freunden gemeinsam pflegte ich Gedicht und Prosa. Hin und wieder gab es einen „Autorenabend“ bei Sonnenschein, bei den Germanisten oder ganz öffentlich in einem kleinen Saal, meist gemeinsam mit Bruno Sasowski und Günther Birkenfeld.

1927 trat ich für ein Jahr beim Bühnenvolksbund und seinem Verlag ein. So wurde ich mit der deutschen Laienspielbewegung bekannt. Mitarbeit in den „Blättern“. Viele neue Eindrücke in der in solcher Lebendigkeit nie wiederholten Ausstellung „Das junge Deutschland“ und beim „Reichsjugendtag“ in Magdeburg. Aber wovon leben und mit was heiraten? Monatsgehalt 100 Mark.

1928. Nachdem Prof. Adolf Helbok bei einem Besuch von meinem Lehrer Arthur Hübner auf meine Sagen aus dem Montafon hingewiesen worden war, erhielt ich vom Museumsverein in Bregenz den Auftrag, eine Ausgabe von Vorarlberger Sagen vorzubereiten. Fast gleichzeitig fragte mich Hübner, ob ich Lust hätte, einer zu gründenden „Zentralstelle des Atlas der deutschen Volkskunde“ in Berlin als Assistent von Prof. Wagner, dem Leiter, beizutreten. Die Notgemeinschaft bot mir ein anständiges Stipendium, ich sagte ja, wurde auf diese Weise Volkskundler und konnte sogar am 5. Mai 1928 heiraten.

Bis 1934 war ich in dieser Aufgabe tätig, bis ich aus ähnlichen Gründen wie seinerzeit bei der Wiener Verbindung entlassen wurde, diesmal allerdings zusammen mit zehn wissenschaftlichen Mitarbeitern, die wie ich einem ehrgeizigen und von der Partei gestützten Usurpator weichen mußten, der aber trotzdem nicht auf die Dauer reüssierte. Die Entlassenen sind heute alle Professoren, Doktoren, Studienräte.

1933, am 24. Juli, hatte ich mich habilitiert und erhielt die *Venia legendi* für „Deutsche Philologie, insbesondere deutsche Volkskunde“. Bis dahin war das letztere Fach an der Berliner Universität nicht vertreten.

„Dr. Richard Beitzl habilitierte sich an der Universität Berlin für das Fach der deutschen Volkskunde. Er gehört zu dem wissenschaftlichen Arbeiterstab, den die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft um den „Atlas der Deutschen Volkskunde“ scharte, und hat sich auch einem breiteren Publikum durch mehrere Schriften („Taschenbuch für Laienspieler“, „Deutsches Volkstum der Gegenwart“ u. a.) bekanntgemacht. Seine Antrittsvorlesung hielt er in der Alten Aula der Universität über das Thema „Wilhelm Mannhardt und die mythologische Forschung im 19. Jahrhundert“. Er sprach eingehend über das Leben Mannhardts, seine Beziehungen besonders zu Mukenhoff und anderen Gelehrten. Mannhardt hatte etwa 1860 den Plan zu einer Sammlung „Monumenta Mythica Germaniae“ gefaßt und dann Fragebogen versandt, um noch vorhandene alte Reste für Erntegewohnheiten festzustellen. Das Material, das diese Enquete damals einbrachte, liegt in 35 dicken Foliomappen (2000 Antworten) in der Berliner Staatsbibliothek vor und ist heute noch, wie Beitzl betonte, verwertbar, da Mannhardt geographische Gesichtspunkte zur Grundlage machte. Im Schlußteil wies Beitzl auf die Kühnheit der wissenschaftlichen Schau Mannhardts, seine Liebe zu Volk und Heimat und den willensstarken Heroismus seiner Lebensführung hin.“ —e.

(Deutsche Allgemeine Zeitung vom 4. 8. 1933)

Nach der oben erwähnten Entlassung stand ich mit drei Kindern auf dem Trockenen. Der Hilfsbereitschaft meiner Lehrer und dem Wohlwollen von Rektor und Dekan hatte ich es zu verdanken, daß ich gegen den Willen von Parteigrößen einen Lehrauftrag und ein paar Jahre später sogar Beamteneigenschaft erhielt. So brachte ich es bis zur Einberufung 1944 auf 16 Dienstjahre.

Durch literarische Arbeiten war es mir möglich, die Anzahlung auf ein Einfamilienhaus in der Onkel-Tom-Siedlung in Zehlendorf zu leisten. Dort zogen wir 1929/30 ein. Vielleicht waren die zehn Jahre, die folgten, trotz aller Anfeindungen aus parteipolitischen Gründen, die glücklichsten im Leben unserer Familie. (Ich wurde nie Mitglied der Partei oder einer ihrer Gliederungen, auch nicht der Pflichtorganisation des Dozentenbundes.) Studenten waren sehr oft bei uns zu Besuch. Die Gemeinschaft des volkskundlichen Seminars fand eine besonders erfreuliche Erweiterung bei volkskundlichen Arbeitswochen in der Mark Branden-

burg, wobei jeder Teilnehmer bei einem Bauern untergebracht war und der Tag sich in wissenschaftliche Arbeit und Mitarbeit auf dem Hof teilte.

Der Privatdozent an der Universität Berlin, Dr. Richard Beitzl, ein gebürtiger Österreicher, erhielt einen Lehrauftrag für märkische Volkskunde. Seit der Gründung des Atlas der deutschen Volkskunde gehörte der Gelehrte sechs Jahre lang diesem Institut an. Beitzl ist auch stellvertretender Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für deutsche Volkskunde, die vor 45 Jahren von Karl Weinhold gegründet wurde.“

(N. F. Presse, Wien 5. 4. 1935)

Volkskunde als Universitätsfach

Ein neues großes Aufgabengebiet der deutschen Hochschule

Privatdozent Dr. R. Beitzl, der durch seine Bücher „Deutsche Volkskunde“ und „Deutsches Volkstum der Gegenwart“ bekannt ist, erhielt soeben einen Lehrauftrag für Märkische Volkskunde an der Universität Berlin.

1935 wird man einst ein „Jahr der Deutschen Volkskunde“ nennen können: In wenigen Wochen wird das große „Volkskunde-Museum“ im Schloß Bellevue zu Berlin seine Tore öffnen, und mit dem Sommersemester 1935 hat die deutsche Volkskunde auch das volle akademische Bürgerrecht erworben. Bevor ein neues Lehrfach in das festgefügte Gebäude der deutschen Universität eingebaut wird, muß eine oft jahrzehntelange stille, aber zähe Vorarbeit geleistet werden, von der die Öffentlichkeit meist wenig oder nichts erfährt. Wenn jetzt in Berlin ein Lehrstuhl für Deutsche Volkskunde errichtet wurde, so kann man dies als Frucht von Bemühungen ansehen, deren sichtbare Anfänge bis auf die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückgehen. 1889 legte der große Virchow den Grund zu den Sammlungen, aus denen sich das Museum entwickelte. 1890 begründete Karl Weinhold die „Gesellschaft für Deutsche Volkskunde“. Daß aber diese Wissenschaft gerade jetzt „hochschulreif“ wurde, ist das Verdienst einer Zeit, die sich der unerschöpflichen Werte wieder bewußt wurde, die im Brauchtum, künstlerischen Ausdruck und Glauben des eigenen Volkes liegen.

Dr. Richard Beitzl, dem jetzt der Lehrauftrag erteilt wurde, hat bereits vor zwei Jahren die ersten volkskundlichen Vorlesungen im Rahmen der Germanistik an der Berliner Universität gehalten. Auch andere Hochschullehrer, Germanisten, Kunstgeschichtler haben in früheren Jahren hie und da eine Vorlesung volkskundlichen Gegenständen gewidmet. Jetzt wird aber die Volkskunde zu einer eigenen vierten Abteilung des Germanischen Seminars – neben Deutscher Sprachwissenschaft, Deutscher Literaturgeschichte und der Nordischen Abteilung – ausgebaut. Von dieser Vereinigung mit der Germanistik hat nicht nur die Volkskunde Vorteil, sondern auch die Germanistik. „Es war zeitweilig daran gedacht, die Volkskunde von der Germanistik zu trennen und ein einziges volkskundliches Forschungsinstitut zu errichten.“

(Hannoverscher Kurier von 12. 4. 1935)

Neben der Dozentur und der literarischen Tätigkeit waren es Vorträge beim Radio, in Vereinen und auf Tagungen, durch die ich für die „neue Wissenschaft“ vom Volke zu werben suchte. Immer hatte ich auch das Bestreben, durch Arbeit in der Presse „angewandte Volkskunde“ zu treiben.

1944 wurde ich eingezogen, nachdem meine Familie schon Jahre vorher dem vor allem im Einflugsgebiet Zehlendorf empfindlichen Bombenterror nach Bregenz und dann nach Schruns ausgewichen war. Ich kam zur Ausbildung zu den Kraftfahrern nach Rathenow, lernte einen Lastwagen führen und kam vor Weihnachten 1944 zum Deutschen Verbindungskommando der italienischen Division Italia nach Ozzano bei Parma und im Jänner über die Cisa in die Apenninen (Garfagnana). Beim Zusammenbruch gerieten wir in amerikanische Gefangenschaft. Ich tat Dienst zuerst als Arbeiter, dann als Dolmetscher in Collecchio, Modena, Verona und Ghedi. Im September 1945 kam ich heim.

Seit September 1945 wohne ich mit meiner Familie in Schruns und bin als Volkskundler und als Schriftsteller tätig. Ich knüpfe an alte Arbeiten an (Atlas der deutschen Volkskunde, Sagenarbeit, Kinderpsychologie). In Gedicht und Prosa suche ich, den beengenden Ring des „Heimatländers“ zu durchbrechen. In jeder echten Dichtung ist Heimat. Ins Firmenschild gehört sie nicht.

Neben der Tätigkeit als Wissenschaftler und Schriftsteller glaube ich, in den letzten Jahren keiner wichtigeren Frage im Tale

Montafon meine Aufmerksamkeit entzogen zu haben. Von der ersten Projektierung bis zur Fertigstellung der „Montafoner Hochjochbahn“ bei Schruns war ich Vorsitzender und dann Geschäftsführer (1946–51). Zur Zeit bin ich stellvertretender Vorsitzender der M. Bergbahngesellschaft, deren Vorsitz Bürgermeister Marent führt. Im „Kampf um die Litz“ war ich in Wort, Schrift und Aktion beteiligt. Über diese und andere Bemühungen geben mehrere hundert Artikel und Beiträge in der Lokalpresse und in den Landeszeitungen Auskunft.

Seit dem 27. November 1952 ist unser schönes Heim verwaist. Ein halbes Jahr vor der „silbernen Hochzeit“ ist meine Gattin abgerufen worden aus einem Leben der Liebe, der Arbeit und der stillen Freude. Der älteste Sohn, Klaus, arbeitet in Paris an seiner volkswissenschaftlichen Dissertation. Thea Maria ist ebendort beruflich tätig und studiert Sprachen. Wolfgang ist bei den Vorarlberger Illwerken und Katharina, die erst Elfjährige, geht in Schruns in die Hauptschule.

*

1959 abermalige Übersiedlung nach Berlin, zur Wiederaufnahme der akademischen Lehrtätigkeit im Fach Volkskunde von 1960 bis 1966 an der nunmehrigen Freien Universität Berlin. Wiederverehelichung 1959 (Töchter Kornelia und Theresa). Abschluß der Lehrtätigkeit im Sommersemester 1966 und Übertritt in den Ruhestand.

In den eineinhalb Jahrzehnten des Ruhestandes neuerliche Hinwendung zur literarischen Tätigkeit (Epik und Lyrik) und Betreuung der Neuauflagen der wichtigsten wissenschaftlichen und dichterischen Werke.

Am 29. März 1982 in seiner österreichischen Heimat Schruns im Montafon (Vorarlberg) gestorben, wo er die beiden letzten Lebensjahre zur Gänze verbracht hatte.

Richard Beitzl war korrespondierendes Mitglied des Vereins für Volkskunde in Wien seit 1956; der Titel Professor wurde ihm durch den Bundespräsidenten der Republik Österreich 1956 verliehen. Bodensee-Literaturpreis (Überlingen) 1957. Michael-Haberlandt-Medaille des Vereins für Volkskunde in Wien 1974. Ehrenmitglied des Vorarlberger Landesmuseumsvereins seit 1. 3. 1975. Ehrenkreuz I. Klasse für Wissenschaft und Kunst der Republik Österreich 1980.

Verzeichnis der Schriften von Richard Beitzl

Teil II: Nachtrag 1982

Erstellt von Klaus Beitzl

Vorbemerkung: Der I. Teil des Verzeichnisses der Schriften von Richard Beitzl (1900–1982) für die Jahre 1927 bis 1975 erschien in Heft 2 des Jahrganges LXXVIII/29 (1975) der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“, welches ihm damals anlässlich der Vollendung seines fünfundsiebzigsten Lebensjahres gewidmet worden war. Der hier vorgelegte Teil II enthält neben zahlreichen Nachträgen aus den genannten Jahren den Nachweis der Veröffentlichungen aus seinen letzten Lebensjahren, womit das Werkeverzeichnis – abgesehen von den vielfältigen Notizen, Ankündigungen und Berichten in Zeitungen und Zeitschriften, vornehmlich im „Vorarlberger Volksblatt“, in den „Vorarlberger Nachrichten“ (Bregenz) und im „Anzeiger des Bezirkes Bludenz“, welche in einem unveröffentlichten Typoskript von 27 Seiten erfaßt sind, wovon sich ein Exemplar im Wissenschaftsgeschichtlichen Archiv des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Biobibliographisches Archiv) befindet – jetzt vollständig vorliegt.

A. Volkskunde und Germanistik

(mit Beiträgen zur „angewandten Volkskunde“)

1927

100. Deutsche Jugend in Magdeburg. (Spur, 6. Jg. Nov. 1927; und Bll. für Laienspieler, 20. 9. 1927)
101. Der Reichsjugendtag vom österr. Standpunkt. (Zwiespruch, 6. 10. 1927)

102. Über christliche Volkskunst. (Germania, Berlin 8. 10. 1927)
103. Kirchliche Volkskunst und die Volkskunstausstellung Dresden 1927. (Reichspost, Wien 16. 10. 1927)
104. Deutsche Volkskunde und Jugendbewegung (über ADV). (Zwiespruch, 22. 12. 1927)
105. Das junge Deutschland (Zur Ausstellung "Das j. D.", Germania, 1927)
106. Aufforderung zum Spiel. Ein Nachwort zur Beuthener Laienspielwoche. (Oberschlesische Zeitung, 13. 11. 1927, und Chemnitzer Tagbl. 23. 10. 1927)
107. Das junge Deutschland. Ein Rückblick. (Die Lesestunde, 16. 12. 1927; 6 Abb.)
108. Gestaltwandel des Volksfestes (Pseud. H. Tibel. Bl. für Laienspieler, Berlin 1927/28)

1928

109. Laienspiel des Jugendbundes Schruns (Vorarlberger Volksbl. 9. 1. 1928)
110. Aufbruch in Kärnten. (Deutsche Allg. Zeitung, Berlin 1928)
111. Das Puppenspiel. (Bl. für Laienspieler, 1928)

1929

- 112.a Von den Heimaten des Spiels: Scholle. In: Ignaz Gentges, Reinhard Leibbrand, Rudolf Mirbt und Bruno Sasowski, Das Laienspielbuch. (Berlin 1929)
- 112.b Volkstum und Volkskundearbeit. (Germania, 23. 2. 1929)
113. Schauspiel aus der Landschaft. (Die Lesestunde, Berlin 16. 7. 1929; 10 Abb.)
114. Garben und Kränze. Erntebräuche. (Ebd. 16. 10. 1929; 4 Abb.)
115. Gestalten der dt. Adventszeit. (Zwiespruch, 21. 11. 1929)
116. An die Leitung der Deutschen Volkskunstausstellung, Dresden 1929. (Manusk. an den Reichskunstwart Dr. E. Redslob)
117. Das deutsche Weihnachtsspiel. (Die Lesestunde, 5. 12. 1929; 4 Abb.)
118. Lieder und Bräuche zur Weihnachtszeit. (Skizzen Ill. Monatsschrift für Kunst, Musik usw., Dez. 1929; 5 Abb.)
119. Rez.: Graf Hermann Keyserling, Das Spektrum Europas, 1928. (Zwiespruch, 16. 1. 1929)
120. Rez.: Spielschar und Jugendbühne. (Zwiespruch, 10. 4. 1929)

1930

121. Nachtrag zum Taschenbuch für Laienspieler 1930. (Berlin 1930, 16 S.)
122. Geographie des deutschen Volkstums. Zu einem neuen Atlas. (Germania 26. 8. 1930)
123. Versunkene Städte und vergrabene Schätze. (Schlesische Volkszeitung 19. 10. 1930)
124. Der Nikolaus kommt. Ein Stück Volkskunde. (Germania, Berlin 5. 12. 1930)
125. Rez.: O. Meisinger, Bilder aus der Volkskunde. (Zwiespruch, Dez. 1930)
126. Rez.: R. Mirbt, Münchener Laienspielführer. (Zwiespruch, Dez. 1930)

1931

127. Von Bummelo und Wullewux. (Mutter und Kind, Heft 10/1931; 3 Abb.)

1932

128. Der erste Laienspieler. (Das Volksspiel, 1932)
129. Drei alte Volkssagen aus dem Montafon. (Der Bettler, Glöckleinabend, Der Troddel). (Ebd. 1932)
130. Neue Spiele für das ganze Jahr. (Ebd. 1932)

1933

131. Korndämonen. (Für Dich, Heft 49, 1932/33; 4 Abb.)
132. Haus, Tracht und Brauch im Montafon. (Ms. des Vortrags im Verein für Volkskunde, Berlin 27. 1. 1933)
133. Landkarte der deutschen Mundarten. (Uhu, Berlin, Jänner 1933; 2 Karten)
134. Es spukt. (Berliner Illustrierte Nr. 38, 1933. Mit Zeichnungen von W. Trier)
135. Deutsche Volkskunst – das Puppentheater. (Hamburger Fremdenblatt 4. 5. 1933)
136. Deutsches Volkstum. Aus der Werkstätte des ADV. (Die Lesestunde, Juni 1933)
137. Erntesegen und Erntefeste. (Ebd., Okt. 1933; 9 Abb.)
138. Die Frau, die Hüterin der Sitte. (Deutsche Kulturwacht, Heft 23, 1933)
139. Vom Knecht Rupprecht und seinen Gesellen. (Wille und Werk. Pressedienst der dt. Jugendbewegung, 7. 12. 1933)

140. Schlaf, Kindchen, schlaf. (Über Wiegen. Für Dich, Heft 3, 1933/34; 5 Abb.)
141. Gespräch am Weihnachtsabend. (Ebd., Heft 16, 1933/34; 6 Abb.)
142. Funkensonntag. (Ebd., Heft 29, 1933/34; 6 Abb.)

1934

143. Die Dozentenlager in Zossen und Kitzberg 1934. (Manusk., 9 S.)
144. Zwischen Palmsonntag und Ostern. (Neue Moden, Vobach, Heft 4, 1934; 7 Abb.)
145. Deutsches Volkstum. Aus der Werkstätte des ADV. (Germania, Berlin 24. 3. 1934)
146. Deutsche Volkskunde im Dienst völkischer Erziehung. (Vortrag: Lehrgänge für deutsche und ausländische Erzieher, 28. Juli 1934)
147. Grundlagen einer brandenburgischen Volkskunde. (Vortrag in der Gesellschaft für deutsche Volkskunde, 2. 11. 1934)
148. Advent und Weihnachten. (Vortrag, ebd., 7. 12. 1934)
149. Deutsche Weihnacht. (Soziale Berufsarbeit, Dez. 1934)

1935

150. Volksglaube in der Großstadt (Berlin). (Vortrag im Verein für die Geschichte Berlins; zur 70-Jahr-Feier des Vereins. Ms. und Berliner Tagblatt 25. 1. 1935 und Bericht in der Deutschen Allg. Zeitung 21. 1. 1935)
151. Fastnacht in deutschen Landen. (Germania, Berlin 21. 2. 1935)
152. Volksglaube oder Aberglaube. Eine notwendige Begriffserklärung. (Germania, Berlin 13. 3. 1935)
153. Germanentum und Deutschtum. Andreas Heusler zum 70. Geburtstag. (Völkischer Beobachter 11. 8. 1935)
154. Zeichen, die Liebe bedeuten (Grabkreuze). (Prakt. Damen- und Kindermode, Heft 21, 1935; 16 Abb.)
155. Von deutschem Glauben und Brauch in der Erntezeit. (Für Dich, 51. Heft, 1935; 13 Abb.)
156. Nikolausbräuche zwischen Rhein und Grenzmark. (Das Buch für alle, Jg. 67, 1935; 6 Abb.)
157. Sport und Jahresbrauchspiel. (Der Fachschulstudent, 1935)
158. Rez.: Volkskundliche Gaben, John Meier zum siebzigsten Geburtstag dargebracht. Berlin u. Leipzig, 1934. (Deutsche Literaturzeitung, Heft 39, 29. September 1935, Sp. 1691–1696)

1936

159. Volkskunst und Jahreslauf. (Prakt. Damen- und Kindermode, Heft 21, 1936; 10 Abb.)
160. Volksspiel und Sport. Gedanken zum Olympiajahr. (Für Dich, 1936; 7 Abb.)
161. Jöri, Böögg und Utkleders. (Ebd., Heft 23, 1936; 10 Abb.)
162. Volksmedizin. (Ebd., Heft 6, 1936/37; 18 Abb.)
163. Brauch und Glauben zu Silvester und Neujahr. (Ebd., Heft 18, 1936/37; 4 Abb.)

1937

164. Jöri, Jöri, Kuttlablätz. (N.S. Frauenwarte, Febr. 1937; 7 Abb.)
165. Heilkraft oder Wunderglaube? (Schule und Elternhaus, Heft 1, 1937; 5 Abb.)
166. Todessprung. Eine Deutung des Kinderspiels. (Ebd., Heft 4, 1937; 3 Abb.)
167. Geformtes Brauchtum. Volkskunst im Kreis des Lebens. (Prakt. Damen- und Kindermode, Heft 3, 1937; 7 Abb.)
168. Von Bräuchen und Spielen in der Pfingstzeit. (Ebd., Heft 8, 1937; 4 Abb.)
169. Vom Brauchtum der Hochzeit, (Ebd., Heft 17, 1937; 7 Abb.)
170. Niederdeutsche Giebelzeichen. (Für Dich, Heft 1, 1937/38; 9 Abb.)
171. Deutsche Volksspiele von gestern und heute. (Die Lese-
stunde, Okt. 1937; 3 Abb.)
172. Das Kleid des Volkes. (Prakt. Damen- und Kindermode,
Heft 26, 1937/38; 6 Abb.)
173. Rez.: Volk und Volkstum. Jahrbuch für Volkskunde. In Verbindung mit
der Görres-Gesellschaft, hrsg. von Georg Schreiber. München 1936.
(Deutsche Literaturzeitung Heft 26, 27. Juni 1937, Sp. 1093–1096)

1938

174. Wer legt die Ostereier? (Ebd., Heft 4, 1937; 7 Abb.)
175. Vom Sinn der Gebildbrote. (Ebd., Heft 8, 1938)
176. Salzburgischer Jahreslauf. (Für Dich, Heft 30, 1938;
7 Abb.)
177. Alte deutsche Volksspiele. (Wir Mädels, 1. Okt. 1938;
10 Abb.)

178. Belzenickel, Hans Muff und Hans Trapp. (Ebd., Dez. 1938; 7 Abb.)
179. Garben und Kränze. (Für Dich, Heft 39, 1938; 7 Abb.)
180. Zwischen Vorspuk und Tröstelbier. (Ebd., Heft 46, 1938; 10 Abb.)
181. Es geht eine alte Sage. (Ebd., Heft 10, 1938; 4 Abb.)
182. Wettkampf oder Spiel? Vom Sinn der alten Jahresbrauchspiele. (Für die Familie, 1938; 4 Abb.)
183. Rez.: Heinrich Harmjanz, Volkskunde und Siedlungsgeschichte Altpreußens. (Neue deutsche Forschungen, Bd. 9, hg. von Gunther Jpsen, Berlin 1936.) (Geistige Arbeit, 5. 4. 1938)
184. Rez.: Alfred Lucht, Aus dem Spielschatz des pommerschen Kindes. (Greifswald 1937, Pommernforschung Reihe 2)
185. Rez.: Martin Bilgeri, Das Vorarlberger Schrifttum und der Anteil des Landes am deutschen Geistesleben. (Anz. f. dt. Altertum, 1938)
186. Rez.: Friedrich v. d. Leyen mit Valerie Höttges, hg. Lesebuch der deutschen Volkssage. (Literarhist. Bibl. Bd. 10, 1933.) (Zs. f. dt. Altertum 1938)
187. Rez.: F. v. d. L. mit Josef Müller, Lesebuch des deutschen Volksmärchens 1934 (Ebd., 1938)
188. Rez.: Alfred Lucht, Aus dem Spielschatz des pommerschen Kindes. (Pommernforschung, 2. Reihe: Veröffentlichungen des Volkskundlichen Archivs für Pommern, Bd. 6. Hrsg. von K. Kaiser), Greifswald 1937. (Deutsche Literaturzeitung Heft 45, 6. November 1938, Sp. 1625–1627)

1939

189. Fastnacht, ein Frühlingsfest. (Der Gute Kamerad Nr. 12, 1939; 9 Abb.)
190. Land und Leute in der deutschen Ostmark. (Für Dich, Heft 10, 1939)

1946

191. Josef Wichner. Der Dichter unserer Heimat. (Vbg. Nachr. 7. 6. 1946)
192. Die Montafoner Hochjochbahn. Grundlagen und Ziele. (Vortrag im ORF, Sender Dornbirn, 21. 9. 1946)

1947

193. Vor dem Staatsvertrag. (Vbg. Volksbl. 14. 3. 1947)
194. Freunde der Landesbühne. (Ebd., 28. 3. 1947)
195. Sonntagsarbeit. (Ebd., 7. 6. 1947)
196. Vergangenheit und Zukunft des Realgymn. in Bludenz. (Anz. Bludenz, 20. 9. 1947)

197. Bubensonne, Mädchentrost. (Thurgauer Volkszeitung 20. 10. 1947)
 198. Gründung eines Singkreises in Schruns. (Vbg. Wochenbl. 11. 10. 1947)

1948

199. Österreichisches Volkstum (Mitarbeit). In: Schatzkammer Österreich. Wahrzeichen der Heimat in Wort und Bild. (Wien, Sator Verlag, 1948, S. 29–32; 1 Taf. nach S. 32)
 200. Bergführer Konrad Künzle †. (Anz., 27. 4. 1948)
 201. Ein Heimatabend. (Vbg. Volksbl. 23. 5. 1948)
 202. Das letzte Tal. Um die Frage der Litzableitung ins Kloster-tal. (Ebd., 19. 6. 1948)
 203. Das Volk verlangt Gehör. (Ebd., 22. 6. 1948)
 204. Totenehre – Totensorge? (Ebd., 10. 11. 1948 ff.)
 205. Österreichische Volkskunde. (Ebd., 20. 11. 1948)
 206. Die Spiele der Kinder – unsterbliches Volksgut. (Neue Zürcher Nachrichten 8. 12. 1948)
 207. Rez.: Stifter-Ausstellung in Urfaß. (Die Furche, Wien, 1. 5. 1948)
 208. Rez.: Josef Walleitner, Der Knecht. (Veröff. d. Inst. f. Volkskunde, Salzburg.) (Vbg. Volksbl. 14. 8. 1948)

1949

209. Das Projekt „Kuranstalt Montafon“. (Vbg. Volksbl. 21. 1. 1949)
 210. Naturgemäße Heilmethoden. Zur Gründung der „Kuranstalt Montafon“. (Vbg. Nachr. 22. 1. 1949)
 211. Eine Bitte an die Freunde der heimischen Volkssage. (Vbg. Volksbl. 18. 10. 1949)
 212. Maria Treu (eine Wallfahrtskirche in Wien). (Thurgauer Volkszeitung 24. 10. 1949)
 213. Das Grabdenkmal des Landammann Vonier. (Anz., Dez. 1949)
 214. Weihnachten im Montafon. (Vbg. Volksbl. 21. 12. 1949 ff.)
 215. Rez.: Heinrich Kleiss, Deutschland zwischen gestern und heute. Graz 1949. (Ebd., 24. 5. 1949)

1950

216. Vom Heimatmuseum. (Vbg. Nachr. 24. 3. 1950)
 217. Die Glückskette. Glaube, Aberglaube oder polizeiwidriger Unfug? (Ebd., 31. 5. 1950)

- 218. Jodelclub Edelwyß aus Dießenhofen (Schweiz). (Anz., Juni 1950)
- 219. Herbst am Kapell. (Ebd., 26. 10. 1950)
- 220. Eine Neuausgabe der Sagen Vorarlbergs. (Ebd., 2. 12. 1950)
- 221. Das Dökterle. Erinnerungen an Dr. F. J. Vonbun. (Feldkircher Anzeiger 2. 12. 1950)
- 222. Technik, Fremdenverkehr und Volkskultur. Seilbahngedanken. (Vbg. Volksbl. 6. 12. 1950 f.)

1951

- 223. 50 Jahre Forstwart Adolf Fleisch. (Anz. 7. 4. 1951)
- 224. Montafoner Jungbürgerfeier. (Vbg. Volksbl. 25. 4. 1951)
- 225. Grüße an Deutschland. (Ebd., 30. 4. 1951)
- 226. Die Mutter Bischof Rudigiers. (Ebd., 9. 8. 1951)
- 227. Schutz für das Hochjochgebiet. (Vbg. Nachr. 12. 9. 1951)
- 228. Singtag in Feldkirch. (Ebd., 24. 10. 1951)
- 229. Pflege der Heimat. (Vbg. Volksbl. 31. 10. 1951)
- 236. Weihnachten – das alte Neujahr. (Vorarlb. Illwerke-Zs. 15. 12. 1951)

1952

- 231. Singtag in Schruns. (Vbg. Nachr. 2. 2. 1952)
- 232. Der Winter ist ein strenger Gast. Zum 1. Montafoner Singtag. (Anz. 16. 2. 1952)
- 233. Fasnacht beim Sargmacher. (St. Galler Tagblatt 16. 2. 1952)
- 234. Vor dem Funkensonntag. (Vbg. Volksbl. 28. 2. 1952)
- 235. Funknerdank. (Anz. 8. 3. 1952)
- 236. Die Urahna erzählt. (Ebd., 22. 3. 1952)
- 237. Märchenspiel in der Schule. (Vbg. Nachr. 28. 3. 1952)
- 238. Auferstehung. Von Sinn und Geschichte der Osterbräuche. (Rundschau f. Tirol und Vorarlb. 11. 4. 1952)
- 239. Frühling im Montafon. (Vortrag in Bregenz, 24. 4. 1952)
- 240. König Faisal im Montafon. (Die Presse, Wien, 26. 4. 1952)
- 241. Heimatabend in Schruns. (Vbg. Nachr. 26. 6. 1952)
- 242. Die Montafoner Tracht im Bild (zum Vorarlb. Landestrachtentreffen in Schruns). (Ebd., 2. 7. 1952)
- 243. Das Muntafuner Jüppli (Neues von der Montafonertracht). (Ebd., 14. 7. 1952)

- 244. Wie das Montafoner Heimatmuseum gegründet wurde. (Vbg. Volksbl. 15. und 16. 7. 1952)
- 245. 50 Jahre Kurgast im Montafon. Gustav-Senner-Ehrung in Schruns. (Ebd., 9. 8. 1952)
- 246. Hochzeit im Montafon. (Salzburger Volkszeitung 13. 9. 1952)
- 247. Montafoner Jungbürgerfeier in Schruns. (Vbg. Volksbl. 24. 9. 1952)
- 248. Zweiter Montafoner Singtag. (Ebd., 24. 10. 1952)
- 249. Zwischen Dorf und Stadt. (Vbg. Nachr. 9. 12. 1952)
- 250. Rez.: Das kleine Andachtsbild in den österr. Gaststätten. (Furche, Wien, 26. 7. 1972. Über das Buch von G. Gugitz)

1953

- 251. Montafoner Arbeitskreis. (Anz. 3. 1. 1953)
- 252. Die hl. drei Könige mit ihrem Stern (Schrunser Dreikönigs-spruch). (Ebd., 10. 1. 1953)
- 253. Als die Fahnen wehten (Zwei Jahre Bergstation Kapell-alpe). (Ebd., 15. 1. 1953)
- 254. Verkehrsverein Schruns 1952. (Ebd., 31. 1. 1953)
- 255. Deutsche Jahresfeier und Funkensonntag. (Ebd., 14. 2. 1953)
- 256. Fasnacht. Moderne Dekoration von Hannes Bertle. (Ebd., 14. 2. 1953)
- 257. In der alten Fasnacht. (Vbg. Nachr. 21. 2. 1953)
- 258. Das religiöse Lied. (Vbg. Volksbl. 25. 3. 1953)
- 259. Passionssonntag. Dank und Gruß zum 3. Mont. Singtag. (Anz. 28. 3. 1953)
- 260. Die Stimme Vorarlbergs (Dichterlesung im Mödling). (Ebd., 18. 4. 1953)
- 261. Muntafuner Jüppli. (Ebd., 25. 4. 1953)
- 262. Ein Freund unseres Tales (Dr. h. c. Anton Ammann). (Ebd. 23. 5. 1953)
- 263. Musica sacra (Zum 1. Montafoner Dekanatssingtag). (Ebd., 30. 5. 1953)
- 264. Franz Thilbert Dügler, ein Montafoner Zimmermann, †. (Ebd., 20. 6. 1953)
- 265. Freunde der Volkssage (Aufruf). (Vbg. Volksbl. 8. 7. 1953)
- 266. Aber die Musici bleiben bestehn (Zum Konzert der Musik-schüler in Schruns). (Anz. 11. 7. 1953)

267. Volkskunst im Montafon. (Ebd., 30. 7. 1953)
268. Begegnung mit Gandhi. Kultusminister Dr. C. Schenkel, Stuttgart, sprach in Schruns. (Ebd., 22. 8. 1953)
269. Arbeitstagung österr. Geologen in Schruns. (Ebd., 29. 8. 1953)
270. Venedigermännlein. (Ebd., 5. 9. 1953)
271. Bludenzer Schulweihespiel. (Ebd., 17. 10. 1953)
272. Unbekannte Gedichte von Dr. F. Vonbun. (Ebd., 17. 10. 1953)
273. Die Montafoner Jungbürgerfeier. (Vbg. Nachr. 22. 10. 1953)
274. Festlicher Jungbürgertag in Schruns. (Anz. 24. 10. 1953)
275. Der führende Alpenschriftsteller deutscher Zunge (Walther Flaig). (Ebd., 24. 10. 1953)
276. Sie meinen den Frieden (Gefallenenehrung 1953 in Schruns). (Ebd., 14. 11. 1953)
277. Abschied von der französischen Besatzung in Schruns. (Vbg. Volksbl. 27. 11. 1953)
278. Baugesinnung im Montafon. Ein Rückblick. (Vbg. Nachr. 10. 12. 1953)

1954

279. Mittwinterbrauch im Montafon. (Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Wien 1954)
280. 4. Montafoner Singtag. (Vbg. Nachr. 8. 1. 1954)
281. Wer war Ludwig Steub? (Vbg. Nachr. 11. 1. 1954)
282. Flack aus, über alle Spitz und Berg aus! (Anz. 6. 3. 1954)
283. Die Schrunser Kunstdebatte (Zur Ausstellung von Hugo Graf Schönborn). (Vbg. Volksbl. 4. 5. 1954)
284. Wird Kratzputz wieder modern? (Vbg. Nachr. 16. 6. 1954)
285. Am Abend des Lebens. (Ebd., 23. 7. 1954)
286. Volkstanzabend. (Ebd., 14. 8. 1954)
287. Rez.: Hermann Holzmann, Pfeifer Huissele, der Tiroler Faust. (Univ.-Verlag Wagner, Innsbruck.) (Vbg. Volksbl. 19. 10. 1954)

1955

288. Der Stand Montafon ehrt seinen Repräsentanten. (Vbg. Volksbl. 2. 4. 1953)
289. 5. Montafoner Singtag. (Ebd., 2. 4. 1955)
290. Frau Faste. (Ebd., 28. 9. 1955)
291. Der Vorarlberger Volkskalender 1956. (Ebd., 24. 11. 1955)

1956

292. 50 Jahre Montafonerbahn. Im Auftrage der Montafonerbahn AG Schruns, hrsg. von Richard Beitzl. Schruns/Bludenz 1956. 34 Seiten, Abb. und Tab.
293. Vatertag? – Krämertag! (Vbg. Nachr. 28. 5. 1956)
294. Pastor bonus. Dekan Walter †. (Ebd., 29. 6. 1956)
295. Mit den Montafonern auf Fahrt (Salins-les Bains; Dep. Jura, Frankr.). (Ebd., 16. 8. 1956; 2 Abb.)
296. Schrunser Markt 1956. (Ebd., 24. 9. 1956)
297. Montafoner Bruna. (Ebd., 8. 10. 1956)
298. Rings um Lünensee und Scesaplana (mit Fotos des Verf.). (RWE-Verbund Rhein.-Westfäl. Elektrizitätswerke AG, Essen, Oktober 1956)
299. Ein Lukas-Tschofen-Altar aufgefunden. (Vbg. Nachr. 11. 10. 1956)
300. Herzliche Aufnahme der Ungarn in Schruns. (Vbg. Volksbl. 28. 11. 1956)

1957

301. Das Montafon. In: Vorarlberg. Landschaft, Kultur, Industrie. (Konstanz, Jan Thorbecke Verlag, o. J. [1957]). S. 125–138, 9 Abb. davon 1 farbig.
302. Schrunser Mittwinter. (Vbg. Volksbl. 31. 1. 1957)
303. Sport und Betriebsgemeinschaft. (VIW-Zeitschr., Febr. 1957)
304. 50 Jahre Montafoner Heimatmuseum. (Vbg. Volksbl. 14. 3. 1957)
305. Von Brautschaff und Schellenband. Volkskunst im Lebenskreis. (Bodensee-Hefte, Okt. 1957, 7 Abb.)
306. Rez.: Vorarlbergisches Wörterbuch mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein, hg. v. d. Österr. Akad. d. Wiss., bearb. von Leo Jutz, Lieferung 1–3, 1955–1957, Wien. (Berichte und Informationen, Salzburg, 2. 8. 1957)

1958

307. Reiche Lebensernte. Benedikte Albrich 80. (Vbg. Nachr. 4. 1. 1958)
308. Der Österreichische Alpenverein im Montafon. (Vbg. Nachr. 11. 1. 1958)
309. Heimat und Staat. Mont. Jungbürgerfeier. (Ebd., 13. 1. 1958)

310. Das Tagebuch eines Hoteliers. (Ebd., 22. 1. 1958)
311. Was bedeutete die Fackel? (Ebd., 6. 3. 1958)
312. Österliches Brauchtum. (Anz., 5. 4. 1958)
313. Montafoner Singtag. (Vbg. Volksbl. 31. 4. 1958)
314. Die Silbertaler Hochzeit. (Anz., 28. 6. 1958)
315. Schönes Montafon. Land und Leute zwischen Rätikon, Verwall und Silvretta. (Vbg. Nachr. 19. 7. 1958)
316. Alles hat Freude. (2. Montafoner Bezirksmusikfest in Schruns.) (Vbg. Nachr. 8. 8. 1958)
317. Ein langes Leben im Dienste Gottes (Sr. Gerlanda). (Vbg. Nachr. 20. 12. 1958)

1959

318. Schuldirektor Gottfried Heinzle (zum 80. Geburtstag). (Vbg. Nachr. 3. 1. 1959)
319. Land und Leute in Österreich. (Anz., 3. 1. 1959)
320. 40 Jahre Konsumgenossenschaft Schruns. (Eigenverlag, 16 S., 5 Abb.)
321. 50 Dienstjahre bei der Montafonerbahn (Dir. R. Juen). (Vbg. Volksbl. 24. 2. 1959)
322. Vorarlberg. Eine Vortragsreihe des Alem. Inst. Freiburg i. Br. (Vbg. Nachr. 25. 5. 1959)
323. Ignaz Sander. (Vbg. Nachr. 19. 8. 1959)
324. Das ganze Montafon. (Zur 10. Jungbürgerfeier des Tales.) (Vbg. Nachr. 3. 10. 1959)
325. Herbst in Schruns. (Vbg. Nachr. 31. 10. 1959; 7 Abb.)
326. Vom Kapell-Hochjoch nach Schruns. (Ms. 31. 12. 1959)

1960

327. Standesrepräsentant Josef Keßler 75. (Vbg. Volksbl. 2. 4. 1960)
328. Montafoner Funkenbrauch. (Vbg. Volksbl. 11. 3. 1960)
329. Volkskundliche Kartographie. (Vortrag vor der Philosoph. Fakultät der Freien Universität, Berlin, 29. 6. 1960)
330. Rez.: Volkstum in der Sprache. Vbg. Wörterbuch, bearb. von Leo Jutz, Wien, 1955 ff., Lief. (Berichte und Informationen, Salzburg, Heft Nov. 1960)

1962

331. Rez.: Erich Schneider, Die Tracht der Sorben um Hoyerswerda. (Reihe „Sorbische Volkstrachten“, Bd. 3). Bautzen 1959. (Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Band 11, Berlin 1962, S. 506–507).

1963

332. Rez.: Der Vollendung entgegen. Vbg. Wörterbuch. (Ebd., 1963)
333. Rez.: Franziska Beck, Vom Volksleben auf der Danziger Nehrung 1594–1814 (Wiss. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas). Marburg/Lahn 1962. (Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Osteuropas, Band 12, Berlin 1963, S. 412)

1966

334. Volkskunde. (In: Vorlesungsverzeichnis der Freien Universität Berlin, S. 226/227)

1967

335. Schriftsteller A. Schoder 88 Jahre. (Vbg. Nachr. 12. 12. 1967)

1968

336. Rez.: Sorbische Volkstrachten, hg. v. Inst. f. sorb. Volksforschung in Bautzen. M. Nowak-Neumann, Die Tracht der Niederlausitzer Sorben. Domowina 1964. (Jahrb. f. d. Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Berlin 1968)
337. Rez.: Franziska Beck, Vom Volksleben auf der Danziger Nehrung 1594–1814. Marburg/Lahn 1962. (Ebd., Berlin 1969)

1970

338. Wohl dem, der eine Heimat hat. Medizinalrat Dozent Dr. Edwin Albrich zum 60. Geburtstag. (Anz., 4. 7. 1970)

1973

339. Rez.: Zit goht so gschwind. Zu den neuen Mundartgedichten von Otto Borger. (Anz., 20. 10. 1973)

1975

340. Rez.: Österreichischer Volkskundeatlas. 3. und 4. Lieferung. Atlas 1968 und 1971, Kommentar 1972. (Jahrb. d. Vbg. Landesmuseumsvereins 1974/75)
341. Rez.: dass. 5. Lieferung. (Ebd., 1975)

1976

342. 60 Jahre Dienst an Kirche und Altar. Aus dem Leben des Schrunser Mesners Ferdinand Marent. (Anz., 2. 10. 1976)

343. Rez.: Alois Senti, Sagen aus dem Sarganserland. Verlag G. Krebs, Basel, 2. Aufl. 1975, 415 S. mit 13 Zeichnungen von H. Bauer. (Jahrb. d. Vbg. Landesmuseumsvereins, Bregenz 1976)
344. Rez.: H. und H. Fielhauer, Die Sagen des Bezirks Scheibbs. (Heimatkunde des Bezirks Scheibbs, Scheibbs 1975). (ÖZV XXX/79, 1976, S. 168–171)

1978

345. Wenn sich's reimt. Ein Beitrag zur Berliner Volkskunde. In: Museum und Kulturgeschichte. Festschrift für Wilhelm Hansen. Hrsg. von Martha Bringemeier, Paul Pieper, Bruno Schier, Günter Wiegelmann in Verbindung mit dem Landesverband Lippe. (Münster/Westfalen, Aschendorff, 1978), S. 377–384.

1979

346. Zur Geschichte des „Atlas der deutschen Volkskunde“ (Berlin 1979). 5 Seiten Typoskript. (Kopie im Wissenschaftsgeschichtlichen Archiv des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien.)
347. Rez.: Österr. Volkskundeatlas 1978. Kommentar. (Jahrb. d. Vbg. Landesmuseumsvereins, 1979)

1980

348. Das Murrenspiel in Berlin. (Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 19, Hamburg 1980, S. 7–19)

1981

349. **Franz Josef Vonbun. Die Sagen Vorarlbergs mit Beiträgen aus Liechtenstein.** Auf Grund der Ausgabe von Hermann Sander (1889) neu bearbeitet und herausgegeben von Richard Beitzl. Illustrationen: Eugen Jussel. Reprint 1980 der Auflage Feldkirch 1950 (Montfort-Verlag). Bregenz, Franz-Michel-Felder-Verein/Vorarlberger Literarische Gesellschaft, 1981, 307 Seiten.
350. Was spiele ich am liebsten? (Eine Umfrage an Berliner Schulen.) (Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 20, Hamburg 1981, S. 35–44.)

351. Rez.: Das Rätische Museum im Spiegel von Bündens Kultur und Geschichte. 24 Abhandlungen mit 469 Fototafeln und 2 Karten. Zusammenfassungen in Romanisch, Italienisch, Französisch und Englisch. Text- und Bildredaktion Hans Erb. Hg. v. d. Stiftung Rätisches Museum, Chur 1979. (ÖZV XXXV/84, 1981, S. 63–64)

1982

352. **Im Sagenwald.** Neue Sagen aus Vorarlberg. Reprint 1982 der Auflage Feldkirch 1953 (Montfort-Verlag), Bregenz, Franz-Michel-Felder-Verlag/Vorarlberger Literarische Gesellschaft, 1982. 464 Seiten.
353. Rez.: Österreichischer Volkskundeatlas. Unter dem Patronat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften hrsg. von der Wissenschaftlichen Kommission für den Volkskundeatlas unter ihrem Vorsitzenden Richard Wolfram. Wien – Köln – Graz, in Kommission bei Verlag Hermann Böhlau Nachfolger GmbH, 1978. (Jahrbuch Vorarlberger Landesmuseumsverein. Freunde der Landeskunde 124./125. Jahr, Bregenz 1980/81, erschienen 1982, S. 263–264.)
354. Rez.: Österreichischer Volkskundeatlas. Unter dem Patronat der ÖAW hrsg. von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich. 6. Lieferung, 1. und 2. Teil (Schlußheftung). Richard Wolfram (wissenschaftliche Leitung) und Ingrid Kretschmer (kartographische Leitung). Graz – Wien – Köln, in Kommission bei Verlag Hermann Böhlau Nachfolger GmbH, 1977 und 1979. (Ebd., S. 264–267)

B. Literarische Arbeiten (Erstdrucke)

1927

22. Nebenbei. Widikon. (Berliner Börsen-Courier, 20. 8. 1927)

1929

23. Die Strickleiter, Erzählung. (Die Grüne Post, Berlin, 10. 2. 1929)
24. Bayerische Dichter. (Deutsche Welle, 9. 8. 1929; 2 Abb., Vortrag im Rundfunk über Oskar Maria Graf und Hans Carossa)
25. Zwei Schwänke. (Volk von morgen, Heft 5, 1929)
26. Hochwild. (Pseudon. Th. Erlacher. Ebd., 4. 3. 1929)
27. Der Hirt in der Porsalenga. (Zwiespruch, Berlin, 10. 4. 1929)

1930

28. Herr Geheimrat Puslack. Eine Satire. (Der Zwiespruch, 19. 10. 1930)

1938

29. Die Lawine im Grandes. (Für Dich Heft 53, 1938)
30. Sprechende Hände. (Schule und Elternhaus, Heft 1, 1938; 6 Abb.)
31. Die schnellen Füße. (Vbg. Tagblatt 23. 3. 1940)

1940

32. Der Hirt in der Porsalenga. (Alpenländischer Bauernkalender 1941, hg. Landesbauernschaft Alpenland, Salzburg 1940, S. 130–132)

1942

33. Katharinas erste Lebenstage. (Ms., 84 S., 22. 12. 1942 ff.)

1946

34. Lohn der Tugend. (Feldkircher Anz., 21. 12. 1946)
35. Gedichte. (Bregenzer Festwoche, Juli 1946)

1947

36. Der Flurwächter. (Feldkircher Anz., 23. 12. 1947)
37. Die Straße. (Vbg. Volkswille, 25. 9. 1947)
38. Auf dem Beerhandel. (Vbg. Volksblatt, 1947)

1948

39. Ihr Matten, lebt wohl. (Berge und Heimat, Heft 10, Okt. 1948 und ebd. 20. 10. 1948 ff.)
40. Die Falsche. (Ebd., 29. 5. 1948)

1949

41. Juni. (Pseudon. Th. Erlacher. Ebd., 25. 6. 1949)
42. Am heiligen Abend. (Thurgauer Volkszeitung, 24. 12. 1949)
43. Das Auge des Esels. (Die Presse, Wien, 18. 9. 1949)
44. Io ritorno. (Die Furche, Wien, 7. 5. 1949)
45. Die scheinheilige Familie. (Rundfunk, Studio Dornbirn, 27. 4. 1949)
46. Der Wildmännleintanz. (Vbg. Volksbl. 1949, 12 Folgen)

1950

47. An Sohnes Statt. (Vbg. Nachr. 13. 5. 1950)
48. Die Locken. (Ebd., 8. 4. 1950)

1951

49. Der Stockmacher. (Die Furche, Wien, 6. 10. 1951)

1952

50. Kronenbaum und Wiege. (Vorlesung. Kulturgemeinschaft Der Kreis, Wien, 28. 5. 1952)
51. Das blühende Tal. (St. Galler Tagblatt, 19. 4. 1952)
52. Der Osterspaziergang. (Vbg. Nachr., 3. 4. 1952)

1953

53. Madonna molto bene. (Die Presse, Wien, 25. 7. 1953)
54. Katharinas Lockenkopf. (Die Presse, Wien, 12. 4. 1953)
55. Ein kleiner Stich – nicht mehr. (Die Presse, Wien, 8. 3. 1953)
56. An Sohnes Statt. (Wiener Zeitung, 5. 4. 1953)

1954

57. Gedichte. (Intern. Bodensee-Zs., Juli 1954)

1956

58. Montafoner in Australien. (Vortrag nach der Montafon-Kundgebung, 6. 11. 1956)

1957

59. Lawine in de Grandes. Een kerstverhaal uit de Montafon. (De Stand, Holland, 25. 12. 1957)
60. Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen. (Ansprache, Ms. 7 S., 16. 6. 1957)

1958

61. De gouden Lokken. (Zondagsvriend, Holland, 10. 4. 1958)

1959

62. Nach Australien. Tagebuch der Überfahrt nach den Briefen von Wolfgang Beitzl. 1955. (Anz., 16. 5. 1959, in fünf Folgen)

1979

63. Australienfahrt 1975. (Anz., 1. 11. 1977, und 17 Folgen)
64. **Angelika. Ein Roman aus dem Montafon.** 102.–105. Tausend. Neue bearb. Ausgabe. Verlag Eugen Ruß, Bregenz 1979. 442 S.

1982

65. **Johringla.** Roman. (2. Auflage.) 6.–10. Tausend. Bregenz, Verlag Eugen Ruß, 1982. 654 Seiten.

C. Über den Autor

- F. Fuczek, Der Vorarlberger Richard Beitzl. Zur Eigenvorlesung der Literarischen Gesellschaft. (Mödlinger Zeitung, 2. 4. 1953)
Brockhaus Enzyklopädie in 20 Bänden. Wiesbaden 17, 1967, Bd. II, S. 474.
Eugen Thurnher, Wörterbuch der Volkskunde. Ein großes Werk zweier Vorarlberger. (Vbg. Nachrichten vom 31. 12. 1974, S. 23)
Klaus Beitzl, Verzeichnis der Schriften von Richard Beitzl (Teil I). (ÖZV XXIX/78, 1975, S. 1–11)
Th. Erlacher, Richard Beitzl ist 75 geworden. (Anzeiger für die Bezirke Bludenz und Montafon vom 16. 8. 1975, Nr. 33)
Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender. 12. Auflage. Berlin – New York 1976, S. 168
Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1980. 13. Auflage. Berlin – New York, Walter de Gruyter, 1980. S. 205–206
Edgar Schmidt, Richard Beitzl 80 Jahre, Dichter und Gelehrter. (Vorarlberger Nachrichten vom 14. 5. 1980. S. 28–29; 1 Abb.)
Edgar Schmidt, Richard Beitzl ruht in Montafoner Erde. (ÖZV XXXVI/85, 1982, S. 136–137, und Vorarlberger Nachrichten vom 3. 4. 1982, S. 25)
Krista Vonbank, Zur Erinnerung an Richard Beitzl, den großen Montafoner Dichter-Gelehrten. (Anzeiger für die Bezirke Bludenz und Montafon Nr. 14 vom 8. 4. 1982, S. 2)

Kinderschreckgestalten des Waldes im Vogtland und Umkreis

Von Gerda Grober-Glück

Anknüpfend an die großräumige Untersuchung der Kinderschreckgestalten von Richard Beitzl¹⁾ reizte es mich, das Thema unter Berücksichtigung späterer Arbeiten in einer Mikroanalyse aufzugreifen, die sich mit wenigen Kartenfeldern der ADV-Fr. 125 auf meine vogtländische Heimat beschränkt²⁾ und zudem nur die Kinderschreckgestalten des Waldes behandelt, eine Auswahl, die im Waldreichtum dieses Gebietes begründet ist und Ausbeute versprach.³⁾ Die Aufmerksamkeit galt dabei nicht der räumlichen Verteilung, sondern der Gliederung der Kinderschreckgestalten nach sachlich-inhaltlichen Gesichtspunkten und daran anknüpfenden Überlegungen.

1. Unter den traditionellen Sagengestalten stellen die Geister, die im Wald leben und auch danach benannt werden, den größten Anteil. An der Spitze stehen, der Sagenüberlieferung entsprechend, weibliche Gestalten: die *Holzweibel* und *Holzfräulein* (zs. 21 Belege), *Moosweiblein* (5 B.), *Waldfräulein* (2 B.) und die *Buschmutter* (1 B.)⁴⁾. Ihnen verwandt sind die *Heidweibl*⁵⁾ (1 B.), die *Hainrosel* (mdal. *Häräsel*; 1 B.) und die *Ma(r)zipilla* (3 B.), die als Waldweiblein charakterisiert wird. In der Beschreibung gibt es kaum Unterschiede: es sind alte, verhutzelte, runzlige Weiblein oder Frauen, häßlich, bucklig, auch hexenartig, oft mit Stock und Huckelkorb, von denen den Kindern gesagt wird, daß sie kommen oder sie holen. Die in den Sagen belegte Gutartigkeit gerade der weiblichen Waldgeister wird in diesem Zusammenhang unterschlagen. An männlichen Entsprechungen dieser in der Regel paarig und in Sippen lebenden Gestalten⁶⁾ begegnen die *Holzmännle* (5 B.) bzw. der *Holzmann*

(1 B.), das *Holzbübal* (1 B.), der *Buschmaari* (2 B.), das *Moosmännchen* (1 B.) und vor allem die *Waldmannel* (14 B.), einmal auch der *Waldmann*. Den Diminutiv-Bezeichnungen entsprechen kleine, zwerghähnliche Gestalten, gekrümmt, zum Teil mit Bart und Zipfelmütze, schwarz oder grau; der Waldmann ist groß, bärtig, stark und hat ein schreckliches, finsternes Gesicht. Gedroht wird nicht nur mit Kommen und Holen, sondern auch mit Fresen. Ein Riese mit rotem Bart, schreckenerregend verummt, ist der *Waldteufel*⁷⁾ (3 B.). Ob der *Sauerteufel*, der wie ein Räuber mit großem Messer einherkommt, dazuzustellen ist, bleibt unklar. Die bekannte Sagengestalt des im Wald hausenden *Hehmannes*⁸⁾ wird im anschließenden Nordwestböhmen 18mal genannt und entspricht in Aussehen und Ruf den Erzählungen: ein bärtiger, meist großer Mann, der grell he-höi schreit. Eben solche Deckungsgleichheit liegt auch beim *Wilden Jäger*⁹⁾ vor, der sieben Belegen zufolge als großer starker Mann mit fuchsrotem Haar und gräßlichen Augen, begleitet von schwarzen, bellenden Hunden, einherkommt; ein weiterer Beleg spricht von einem kleinen Jäger mit großen Hunden. Von zwei Angaben *Jäger* wird man der Beschreibung nach mit Sicherheit einen diesen Glaubensvorstellungen zurechnen können.

Als Kinderschreckgestalten des Waldes werden auch traditionelle Sagengestalten genannt, die nicht im Wald beheimatet sind. Fünfmal wird das *Graumännel* erwähnt, das in der Erzählüberlieferung des Gebietes eindrucksvoll vertreten ist¹⁰⁾, als gefürchtetes Gespenst, das zu Tode erschrecken kann und auch als Aufhocker¹¹⁾ fungiert. Wie dort erscheint es auch im Material von ADV-Fr. 125 als kleines graues Männchen mit langem Bart und tiefer Stimme, einmal auch beschrieben als kleiner alter Stromer. – Vier Gewährleute nennen für Nordwestböhmen das *Schragagerl* bzw. *Stragagerl*¹²⁾ und beschreiben es als verhutztes Männlein bzw. altes Weiblein. Dieser Hausgeist gehört zur großen, bereits in althochdeutscher Zeit belegten Gruppe der Schratte; das Vorkommen in Westböhmen ist ein Relikt ehemals sehr viel weiterer Verbreitung.¹³⁾ Als *Waldschraggerl* kann er im Böhmerwald auch Waldgeist sein.¹⁴⁾ Einer sudetendeutschen Sage zufolge büstet er unfolgsame Kinder, die sich nicht kämmen lassen wollen, mit einer großen Bürste. Wie viele Kobolde ist er den Hausbewohnern sowohl hilfreich wie auch eine Plage. – Eine Sagengestalt von hohem Alter ist wohl auch der *Wauwau*¹⁵⁾, der siebenmal im vogtländisch-böhmischen Grenzgebiet genannt und als

wilder Mann mit langem Bart und Haar geschildert wird. Im ganzen sudetendeutschen Gebiet ist er in Restformen bekannt. Eine Beschreibung als *großer Hund* setzt wahrscheinlich aus Mangel an Kenntnis das Wort mit der kindertümlichen Bezeichnung des Hundes gleich.

Über die genannten Sagengestalten hinaus gibt es noch eine Reihe von Einzelbelegen, die auch ohne sichernde Nachweise in Sagensammlungen tradierten Volksglaubensvorstellungen zuzurechnen sind, so die *Weißer Frau*¹⁶⁾, der *Bergegeist*¹⁷⁾, der *Babale*¹⁸⁾, das aufhockende *Hopp-Maul*, das *Dürbs-Kalb*¹⁹⁾, der *Mann ohne Kopf*, der *Reiter*²⁰⁾ *ohne Kopf*, der *Wilde Reiter*²¹⁾, der *Schwanenkönig*, das *Heinzelmännel*, der *Zwerg*, der *Ruprecht*, die *Schlüsseljungfer*, der *Schwarze Hund*²²⁾, wahrscheinlich auch die *Blecherne Ziege*, der *Blecherne Handschuh*.

2. Die bisher aufgeführten Gestalten sind Bestandteil von Volksglaubensvorstellungen, die eine gelegentliche Verwendung als Kinderschreck mit einschließen. Von ihnen unterscheiden möchte ich eine Gruppe, die zwar durchaus Beziehungen zur Volkserzählung hat, aber das Erschrecken der Kinder nicht als Neben-, sondern als Hauptfunktion ausübt. Mit der hohen Zahl von 42 Belegen gehört dazu in erster Linie die *Hexe*, in einigen Fällen auch als Wald-, Busch-, Heckichthexe bezeichnet. Als alte, böse, bucklige Frau mit langer Nase, Kopftuch, roten Augen und Brille, die auf krummen Beinen gebückt einherkommt, um die Kinder mitzunehmen oder auch zu fressen, gleicht sie Zug um Zug der Hexe des Kindermärchens;²³⁾ Glaubensvorstellungen von als Dorfhexen verschrieenen Frauen, denen man Schwarze Magie nachsagt,²⁴⁾ kommen nicht zum Tragen. – Nur lose Beziehungen zu Volksglaubensvorstellungen scheint mir auch der *Schwarze Mann* zu haben, der mit 31 Belegen und auch im anschließenden sudetendeutschen Gebiet „Ort für Ort“ bekannt ist.²⁵⁾ Zwar sind gespenstische Männergestalten in den Sagen des Gebietes recht häufig²⁶⁾ und haben zur Entstehung der Kinderschreckgestalt sicherlich beigetragen, aber diese hat ein Eigenleben gewonnen, das in den Glaubensvorstellungen der Erwachsenen keine Entsprechung hat. Daß „Schwarz“ als Farbe des Todes, des Teufels und seiner Geschöpfe und mancher Dämonen²⁷⁾ als Schreckattribut bevorzugt wird, erstaunt nicht. Beschrieben wird der Mann als schwarz, groß, böse, von finsternem bzw. schwarzem Gesicht mit großem Bart, auch von räubermäßigem, wildem Aussehen oder „wie der Teufel“. Einigen An-

gaben zufolge führt er einen schwarzen Sack mit sich, in den die Kinder hineinkommen. Dem *Schwarzen Mann* fast gleichzusetzen sind der *Böse Mann* (6 B.) und der *Huhmann*²⁸⁾ (4 B.), der schwarz, auch wie ein Bettler aussieht. – Dem Aussehen und Auftreten des Schwarzen Mannes entsprechen in fast allen wesentlichen Merkmalen *Popanz* (11 B.)²⁹⁾ und *Popel* (5 B.)³⁰⁾. Bei beiden Gestalten sind Glaubensvorstellungen verblaßt oder ausgestorben. Als Schreckbild für Kinder verbanden sich die Vorstellungen mit denen vom *Schwarzen Mann*. – Erfindungen in Anlehnung an *Popanz* und *Schwarzen Mann* dürften *Mummanz* (8 B.) und *Mummum* (1 B.) sein.³¹⁾ Geschildert wird der letztgenannte als schwarzer Mann mit Kappe zum Unkenntlichmachen des Gesichtes; er ist alt, häßlich und hat eine lange Nase. Die Kinder, die er mitnimmt, müssen ein paar Jahre bei ihm bleiben und kriegen nicht viel zu essen.

Obwohl gespenstische Tiere in der Sagenüberlieferung des Gebietes nicht eben selten sind, sind *Abendbock* (1 B.), *Nachtbock*³²⁾ (3 B.), *Nachtrabe* (3 B.) darin nicht anzutreffen. Wahrscheinlich setzen sie nur ganz allgemein ein Wissen um diese Überlieferung voraus. Der *Nachtrabe* ist sowohl ein gewöhnlicher Rabe wie auch sehr groß. Einem Beleg zufolge hat er große Hörner. Vom *Nachtbock*, der auch *Holzbock* heißt, wird gesagt, er sei schwarz, mit Hörnern und gefährlich. – Für *Bär* (19 B.), *Fuchs* (15 B.) und *Wolf* (41 B.) stellt sich die Frage, ob an wirkliche Tiere gedacht ist oder mythische Überhöhung vorliegt.^{32a)} Für den *Wolf* gibt es im Erzählbestand Berichte über Vorkommnisse, die sich wirklich ereignet haben.³³⁾ Andererseits enthalten die Beschreibungen Züge, die an den Wolf des Märchens erinnern. – Eigenschaften dieser Art fehlen beim *Bären*, der einmal sogar mit einem Tanzbären verglichen wird. Doch gibt es im bearbeiteten Gebiet eine Sage, die ihn als gespenstisches Tier schildert.³⁴⁾ Sechs Angaben liegen vor vom *Hubär*; er erscheint einem Beleg zufolge als großer schwarzer Mann mit Sack. – Der *Fuchs* wird wirklichkeitsgetreu geschildert: ein braunes großes Tier, das die Kinder zaust, anfällt, beißt. Bildungen wie *Buschfuchs*, *Holzfuchs*, *Nachtfuchs* weisen auf Entwicklungen zu einer besonderen Gestalt hin.

3. Eine dritte Gruppe der Kinderschreckgestalten bezieht sich auf reale Menschen und Tiere. Bei den Menschen geht es einmal um Berufe mit Aufsichtsfunktion. Genannt werden der *Förster* (1 B.), der *Gendarm* (1 B.), der *Lehrer* (1 B.). Wahr-

scheinlich gehören auch je ein Beleg *Jäger* und *Waldschütz* hierher. Häufiger vertreten sind Randgruppen der Gesellschaft: *Zigeuner* (18 B.); *Bettler* (4 B.), *Stromer* (das heißt Landstreicher) (1 B.) und *alter Mann* (4 B.), der der Beschreibung nach ein Bettler oder Landstreicher ist, *Räuber* (2 B.) mit schwarzen Gesichtern, langen Bärten und wildem Ausdruck, die die Kinder fangen. Genannt werden ferner Berufe, die es mit Schwarzem zu tun haben und zum Teil Außenseiterberufe sind: *Schornsteinfeger* (2 B.), *Pechkratzer* (2 B.), die als schwarze, verwahrloste Gesellen Kinder umbringen wollen; *Rußbuttenmann* (1 B.). – Als gefährliche Tiere, die einem im Wald begegnen können, erscheinen (*Kreuz-*)*Ottern* oder *Schlangen* (4 B.), *Rehböcke* (6 B.) oder einfach ein *wildes* oder *böses Tier* (je 1 B.). Aus den Beschreibungen geht hervor, daß wirkliche und nicht gespenstische Tiere gemeint sind, die kommen, den Kindern auflauern, sie beißen oder fressen wollen. Die Warnung vor den (*Kreuz-*)*Ottern* ist den Angaben zufolge allein bestimmt durch die Kenntnis der Gefahr und unbeeinflußt durch die im Gebiet verbreiteten Vorstellungen von Hausschlangen als Schutzgeister des Hauses und vom Otternkönig.³⁵⁾

Ein Blick in die Sagensammlungen lehrt, daß auch für die realen Menschen und Tiere Erzählüberlieferungen bestehen, die in diesem Fall besondere, merkwürdige Begebenheiten schildern und nicht auf Vorstellungen des Volksglaubens beruhen. Das trifft z. B. zu für *Räuber*³⁶⁾, *Zigeuner*³⁷⁾ und *Tier* allgemein. Die Wahl der Schreckgestalt wurde in diesen Fällen sicherlich durch die Erzählüberlieferung gestützt.

Im folgenden seien im Anschluß an diese Übersicht einige Gesichtspunkte allgemeiner Art erörtert.

Die Tatsache, daß ein großer Teil der Kinderschreckgestalten auf Vorstellungen des Volksglaubens zurückgeht, haben nach R. Beitzls Untersuchung³⁸⁾ auch weitere Arbeiten bestätigt, so Z. Ujvary für die Korndämonen in Ungarn³⁹⁾ und H. Wolf-Beraneck für die Kinderschreckgestalten der sudetendeutschen Gebiete⁴⁰⁾. In unserem Fall wurden mit Holzweibchen, Hehmann usw. eindeutig Waldgeister genannt, die in der Sagentradition dieser Region, das heißt also bei Erwachsenen, ihren Platz haben. Zu beobachten war aber auch, daß Spukgestalten genannt wurden, die mit dem Wald nichts zu tun haben. Das deutet bereits eine weitere grundsätzliche Einsicht an, die in der von uns ausgegliederten zweiten Gruppe zum Tragen kommt. Kinderschreckgestal-

ten sind keine fest abzugrenzende Gattung von Sagengestalten. Ihre Funktion, vor den Gefahren gefährlicher Orte – in unserem Fall: des Waldes – zu warnen und ungehorsamen Kindern das Fürchten zu lehren, ist vorrangig. Das führt dazu, daß Volksglaubensvorstellungen gleichsam als Sammelbecken⁴¹⁾ dienen, das zweckgebunden ausgeschöpft wird und dabei ein recht großzügiges Umgehen mit Motiven und Zügen erfahren kann. Gestalten wie der Schwarze Mann, Popanz, Mummanz und andere sind das Resultat. Freies Ausschöpfen des Reservoirs bedeutet aber nicht Willkür und Bindungslosigkeit: auch für diese Gestalten kommt es zu Traditionsbildung, die unter Umständen sogar unverstandene Relikte abgestorbener Volksglaubensvorstellungen bewahren kann.⁴²⁾ Eine andere Folge des freien Vorgehens ist eine Unschärfe der Vorstellung, die freilich von der der Sagengestalten nur graduell verschieden ist. Die Erwachsenen deuten mehr oder minder nur an, und der kindlichen Phantasie ist die weitere individuelle Ausgestaltung unbenommen. Ich erinnere mich z. B. aus meiner Kindheit an meine Vorstellung vom Huhmann: eine schmale Gestalt mit schwarzem Umhang und gelbem, faltigem Gesicht mit wie zum Gähnen aufgerissenem Mund. – Zu dem freien Umgang kann auch ein spielerisches Umgehen mit Wortelementen gehören. Bildung von Metaphern ohne Glaubenshintergrund, wie sie Mackensen im Zusammenhang mit Korndämonen – zum Teil in Unkenntnis der Volksglaubensvorstellungen – überbetont hat,⁴³⁾ ist dann möglich, wenn der Glaube an Dämonen verblaßt oder geschwunden ist.

Die Frage nach dem Verhältnis von Schreckfunktion und Lebendigkeit der Glaubensvorstellungen, die damit angeschnitten ist, möchte ich etwas anders sehen als der verehrte Verstorbene.

Wenn, wie in unserem Fall, Waldgeister, deren lebendige Überlieferung in den Sagensammlungen bezeugt ist, als Schreckgestalten genannt werden, kann man eigentlich nicht sagen, daß Dämonen und Geister zu Schreckgestalten werden, wenn man nicht mehr an sie glaubt.⁴⁴⁾ Ich möchte im Gegenteil darauf hinweisen, daß auf dem Weg über den Kinderschreck eine von mehreren Möglichkeiten gegeben ist, Volksglaubensvorstellungen zu tradieren. Wenn, wie Schönwerth berichtet, die Mutter die Kinder vom Türzuschlagen abhält, weil die armen Seelen, die in den Türangeln sitzen, darunter leiden, und dabei sagt: „Wart nur, dir kluppen die armen Seelen schon einmal den Kopf zwischen die Tür ein!“⁴⁵⁾, ist sie wahrscheinlich selbst ebenso gläubig wie die

alte Magd in einem oberbayerischen Dorf, die die im nahen Bergwald spielenden Kinder durch das Erwähnen der Wilden Jagd zum pünktlichen Heimkommen anhält.⁴⁶⁾ Diese in unserer Zeit noch mögliche Deckung von geglaubter Sage und Kinderschreck bewahrt sicherlich einen alten Entwicklungsstand. G. Henßen hat auf das hohe Alter von Schreckmärchen hingewiesen.⁴⁷⁾ Es ist anzunehmen, daß warnendes Abschrecken durch Hinweis auf dämonische Gestalten, an die man selbst glaubt, nicht weniger alt ist.

Unser Material ließ noch einen weiteren Ansatz zur Entstehung von Kinderschreckgestalten erkennen: man warnt vor – angeblich – gefährlichen Menschen und gefährlichen Tieren. Randgruppen der Gesellschaft, autoritär betonte Berufe, die mit dem Wald zu tun haben, oder der schwarze Schornsteinfeger wurden genannt. Rehböcke, Ottern, wilde Tiere gehörten eindeutig in diese Gruppe. Für einen Teil dieser Gestalten konnte Erzählüberlieferung nachgewiesen werden. Sie entspricht dem in der Volkserzählung allenthalben zu beobachtenden Trend, Berichte, die auf Vorstellungen des Volksglaubens beruhen, abzubauen zugunsten der Schilderung merkwürdiger Ereignisse, die sich wirklich zugetragen haben können. Im Bereich des Realen scheinen mir auch die Voraussetzungen für Neubildungen zu liegen. Beispiele wie das „Kinderfangauto“⁴⁸⁾, der mit phantastischen Eigenschaften ausgestattete Blutegel⁴⁹⁾ zeigen freilich auch die Tendenz, sich mit der Nennung der realen Gefahr nicht zu begnügen, sondern sie mit beeindruckenden Attributen zu versehen.

So sind in unserem Material drei Möglichkeiten erkennbar: Kinderschreck als herkömmliche Sagengestalt, als Produkt der freien Verfügung über Volksglaubensmotive und als Realität. Vieles spricht dafür, darin chronologische Entwicklungsstufen zu sehen, die sich allerdings nicht ablösen, sondern jede für sich bis zur Gegenwart ihre Geltung behielten. Im Hinblick auf den Primat der Funktion ist aber auch die Frage berechtigt, ob Ansätze der späteren Stufe schon sehr früh möglich waren.

Anmerkungen:

1. R. Beitzl, Korndämonen und Kinderscheuche. Untersuchungen zur Mythologie des Kindes. Ungedruckte Habil.-Schrift 1933. Mit 126 Karten. – Vgl. ferner: R. Beitzl, Korndämonen. In: HDA 5, 249–314, mit 8 Karten. – R. Beitzl, Korngeister. In: Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 3. Aufl. 1974, S. 470; Schreckgestalten. Ebenda, S. 716 f.

2. Bearbeitet wurden die Kartenfelder 128, 129, 142, 143 mit insgesamt 632 befragten Orten.
3. R. Beitzl, Waldgeister. In: Wörterbuch der deutschen Volkskunde (wie Anm. 1), S. 930. – Über Waldgeister im „böhmisch-mährischen Ring“ vgl. H. Wolf-Beranek, Die Vegetationsdämonen in den ehemaligen sudetendeutschen Gebieten (Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 13, 1970, 227–274, hier S. 260 ff., Kt. 16–18).
4. J. A. Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere alte Überlieferungen im Voigtlande mit Berücksichtigung des Orlagaus und des Pleißnerlandes, Leipzig 1867, Nr. 13–38. – R. Eisel, Sagenbuch des Vogtlandes, Gera 1871, Nr. 37–59.
5. Vgl. A. Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen, Leipzig 1903, Nr. 739.
6. Köhler, 1867 (wie Anm. 4), Nr. 37, 42, 46, 57. – Die Holzmännlein begegnen in den Sagen sehr viel seltener.
7. Meiche, 1903 (wie Anm. 5), Nr. 145 (Obererzgebirge). – Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 60. – Beitzl, HDA V (wie Anm. 1), Sp. 260.
8. Fr. X. Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen, 3 Teile, Augsburg 1869, Bd. I, §§ 28 f. – Meiche, 1903 (wie Anm. 5), Nr. 532. – Vgl. auch E. Moser-Rath, Der Hehmann. Herkunft und Bedeutung einer Waldviertler Sagengestalt (Österr. Zeitschrift für Volkskunde, 1953, S. 98–139).
9. Köhler, 1867 (wie Anm. 4), Nr. 21, 25, 37, 92–101. – Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 289–317 d. – Meiche, 1903 (wie Anm. 5), Nr. 533–541, 543–546, 548–562. – L. Zapf, Der Sagenkreis des Fichtelgebirges, 2. Aufl., Bayreuth 1912, S. 5 ff. – Wolf-Beranek, 1970 (wie Anm. 3), S. 269, Kt. 19.
10. Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 83–116. – Meiche, 1903 (wie Anm. 5), Nr. 106, 230, 458. – Zapf, 1912 (wie Anm. 9), S. 33.
11. Eisel, 1871 (wie Anm. 10). – G. Grober-Glück, Atlas der deutschen Volkskunde, Neue Folge, Kt. 41, Erläuterungen zur 4. Lieferung, 1. Teil, Marburg 1966, XIV. Aufhocken und Aufhocker, § 114.
12. Angesetzt werden die Stichwörter „Schrattgaugerl“ und „Stroh- bzw. Streugaügerl“. Vgl. Schwarz, Sudetendeutscher Wortatlas, Bd. 3, München 1958, S. 8. – H. Wolf-Beranek, Hausgeister und Kinderschrecker in den Sudetenländern (Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 15, 1972, S. 104–131, hier S. 110, 112). – Köhler, 1867 (wie Anm. 4), Nr. 51, erwähnt den Hausgeist als Kinderschreck.
13. Wolf-Beranek, 1972 (wie Anm. 12), S. 110.
14. Ebenda, S. 112.
15. Ebenda, S. 123, Kt. 5. H. Wolf-Beranek vermutet Zugehörigkeit zu Mittwinterdämonen.
16. Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 223–266. – Meiche, 1903 (wie Anm. 5), Nr. 90, 95, 109, 121, 124, 128, 164, 170, 172, 180, 199, 243, 255, 260, 283. – Zapf, 1912 (wie Anm. 9), S. 17 f.

17. Meiche, 1903 (wie Anm. 5), Nr. 159, 419, 524–531. – Wolf-Beranek, 1972 (wie Anm. 12), S. 120.

18. Zusammenhang mit tschechisch *baba*, westböhmisches *wawa* = Großmutter?

19. Nach Auskunft von ADV-Fr. 125 ein Gespenst im Dürrbacher Wald (Dürbs = Dürrbacher). Über gespenstische Kälber vgl. Köhler, 1867 (wie Anm. 4), Nr. 81. – Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 340–349. – Meiche, 1903 (wie Anm. 5), Nr. 39, 48, 56.

20. Köhler, 1867 (wie Anm. 4), Nr. 129.

21. Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 128–155.

22. Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 350–370.

23. Vgl. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde (wie Anm. 1), S. 329.

24. Köhler, 1867 (wie Anm. 4), Nr. 154, 155. – Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 548–595.

25. Wolf-Beranek, 1972 (wie Anm. 12), S. 122. – Beitzl, HDA V (wie Anm. 1), Sp. 259.

26. Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 156–222.

27. Wolf-Beranek, 1972 (wie Anm. 25).

28. Eine Nebenform von „Bumann“? Vgl. Wolf-Beranek, 1972 (wie Anm. 12), S. 124.

29. Vgl. Wolf-Beranek, 1972 (wie Anm. 12), S. 124 und Kt. 6: eine Entlehnung aus polnisch *Bobak*, tschechisch *bubak*, die seit Ende des 16. Jahrhunderts im ostmitteldeutschen Raum erscheint. – K. Müller-Fraureuth, Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten I, 133; ein Schreckbild für unartige Kinder, aber auch: Teufel. – Vgl. auch Beitzl, HDA V (wie Anm. 1), Sp. 260.

30. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde (wie Anm. 1), S. 329: *Popelin* als Bezeichnung der Hexe. – Müller-Fraureuth (wie Anm. 29), I, 133: *Gespenst*, *Kindschreckbild*; Verweise auf *Krautpopel*, *Pflaumenpopel*. – HDA V, 3: *Pöpl* als Bezeichnung des *Kobolds*. – Grober-Glück, 1966 (wie Anm. 11), § 115: *Popel* = *Gespenst*, *Spuk*, der *auffhockt*. – Beitzl, HDA V (wie Anm. 1), Sp. 261.

31. Vgl. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde (wie Anm. 1), S. 535: *Kinderschreck Butzemummel im Elsaß*, in *Baden*.

32. Bei Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 320, als *Kinderschreck* erwähnt.

32a. Vgl. Beitzl, HDA V (wie Anm. 1), Sp. 274.

33. Ebenda, Nr. 730, 800, 805, 836, 881.

34. Köhler, 1867 (wie Anm. 4), Nr. 146.

35. Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 408–419. – Köhler, 1867 (wie Anm. 4), Nr. 70, 71. – Zapf, 1912 (wie Anm. 9), S. 55 ff. – Meiche, 1903 (wie Anm. 5), Nr. 515–552.

36. Eisel, 1871 (wie Anm. 4), Nr. 465, 575, 602, 700, 703, 831, 897–900, 902, 905, 906, 917.

37. Ebenda, Nr. 531, 583, 584, 692, 718, 810, 870, 886, 917. – Meiche, 1903 (wie Anm. 5), Nr. 739. – Zapf, 1912 (wie Anm. 9), S. 163–181.
38. Beitzl, 1933 (wie Anm. 1).
39. Z. Ujvary, Zum Problem der zoomorphen Dämonen in den ungarischen Agrariten (*Studia Ethnologica Hungariae* VI, 1964, 129–152, deutsche Zusammenfassung S. 151 f.). – Derselbe, *Anthropomorphe mythische Wesen in den Agrartraditionen des ungarischen Volkes und der europäischen Völker*. Ebenda, 1966, 8–58, deutsche Zusammenfassung S. 59–61.
40. Wolf-Beraneek, 1972 (wie Anm. 12).
41. Wolf-Beraneek, 1970 (wie Anm. 3), S. 227 f.
42. Wolf-Beraneek, 1972 (wie Anm. 12), S. 122.
43. L. Mackensen, Tierdämonen? Kornmetaphern! (*Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde*, 8. Jg., 4. H., 1933, 109–121). – H. Wolf-Beraneek hat bei Tiergeistern an Beispielen wie Märzenkater, Himmelsziege, Ofenkater, Bieresel die Umwandlung in Vergleiche besprochen, die inhaltlich kaum noch Beziehungen zur Sagengestalt haben: H. Wolf-Beraneek, *Merkwürdige Tiernamen*. In: 20 Jahre Sudetendeutsches Wörterbuch. 20. Bericht über das Sudetendeutsche Wörterbuch (Arbeitsjahr 1976), hg. vom Collegium Carolinum, S. 28–37.
44. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde (wie Anm. 1), S. 678 f. Ebenso Wolf-Beraneek, 1972 (wie Anm. 3), S. 228.
45. Schönwerth, 1869 (wie Anm. 8), I, 287.
46. Im Manuskript „Erlebnisse eines Dorfmädchels“ von Marie Hamberger, Gastwirtstochter in einem bayerischen Dorf, geschrieben um 1870, heißt es: Am besten wirkte, wenn die Ammei (Magd) beim Auszug ins gelobte Land (Hausberg „Grünbichel“) uns nachrief: „Wann’s net hoamgehts ums Gebetläuten, nacha kommt’s unters wuid G’joad!“ (Wodans wilde Jagd). Wenn wir ziemlich hoch droben waren und die Bäume und Äste sich im Wind bewegten oder gar ein Käuzlein schrie, glaubten wir schon, die Geister ritten um den Berg. Wir tollten herunter, und flugs waren wir daheim. Der Glaube an Wodans nächtlichen Ritt war damals noch allgemein, daß man uns öfter sagte: „Wann ma’s wuid G’joad hört, muß ma si niederlegen, sonst nimmt’s van aufn mit!“ (Herrn Prof. E. Rümmelein, Bad Windsheim, danke ich für die freundliche Mitteilung.)
47. G. Henßen, *Deutsche Schreckmärchen und ihre Anverwandten*. Ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde (*Zeitschrift für Volkskunde*, 50. Jg., 1953, S. 84–97, hier S. 96 f.).
48. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde (wie Anm. 1), S. 51.
49. Ebenda, S. 98.

Eine burgenländische Sage vom Herrn der Fische

Von Karl Haiding
(Mit 1 Abbildung)

Vor gut einem Vierteljahrhundert erzählte die damals sechs- undsechzigjährige Frau Emma Luiff in Pinkafeld beim Federnschleußen¹⁾ zur Erheiterung der geselligen Runde folgende Geschichte (ò = offenes o, ân = nasaliert aun):

Schneeglecka'l san ma brocka 'gânga. Und hiaz hòt mein Vòta uns erzählt: „Gehts nur außi, durt draußt is da Racha'l!“ hòt a g'sògg. „Und wenn ar enk siacht, nòchha fliagt ar enk nòch! Dò draußn is 's vawunsch'n, in' Loamgròbm entn!“

Nân und hiaz hòt ar uns erzählt, wia-r-a is 'gânga im Loamgròbm, hòt a gsògg: „Dort entn is a hintn drein, wia ma 'gânga sein und hòt òllweil g'schrian: „Juk-nenanee, juk-nenanee, juk-nenanee!“ Und dò hòt da ane hòt g'schrian: „Da Racha'l steckt in Sacka'l, da Racha'l steckt im Sacka'l!“ Und da ândare hòt wieda âng'fängt: „Juk-juk-nenanee!“ Und dò hòt a gsògg, dò san ma hòlt davon g'lafn, und wia ma herausdn wòr'n is 's wieda voriba g'wen.

(Dabei steigerte die Erzählerin zunehmend ihre Stimmstärke, das zweite „Juk-nenanee“ klang schon viel lauter, beim dritten Mal wurde es geschrien. Nach einer ganz kurzen Schnaufpause wiederholte sie zur Verdeutlichung noch einmal die Geschichte.)

Da Racha'l hòt g'schrian und der ândare hòt g'schrian, da Teufel, net. Nân, sògg a, sògg a, wòrts nur, wânn a eink nòchfliagg, hòt a gsògg, werds schon g'sehgn, weil der Wòld is eb'm vawunsch'n, hòt a gsògg. Dò geht's net richti zui, hòt a gsògg. Wia

mir san g'änga, hõt a gsògg, is ar uns hintn drein g'flogn. Und da Wuind is g'änga-r-und òlls, òls wär' òlls lewenti, und hintadrein, dò is a drein g'flogn, hõt a „Juk-nenanee, juk-nenanee, juk-nenanee!“ Und da ändre hõt òllweil geschrian: „Da Racha'l steckt in Sacka'l, da Racha'l steckt in Sacka'l!“ hõt a gsògg, und wia . . .²⁾ mir hòbm uns net umschaun 'traut, hõt a gsògg, san ma ausg'flogn, wia ma herausd san gwen, hõt a gsògg, wòr òlls in Ruhe, hõt a gsògg. Dafür geht's net umme, hõt a gsògg, weil sonst, wänn eink da Racha'l dawischt, nõchha pòckt a eink!³⁾

Schneeglöckchen sind wir pflücken gegangen. Und jetzt hat mein Vater uns erzählt: „Geht nur hinaus, dort draußen ist der Racherl! Und wenn er euch sieht, dann fliegt (eilt) er euch nach! Da draußen ist es verwunschen, im Lehmgraben drüben!“

Nun, und jetzt hat er uns erzählt, wie er im Lehmgraben gegangen ist. Dort drüben ist er hinterdrein, wie wir gegangen sind, und hat immer geschrien: „Juk-nenanee, juk-nenanee, juk-nenanee!“ Und da hat der eine geschrien: „Der Racherl steckt im Sackerl (Säcklein), der Racherl steckt im Sackerl!“ Und der andere hat wieder angefangen: „Juk-juk-nenanee!“ Und da hat er gesagt, da sind wir eben davongelaufen, und wie wir heraußen waren, ist es wieder vorüber gewesen.

Die mit großer Lautstärke (und einem Eindruck, den die unzulängliche schriftliche Wiedergabe der Mundart nicht ahnen läßt) vorgetragene Geschichte enthält nur noch in dem Rufe „Der Racherl steckt im Sackerl“ den Nachklang einer in ihren Einzelzügen und als Ganzes weit zu verfolgenden Sage. Vom gleichen Überlieferungsträger, den Emma Luiff angibt, haben jedoch auch zwei andere Frauen die Sage gehört, von denen ich sie ebenfalls auf Tonband aufnehmen konnte.

Frau Anna Franz, geboren 1907, leitete ihre Erzählung damit ein, daß sie ihren Vorgänger, den 1849 geborenen Karl Luiff, erwähnte.

Mir hòbm a Partei (Wohnungsmieter) g'hòbt, und dò wòr a òlta Herr, und die Kinda wòrn klan, und do is a imma zu uns voràn kumma und hõt uns erzòhlt solche G'schichtn. Nån, und dò hõt a uns amòl von Racha'l dazòhlt, net. Und des sull eine Wòhrheit sein, net. Es hõt früha imma Hexnan 'gebm, net. Und dänn geht a fischnan, sein Großvòta, ummi in'n Loamgròbm, net. Und er ist, durt draußnt in die Bergn hõt a g'wohnt. Iwa die Wälda hõt a miassn gehn, net. Und dò hõt a 's Sacka'l gnomma, net, und hõt gfischnt.

Und wia-r-a z'Haus 'gānga is, af amòl hört a: „Racha'l, wòs hòst in Sacka'l?“ Jò, hòt a si 'denkt, i' waß net, i' hòb jò mein Sacka'l auf'n Buckl. Va wo kimmt denn des, des Redn her, net? Nān, und dò geht a weida, geht a weida. Jetzt wieda: „Racha'l, wòs hòst in Sacka'l?“ Jetz is 'n schon a bißl komisch vorkemma, und wia-r-a 's dritti Mòl gfrògt hòt: „Racha'l, wòs hòst in Sacka'l?“ Jetzt hòt a 's Sacka'l 'pòckt und hòt's wegg'schmiss'n und hòt zum Laufm āng'fāngt. Und dānn, hinta eam, hòt's g'lòcht. Und g'lòcht is g'wordn. Und is z'Haus komma, is a in Schweiß gebòdet gwen. Und hiaz sògn seine Leute: „Jò, wòs hòst d' denn g'hòbt?“ – Jetzt hòt a eana 's dazòhlt.

Nān, und in āndan Tòg hòt a si g'laubt: Hiaz muaßt doch schau'n! (Sacka'l hòt a zua'bundn ghòbt.) Und wia-r-a hingeht, wòr va kan Sacka'l und va kan Fisch und niks wòr vorhānd'n, net!

Und jetzt waß ma net: is 's die Wòhrheit oda is 's nur ein Mārchen? Das waß ma nit. Òwa der hòt g'schwurn drauf, daß 's sein Vòta gsògt hòt, des sull wòhr sein.⁴⁾

Wir haben Wohnungsmieter gehabt, und da war ein alter Herr. Und die Kinder waren klein, und da ist er immer zu uns nach vorn (in die vordere Wohnung, er hatte sie im hinteren Teil des Streckhofes) gekommen und hat uns erzählt solche Geschichten. Nun, und da hat er uns einmal vom Racherl erzählt, nicht. Und das soll wahr sein. Es hat früher immer Hexen gegeben. Und dann geht er fischen, sein Großvater, hinüber in den Lehmgraben. Und er ist, dort draußen in den Bergen hat er gewohnt (hier sind nur Hügel gemeint). Über die Wälder hat er müssen gehen. Und da hat er das Säcklein genommen, nicht, und hat gefischt.

Und wie er nach Hause geht, hört er auf einmal: „Racherl, was hast im Sackerl?“ Ja, hat er sich gedacht, ich weiß nicht, ich habe ja mein Sackerl auf dem Rücken. Von wo kommt das Reden her? Nun, und da geht er weiter. Jetzt wieder: „Racherl, was hast im Sackerl?“ Jetzt ist es ihm schon ein bißchen komisch vorgekommen, und wie er das dritte Mal gefragt wird: „Racherl, was hast im Sackerl?“ jetzt hat er das Sackerl gepackt und hat es weggeworfen und hat zu laufen angefangen. Und dann, hinter ihm hat es gelacht. Und gelacht ist worden. Und ist nach Hause gekommen, ist er in Schweiß gebadet gewesen. Und jetzt sagen seine Leute: „Ja, was hast du denn gehabt?“ Jetzt hat er es ihnen erzählt.

Nun, und am anderen Tage hat er sich gedacht: Jetzt muß du doch schauen! (Das Säcklein hat er zugebunden gehabt.) Und wie er hingeht, war kein Sackerl und kein Fisch und nichts vorhanden – nicht!

Und jetzt weiß ich nicht: Ist es die Wahrheit oder ist es nur ein Märchen? Das weiß man nicht. Aber der hat geschworen darauf, daß es sein Vater gesagt hat, das soll wahr sein.

(Aus dem folgenden Absatz sei sogleich hier der gesperrte Satz angefügt.) Und da haben die Fische hinter ihn geschrien, alles vom Sackerl, ist es herausgekommen, das.

An die Erzählung schloß ich zwei Fragen an, um noch mehr zu erfahren, da Frau Franz durch mich angeregt worden war, nach langen Jahren die Geschichte aus ihrem Gedächtnis wieder hervorzuholen. „Sein Vöter hõt dös erlebt?“ – „Sein Vöta, jò, der hõt 's erlebt.“ – „Und wieso hõt der Racha'l g'ruafn?“ – „Des waß i' net, net. Wia a ghoaßn hõt, des waß i' nimma, des kãnn i' nimma sògn. Òwa de hòbm an so g'nennt, òlli, net. Hõt a Racha'l ghoaßn oda wia, des waß i' net. Und dò hòbm de Fisch hintar eam g'schrian, òlls von Sacka'l is 's auða koman des. Nãn und dãn hõt a si recht entsetzt, wia 's as dritti Mòl geschrian hõt. Wal a g'sehgn hõt, des is ba-r-eam, net. Und hõt 's Sacka'l weggschmissn, net. Und in åndan Tòg, wia-r-a dãn 'gãnga is, nõchha nõchschaun, wòs des is gwen, net, hõt a von Sacka'l und von die Fisch niks mehr g'fundn.

Zum näheren Verständnis sei hier eingeschaltet, daß der Vater Karl Luiffs als „Leinwandweber“ in einer einsamen Behausung wohnte. Der Sohn gab im Zuge der allgemeinen Entwicklung das Weberhandwerk auf und wurde Arbeiter in der Pinkafelder Tuchfabrik. Zur Zeit, auf die die Sage anspielt, bestanden Ziegelwerkstätten, die Lehmgruben mit den Ziegelteichen stellten eine Gefahr für die Kinder bei ihrer Blumensuche dar. Aus diesem Grunde gestaltete Karl Luiff die ihm von den Vorfahren her vertraute Sage zu einer Abschreckgeschichte um, dichtete den Juk-nenanee-Schreier hinzu und übernahm nur den Antwortruf des gefangenen Fisches und den Schreck des Fischers, ohne dessen Fang zu erwähnen. Erst die Wiedergabe der Sage durch die Tochter der Frau Anna Franz, Frau Anna Karner, die viele Geschichten als Kindheitserinnerung gut im Gedächtnis bewahrt, läßt den ursprünglichen Handlungsablauf klar erkennen. Frau Karner, geboren 1926, hat in ein Nachbardorf geheiratet und

bewirtschaftet dort mit ihrem Gatten einen stattlichen Bauernhof. Sie erzählte in kleinem Kreise, unter gelegentlicher Beteiligung einer zweiten Überlieferungsträgerin. Die Geschichte vom Racherl war die zwölfte an einem Nachmittag, es folgten noch acht andere, ohne jedes mühselige Nachdenken.

Dò wòr'n oan fischnan oda krebsnan – des woäß i' net genau –, und es muaß dänn schon finsta sein g'wordn. Und der hòt si dänn, der Männ, der hòt si recht hoam'tummelt. Und wia-r-a so geht, auf oanmòl sògt's hintar eam: „Racha'l, wo biist?“ Jetz hòt a si um'draht – jò, is niamd hintar eam! Is a wieda weida 'gànga, jetz sògt's wieda hintar eam: „Racha'l, wo biist?“ Jetz sògt's hintar ihm im Sòck drinna: „Da Racha'l is in Sacka'l!“ – Auf oanmòl in Sòcha weg g'worfn, den Sòck, und is g'lafn, wòs a nur lafn hòt kinna! Und hoam!

In nächst'n Tòg hòt a dänn g'schaut, wo a in Sòck hòt weg-g'schmissn. Is koan Sòck ah net mehr g'legn.⁵⁾

Da waren einige fischen oder krebsen – das weiß ich nicht genau –, und es muß dann schon finster geworden sein. Und der hat sich dann, der Mann, der hat sich recht heimbeeilt. Und wie er so geht, auf einmal sagt es hinter ihm: „Racherl, wo bist du?“ Jetzt hat er sich umgedreht – ja, es ist niemand hinter ihm! Ist er wieder weiter gegangen, jetzt sagt es wieder hinter ihm: „Racherl, wo bist du?“ Jetzt sagt es hinter ihm im Sack drinnen: „Der Racherl ist im Sackerl!“ – Auf einmal die Sachen weggeworfen, den Sack, und ist gelaufen, was er nur laufen hat können. Und heim!

Am nächsten Tag hat er dann (nach)geschaut, wo er den Sack hat weggeschmissen. Und kein Sack auch nicht mehr (dort) gelegen.

Die Gewährsfrau erinnert sich noch daran, daß sie diese Geschichte wie andere daheim als Kind gehört hat, in der abendlichen Runde, an der auch Karl Luiff teilnahm. Sie kann aber nicht mehr mit Sicherheit sagen, ob sie gerade diese Sage von ihm übernommen hat. Nach den Angaben ihrer Mutter ist dies jedoch anzunehmen. Das Nebeneinander der drei Aufnahmen, die auf eine Erzählung des Großvaters von Karl Luiff zurückgehen, zeigt abermals, daß wir uns in den Kulturwissenschaften keineswegs nach dem Vorbild der Naturwissenschaften auf „Gesetzmäßigkeiten“ verlassen können. Die älteste Bandaufnahme stammt von der 1887 geborenen Tochter

Emma des 1849 geborenen Karl Luiff, die etwa um 1895 vom Vater die Geschichte gehört hat. Später hat er sich an den ihm überlieferten Verlauf gehalten. Frau Anna Franz, geboren 1907, hörte in ihrer bäuerlichen Wohnung die Sage vermutlich etwa um 1935 in der ursprünglichen Fassung, war davon entweder nicht so beeindruckt wie ihre Tochter oder hat durch die wachsenden städtischen Einflüsse in Pinkafeld zu viele neue Eindrücke empfangen, die Älteres überdecken. Ihre Tochter Anna, geboren 1926, verehelichte Karner, lebt in dörflichen Verhältnissen, hat die Sage mit etwa neun Jahren in sich aufgenommen und am getreuesten im Gedächtnis bewahrt. Die jüngste Gewährsfrau und die jüngste Bandaufnahme weichen demnach von der ursprünglichen Sagenfassung am wenigsten ab.

Räumlich und inhaltlich stehen zwei Sagen aus dem niederösterreichischen Waldviertel der Geschichte von dem Pinkafelder Ziegelteich am nächsten. Unweit der Burg Schauenstein wurde erzählt, daß zwei Bauern einmal in den Kamp gingen, um Krebse zu fangen. Sie hatten auch schon einen ganzen Sack voll und wollten, weil es schon finster wurde, damit heimgehen. Da hörten sie aus einem Tümpel am anderen Ufer des Flusses, auch „Schwarze Lacken“ genannt, eine helle Stimme rufen: „Zacherl, wo bist du?“ Darauf ließ sich ganz nahe vom Bauern eine schauerhaft anzuhörende Stimme vernehmen, die antwortete: „Da bin ich!“ Gleich darauf kroch ein großer Krebs aus dem Sack und sprang ins Wasser. Die beiden Bauern entsetzten sich so, daß sie den Krebsack wegwarfen und Hals über Kopf davonliefen.⁶⁾

Ganz ähnlich lautet die Geschichte von dem Wassertümpel bei Wolfsbach, die „Schwarze Lacke“ genannt. Hier fing einmal einer Krebse. Es war schon stark dämmerig, als er sich mit einem Sack voll auf den Heimweg machte. Kaum war er einige Schritte gegangen, als er vom Tümpel her eine krächzende Stimme hörte, die rief: „Kracherl (?), wo bist du?“ Darauf antwortete ein Krebs aus dem Sack: „Da, im Sack d’rin, hol’ mi!“ Dem Krebsfänger wurde die Geschichte unheimlich, er warf den Sack weg und lief so schnell er konnte heim. Als er am nächsten Morgen in aller Frühe nach dem Sack suchte, war dieser nirgends mehr zu sehen.⁷⁾ – Kießling gibt dazu an, daß man diese Krebsagen an verschiedenen Orten erzählen höre. Sie werde auch als heiterer Streich berichtet, was für die Geläufigkeit spricht. Zwei Kameraden eines damals bekannten Krebsenfängers schreckten ihn auf diese Weise, als er spät abends mit einem Sack Krebsen heimging.

Diese vorerst nur selten im Burgenland und in Niederösterreich bezeugten Sagen sind immerhin wichtige Beiträge zu dem großen Bereich der Vorstellungen vom Herrn der Tiere, hier im besonderen vom Herrn der Fische. Der Gesamtstoff erfreut sich bekanntlich seit längerer Zeit einer ausgesprochenen Beliebtheit bei den Erzählforschern. Schon 1952 hatte Leopold Schmidt mit seiner Abhandlung „Der Herr der Tiere in einigen Sagenlandschaften Europas und Eurasiens“ den Teilbereich des getöteten und wiedererweckten, jedoch meist verletzten Tieres herausgegriffen.⁸⁾ Starke Anregungen gingen aus Lutz Röhrichs Vortrag beim Internationalen Kongreß der Volkserzählungsforscher in Kiel und Kopenhagen (19. August bis 29. August 1959) „Die Sagen vom Herrn der Tiere“ hervor.⁹⁾ Wenn er damals einleitend sagte: „In der folkloristischen Erzählforschung war bis vor kurzem der Begriff ‚Herr der Tiere‘ noch weithin unbekannt; er stammt aus der Terminologie der Völkerkunde“, so dürfen wir dagegen auf den hochbegabten Ludwig Uhland verweisen, der schon etwa um 1838 sagte: „Im tiefen Urwald trifft man bei mehreren Volksstämmen auf eine mythische Gestalt, den Thiermann, Herrn und Pfleger der Waldthiere.“¹⁰⁾ Im folgenden zieht er das dänische Lied vom „dyre karl“, mittelhochdeutsche Dichtungen und auch Volkssagen des 19. Jahrhunderts heran.¹¹⁾ Lutz Röhrich hat dann in der Festschrift für Gottfried Henßen seine Abhandlung wesentlich erweitert,¹²⁾ konnte in der Einleitung vielen Fachkollegen für Zusendung einschlägigen Stoffes danken und auch in dem erst 1961 erschienenen Kieler Kongreßband auf das Echo der Bonner Veröffentlichung hinweisen. Seither ist die Beschäftigung mit dem Gegenstand nicht mehr abgerissen.¹³⁾

Zum „Herrn der Fische“ hat, wenn auch nicht unter diesem Leitwort, schon Adalbert Kuhn drei verwandte Sagengruppen erstmals nebeneinandergestellt. 1. Den gefangenen einäugigen Fisch; 2. Das gefangene einäugige oder sonst verstümmelte Thier der Wilden Jagd; 3. Die Sau bei den Zwergen oder im Berge.¹⁴⁾ Dabei vermag er auch ein außer in den angeführten burgenländischen und niederösterreichischen Spielformen der Sage seltenes Zwiegespräch aus der Eifel anzuführen. Ein Fischer, der nach langem Harren einen schönen Fisch fängt und in den Sack steckt, hört eine Stimme: „Einaug, wo bist du?“ Und aus dem Sack antwortet es: „In Peterchens Sack!“ Der Mann läßt Angel und Sack im Stich und eilt nach Hause.¹⁵⁾ Seither haben Panzer und

Hoffmann-Krayer vor allem die verwandten deutschen Sagen, soweit sie über Kuhn hinausgehen, angeführt. Es genügen daher neben den obigen Ergänzungen einige, um im gegebenen Rahmen unsere Sage in weitgespannte Zusammenhänge einzugliedern.¹⁶⁾

Auch in einer mecklenburgischen Sage antwortet der gefangene Fisch, obwohl die gestellte Frage „Hest min'n eenögen Borch nich sein?“¹⁷⁾ sonst meist aus der Ferne, eben aus dem Wasser, beantwortet wird. Das geschieht zusätzlich zu dem sonst wiederholt bezeugten Zwiegespräch zweier Bewohner der Wasserwelt in dem See bei Parchim auch nach der zweiten darauf bezogenen Sage. Trotz Verbot bringen die Stadtfischer eines Abends auf einem Wagen ein Boot dorthin und beginnen nachts zu fischen. Sie fangen einen so schweren Hecht, daß sie ihn nur mit Mühe ins Boot bringen können. Nun aber fängt es im See gewaltig an zu lärmern und zu toben, und eine Mädchenstimme lockt mit den Worten: „Nutsche, nutsche“ die Schweine. Eine Mannesstimme fragt darauf: „Hast du sie nun alle beisammen?“, worauf die erste antwortet: „Ja, neunundneunzig habe ich, aber der einäugige Borch fehlt noch.“ Als sie nochmals „Nutsche, nutsche!“ ruft, springt der Hecht mit einem gewaltigen Ruck aus dem Boot und ruft: „Hier bin ich, hier bin ich!“ Sogleich verstummt der Lärm, und es ist totenstill.¹⁸⁾

Im Unterschied zu den bisher genannten Spielformen der Sage vom Fang des besonderen Fisches spricht dieser zumeist nicht, sondern es werden nur Stimmen aus der Wassertiefe vernehmbar. Das gilt auch für die räumlich dem Waldviertel am nächsten liegende Geschichte, die Fr. E. Ruzersdorfer mitgeteilt hat.¹⁹⁾ Einige Männer wandern zum Plöckensteiner See, der am Fuße des gleichnamigen Berges liegt und wo die Grenze der Länder Bayern, Oberösterreich und Böhmen ist. Als sie schon wegen vergeblichen Mühens heimkehren wollen, zappelt plötzlich ein gewaltiger Fisch in ihrem Netz. Bei Einbruch der Dämmerung fachen sie ein Feuer an, um ihren Fang zu braten, doch im Wasser erhebt sich ein Gemurmeln, das immer lauter wird, und schließlich vernehmen sie die Worte: „Sind alle da?“ Eine Stimme antwortet: „Alle sind da, nur der einäugige Stier geht ab!“ Jetzt merken sie, daß der noch immer um sich schlagende Fisch nur ein Auge hat und werfen ihn rasch in den See zurück, worauf der Lärm verstummt. Nach einer bruchstückhaft vermerkten, viel früher aufgezeichneten Erzählung hören Scheiterhauer beim nahen See

am Dreisesselberg eine Stimme: „Alles is dò, alles is dò, nur der stuzet Stier geht ò!“²⁰⁾ Von dem gleichen See wird noch abweichend erzählt, daß drei Männer rote Forellen mit glühenden Punkten fangen und der Ruf hörbar wird: „Es sind nicht alle zu Hause.“²¹⁾ Im nahen Rachelsee sind Fische, die im Sack anfangen, kläglich zu weinen, so daß der Fänger sie wegwirft.²²⁾ Sagen von engbenachbarten Seen unterscheiden sich demnach durch bestimmte Einzelzüge, die in weiter Entfernung ihre Gegenstücke haben.

Der „einäugige“ wie der „stuzet“²³⁾ Stier weisen, um mit Adalbert Kuhn zu sprechen, auf ein „verstümmeltes“ Tier hin, das uns in verwandten Sagen noch öfter begegnet. Dies war schon beim „Einaug“ der Eifelsage der Fall²⁴⁾ sowie bei den mecklenburgischen Erzählungen vom Parchimer See²⁵⁾. Mit dem See, in dem diese eigenartigen Tiere hausen, ist häufig auch die Eigenschaft verbunden, daß er in seiner Tiefe nicht zu ergründen ist und dies auch nicht duldet. Diese Besonderheit hat einem Gewässer sogar die Bezeichnung „Das Grundlos“ verschafft.²⁶⁾ Schäfer, die an seinem Ufer liegen, machen sich zum Zeitvertreib eine Angel und setzen sich damit ans Wasser. Sie ziehen alsbald einen großen Fisch heraus, der nur ein Auge hat. Auf einmal hören sie unten im Wasser Laute, als wenn einer Schweine locke, und eine Stimme fragt: „Sind sie denn nun alle da?“ Darauf antwortet eine andere: „Nein, die alte einäugige Sau fehlt noch!“ Da erhebt sich die erste Stimme furchtbar und bedroht denjenigen, der die einäugige Sau zurückhalte. Zugleich färbt sich das Wasser ganz dunkel, so daß die Schäfer angstvoll die Angel wegwerfen und den Fisch zurück ins Wasser. Kaum ist dies geschehen, wird es wieder ganz still und die Flut so klar wie zuvor.²⁷⁾ Auch der Bauer, der einen großen einäugigen Fisch erbeutet, wird gewarnt: „Nimm den Einäugigen nicht mit, sonst kostet es dein Leben.“²⁸⁾ Ein Holzhacker erlangt vom Papendiek bei Michaelstein einen Fisch, der verlangt, daß ihm sein Auge, das er verloren hat, wieder hergebracht werde.²⁹⁾ Als ein Mann aus Bockenem einen Fisch fängt, hört er aus dem Wasser eine Stimme: „Killejån, heste de sügge innedån?“ und die Antwort: „Jå, bet up de ênögige süge.“³⁰⁾ Ein Schäfer fängt einen großen, ganz mit Moos bewachsenen Fisch. Da hört er aus dem Wasser rufen: „Ilian, hestde de swine all bidan?“ Jetzt bemerkt er, daß der Fisch nur ein Auge hat, meint deshalb, es sei der Teufel, und wirft ihn wieder ins Wasser.³¹⁾ Für einen anderen Mann geht es in der Ge-

gend von Bockenem übel aus. Als er einen großen, dicken Fisch nach dem Ort zu tragen versucht, wird seine Last immer schwerer, so daß er unterwegs rasten muß. Sein Fang hat inzwischen einen Menschenkopf bekommen, der Fisch fängt an zu sprechen und befiehlt, ihn sogleich dorthin zu tragen, wo er ihn hergenommen habe. Auf dem Rückweg wird die Last wieder leichter und leichter, zuletzt ist es auch nur der Fisch wie bei Beginn. Als er das Tier ins Wasser werfen will, schlägt es ihn dabei mit dem Schwanz ins Gesicht und springt selbst hinein, der Fischer stirbt nach drei Tagen.³²⁾ Ein Schäfer, der zwar das Gespräch im Wasser vernimmt, trotzdem jedoch mit dem einäugigen Fisch nach Bockenem geht, muß die immer schwerer werdende Last absetzen. Da beginnt der Fisch zu sprechen und verlangt, zurückgebracht zu werden, was der Mann auch tut, weil es ihm sonst übel ergehen würde.³³⁾ Sein Leben verliert einer, der den immer schwerer werdenden Fisch heimwärts tragen will, ihn auf eine plötzlich hörbare Stimme wieder zurückträgt und ins Wasser wirft. Denn zugleich erhält er von unsichtbarer Hand eine Ohrfeige, daß er bald danach stirbt.³⁴⁾ Das gleiche Schicksal erleidet der Jäger, der durch den Schuß auf einen Fisch das Kind der Nixe getötet hat, worauf sie ihm den Hals umdreht.³⁵⁾ Nicht besser ergeht es dem Fischer, der den mit Moos bewachsenen Fisch von der Größe eines Schweines mit nach Hause nimmt.³⁶⁾ Als sein Kind bezeichnet der Rufer aus der Tiefe auch den Fisch, den ein Bauer aus dem Pfaffensee fängt, auf das klägliche Gewimmer hin jedoch erschrocken wieder ins Wasser wirft.³⁷⁾ Um ihren ganzen Fang kommen mehrere Fischer, die zwar eine ganze Menge von Hechten erbeuten. Plötzlich hören sie aus der Tiefe den Lockruf: „Rutsche, rutsche, rutsche!“ und alle Fische springen ins Wasser zurück mit Ausnahme eines einzigen. Jetzt ertönt die Frage: „Sind alle da?“ Doch die Antwort lautet: „Nein, es sind erst neunundneunzig!“ Da ruft es nochmals „Rutsche, rutsche, rutsche“, und auch der letzte Hecht springt ins Wasser.³⁸⁾

Nicht nur von einäugigen Fischen ist in einer Anzahl niederdeutscher Sagen die Rede, auch der bairische „stutzet“ Stier hat seine Gegenstücke. Zwei Leute fischen nachts einen großen Karausch³⁹⁾ mit halbem Schwanz. Auf einmal beginnen Glocken zu läuten und Eimer zu klappern. Der Fisch wird unruhig und wirft sich im Boot hin und her. Jetzt fragt eine Stimme vom Seegrund: „Ist alles drin?“ – „Nein“, lautet die Antwort, „die stumpfzäglige Sau fehlt noch!“ Daraufhin kippt der Karausch das Boot fast

um, so daß ihn die Fischer ins Wasser zurückwerfen. Der Fisch verwandelt sich sogleich in ein Schwein und geht unter,⁴⁰⁾ worauf sofort Ruhe eintritt. E. Pohl vermerkt dazu eine zweite Sage aus der handschriftlichen Sammlung des Instituts für Heimatforschung und Volkskunde an der ehemaligen Albertus-Universität in Königsberg. Danach werden die auf der Alle gefangenen Fische durch den Ruf in Schweine verwandelt und laufen den Hausenberg hinauf.⁴¹⁾ Als zwei Leute im Schwarzen See bei Maldeuten angeln, fischen sie auch einen Pärschke heraus, dem fast der ganze Zagel fehlt. Mit eins hören sie eine Frauenstimme, die immer ruft: „Usch, usch, usch“, wobei der kurzzagelige Fisch im Netz ganz unruhig wird. Da kommt auch schon eine Frau und fragt: „Habt ihr nicht mein kurzzageliges Schwein gesehen?“ – Nun aber machen die Leute, daß sie fortkommen.⁴²⁾ Einen Nachklang, der in seiner Unvollständigkeit immerhin als wichtiges Zeugnis vermerkt zu werden verdient, hat schon der verdienstvolle J. W. Wolf einem größeren Kreise vermittelt. Bei Groningen liegt ein weiter See. Fischer hörten oft eine rauhe Stimme aus dem Wasser rufen: „Laat my ouden beer toch leven!“⁴³⁾

Adalbert Kuhn hat als erster auch schon nahestehende Sagen verglichen, die sich gänzlich auf *Vierfüßler* beziehen. Frau Harke hält in ihrer Höhle wilde Schweine, Hirsche, Rehe, Hasen und andere Tiere und schützt sie während der Nacht vor den Jägern. Mit dem Ruf „Pickel-Pickel!“ lockt sie die Tiere, die sie in der Höhle verwahrt. Als ein Jäger einmal einen Hasen mit einem Klumpfuß schießt, hört man, wie sie abends beim Eintreiben ihres Wildes ruft: „Se sind nich all, se sind nich all, Klütfôt fehlt noch!“⁴⁴⁾ Als einige Hirten auf dem Frau-Harke-Berg einen Dachs fangen und in einen Sack stecken, hören sie unten im Berg eine Stimme, die ruft: „Quêms, quêms“, worauf eine andere fragt: „Was fehlet dir?“ Darauf die erste: „Die große einäugige Sau!“ Den Hirten wird es unheimlich, sie fangen nicht weiter und laufen nach Hause. Als sie dort das Tier herausnehmen, hat der Dachs wirklich nur ein Auge. Die Dachse sind die Schweine der Frau Harke.⁴⁵⁾ Auffällig ähnlich ist eine mit der Wilden Jagd verbundene schweizerische Sage. Das Gundisheer zieht wie eine wühlende Schweineherde über Feld und Berg. Burschen fangen ein hinten nachlaufendes Ferkelchen, binden es in einen Sack und wollen es heimtragen. Da ruft eine mächtige Stimme von der Höhe herab, über die das Heer eben dahinbraust: „Hagöhrli, wo bisch au?“, worauf zum Schrecken der Burschen das Ferkel im

Sack antwortet: „I's Heiniguggelis Sack!“ Der Bursch wirft den Sack weg und entläuft mit den anderen. Andere finden danach den Sack, jedoch leer.⁴⁶⁾ E. L. Rochholz erwähnt anschließend eine Sarganser Sage, in der ein Fuchs im Zwilchsack gefangen wird, worauf ein ähnliches Fragen und Antworten anhebt. Als ein Bauer namens Ernst Koppe in Gesellschaft einen Dachs fängt, hören sie auf einmal die Wilde Jagd daherbrausen. In der Nähe vernimmt einer die Worte: „Na sinn wii denn nu all to hoope?“ Ein anderer antwortet: „Jå, bett upp de eenöögige Sau, dee hett Ernst Koppe innen Sack gefangen!“ Daheim fanden sie im Sack wirklich eine einäugige Sau und keinen Dachs. Mit dem Auftreten des Wütenden Heeres verbindet sich in Oberfranken das Fangen einer einäugigen Häsin.⁴⁷⁾

Die Beispiele zeigen zur Genüge, wie eng auch hier der Verlauf des bis in Einzelheiten übereinstimmenden Geschehens mit einem verletzten Tiere verbunden ist. In anderer Weise trifft dies für das Erscheinen der nächtlichen Schar zu, die ein Rind schlachtet und verspeist, das wiederbelebt wird, dem jedoch eine kleine Verletzung verbleibt; es fehlt jener Bissen Fleisch, den der menschliche Teilnehmer beim Mahl verzehrt hat.⁴⁸⁾ Leopold Schmidt nennt diesen Sagenzug den „Kleinen Verlust“,⁴⁹⁾ eine Bezeichnung, die vermutlich K. Spieß geprägt hat.⁵⁰⁾

Auch im *Volksmärchen* finden wir die Tierherren wieder, dort nicht in der dem Denken der Volkssage gemäßen örtlichen Beschränkung, sondern sinnvoll in den Verlauf der Märchenhandlung eingebaut, und zwar manchmal noch klar, einem geschichtlich weit zurückreichenden Weltbild gemäß, als Herren dreier Reiche, der Vögel, der Landtiere und der Wassertiere.⁵¹⁾ Auch hier fehlt beim Aufrufen der Tiere eines, das des öfteren zudem (bei der Rückkehr aus einer anderen Welt) durch eine Verletzung oder Mißbildung gekennzeichnet ist. Der Zug findet sich in verschiedenen Märchentypen, die schon J. W. Wolf in einigen Beispielen herangezogen hat.⁵²⁾ So in seiner eigenen Sammlung im Märchen „Ohneseele“, in dem der Held nur das Anbot von Adler und Ameise, ihre Gestalt erlangen zu können, annimmt, weshalb es der hilfreichen Winde bedarf, um den Beistand der Fische zu erwirken. Ein Krüppel von Weißling vermag endlich das Kästchen herbeizuschaffen, in dem sich die Seele des Unholdes befindet.⁵³⁾ In einem magyarischen Märchen ist der Held unterwegs, um den Ring der Braut des Weisen zu suchen. Adler- und Rabenkönig sagen, er sei nicht in den Lüften, sonst wüßten

sie es, für den Erdbereich vermag der Wolfskönig nicht zu helfen. Das Goldfischchen aber beruft alle Fische, doch keiner weiß von dem Ring. Endlich fragt das Goldfischlein: „Sind schon alle Fische beisammen?“ – „Der hinkende Hecht geht noch ab!“ ruft eine Stimme, und nun kommt auch dieser daher.⁵⁴⁾ Mit Recht setzt J. W. Wolf das Goldfischlein dem Mädchen gleich, dessen Stimme in den Sagen durch Lockrufe ihre Tiere und auch den schadhafte Fisch zu sich beruft. Er führt in diesem Zusammenhang als Gegenstück zu den verletzten Tieren den buckligen Jäger einer schwäbischen Spielform des Visionsmärchens vom „Reuigen Mörder“ an, das zwar fern steht, jedoch den dreimaligen Ruf Luzifers nach seinen Scharen enthält, wobei zuletzt der Bucklige auftritt.⁵⁵⁾

Unmittelbar hierher gehört jedoch eine größere Anzahl Märchen, in denen die Tierherren dreier Reiche ihre Untertanen herbeirufen, unter denen sich ein Verletzter befindet. Um die organische Verbindung dieses Motivs mit dem Gesamtverlauf in seinen Abwandlungen deutlicher zu machen, seien einige Beispiele angeführt. In einem griechischen Tierschwäger-Märchen sind die Landtiere zweifach vertreten, während die Fische fehlen. Als der Adler alle Vögel zusammenruft, kann ihm keiner Auskunft geben, wo die gesuchte Schöne zu finden sei, erst der zuletzt herbeigekommene lahme Habicht weiß es.⁵⁶⁾ Auf der Suche nach der schönen Rora helfen dem Helden ein Rabe mit verletztem Fuß, ein Fisch, der fast im Sterben liegt, und ein Fuchs mit wehem Fuß.⁵⁷⁾ Sie übergeben ihm eine Feder, eine Schuppe und ein Haar, wie dies aus vielen Erzählungen von den „Dankbaren Tieren“ geläufig ist. In einem Märchen aus dem Alttal sind es ein Rabe mit gebrochenen Flügeln, ein lahmer Wolf und ein goldener Fisch, wozu noch hilfreiche Ameisen kommen.⁵⁸⁾

Der Schwager des Helden eines burgenländischen Märchens ist ein neunköpfiger Drache. Als er mit einem Pfeifchen seine Tiere herbeiruft, weiß nur der Fuchs, der im Reiche des Weißen Ritters ein Bein verloren hat, zu raten.⁵⁹⁾ Gleichfalls in der Außenwelt hat sich der Mausvogel einen Schaden zugezogen, der als letzter Vogel auf den Ruf des Falken herbeikommt. Der schwarze Nart hat ihn durch einen Steinwurf verletzt.⁶⁰⁾ Auf der Suche nach der entflohenen Schwanjungfrau gelangt der Held zur Mutter des Greises, die die Vögel herbeiruft, um sie nach der gläsernen Stadt zu fragen. Zuletzt kommt der Schnapphahn herbei, und obwohl dieser schlecht zu Fuß ist, trägt er den Prinzen ans

Ziel.⁶¹⁾ Im walachischen Märchen hat sich der Geier den Flügel auf der Flucht vor dem großen Drachen verrenkt, weshalb er als letzter herbeihinkt. Er wagt es nicht, den Helden bis ganz in die Nähe des Drachens zu führen, und zeigt an dessen Grenzbereich von einem hohen Baum aus die Behausung.⁶²⁾ Auch die Tiere des zwölfköpfigen Drachen können dem Königssohn, der seine geraubte Frau sucht, keine Auskunft geben, bis endlich der lahme Wolf herbeihinkt, der sich im Weißland ein Bein gebrochen hat.⁶³⁾ Fassen wir zusammen, so ergibt sich, daß unter den Tieren der drei Reiche (Erde, Wasser und Luft) jeweils eines verletzt ist und aus der „anderen Welt“ zurückgerufen werden muß. J. W. Wolf hat schon aus den ihm zur Verfügung stehenden wenigen Beispielen die Gemeinsamkeit bestimmter Märchen- und Sagenzüge erkannt, wir können heute bereits an Hand der vorgeführten Beispiele ersehen, daß – hier nur angedeutet – größere und im Märchen deutlich noch sinnvolle Zusammenhänge bestehen, an denen auch die Volkssage Anteil hat.⁶⁴⁾

Wie für einen Teil der Bergwerkssagen⁶⁵⁾, gilt auch für die stimmungsvollen Sagen vom verletzten oder sprechenden Fisch die nicht zuletzt von W. E. Peuckert erkannte Tatsache, daß die Sage „an und für sich engräumig denkt“.⁶⁶⁾ An einzelnen Fehldeutungen des vorigen Jahrhunderts dürfen wir uns dabei keinesfalls stoßen, es gilt vielmehr, sich das ehrliche und bescheidene Bekenntnis J. W. Wolfs zum Vorbild zu nehmen, der in der von ihm mit einem ausgezeichneten Vorwort eingeleiteten Zeitschrift für Mythologie und Sittenkunde⁶⁷⁾ schreibt: „Mit unrecht behauptete ich Beitr. I, 90, die sage vom zerschlagenen bocksschenkel sei in Deutschland nicht aufzufinden. Menzel verweist mich literaturblatt 1852 N. 11 auf Steub, drei sommer p. 82, den ich nicht kenne, wo eine kuh geschlachtet werde, ferner auf Zingerle . . ., wo eine gemse ins spiel kommt. Beide sagen spielen in Tirol und ganz in dessen nachbarschaft eine dritte, die Vonbun p. 27 mittheilt.“ Den gesamten Sagenbereich habe ich in einem Beitrag behandelt, der auch die Sagen vom Herrn der Fische berücksichtigt.⁶⁸⁾

Der ursprünglich als Festschriftbeitrag für den großen Sagenforscher Richard Beitzl gedachte Aufsatz konnte erst im Juli 1982 in Satz gehen, weshalb einige Nachträge gestattet seien. Der große Fisch entsteigt dem „Ked’ntumpf“⁶⁹⁾. Aus dem immer schwerer werdenden Sacke kommt statt des gefangenen Krebses die „Lahnwaberl“ hervor⁷⁰⁾, ähnlich wie die richtige „Streggeln“⁷¹⁾,

in einer Böhmerwaldsage wird jedoch eindeutig der Krebskönig zum Verhängnis des Fängers⁷²). Aus dem Kuhländchen ist das auch sonst bezeugte Gespräch „Kube, wo bist du?“ – „Im Sack“ belegt⁷³). Im Böhmerwald findet sich ferner eine Verquickung der Geschichte von der Hasenjagd zu verbotener Zeit⁷⁴) mit der vom erlegten Tier im Sacke⁷⁵).

Anmerkungen:

1. Über Ort und Anlaß des Erzählens, Karl Haiding, Märchen und Schwänke aus dem Burgenlande, Graz 1977, S. 205–209.

2. Hier überstürzen sich die Wörter so sehr, daß sie zwar beim Hören noch wirken, schriftlich jedoch nicht wiederzugeben sind.

3. K. Haiding, Aufz. 2121 am 24. 2. 1954; Emma Luiff, 31. 12. 1887 bis 14. 1. 1957. Die genauen Geburtsangaben der Gewährleute verdanke ich wie freundliche Hilfe auch bei anderen Anlässen Frau Regierungsrat Hella Stubenvoll, Riedlingsdorf. Gemeinsame Bestrebungen im Dienste der Volksbildung verbinden uns – auch im Sinne von Hofrat Dr. Rudolf Dechant – seit 1933.

4. K. Haiding, Aufz. 2726, 24. 4. 1971 in Pinkafeld, gelegentlich eines Kuraufenthaltes in Bad Tatzmannsdorf. Frau Anna Franz, jetzt Altbauerin, geb. 31. 1. 1907. „Vorån“ ist die im Vorderteil des Hauses gelegene Wohnung.

5. K. Haiding, Aufz. 2742, April 1971. Anna Karner, geb. 18. 11. 1926. Der Altersabstand zwischen Karl Luiff und der jüngsten Erzählerin, die die von ihm gehörte Geschichte weitergibt, beträgt 77 Jahre, K. Luiff starb 1937 im 89. Lebensjahr.

6. Fr. Kießling, Frau Saga im niederösterreichischen Waldviertel. Eine Sammlung von Märchen, Sagen und Erzählungen. Vierte Reihe, Wien 1926, Nr. 83. Die verdienstvolle umfangreiche Sammlung erfordert Stück für Stück eine kritische Sichtung; die beiden hier angeführten Erzählungen können jedoch unbedenklich als echt bewertet werden und finden in der burgenländischen Spielform ihre Bestätigung. In der Erzählliteratur sind sie bisher nicht herangezogen worden, doch führt Margrid Burkhardt sie meinem Erinnern nach in ihrer von großem Fleiß zeugenden Zulassungsarbeit zur wissenschaftlichen Prüfung für das höhere Lehramt „Salige, Versuch einer Motivanalyse“ (Freiburg, Herbst 1976) an. Bei diesem Anlaß danke ich Herrn Prof. Dr. L. Röhrich und seinem Assistenten, Herrn Dr. H. Lixfeld, für die ermöglichte Einsichtnahme in die Arbeit.

7. Fr. Kießling (Anm. 6), Erste Reihe, Wien 1926, Nr. 97. „Kracherl“ mit Fragezeichen.

8. L. Schmidt, In: Anthropos. Internationale Zschr. f. Völker- und Sprachkunde, Bd. 47, 1952, S. 509 ff. Jetzt erweitert bei L. Schmidt, Die Volkserzählung, Märchen, Sage, Legende, Schwank. Berlin 1963, S. 113 ff.

9. Vorträge und Referate. Ergänzungsreihe zu Fabula, Zschr. f. Erzählforschung, hg. v. Kurt Ranke, Reihe B: Untersuchungen, Nr. 2, Berlin 1962, S. 340 ff.

10. L. Uhland, *Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlungen und Anmerkungen*, III. 1. Abhandlung über die deutschen Volkslieder, 2. Anmerkungen zu den Volksliedern. Erst 1866 hg. v. Fr. Pfeiffer, Stuttgart 1866, Neudruck Olms Verlag, Hildesheim 1968, S. 52.

11. Im allgemeinen wird die Leistung der Bahnbrecher volkskundlicher Forschung des 19. Jahrhunderts viel zu gering eingeschätzt. Auf mühsamen und langwierigen Reisen mußten erst die Handschriften erkundet oder die mündliche Überlieferung aufgezeichnet werden. Neben anderer Tätigkeit und fast ausnahmslos ohne bezahlte Hilfskräfte galt es, alles handschriftlich aufzuarbeiten, bei für heutige Begriffe unzureichender Beleuchtung, ohne Fernverkehrsverbindungen. Im Zeitalter der raschen Fernverbindungen, der Fernsprecher und Schreibmaschinen und neuerdings der Ablichtungen mag man überheblich auf zeitbedingte, aus noch fehlender Übersicht erwachsene Deutungen herabsehen. Der heutige Aufwand öffentlicher Mittel gestattet ein so rasches Fortschreiten, daß oftmals das innerliche Mitgehen zurückbleibt und Hypothesen aufgestellt werden, die keineswegs stichhaltig sind.

12. L. Röhrich, *Europäische Wildgeistersagen* (Rheinisches Jb. f. Vkd., 10. Jg., S. 79 ff.).

13. L. Röhrich, *Sage und Märchen* (= Gesammelte Aufsätze im Neudruck), Freiburg, Basel, Wien 1976. Anm. zu den Wildgeistersagen S. 313, Fußn. 1, seit-herige Veröffentlichungen, darunter Åke Hultkrantz (Herausgeber), *The supernatural owners of nature. Nordic Symposion on the religious conceptions of ruling spirits and allied concepts*, Stockholm 1961.

14. Adalbert Kuhn, *Sagen, Märchen und Gebräuche aus Westfalen*, Leipzig 1859, 1. Teil, Sagen, S. 322 ff. (Neudruck Olms Verlag, Hildesheim – New York 1973).

15. Nach den Eifelsagen von Schmitz, jetzt bei P. Zaunert, *Rheinlandsagen*, Bd. 1, S. 273; die Quelle für J. H. Schmitz (1858) ist E. Weyden, *Das Ahrtal* (1835).

16. Fr. Panzer, Art. Wassergeister, HDA IX, Sp. 134 f., siehe ferner Hoffmann-Krayer, Art. Fisch, HDA II, Sp. 1543 f.

17. K. Bartsch, *Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg*, I Wien 1880, Nr. 572/2. Borch ist der verschnittene Eber.

18. A. Kuhn und W. Schwartz, *Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche*, Leipzig 1848, Neudruck Olms Verlag, Hildesheim – New York 1972, S. 28 f., Nr. 25, von einem in Swinemünde ansässigen Mecklenburger.

19. Fr. E. Ruzersdorfer, *Sagen aus Klaffer und Umgebung in Oberösterreich* (ZÖV 8, Wien 1902, S. 13). Danach K. Haiding, *Österreichs Sagenschatz*, Wien 1965, Nr. 12, als Taschenbuchausgabe *Österreichischer Sagenschatz*, München 1980.

20. Fr. Panzer, *Bayerische Sagen und Bräuche*. Beitrag zur deutschen Mythologie, München 1848, II, S. 138 f., Nr. 213.

21. Sepp, *Altbayerischer Sagenschatz zur Bereicherung der indogermanischen Mythologie*, München 1893, S. 399, nach Grohmann. Weicht im Grundsätzlichen ab, wäre erst genauer zu untersuchen.

22. Th. Vernaleken, *Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich*. Als Beitrag zur deutschen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde, Wien 1859, S. 156, Nr. 31.

23. Zu „abgestutzt“ J. A. Schmeller, *Bayerisches Wörterbuch*, Neudruck der zweiten, bei R. Oldenburg 1872–1877 in zwei Bänden erschienenen Auflage von G. K. Frommann, mit einem Vorwort von O. Basler, Aalen 1961, II, Sp. 800 f.

24. Oben Anm. 15.

25. Oben Anm. 17 und 18.

26. A. Kuhn–W. Schwartz (Anm. 18), Nr. 178. Panzer, HDA IX, Sp. 170 f.

27. Ebenda, Nr. 180.

28. R. Reichhardt, *Sagen aus Nordthüringen* (Z. f. V. 1902, S. 68).

29. A. Kuhn (Anm. 14), S. 325, nach H. Pröhle, *Unterharzsagen*, Nr. 91 (vermutlich *Unterharzische Sagen*, Aschersleben 1856).

30. Ebenda, Nr. 363.

31. G. Schambach und W. Müller, *Niedersächsische Sagen und Märchen*, Aus dem Munde des Volkes gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben, Göttingen 1855, S. 63, Nr. 86.

32. Ebenda, S. 64, Nr. 88.

33. A. Kuhn (Anm. 14), Nr. 364.

34. Ebenda, Nr. 362.

35. R. Eisel, *Sagen des Voigtlandes*, Gera 1871, S. 37, Nr. 73.

36. Schambach–Müller (Anm. 31), S. 64, Nr. 87.

37. W. J. A. von Tettau und J. D. H. Temme, *Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens*, Berlin 1837, Olms-Neudruck 1974, Nr. 235.

38. K. Bartsch, *Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg*, Wien 1879, I, S. 285.

39. Auch „die Karausche“, karpfenartiger Süßwasserfisch Nordeuropas.

40. E. Pohl, *Die Volkssagen Ostpreußens*, Königsberg 1943, Olms-Neudruck 1975, S. 249.

41. Ebenda, S. 292.

42. Ebenda, S. 250; Pärschke sind Barsche.

43. J. W. Wolf, *Niederländische Sagen*, Leipzig 1843. J. R. W. Sinninghe hat die Zugehörigkeit des Bruchstückes richtig erkannt und es danach eingeordnet (J. R. W. Sinninghe, *Katalog der niederländischen Märchen-, Ursprungssagen-, Sagen- und Legendenvarianten* (= FFC 132), S. 53, Nr. 101.

44. Kuhn–Schwartz (Anm. 18), Nr. 126, 7.

45. Ebenda, Nr. 126, 4.

46. E. L. Rochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau, I, Aarau 1856, Nr. 81. In jeder Fronfastennacht zieht das „Guetisee“ durch ein altes Strohhaus, weshalb die Bewohner die Vordertüre und auch die hintere offenhalten müssen. Das Heer zieht als lärmende Schweineherde hindurch, an der Spitze läuft murrend eine alte Sau, die Ferkelschar schreit hinterdrein „Mick-mick“. Ebenda, Nr. 83.

47. Fr. Panzer (Anm. 20), II, Nr. 71.

48. K. Haiding, Österreichischer Sagenschatz (Anm. 19), Nr. 82, und Anm. S. 394. K. Beitzl, Die Sagen vom Nachtvolk. Untersuchung eines alpinen Sagentypus. In: G. A. Megas (Hg.), International Congress for Folk-Narrative Research in Athens (1. 9. bis 6. 9. 1964), Athen 1965, S. 14 ff. Jetzt auch G. Isler, Die Sennenpuppe, Basel 1971, S. 197 f. und S. 213 ff.

49. L. Schmidt, Volkserzählung (Anm. 8), S. 125.

50. K. Spieß, Ferse, Abschlagen der; In: L. Mackensen, Handwörterbuch des deutschen Märchens, Berlin 1934–1940, II, S. 92.

51. Vgl. hierzu bereits R. Köhler, Anm. zu V. Jagić, Aus dem südslavischen Märchenschatz (Archiv f. slavische Philologie, I, 1876), dan. J. Bolte, Kleinere Schriften zur Märchenforschung von Reinhold Köhler, I, Weimar 1898, S. 412, „zu dem kupfernen, silbernen und goldenen Rosse“; drei Metalle, in dieser Folge bei Bäumen, Brücken, Schlössern usw.; zum Weltbild des Märchens E. Mudrak, Märchen und Sage (Bausteine z. Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde, 3. Jg., Wien 1933, S. 65 ff.), zu den „Drei Reichen“, ders., Märchen und Sagen im Alten Testament (Altkatholisches Jahrbuch, Wien 1953, S. 46), ferner auch zu den damit verbundenen Tieren, ders., Die Nordische Heldensage, Berlin 1943, S. 233, 237, 315. Vgl. ferner Mengis, Art. „Farbe“, HDA II, Sp. 1189 ff., und meine Besprechung zu B. E. Siebs, Weltbild, symbolische Zahl und Verfassung, Aalen 1969, in der Zschr. f. Histor. Ver. f. Stmk. 1971, S. 293.

52. J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie, Zweite Abtheilung, Göttingen 1857, S. 411 ff.

53. J. W. Wolf, Niederländische Sagen, Leipzig 1843, Nr. 20: zu ATH 302.

54. J. W. Wolf, Beiträge (Anm. 52), S. 411 f.

55. Ebenda, nach E. Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, Stuttgart 1852, Olms-Neudruck 1971, Nr. 16, Der Räuber Matthes. Die österreichischen Varianten in meinen Anmerkungen zu V. Geramb, Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark, bearb. v. K. Haiding, Graz 1967, Nr. 18. Aarne–Thompson, The Types of the Folktales, Second Revision, Helsinki 1961, 756.

56. J. G. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen, I, München und Berlin 1918, Nr. 25.

57. P. Schullerus, Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtale (Archiv d. Vereines f. Siebenbürgische Landeskunde, 33, Hermannstadt 1906, S. 387, Nr. 1).

58. P. Schullerus, Rumänische Volksmärchen aus dem Altal, ebenda, S. 656 ff., Nr. 1, Die Steinsäule.

59. K. Haiding, Österreichs Märchenschatz, Wien 1953 (veränderte Neuauflage, Wien 1980), Nr. 30. Dort S. 224 f., Anm. Auf diese Varianten nimmt K. Horálek in seiner Abhandlung „Der Märchentypus AaTh 302 (302C*) in Mittel- und Osteuropa“ Bezug (Deutsches Jb. f. Vkd., 13. Bd., Jg. 1967/II, S. 260–287).

60. R. Bleichsteiner, Kaukasische Forschungen, 1. Teil, Georgische und Mingrelische Texte (= Osten und Orient, hg. v. R. Geyer und H. Uebersberger, 1. Reihe Forschungen, 1. Bd., Wien 1919), S. XCV, im folgenden Hinweis, daß diese von K. Horálek als Typ 302C* bezeichneten Märchen auf iranische Überlieferung und ossetische Volksdichtung zurückgehen (S. XCVIII).

61. J. G. v. Hahn (Anm. 56), Nr. 15.

62. A. u. A. Schott, Walachische Maerchen. Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen, Stuttgart und Tübingen 1845, Nr. 11.

63. Ungarische Volksmärchen. Nach der aus Georg Gaals Nachlaß herausgegebenen Urschrift übersetzt von G. Stier, Pesth o. J. (1857), Nr. 1.

64. L. Röhrich schätzt demnach in seiner inhaltsreichen und vielen neuen Stoff umfassenden Abhandlung (Anm. 12 und 13) den Zug der Verletzung des Tieres zu gering ein, wenn er ihn als „erzähltechnisch bedingt“ bezeichnet. Durch diese soll das gefangene Tier sogleich als das vom Tierherrn gesuchte erkannt werden. Nach ihm sollen im Märchen die Begegnungen mit „Wildgeistern“ zum bloßen Erzählmotiv und zur Formel erstarrt sein.

65. K. Haiding, Die Sagen von Bergwerksentstehung und Bergwerksuntergang (Österr. Volkskundeatlas, Kommentare, 5. Liefg., 2. Teil, 1978).

66. W. E. Peuckert, Handwörterbuch d. Sage, Göttingen 1961 ff., Sp. 344. – Dem Volksmärchen vermochte Peuckert allerdings in keiner Weise gerecht zu werden, wie sein Buch „Deutsches Volkstum in Märchen und Sage, Schwank und Rätsel“, Berlin 1938, eindeutig beweist.

67. Zschr. f. deutsche Mythologie und Sittenkunde, I, Göttingen 1853, S. 70 f. J. W. Wolf lobt dann Vonbun brieflich, weil er den Nachweis erbracht hat (F. J. Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs, hg. v. R. Beitzl, S. 24).

68. K. Haiding, Wildleutesagen, Österr. Volkskundeatlas, 6. Lieferung, 2. Teil (1979), S. 1–81, bes. 28 ff. und 70 ff.

69. K. Haiding, Volkssagen aus der Steiermark, Nr. 227 (erscheint im Herbst 1982).

70. H. v. d. Sann, Sagen aus der grünen Mark, 5. Aufl., Graz 1952, S. 216.

71. A. Lütolf, Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Lucern 1862, Neudruck Heidelberg 1976, S. 365 f., mit dem Zwiegespräch.

72. Gustav Jungbauer, Böhmerwald-Sagen, Jena 1924, S. 92.

73. Jos. Ulrich, Volkssagen aus dem Kuhländchen, 4. Aufl., Neutitschein und Wien, o. J., Nr. 12.

74. K. Haiding, Ennstaler Sagen und ihre landschaftliche Bindung, ÖZV 77 (1974), S. 184 ff.; jetzt auch VS. a. d. Stmk., Nr. 37, u. Anm.

75. Hans Watzlik, Böhmerwald-Sagen, Budweis 1922, S. 12 f.

Beobachtungen zu Pompeo Sarnellis „Posilecheata“ oder zum neapolitanischen Märchen im ausgehenden 17. Jahrhundert

Von Felix Karlinger

Erfolg und Mißerfolg von Texten der Literatur und der Volks-
erzählung gehören zu den schwer ergründbaren Geheimnissen
der Literaturgeschichte. Aber zwischen jenen Erzählkomplexen,
die sich in kurzer Zeit über die Welt ausgebreitet haben, und je-
nen, die kaum entstanden der Vergessenheit zu verfallen be-
stimmt waren, liegen Texte, die zwar eine gewisse lokale Bedeu-
tung erlangten, aber über den heimischen Bereich hinaus keine
Verbreitung erfuhren.

Zu dieser letzteren Gruppe gehört die *Posilecheata* von Sarnel-
li, und man fragt sich gegenüber ihrem Schicksal, ob sie etwa so
entscheidend schlechter gewesen sei als die Märchen Basiles, daß
ihre Existenz lange im Dunkeln bleiben mußte. Auch bei Kapazi-
täten der Märchenforschung fahndet man vergeblich nach Auf-
schluß über diese Geschichten, die zwar deutlich in der Nachfol-
ge der „*Cunto de li cunti*“ des großen Vorgängers stehen, aber
doch mehr „*variatio*“ als „*imitatio*“ darstellen. War die Zeit für
barocke Märchen vorbei, als die Texte Sarnellis – ein halbes
Jahrhundert nach jenen Basiles – gedruckt wurden? Aber dem
steht entgegen, daß die eigentliche Märchenflut mit der Mme.
Aulnoy und mit Perrault erst ein Jahrzehnt später einsetzen soll-
te. Stand ihnen ihr Idiom im Wege? Doch das Neapolitanische
Sarnellis ist eher leichter denn schwerer gegenüber Basile zu le-
sen. Ist die Erzähltechnik weniger volkstümlich oder faszinie-
rend? Auch hierzu läßt sich lediglich sagen, daß sie zwar weniger
bombastisch und metaphernreich ist, daß dafür jedoch eine ge-
wisse natürliche Anmut und Verspieltheit Sprache und Stil durch-
zieht.

Wer war Sarnelli? Und was bezweckte er mit seinen Märchen? Wie sein Vorbild Basile war der Autor kein Berufsliterat.

Pompeo Sarnelli war kein Neapolitaner wie der Autor des „Cunto de li cunti“, sondern er stammte aus Apulien, wo er in Polignano 1649 geboren wurde. Bald jedoch, das heißt im Alter von 16 Jahren, zog er zum Studium der Rechte und der Theologie nach Neapel, wo er sich auch den Dialekt dieser Stadt sehr schnell zugelegt zu haben scheint. Es ist daran zu erinnern, daß damals in Italien die Mundarten der Hauptstädte ihre Funktion nicht auf die Umgangssprache beschränkt hatten, sondern daß bis in die wissenschaftliche Korrespondenz hinein der Dialekt seine Gültigkeit besaß, und daß selbstverständlich Teile der Vorträge und der Aussprachen an den Akademien im gleichen Idiom gehalten waren.

Nach Empfang der Priesterweihe und Aufnahme in die „Accademia degli Spensierati di Rossano“ trat Sarnelli wenige Jahre später in den Dienst des Kardinals Vincenzo Maria Orsini, des späteren Papstes Benedikt XIII., dessen Sekretär er ab 1679 war.

Im Kielwasser des Kardinals Orsini gelangte Sarnelli zu den unausbleiblichen Titeln und Ämtern – Generalvikar, Apostolischer Protonotar –, und er begleitete seinen Herrn zunächst nach Benevent und später (1689) zu jenem Konklave, aus dem Papst Alexander VIII. als Pontifex hervorging. Und so, wie Basile Schwester vermutlich die entscheidende Rolle gespielt haben dürfte), brachte es auch Sarnelli zur Erhebung in den Adelsstand als „Aulae Lateranensis et Sacri Palatii Apostolici Miles et Comes“. Eine Ernennung zum Bischof von Termoli schlug er aus, doch nahm er 1691 die Berufung auf den Bischofssitz zu Bisceglie in Apulien an. Und hier in seiner alten apulischen Heimat wirkte er über 30 Jahre und starb mit 75 Jahren 1724.

Es war im 17. Jahrhundert keine Seltenheit in Italien, daß sich Kirchenfürsten nicht nur für Literatur und Kunst interessierten, sondern daß sie sich selbst schaffend betätigten; die bekannteste Erscheinung ist wohl Kardinal Rospigliosi, der spätere Papst Clemens IX., in dem man einen der Begründer der geistlichen Oper erkennen darf und dessen Dramen schon zu seinen Lebzeiten auch im Ausland gespielt wurden. Aber es mag doch einigermaßen überraschen, daß sich ein renommierter Priester für das Märchen interessiert, und wir finden erst am Ende des 19. Jahr-

hunderts eine Parallele dazu in der Gestalt von Antoni Maria Alcover, des Generalvikars der Diözese Mallorca, der 1896 mit der Ausgabe seiner über zwanzig Bände umfassenden Märchensammlung begonnen hat.

Daß diese Märchenausgabe ein Aschenbrödeldasein führen mußte und am neapolitanischen Kamin sitzen blieb, gehört zweifellos zu den bedauerlichen Zufällen der Literaturgeschichte. Und während man das wissenschaftliche Werk Sarnellis – sein „Dizionario storico-ecclesiastico“ und seine „Guida dé forastieri per Napoli“ (ein Fremdenführer durch die Kunst Neapels) – an allen großen europäischen Bibliotheken finden kann, ist die Posilecheata im Dunkeln geblieben, obwohl die Märchen im 17. Jahrhundert zweimal, im 18. Jahrhundert dreimal und im 19. und 20. Jahrhundert je einmal aufgelegt worden sind. Sarnelli fehlt auch in den meisten italienischen literarischen Lexiken und sein Name taucht nur unter den Gelehrten auf.

Wie kam nun Sarnelli dazu, derlei Geschichten zum Druck zu bringen? Der auslösende Faktor dürfte darin liegen, daß Sarnelli bereits als Student einige Zeit eine Nebentätigkeit bei einem Buchhändler und Verleger ausgeübt hatte. Im Rahmen dieser Aufgabe hatte er sich auch mit der Korrektur der vierten Auflage von Basiles Märchensammlung zu beschäftigen. So war er in den Stil und in die Erzählhaltung des barocken neapolitanischen Märchens eingeführt. Darüber hinaus wurde an der Accademia degli Spensierati viel vorgelesen, und unter dem zum Vortrag gebrachten Stoff scheinen sich auch Geschichten aus dem „Cunto de li cunti“ befunden zu haben. Wer je Basile laut gelesen hat, kann sich gut vorstellen, daß derlei Erzählungen erst beim Vorlesen ihre volle Wirkung erreichen, denn sie fordern die Reaktion eines Publikums geradezu heraus.

Es wäre durchaus denkbar, daß auch Sarnellis Märchen zunächst zum Vorlesen bestimmt waren und daß die 1684 veröffentlichten Texte nur eine Kostprobe aus seinen schriftlich festgehaltenen Materialien darstellen. Im Prolog „A li vertoluse lejeture“ (an die tugendhaften Leser) schreibt der Autor: „E se pe sciorta sti ciuntecelle mieji, che dongo a le stampa pe mosta, piacerranno, voglio fare io porzine lo libro gruosso, perché pozzo tornare a Posileco quando voglio, e farence quinnece ciento Posilecheate.“ (Und wenn zufällig diese meine Märchen, die ich in Druck gebe, um ein Beispiel zu vermitteln, gefallen werden, will ich noch ein

dickes Buch machen; denn ich kann nach Posilippo zurückkehren so oft ich will, und hundertundfünfzehn Posilecheate machen.) Ob dann der zunächst nur bescheidene Erfolg der Geschichten oder Arbeitsfülle und die durch das Wegziehen seines Herrn bedingte Entfernung von Neapel die Ausgabe weiterer Märchen verhindert haben, bleibt ungewiß.

Der verstorbene italienische Volkskundler R. Corso erklärte seinerzeit, er meine in einem Archiv in Neapel Erzählungen eines unbekanntenen Autors gefunden zu haben, die dem Ende des 17. Jahrhunderts angehörten und die er Sarnelli zuzuschreiben geneigt sei. Leider wurde dem Schreiber dieser Zeilen kein Einblick in das Manuskript gestattet, vielmehr auf eine spätere Veröffentlichung vertröstet, die jedoch ausgeblieben ist.

Wie bei jenem erst gefundenen und dann wieder verschwundenen Manuskript einer Übersetzung von Märchen Basiles ins Italienische aus der Mitte des 18. Jahrhunderts entgleitet auch dieses angebliche Sarnelli-Manuskript ins Märchenhaft-Mythische, und der Forschung bleibt nur die Tatsache, daß Sarnelli weitere Märchen in Aussicht gestellt hat.

Das Vorwort von Sarnelli ist aber nicht nur unter dem Aspekt interessant, daß die vorgelegten Texte offensichtlich nur einen Teil der Geschichten Sarnellis umfassen, sondern es sagt auch einiges über die Funktion aus, die einer solchen Ausgabe zuge-dacht war. In noch typisch barocker Bescheidenheits-Topik¹⁾ verspottet zwar dabei Sarnelli sich und seine Absichten selbst, doch wird zwischen den Zeilen genug Aufschlußreiches ausgesagt. „Wenn nun Abbattutis (scil. Basile) nur zur Unterhaltung der Kinder geschrieben hat, dann aber auch noch den Erwachsenen – und was noch besser ist –, den Ausländern damit nützen wollte, so hoffe ich, daß das vorliegende Büchlein diesen ebenfalls gefallen wird.“

Zwar werden die Kinder zunächst als Zuhörerkreis vorgeschoben – und wir werden sehen, wie dabei die Selbstironisierung noch weitergeht –, aber der priesterliche Schreiber verteidigt doch gleich Art und Inhalt seiner Märchen: „Wer ist es, der mir abstreiten will, daß ein geistig Interessierter eine würdige und ihm angemessene Unterhaltung und Zerstreung braucht? Denn was ist für einen ernsthaft Gebildeten die rechte Zerstreung, wenn nicht eine zeitweilige Unterbrechung seiner anstrengenden Studien und somit die Beschäftigung mit heiteren Themen?

Außerdem ist schließlich das Schreiben von Märchen keine Sache von Halbstarcken.“

Sarnelli verteidigt aber nicht nur seine Posilecheata gegen erdenkliche Angriffe – „... . Schämst du dich nicht mit diesen Nichtigkeiten die Zeit zu vergeuden? Du hast doch so viele ernsthafte und bedeutende Werke geschrieben, und jetzt bescheißt du dich mit diesen Erzählungen von Hexern?“ –, sondern er geht auch zur Gegenoffensive vor, indem er zugleich rechtfertigt, warum seine Geschichten im neapolitanischen Dialekt geschrieben sind: „... . ,Und wenn du wenigstens in toskanischer Sprache geschrieben hättest oder in einem andern Idiom, denn die neapolitanische Mundart ist in Wahrheit nur für die Buffonisten in der Komödie geeignet.“ – (Ich würde antworten:) ,Ihr habt mit der toskanischen Sprache die halbe Welt schikaniert. Ein kräftiges neapolitanisches Wort gilt mehr als alle Wörter des Lexikons der Crusca.“

Daß Sarnelli mit einem feinen Einfühlungsvermögen erkannt hat, daß der Dialekt stets die geeignetste Sprache für das Märchen ist, hat bereits Ursula Klöne²⁾ festgestellt. Aber Sarnelli geht in seinem Vorwort so weit, daß er auch den lombardischen Dialekt mit seiner abgehackten Redeweise lächerlich macht, wobei er recht derbe Wendungen keineswegs scheut. Langer Rede kurzer Sinn ist freilich am Schluß die echt südliche Konzilianz: „Lassen wir diese Diskussionen, und möge doch jeder so reden, wie er wolle.“

Und indem er sich und die Funktion seiner Märchen ironisiert, läßt er seinen Prolog ausklingen mit den Worten: „Wenn auch diesem Büchlein so manches fehlt, so mag es dennoch nützlich sein für die Familienväter, die viele Kinder haben; sie nämlich können – an einem schönen Sommerabend im Freien auf der Terrasse oder im Winter am Kamin – mit diesen Geschichten samt ihren kleinen Albernheiten die Kleinen wie die Großen so langweilen, daß sie schließlich einschlafen; und wenn sie dann alle so schnell zu Bett bringen, werden sie überdies noch am Essen sparen und die Seele dessen preisen, der dies geschrieben hat. Selbiger, indem er euch die Hände küßt, sofern ihr sie gewaschen habt, empfiehlt sich.“

Dieser Vorrede läßt Sarnelli die Rahmenhandlung folgen, die nicht – wie bei Basile – aus einem Märchen besteht, sondern eine Begebenheit aus Sarnellis Leben suggeriert. Und bereits in

dieser Rahmenerzählung ist jener Ton angeschlagen, der mehr in den Bereich der Sage und der Anekdote führt und der dann auch in den Einzelgeschichten stärker oder schwächer anklingt. Das heißt: es wird lokalisiert und auch datiert. Am 26. Juli des Jahres 1684 kommt der Autor zur Mittagszeit zu einem Freunde, wo er freudig begrüßt und zu Tisch eingeladen wird. Das Essen wird jedoch gestört, denn kaum hat man begonnen, erscheint der Arzt Marchione und setzt sich ungebeten mit an die Tafel. Er begründet das damit, daß zu einer Mahlzeit nicht weniger als die Zahl der Grazien (= drei) und nicht mehr, als die Zahl der Musen (= neun) ausmacht, geladen sein sollen. Der Doktor ist nicht nur ein Gourmand, sondern auch ein Gourmet; überdies zeigt er sich als ein Mann von Geist im besten Stil des italienischen Seicento. Er beherrscht alle Register der Schlagfertigkeit und des Witzes und verfügt zugleich über ein beachtliches Repertoire an Sprichwörtern und volkstümlichen Redewendungen. Es müßte für die Märchentheoretiker wie Max Lüthi ein lehrreiches Vergnügen sein, zu sehen, daß Sarnelli nicht nur den Dreierhythmus im Großen und im Kleinen nach dem Vorbild Basiles virtuos spielen läßt, sondern daß überdies der Dr. Marchione auch Interpretationen der Bedeutung der Dreizahl kennt.

Die breit ausgeführte Essensszene ist im gleichen Maße barock wie neapolitanisch, und es darf auch noch für das mündlich erzählte Märchen der Jahrhundertmitte unserer Zeit gelten, daß Essen und Trinken – ähnlich wie in manchen sardischen Volkserzählungen – einen ungleich größeren Rahmen ausfüllen als in Zentraleuropa. Man konnte noch vor einem guten Jahrzehnt erleben, daß ein Erzähler nicht nur ein ausführliches Rezept für ein bestimmtes Gericht mitteilte, sondern daß er auch ans Publikum Fragen über die Zubereitung richtete. Sarnelli hat das Volk seines Jahrhunderts zweifellos scharf beobachtet und gut imitiert.

Nach dem Essen ruft die Haushalterin ihre vier Töchter, und man setzt sich auf die Veranda, wo man nach bester italienischer Novellentradition Lieder singt. Es sind aber nicht Kanzonen im barocken Stil, sondern schlichte Volkslieder, und sie werden auch mit den üblichen Instrumenten begleitet, Tamburin und Kastagnetten, die, damals von den Spaniern ins Land gebracht, sich größter Popularität erfreuten, im folgenden Jahrhundert aber langsam wieder verschwanden. Der Lärm der rhythmischen Instrumente ist es schließlich auch, der dazu führt, daß Pietruccio

die Hausdame ersucht, Geschichten zu erzählen. Die Mädchen nehmen daran teil, und so werden fünf Geschichten in den Rahmen eingeflochten.

Diese fünf Erzählungen – „La pietà remmonerata“, „La Vajassa fedele“, „La 'Ngannatrice 'ngannata“, „La Gallenella“, „La capo e la coda“ (Die belohnte Barmherzigkeit, Die treue Dienerin, Die betrogene Betrügerin, Das Hühnchen, Der Kopf und der Schwanz) – erweisen sich als Märchen mit stark sagenhaftem Einschlag. Die Geschichten sind von Basile motivisch weitgehend unabhängig, und der Zug, Lokales einzuflechten – handelt es sich doch zum Teil um die Deutung von bekannten Denkmälern der Stadt Neapel und anderer geographischer Punkte im Bereich des Golfes, deren wunderbare Entstehung erklärt wird –, ist nicht etwa ein subjektives Kunstmittel des Autors, vielmehr kennen wir ihn aus einer Reihe von süditalienischen und katalanischen Volksmärchen.³) Er paßt gut in das Bild einer Verschmelzung von Realismus und Phantastik und tritt vor allem auf den Inseln Sardinien und Mallorca auf. Manchmal dient die Ortsangabe nur als Einleitungselement, gelegentlich bleibt sie auf Lokalkolorit beschränkt und hat keine weitere Funktion, mitunter aber ist der Übergang zur Ortssage auch durchaus gleitend.⁴)

Davon sticht seltsam ab, daß die Helden und Heldinnen dieser Geschichten nicht aus Neapel oder den umliegenden Ortschaften stammen. Ihre Heimat wird mit völlig fiktiven Orten in der Manier Basiles beschrieben, wie: „Campochiaro“, „Montaguzzo“, „Perdesinno“, „Terraverde“, „Terrarossa“ und „Terra-d'ombra“. Es muß auch darauf hingewiesen werden, daß in vielen unteritalienischen Sprichwörtern solche Ortsnamen zitiert werden, die imaginär sind, jedoch mit ihrer plastischen Bildhaftigkeit der Phantasie eine Stütze geben.

Das erste Märchen beginnt mit Sprichwörtern ähnlich unserm „Wer andern eine Grube gräbt . . .“, in denen sich alte Volksweisheit mit Volksmoral verbindet.

Die Hauptgestalt ist Pacecca, eine gutmütige und naive Frau, die sich durch Großzügigkeit, Hilfsbereitschaft und Barmherzigkeit auszeichnet. Ihr Gatte, ein habgieriger und geiziger Koch, will sie deshalb loswerden. Er macht ihr den Vorschlag, doch ihre Schuhe, Strümpfe, Hemd und Rock herzuschenken, weil er sie neu einkleiden wolle. Sie gibt ihre Kleidung an arme Bettler und folgt dem Ehemann, nur in einen zerschissenen Umhang geklei-

det und barfuß, da er sie angeblich zum Schneider führen will. Nach einer längeren nächtlichen Wanderung läßt er sie in einer Ruine zurück, da er noch Geschäfte zu erledigen habe. Die arme Pacecca wartet vergeblich und sieht sich bei Tagesanbruch von wilden Tieren umgeben, die ihr jedoch nichts Böses tun. In der Nähe der Ruine sieht sie einen Palast, und als sie dort betteln will, erweist er sich als unbewohnt. Sie rettet eine verfolgte Taube, und nach verschiedenem Zauber öffnet sich das Tor des Palastes. Auf ihrem Gang durch den Palast entdeckt sie in verschiedenen Schränken Kleidungsgegenstände, doch nimmt sie sich in ihrer Bescheidenheit jeweils nur das schlechteste Stück. Endlich kommt sie in den Thronsaal, wo der Fürst und sein Gefolge ermordet – mit Schwertern in der Brust – liegen. Die von der Frau vorher gerettete weiße Taube, eine verzauberte Fee, erzählt nun Pacecca die Geschichte des Fürsten. Mit ihrer Hilfe und dem Kraut des Lebens kann die Heldin die Toten wieder lebendig machen. Der Ehe Paceccas mit einem Prinzen stellen sich Hindernisse in den Weg, da der böse Koch zurückkehrt und eingreift, indem er den jüngsten Prinzen ermordet und den Mord Pacecca anlastet. Doch mit Hilfe des Zauberkrautes kann sich die Heldin abermals retten, und ihr böser erster Gatte stürzt auf der Flucht in eine Zisterne und wird zu Marmor. Dieses Marmorstandbild wird später nach Neapel gebracht; dort heißt es „la statola de Nettuno“. Das Märchen schließt mit dem Sprichwort: „Chi vò male pedàute a sé non jova, / E chi fa bene, sempe bene trova.“ (Wer andern übel will, nützt sich selber nicht, / Und wer Gutes tut, wird immer Gutes finden.)

Die Varianten zu diesem und den andern Märchen kann man bei Imbriani⁵⁾ und Lo Nigro⁶⁾ nachlesen.

Das zweite Märchen bringt das Motiv, das vor allem aus Perraults „La belle au bois dormant“ bekannt ist: Verwünschung durch eine Fee, die bei Sarnelli freilich durch einen sehr grotesken Vorfall in Zorn gerät. (Es handelt sich übrigens um sieben Feen, und die sechste ist es, die den bösen Zauber ausübt. Sie hat „nach Feen-Art“ den Palast barfuß betreten und ist auf eine Nußschale gestiegen, was ihr starke Schmerzen verursacht.) Die Verwünschung hat zum Inhalt, daß sich das Mädchen in eine Schlange verwandeln müsse, sobald es mit seinem Gemahl zum erstenmal das Bett teilt; und Schlange müsse das Mädchen bleiben, falls es nicht binnen eines Zeitraumes von drei Jahren, drei Monaten, drei Tagen und drei Stunden eine treue Dienerin finde.

Außerdem soll die Dienerin der Heldin zum Verwechseln ähnlich sehen und diese nur zwei geizige Schwestern haben.

Nun setzen die üblichen Verwicklungen ein. Pomponia, die Heldin, erfährt von ihrer sterbenden Mutter den Fluch und macht sich frühzeitig auf die Suche nach einer ihr gleichen Dienerin. Sie findet die drei Schwestern, von denen die jüngste, Pietruccia, sich wirklich als treu erweist, der in eine Schlange verwandelten Prinzessin, die schwer verletzt wird, das Leben rettet und nach mancherlei Mißgeschicken zur Erlösung verhilft. Pietruccia erhält zum Dank den Schwager ihrer Herrin zum Gemahl.

Sarnelli erklärt am Schluß, daß dieses Ereignis an der Stelle der „Fontana dei serpi“ verewigt sei, und er teilt den (fingierten) Text einer Tafel mit, die einst dort angebracht gewesen sei und die Taten Pietruccias verherrlicht habe.

Auch das dritte Märchen bringt ein im Prinzip verbreitetes und sehr bekanntes Motiv – nämlich das der unschuldig verfolgten Frau – aber auf eigenwillige und originelle Weise variiert. Die Hauptgeschichte – die Verfolgung der Heldin Cicia durch ihre böse Schwiegermutter – bildet nur den Rahmen für ein weiteres Märchen, nämlich die Geschichte ihrer Zwillinge Jannuzzo und Ninella, welche die böse Alte der Cicia wegnimmt und durch ein Paar junge Hunde ersetzt. Cicia wird von ihrem Gemahl in den Kerker geworfen, während Jannuzzo und Ninella auf Geheiß der Königinmutter von einem Diener weggetragen werden und umgebracht werden sollen. Der Diener setzt die Kinder aus Mitleid nur aus, und ein Müller zieht sie auf. Dann setzt das Schicksal des Zwillingspärchens ein, das in den drei Episoden – der Suche nach dem singenden Apfel, dem tanzenden Wasser und dem sprechenden Vogel – gipfelt. Jannuzzo wird versteinert und Ninella zieht aus, ihn zu erlösen, wobei ihr ein hilfreicher Alter, der schon vorher eine Rolle gespielt hat, beisteht. Am Ende wird die Unschuld der Mutter (Cicia) erwiesen und diese aus dem Kerker befreit. Die betrügerische Alte aber wird samt ihrem Anhang vom sprechenden Vogel versteinert. Die Statuen aber kommen später als Geschenk nach Neapel, wo man sie noch „heute“ in den „Studi pubblici“ sehen könne.

Auch diese Erzählung schließt mit einem Sprichwort:

„'Ncoppa a l'nganator cade lo 'nganno, / E se tarda, non manca lo malanno.“ (Über den Betrüger fällt der Betrug, / Und wenn es auch zögert, das Unheil wird nicht ausbleiben.)

Carlo Gozzi hat achtzig Jahre danach dieses Märchen dramatisiert. Der Dichter, dessen Turandot Weltberühmtheit erreicht hat und der noch eine ganze Serie von Märchen auf die Bühne brachte, ist wohl der einzige Schriftsteller, der eine Erzählung von Sarnelli verwertet hat. Da er die meisten seiner Stoffe aus dem Werk Basiles geschöpft hat, ist leicht zu verstehen, daß er auch an die Posilecheata geraten ist. Bei Gozzi heißt das Märchen „L'augellin bel verde“ (das schöne grüne Vögelchen), und es errang einen starken Erfolg.

Was bei unserm sehr gedrängten Überblick nicht zur Sprache gekommen ist: auch in der Erzählung von der betrogenen Betrügerin und in das darin verschachtelte Märchen von den Geschicken der Zwillinge bringt Sarnelli nochmals als blinde Motive mit Seitengeschichten, die für das Märchen als solches nicht wichtig sind, jedoch lokale Gegebenheiten (Posilippo, Vesuvio usw.) teils sagenhaft, teils mythisch ins Spiel bringen.

Einzelne Details lassen den Schluß zu, daß – wie schon beim Märchen von der in der Einsamkeit ausgesetzten Frau – Perrault die Geschichten Sarnellis gekannt haben muß. Freilich braucht es sich dabei nicht um eine unmittelbare Kenntnis gehandelt haben, doch macht es auch die bisher meist bestrittene Vermutung, Perrault hätte Basiles Cunti gelesen, annehmbarer.

Auch im vierten Märchen handelt es sich um das Schicksal eines Zwillingspärchens. In diesem Falle wird die Heldin von ihrer Schwägerin verfolgt, indem diese ihr heimlich Schlangeneier einflößt, worauf im Bauch der armen Cecca Schlangen wachsen. Ihr Bruder hält sie für schwanger und setzt sie in der Wildnis aus. Durch ein altes Bauernrezept – man muß den Kopf in einen Milchtrog halten, weil die Schlangen den Geruch von Milch nicht vertragen – wird das Mädchen geheilt und von einem Kaufmann geheiratet. Eine Fee, die in Gestalt einer Eidechse auftritt, rät später Cecca weiter, und so werden die böse Schwägerin und ihre Helferin bestraft und die Freundschaft zwischen den Geschwistern wird wiederhergestellt. Hier ist es ein Bronzepferd, das die Verbindung zu einem Denkmal aus Neapel herstellt.

Im letzten Märchen endlich wird der Geiz als das häßlichste aller Laster dargestellt. Am Ufer eines Flusses sitzen vier Feen, welche Nunziella, die Tochter einer überaus geizigen Frau auf die Probe stellen wollen, weil sie gehört haben, daß die Tochter das wahre Gegenstück zu ihrer Mutter bilde. Als Nunziella allein da-

heim ist, wird sie von einer verkleideten Fee um eine milde Gabe gebeten. Das Mädchen gibt ihr den Kopf und Schwanz (daher der Titel des Märchens) einer Sardine, d. h. ihren eigenen Anteil am Essen. Sie wird wegen dieser Verschwendung von ihrer Mutter verstoßen. – Die Fee erscheint dann Nunziella in Gestalt einer goldenen Sardine und schenkt ihr einen Ring. Über den Ring und mit weiteren Hilfen der Fee heiratet Nunziella einen Kaufmann und gewinnt einen Palast, in den nur Eintritt findet, wer – wie bei der Sesam-Höhle – das Schlüsselwort weiß. Abermals wird die Barmherzigkeit Nunziellas geprüft, und es erweist sich, daß sie selbst reich geworden diese Tugend weiter übt. So wird sie endgültig mit dem Palast beschenkt und ihre geizige Mutter zur Strafe in eine Kröte verwandelt. Auch hier wieder spielt eine Statue eine Rolle, die den in den Palast Eintretenden das Kennwort abverlangt. Da diese Statue dem Gatten Nunziellas unheimlich ist, macht er sie dem König von Neapel zum Geschenk, und sie wird in der Stadt aufgestellt und unter dem Namen „Lo Giagante“ bekannt.

Die „Scmpetura“ – der Schluß – der Posilecheata schildert ein Volksfest und führt aus der Welt des Phantastischen wieder in eine allerdings wunderbare Alltagswelt zurück.

Auf die sprachlichen und stilistischen Unterschiede Sarnellis gegenüber Basile haben wir bereits früher einmal hingewiesen.⁷⁾ Trotz mancher Gemeinsamkeiten gibt es doch deutliche Unterschiede, ja man fragt sich, ob nicht Sarnelli zuweilen den bombastischen und überladenen Stil Basiles bewußt karikiert. In der Ironisierung der Gefühle jedoch steht er ihm nahe, und wie bei Basile⁸⁾ umfaßt diese Ironisierung alle Lebensbereiche. Die Schimpfkanonaden sind ebenfalls bei Basile vorgebildet (man denke etwa an die Rahmenhandlung¹⁾), und der moderne Leser ist doch einigermaßen verblüfft über den Reichtum an Kraftausdrücken im Munde eines Priesters (und späteren Bischofs). Es sind fast anderthalbhundert Schimpfworte, und man könnte damit ein eigenes Lexikon an Kraftausdrücken füllen. Alle sind aus dem Volksmund aufgegriffen und haben lediglich die Funktion wie die Sprichwörter und Redensarten, den Volkston durchzusetzen. Sehr menschlich sind ja auch die übernatürlichen Wesenheiten in ihren Umgangsformen gezeichnet. So etwa hecheln die Feen, wenn sie sich treffen, die gesamte Bekanntschaft durch und kopieren mit ihrem Klatsch die deswegen berüchtigten neapolitanischen Marktweiber.

Noch stärker als bei Basile ist das Jenseits jenes des Volksmärchens und nicht das des Kunstmärchens, wenn man von den mythologischen Seitenmotiven absieht, die auch in der Erzählhaltung Sarnellis wie ein Fremdkörper wirken. Soweit Elemente der Sage auftreten, beziehen sie sich auf die Lokalisierung und auf die historischen Hinweise, dagegen bleibt die Jenseitswelt der Sage ohne Resonanz in der Posilecheata.

Sarnelli hat seine Geschichten als ein ebenso guter Kenner Basiles wie der mündlichen Erzähltradition Süditaliens geschrieben. Und da er sich sowohl der Mentalität der Neapolitaner wie auch der Sprache der Landschaft anpassen konnte, blieben seine Märchen auch im Süden des Landes lebendig.

Es ist schade, daß diese Texte bisher für den deutschen Leserkreis noch nicht zugänglich sind, so wie auch die Märchenforschung der Romantik – etwa Grimm und Brentano – von Sarnellis Texten keine nähere Kenntnis hatten. Ihre latente Wirkung auf Perrault und andere Autoren ist sicher anzunehmen. Exemplare der Posilecheata sind auch nach Spanien gelangt; das überrascht nicht, war doch Neapel zum Zeitpunkt des Erscheinens der Märchen noch spanisch. Motivisch lassen sich auch Parallelen zu Sarnellis Texten vor allem auf den Balearen und in Valencia finden.

Es sei zum Schluß festgehalten, daß Sarnelli die nötige Naivität besaß, um an eine Funktion des Märchens zu glauben, und daß er über die erzählerischen Mittel verfügte sowie über ein tieferes Verständnis, um seine Geschichten ohne Verfremdung und ohne inneren Bruch – der bei Perrault etwa so störend empfunden wird – an ein schlichtes Publikum zu bringen. Es läßt sich denken, daß diese Märchen seinerzeit beim Vorlesen eine noch stärkere Wirkung erzielten.

Anmerkungen:

1. Siehe hierzu auch: F. Karlinger, Witz und Ironie im Neapel des Seicento, in „Italienische Studien“, 1, 1978. Wien. S. 19–28.
2. Ursula Klöne, Die Aufnahme des Märchens in der italienischen Kunstprosa von Straparola bis Basile. Marburg 1961.
3. F. Karlinger – U. Ehergott, Märchen aus Mallorca. Düsseldorf 1968.
4. Siehe z. B.: H. Meier – F. Karlinger, Spanische Märchen. Düsseldorf 1961. (S. 293: „Wenn ihr, vom Hafen herkommend, zum Wall hinaufsteigt, seht ihr linker Hand die Ruinen eines alten Palastes . . .“)

5. Vittorio Imbriani, „Ghiottornia letteraria“; Posilecheata di Pompeo Sarnelli. Napoli 1885.

6. Sebastiano Lo Nigro, Racconti popolari siciliani: classificazione e bibliografia. Firenze 1958.

7. F. Karlinger, Einführung in die romanische Volksliteratur, I. München 1969. (S. 75 ff.) – Siehe auch: F. Karlinger, Der abenteuerliche Glückstopf – Märchen des Barock. München 1965. (S. 180).

8. F. Karlinger, Märchen oder Antimärchen? – Gedanken zu Basiles „Lo visco“. München 1965.

Nachweisbare Ausgaben von Pompeo Sarnelli: Posilecheata

a) Posilecheata de Masillo Reppone de Gnanopoli . . . Napoli, Guiseppe Roselli, 1684.

b) Posilecheata de Masillo Reppone de Gnanopoli . . . (Enrico Malato hält diese Ausgabe für eine Falsifikation der Originalausgabe.)

c) Posilecheata de Masillo Reppone de Gnanopoli. Napoli 1751.

d) Posilecheata de Masillo Reppone de Gnanopoli (o. J.). (Malato vermutet Mitte 18. Jahrhundert.)

e) Posilecheata. (Im Band XXII der Sammlung „Collezione di tutti i poemi in lingua napoletana“ von G. M. Porcelli.) Napoli 1788.

f) Ghiottornia letteraria – Posilecheata di Pompeo Sarnelli. Illustrata da Vittorio Imbriani . . . Napoli 1885.

g) Pompeo Sarnelli: Posilecheata. Introduzione e note di Enrico Malato. Firenze 1962.

Weitere Ausgaben werden verschiedentlich zitiert, ohne daß sie sonst bibliographisch nachweisbar sind. So von Passano, der eine weitere Ausgabe aus dem 18. Jahrhundert nennt, und Amades in bezug auf ein unvollständiges Exemplar in einer valencianischen Privatbibliothek.

Tiere an heiliger Stätte

Von Leopold Kretzenbacher
(mit 2 Abbildungen)

Über Tiere und Tiersymbolik, über den Tierstil einer in manchen Kulturräumen und Zeiten auch magisch intendierten Kunst, über Tieropfer, Tiersegnungen u. ä. gibt es reiche Literatur in der Volkskunde, in der Völkerkunde, in der Religionswissenschaft und auch sonst. Die von mancherlei physisch-psychischen Faktoren bedingte, je nach der Weltanschauung von Gruppen und Individuen verschiedenartig beurteilte Nähe von Mensch und Tier ist ja im Grunde genommen auch in unserem sogenannten industriellen, d. h. vorwiegend landlebenfernen Zeitalter auch für den Menschen in städtischen Villen, Wohnbunkern, Hochhäusern nicht gänzlich geschwunden. Sie läßt diesen Menschen unserer Zeit trotz mancher Wohnbeengtheit leben mit Kanarienvögeln und Katzen, mit Meerschweinchen und Hunden, mit vielerlei Fischen in kleinen Aquarien. Der sonntägliche Tiergartenbesuch ist denn auch nicht nur Bildungsleistung, sondern doch wohl auch emotionelles Bedürfnis, im Zoo jene Tier-Mensch-Nähe, im Streichel-Zoo das unmittelbar Verbindende, doch insgesamt auch die Dämonie des uns Verwandten noch stärker zu erleben. Dem tragen heute offenkundig auch manche Theologen Rechnung, wenn sie zwar dem Tier nicht eine unserer *anima* verwandte „Seele“ zusprechen können oder dürfen, wenn sie das Tier aber dennoch als „Die unbeweinte Kreatur“ in ihre Reflexionen einbeziehen.¹⁾ So darf man denn aus so manchem Wandererlebnis allein oder mit den Studenten heraus zumindest die Frage nach den „Tieren an heiliger Stätte“ über das Parallelerlebnis der aufblühenden „Märchengärten“ hinaus stellen im Zusammenhang mit Legende und Bild, mit Wallfahrt und Tiergärten im Bereich einer Gegenwartsvolkskunde mit Historie-Rückblicken.

Immer wenn ich mit meinen Studenten in Südtirol oder in Oberitalien unterwegs war, haben wir einen Besuch bei der Welschtiroler Wallfahrt San Romedio im Nonstal (Val di Non) im Bereich der Diözese Trient gemacht. An sich liegt ja der dortige Sakralbezirk mit Kapelle und Bildstöcken, mit der Kirche und den Stiegenaufgängen und votivgabenübersäten Innenwänden auf dem Felskegel im Waldtale schon so, wie man sich einen *Mons Sacer*, einen *temenos* als „heiligen Bezirk“ vorstellt: erfüllt von Legenden, von Bitt- und Dank- und Erzähl-Bildern, von „geistlicher Stimmung“. Jedesmal aber war es für meine Studenten ein besonderes Vergnügen, nach dem Anhören eines Referates über diese Wallfahrt und ihre lange Geschichte im Zwinger unterm Steilaufgang einen lebendigen schwarzen Bären zu sehen, den immer Gefräßigen sofort auch reichlich aus unseren Wanderucksäcken zu füttern. Natürlich heißt er für uns „Romy“, wie denn auch sonst? Nur die Franziskaner, die dort die alte Wallfahrt betreuen, sollen zu diesem Bären „Charly“ sagen.²⁾ Sofort ist auch für den, der die Legende vom hl. Romedius von Thaur noch gar nicht kannte, die unmittelbare Verbindung zwischen *sacra narratio* und sichtbarem *signum sanctitatis loci* durch solch lebendiges In-Erinnerung-Rufen, Vergegenwärtigen, also durch *praesentatio* des Wundergeschehens der Bärenzähmung im geschichtlich überhaupt nicht erhellbaren Drama des Legendengeschehens von „einst“ gegeben. Dieses „einst“ aber bedeutet für die suchende Historie jedoch ein angenommenes 4. Jahrhundert, ein 11. Jahrhundert, eine Personenkontamination und Namensverwechslung mit einem hl. Remigius oder seit dem späteren 19. Jahrhundert immer öfter die Leugnung jeglicher Geschichtlichkeit der Person jenes St. Romedius und seiner Gefährten zugunsten mittelalterlicher Legendenfreude im Erzählen von Fernpilgerschaft und Rodungsleuten, von Waldgängern zumal mit besonderer Nähe und Zähmkraft wunderbar erscheinender Unwahrscheinlichkeit gerade an den wildesten Tieren *in eremo*.³⁾

Auf vielen Häusern in Thaur bei Innsbruck, von wo ja der hl. Romedius der weitverbreiteten Legende nach herkommen soll, ist dieser Pilger mit seinen geistlichen Brüdern auf der Bedefahrt so abgebildet, daß er auf einem Bären reitet, indes die beiden Begleiter, Abraham und Daniel mit Namen, hinter ihm einhergehen, sehr oft sichtlich mit betontem Sicherheitsabstand gegenüber der gegen ihre Natur sich gebenden Bestie. Das aber kam so, wie es als Legende vom gezähmten Bären wohl frühestens im

Spätmittelalter, im 14. oder gar erst im 15. Jahrhundert aufkam, im nordtirolischen Thaur wie im welschtirolischen Nonstal-Seitengraben bei Sanzeno immer wieder bildlich dargestellt wurde und wird, wie es Thema des barocken Ordenstheaters etwa bei den Jesuitenstudenten zu München 1627 oder im geistlichen Volksschauspiel zu Thaur selber (Aufführungen en suite im Juni 1750) werden hatte können und wie es die Barockchroniken des 17. Jahrhunderts oder die Motivbilder wie die kleinen Andachtsbildchen seither den Pilgern stets neu erzählen, etwa im Motivverbund, wie es ein „Leben des H. Romedii Beichtigers“ aus dem Jahre 1661 vergnüglich darzustellen weiß:⁴⁾

„Demnach ihne Alters halben seine Füß . . . nit mehr kunten tragen, pflegte er auff einem Roßlein hin und her zu reitten. Einsmals trägt sich zu, daß solches von einem wilden, grawsamen und hungerigen Bären auff der Weid angefallen, erlegt und gefressen wurd. Der H. Romedius schickt darzwischen seinen Gesellen David ihme das Pferdlein zu holen: solcher aber, da er nichts von disem als etlich übergeblibne Stücklein und Drümmer angetroffen, bringet die Bottschafft des Verlauffs seinem Meister: ab welcher Zeitung der H. Mann alsbald bewegt diese Worte gesprochen: Weil . . . ich wegen Abnemmung meiner Leibskrefften . . . zu Fuß (zu verraisen) nit vermag, so gehe hin David, nimb den Zaum, leg ihn dem Bären an und führ ihn ohn allen Verzug zu mir. David setzt sein Vertrawen in Gott und die Verdienste deß H. Romedii, folgt dem Befelch; und als er in Gegenwart deß erschröcklichen Thiers, welches noch wegen deß frisch-erlegten Raubs gantz blutig umb den Rachen und sonst wegen natürlicher Ungehewr entsetzlich war anzusehen, angelangt, würfft er ihm den Zaum an und führt es so leichtlich, ohn allen Widerspan mit sich von dannen, als er das Rößlein zuvor pflegte zu laiten.

Da nun dises abschweliche Thier dem Heiligen zugenachte, fällt es, gleichsam seiner Missethat nicht unwissend, auff seine Datzen nider, nimbt denselben gar sänfftiglich auff und trägt ihn biß gen Trient, allda er den H. Vigilius ihme fürgenommen zu besuchen . . .“

Die Szene ist oft und oft dargestellt worden und demgemäß auch vom Bilde her sozusagen immer „gegenwärtig“, mithin als solche ständiges Erinnerungsmal und Traditionsbrücke. Dies zudem auch vom Topos vom „Wilden Tier (Bär oder Wolf) im Gespann“ gemäß AaTh 1910 als Erzählstoff geläufig. St. Maximin von Trier (8. Jh.), St. Korbinian von Freising (Anf. d. 10. Jh.s) seien nur als die geläufigeren erwähnt einschließlich einer sehr frühen Bilddarstellung in Emailtechnik in der Kirche Saint-Viance de Corrèze in Frankreich, entstanden zwischen 1251 und 1275.⁵⁾

So wenig sich bislang die genaueren Lebensumstände jenes Romedius von Thaur oder einer „historischen“ Persönlichkeit

überhaupt, die sich in seiner Legende verbirgt, geklärt werden konnte,⁶⁾ so wenig läßt sich der Zuwachs des Bären-Motivs zeitlich fixieren. Gar keine Rede davon, daß es nicht auszumachen ist, wann man in San Romedio begonnen hat, jenen Bären sozusagen als verlebendigtes Wappentier des hl. Patroziniumsträgers auch als „legendenerzählendes Tier an heiliger Stätte“ zu halten. Diesbezügliche Nachfragen, auch an Ort und Stelle, ergeben die wie fast immer in solchen Fällen schnell gegebene, aber gänzlich unzulängliche Zeitfestlegung „schon immer“, die man also ruhig der meist ebenso schnell gegebenen Einstufung als „uralte“ ins Unbrauchbare nachwerfen kann.

Nicht anders erging es meinen Studenten und mir mehr als einmal seither, als ich sie auf einer Umbrien-Zeltexkursion in die große Basilika Santa Maria degli Angeli in der weiten Ebene zwischen Assisi und Perugia führte, ihnen das kleine Heiligtum innerhalb der riesigen Prachtkirche, „Portiuncula“ als den Ort zu zeigen, auf dessen bloßem Boden liegend der hl. Franz von Assisi am 4. Oktober 1226 seine große Seele ausgehaucht hatte. Dieses täglich von Hunderten von brennenden Kerzen erhellt, fast immer auch von Betern erfüllte Kirchlein in der Kirche verläßt man mit dem Blick auf den dem Wesen des *poverello* so sehr entgegenstehenden Marmorprunk rundum, der nicht jedem Behagen vermittelt. Immer wieder bin ich dann allein so wie damals mit den Studenten durch die fast irrgartengleich gewundenen Gänge des Wallfahrts- und Bildungszentrums der Patres Franziskaner gegangen; bis hin in jenen weiten Hof mit Bäumen, Sträuchern und Blumen, der den Besucher mit einer nicht erwarteten Ruhe und Friedfertigkeit empfängt. In ihm lassen nur der ebenfalls nicht erwartete Flügelschlag oder das leise Gurren von schneeweißen Tauben überrascht aufhorchen. Diese weißen Tauben hier also lebendig „an heiliger Stätte“, so wie sie sonst auf so vielen Denkmälern des seraphischen Heiligen ihm attributähnlich beigegeben sind: der mit Gott auch in seinen Tieren und Pflanzen verbundene Franziskus, der Vogelprediger nach jenem unvergeßlichen, wirklich ergreifenden Giotto-Fresco oben in San Francesco zu Assisi, den auch sonst so unzählig viele Bilder zeigen, wie er Tauben auf seinen flach hingehaltenen Händen trägt, ihnen seinen Zuspruch an die Kreatur zu schenken, die eben aus Gottes Hand kommt und demnach auch ohne besondere Namensnennung einbezogen ist in das Allumfassende seines „Sonnengesanges“. Hier vor allem ist es aber doch wohl die ebenfalls immer er-

zählte, gelesene und bildlich dargestellte Legendenszene von den Wild-(Wald-)Tauben, den *tortole salvatiche* der berühmten „Fioretti“⁷⁾ des Heiligen. Im XXII. Kapitel dieser „Blümlein“-Legendenszenen spricht der Heilige die von einem Burschen zum Verkauf gefangenen Waldtauben im Käfig an als „Ihr meine Schweestern, ihr Turteltauben voller Einfalt, Unschuld und Reinheit, warum laßt ihr euch fangen? Jetzt will ich euch vom Tode retten, euch Nester bauen, auf daß ihr fruchtbar seid und euch mehret nach dem Geheiß unseres Schöpfers! — *O sirocchie mie, tortole semplici innocenti e caste, perchè vi lasciate voi pigliare? ora io vi voglio scampare da morte, e farvi i nidi, acciocchè voi facciate frutto, e multipliciate, secondo i comandamenti del nostro Creatore . . .* So tat es St. Franziskus denn auch, baute den Tauben Nester, und die Tauben nahmen sie an, legten sofort Eier, und weiter heißt es in dieser Tierwunder-Legende: „. . . und sie wurden gar vertraut und zahm gegenüber Sankt Franziskus und den anderen Brüdern wie sonst nur die Hühner, die allezeit ihr Futter empfangen. Und sie flogen erst davon, als ihnen Sankt Franziskus mit seinem Segen Urlaub gab . . .“

Was in den „Fioretti“ steht und so früh schon und immer wieder zum sinnennahen und auch vom Gemüt her so gerne aufgenommenen Bilde gestaltet wurde, das konnte früh und auch auf Dauer und nicht bloß in Umbrien ins „Legendenwissen“ des „Volkes“ eingehen und kann so auch in unserer von den gleichen Bildgestaltungen am gleichen Orte in immer neu angesprochener Gegenwart beibehalten werden. Es konnte aber auch in eine dauerpräsenzte sozusagen „lebendige Legendenspielszene“ wiederum zum Platz für eben diese in Legende und Bild hervorgehobene Gattung der „Tiere an heiliger Stätte“ umgesetzt werden, auch wenn es wiederum für uns bislang keinen Zeithinweis gibt, wann dies dort in Santa Maria degli Angeli erfolgt sein dürfte. Ob Ähnliches auch einmal für den ebenfalls aus den „Fioretti“ (Kap. XXI) so sehr bekannten, früh auf Holzschnitten und bis zur Gegenwart immer wieder legendenbezogen und Legendenwissen stützend dargestellten „Wolf von Gubbio“ (*il ferocissimo lupo d'Agobio*) dort in der düsteren umbrischen Stadt gegolten hatte,⁸⁾ entzieht sich meiner Kenntnis.

Manches vom Halten solcher „Tiere an heiliger Stätte“ erscheint uns Heutigen freilich eher als grotesk. Wie erträgt man es noch, wie „rechtfertigt“ sich die Kirche, wenn im altkastilischen Gotteshaus von San Domingo de la Calzada, benannt nach einem 1109 verstorbenen Dominikanermönch, der als „Wegebauer“ an

dieser Stelle der alten, seit dem Mittelalter von unzähligen begangenen Wallfahrerstraße nach Santiago di Compostela im nordwestspanischen Galizien gewirkt hatte, auch heute noch lebendige Hühner gehalten werden? In einem Querschiff der Kathedrale dieses ein wenig abseits von der heutigen Hauptstraße nach Santiago gelegenen Ortes am Rio Oja befindet sich ein regelrechter Hühnerstall in Form eines im 16. Jahrhundert bereits geschmiedeten Käfigs, in dem ein weißer Hahn und eine weiße Henne gehalten werden, dementsprechend hier „an heiliger Stätte“ gackernd oder auch krähen. Als Zierelemente in Stein oder in Farben auf Ölbildern angebracht wird dadurch ein ganz bestimmter Legendenzug ja allen Vorbeiwallfahrenden geschildert. Deren Sache ist es nun wiederum, ein „Hühner-Mirakel“ von dieser Wallfahrtsstraße zum Jacobus maior in Santiago allüberall im Abendlande weiterzuerzählen (s. Abb. 1 und 2).

Nachweisbar abendlandweit ist ja die Legende von den beiden „Jakobspilgern“ verbreitet, die unterwegs auf ihrer Bedefahrt in einer Herberge zu Unrecht des Diebstahls beschuldigt werden, so daß dann der eine, meist als der Sohn des anderen geschildert, nach einem vorschnell gefällten Richterspruch gehängt wird. Doch der Unschuldige blieb, vom Heiligen, zu dem er auf dem Wege war, im „Galgenwunder“ gestützt, am Leben, bis sein Vater, vom fernen Gnadenorte den gleichen Weg zurückkommend, ihn wirklich lebend fand und vom Galgen lösen durfte. Hier aber fügte die Jakobspilgerlegende schon im sich neigenden Hochmittelalter aus dem reich verzweigten Motivenschatz der Gattung ein besonderes *miraculum* ein. Es ist das Motiv vom Blutrichter, der das Überlebthaben des von ihm zum Galgentode Verurteilten und Hingerichteten nicht glauben wollte, als man es ihm mitteilte, während er sich gerade zum genüßlichen Geflügelbraten-Mahle gesetzt hatte. Da verwies er auf die gebratenen Hühner (oder Tauben) vor ihm auf dem Teller, die eben auch tot seien und nicht ins Leben zurückkehren könnten. Aber diese gebratenen Vögel flattern in diesem Augenblicke eben doch sozusagen als „Zeugen der stummen Kreatur“ zum Beweis der Wahrheit nach einem alten, sehr weit verbreiteten, besonders gerne in der Jakobspilgerlegende⁹⁾ und in den ihr nachgebildeten Kontrafakturen auf Maria, St. Leonhard, Nikolaus von Tolentino usw. integrierten Sondermotiv auf, das so gerne weitererzählt wurde.¹⁰⁾ Gewiß, dieses Motiv gehört noch nicht in die Frühfassungen der Geschichten von der Bedefahrt der Fernpilgerschaft nach

Santiago di Compostela, deren sehr verzweigte Variantenhistorie wir aus der vergleichenden Legendenforschung einigermaßen gut kennen. Unser Geflügel-Mirakel ist also noch nicht in jenen Fassungen der frühen Jakobspilgerlegende enthalten, wie wir sie aus dem „Dialogus miraculorum“ des Caesarius von Heisterbach (um 1180–1240) oder aus dem „Speculum historiale“ des Vincentius Bellovacensis (um 1184/94 bis um 1264) kennen. Unglaublich weite und weit über ein halbes Jahrtausend nachlebende Verbreitung hatte ja unsere Geschichte vom „Galgenwunder“ des hl. Jakob des Älteren in der „Legenda aurea“ des Genueser Bischofs Jacobus de Voragine († 1298) gefunden. Doch auch dort, von wo so viele Hagiographen und Freskobildmaler wie auch Altarschreinschnitzer die Legende als Vorwurf nahmen, fehlt das besondere „Hühnerwunder“.¹¹⁾ Immerhin aber begegnet es schon sehr bald darnach in einem mittelhochdeutschen „Passional“ der Zeit um 1300. Erst vor kurzem hat mein ehemaliger Hörer und Doktorand Albrecht Gribl die mittelhochdeutsche Stelle aus jenem „Passional“ in seine Legenden-Untersuchung aufgenommen:¹²⁾ Es ist der Vater des unschuldig Gehenkten, der zum Richter eilt, vor dessen Augen sich das *miraculum testatae veritatis* begibt:¹³⁾

*daz er zv dem rihtere quam
als der dit mere vernam
ez nam in michel wunder
do sprach er albesunder
get saget is deme der in hienc
vnde an im den mort begienc
secht dem wart ouch gesaget daz
nu saz er vber tische vnde az
in harte schonen phlagen
zwei hunre vor im lagen
gebraten vnd gemachet wol
allez zwiuels waz er vol
daz iener noch icht lebete
der an dem seile strebete
als man im sagete mere
wie er noch lebende were
gesund unde wol gevar
do sprach er daz ist also war
als die zwei hunre leben
.
die hunre machte(n) sich hin abe
vnde heten wize vederen gar
man wart al offentliche(n) gewar
daz sie lebeten vnde vluge(n)
vnde in ein munster hin sich zuge(n) . . .*

Diesen Legendenzusatz aus dem „Passional“ der Zeit um 1300 kennt aber auch Hermann von Fritslar in seinem „Heiligenleben“, niedergeschrieben zwischen 1343–1349 von diesem Fernpilger, der alle Apostelgräber zu besuchen unterwegs war, also auch zu „Cunpastelle“ in Galizien geweiht hatte. Er versetzt die Legende vom Hühnerwunder in die Stadt „Gelferäte“. ¹⁴⁾

Daß sich im Laufe der Jahrhunderte unter den Santiago-Pilgern auch kritische fanden, die wohl doch nicht so recht an ein kontinuierliches Fortleben solcher miraculöser „Tiere an heiliger Stätte“ glauben hatten wollen, tat der Ortslegende in San Domingo de la Calzada anscheinend keinen Abbruch. Sonst könnten die weißen Hühner dort nicht immer noch krähen und gackern. Weiße Federn (*vnde heten wize vederen gar*), ehemend vermutlich wohl sehr begehrt als Wallfahrer-Sinnzeichen des „Dagewesenseins“ der Pilger, müssen sie gewiß nicht mehr lassen. Das wäre wohl auch schwierig bei dem auch heute noch beachtlichen Pilgerandrang. Immerhin hat es der spanische Hofhistoriograph Lucius Marineus, der sich als geborener Sizilianer noch zusätzlich Siculus nannte, zu Anfang des 16. Jahrhunderts fest behauptet, daß er selber dort eine solche weiße Feder erhalten und sie auch getragen habe: ¹⁵⁾ *Hoc ego testor, propterea quod vidi et interfui, plumamque mecum fero.* Immerhin ein Zeugnis einer Legendentradition auch um dieses Motiv der „Tiere an heiliger Stätte“ aus dem frühen 16. Jahrhundert, wenn auch kein „Beweis“ für eine nie unterbrochene „Kontinuität“ bis zu uns herauf.

Vor Jahren hatte ich ebenfalls mit Münchener Volkskunde-Studenten die Val Camonica in Oberitalien von Edolo bis Capo di Ponte durchwandert, ihnen nach dem Besuch der Felsritzungen von Carschenna über den Eingang zur Via Mala in Graubünden auch das eindrucksvolle Erlebnis der so vielen Tausenden Felszeichnungen aus der Prähistorie der Vallis Camuna zu ermöglichen. Und siehe da, auch dort lief in einem Gehege zwischen einer zeichenübersäten Felskante und einem daran sich schließenden dichten Gebüsch, das gleich in den Bergwald übergeht, ein „munteres Rehlein“ nicht nur zur Freude meiner Studenten, sondern offensichtlich auch der vielen italienisch lebhaften anderen Besucher und (trotz Verbot, wie üblich in den Tiergärten) „Fütterer“ umher. Der von uns selbstverständlich gleich „abgefragte“ Bezug auf die in eben den frühgeschichtlichen Felsritzungen von Capo di Ponte und manch einem anderen nahe gelegenen Zentrum der *arte rupestre* tatsächlich ziemlich häufig

aufscheinenden Felsritzungen in Gestalt meist übergroßes Ge-
weih tragenden Damwildes wurde sofort betont. Diese Tier-
Zeichnungen werden ja in den vielen Publikationen¹⁶⁾ jeweils als
„Hirsche“ (*cervi*) gedeutet. Dementsprechend führt auch die
„Soprintendenza alle Antichità della Lombardia“ mit dem Sitz zu
„Capodiponte Val Camonica“ für ihren „Parco Nazionale delle
Incisioni Rupestri“ solch einen Felsritzungs-„Hirsch“ auf ihrem
Stempel. Aber einen richtigen Damhirsch (*Dama dama*) dort im
Gehege zu halten, wäre wohl zu aufwendig. Vielleicht begnügt
man sich deshalb zu Capo di Ponte mit jenem Rehböcklein (*Ca-
preolus capreolus*).

Aber so wenig wir diese „Hirsch“- oder „Rehbock“-Zeichen
der vorgeschichtlichen Felszeichen-„Kunst“ zu „deuten“ vermö-
gen, so wenig wir ferner von dieser Stelle der Val Camonica als
einer „Kultstätte“ wissen, da wir ja auch hier den letzten Sinn
solcher wirklich eindrucksvoller Häufung von figuralen Felsrit-
zungen nicht ergründen können, so selbstverständlich erschien es
uns damals beim ersten Besuch und seither, daß wir über die to-
ten, erst wiederentdeckten Zeichen längst vergangener „Kulte“
oder Kulturen ein lebendes Rehböcklein friedlich äsend gehen
sahen, scheu nach Art seiner Gattung, aber doch nicht so scheu,
daß es vor uns oder den anderen Besuchern ins Gebüsch oder in
den Wald geflüchtet wäre. Aber es ist eben keine Zufallsbegeg-
nung, sondern eine im Gehege, das eigens in jenem Teil der weit
ausgedehnten Flächen mit den Felszeichnungen für dieses Reh
ingerichtet worden war, in dem sich die prähistorischen Bildrit-
zungen der *cervidae* gehäuft finden. Das entspricht also auch hier
einer Art „Heraldik“, wie dies Leopold Schmidt in einem legen-
denhistorischen Zusammenhang so benannt hatte, auf den wir
noch zu sprechen kommen. Aber es ist Heraldik „weltlicher“
Art, ohne ausgesprochenen und in Legenden tradierten „religiö-
sen“ Bezug, auch wenn damit der Eindruck von etwas Außerge-
wöhnlichem, dem Alltag Entzogenen möglicherweise bewußt in-
tendiert wird, mit Erfolg vermutlich bei jenen reichlich vielen Be-
suchern solcher Plätze mit Felsritzungen in Skandinavien, in den
Alpen, in Südfrankreich und auf der Iberischen Halbinsel oder in
den Gebirgen Nord-Afrikas, für die sie auch ohne festen „Be-
weis“ Religiös-Kultisches als geistige Grundlagen voraussetzen
nicht aufhören. Aber unser Rehböcklein von Capo di Ponte und
heute gehört gewiß näher in den heraldischen Bereich jener Gei-
stigkeit, die heute noch immer etwa im Zwinger unter der Stadt-

mauer zu Bern in der Schweiz lebende Bären als gerne besichtigten Sinnbezug zum historischen und noch gegenwärtig im Stadtwappen gebrauchten schwarzen Berner Bären hält.

Der Bär von San Romedio, die weißen Tauben von Santa Maria degli Angeli/Assisi, die weißen Hühner von San Domingo de la Calzada, das Rehböcklein von Capo di Ponte in der Val Camonica, die schwarzen Bären im Zwinger von Bern: es sind zumindest in der Mehrzahl Gegenwartsbezeugungen einer offenkundig alten Vorstellung von der Verlebendigung des Legenden- und (damit verbunden) des „Kult“-Inhaltes durch lebendiges Zeichensetzen. Es wird, vom Sinn her begriffen, nicht wesentlich anders gedacht gewesen sein, wenn man Tiere, wie sie in einer Legende eine bedeutsam mitwirkende Rolle spielen, auch auf historischen Bezeugungen solcher für einen bestimmten Ort bedeutsamen Legendengeschehnisse, auf den Bildern solcher Thematik sehr bewußt mit abbildet. Leopold Schmidt hatte hier 1976 im Babenberger-Millennium auf ein sehr einprägsames österreichisches historisches Beispiel hingewiesen.¹⁷⁾ Es handelt sich um die Gründungslegende der Babenberger-Klosterburg für die Augustiner-Chorherren zu Klosterneuburg bei Wien, zumal um die frühen Bezeugungen des Legendenmotivs um jenen Schleier, den die Gemahlin des Markgrafen Leopold III., übrigens selber eine Kaiserstochter, durch einen Windstoß verlor. Dieser heute noch in einem Reliquiar zu Klosterneuburg verwahrte Schleier, ein kostbares orientalisches Seidentuch, wurde auf der Jagd durch einen Rüden verbellt und für die übergelückliche Markgräfin Agnes gefunden. Für diesen – nach den Legendenaussagen für unmöglich gehaltenen – Fund aber hatte Leopold die Stiftung eines Klosters und dessen Erbauung gelobt. Die Geschichte fehlt zwar noch in den ältesten Viten des nachmals als „Heiliger“ verehrten Leopold III., wird aber im 14. Jahrhundert besonders herausgestellt, wird 1371 sehr betont berichtet und sogar in die Untersuchungen zum Kanonisationsprozeß für diesen Babenberger 1472–1474 einbezogen. Seither hat die Legende manchen Wandel erfahren bis über die Barockfassungen des frühen 18. Jahrhunderts, zu den Brüdern Grimm (1811) und gerade durch ihre Verbindung mit dem lebendigen Brauchtum zu Klosterneuburg am Festtag des Heiligen (15. November) ist sie „volkläufig“ geblieben bis heute.¹⁸⁾ Kein Wunder, wenn auch hier das „Bildhafte“ in der aus weithin verstreuten Einzelmotiven der parallelen „Schleierlegenden“ des Mittelalters kontaminierten Sonderfassung im Kultbereich von Klosterneuburg für die Pilger und für

die dort auch heute vielfältigem Brauchtum und Vergnügen am Festtag des Landespatrons zu Leopoldi sich einfindenden Besucher offenkundig sehr im Vordergrund stand. Das betraf früher einmal in besonderem Maße den bewußten Schleier der Markgräfin Agnes, den Hund, der ihn gefunden und gemeldet hatte, den Baum sogar, an dem er gehangen war, als ihn der Windstoß der Untröstlichen entrissen hatte. Also konnte Leopold Schmidt ganz unmittelbar folgerichtig formulieren: „Die Legendenverbildlichung, das Wachwerdenlassen der erzählten Geschichte des Heiligen, war in Klosterneuburg durch die Aufzucht der Jagdrüden gegeben: Es mußten im Klosterzwinger immer Rüden gehalten werden, die jedermann daran erinnerten, daß die Vorfahren dieser Rüden jene Hunde gewesen waren, die einstmals den Schleier am Holunder verbellt hatten, so daß der Markgraf ihn finden konnte. Das ist ein Zug heiliger Heraldik, der aber seine Gegenstücke in der weltlichen Heraldik besitzt: beispielsweise bei der Haltung von Bären im Stadtgraben von Bern in der Schweiz, die noch immer an das Wappentier erinnern sollen. Wenn das alles besichtigt war, wenn man sich wieder einmal davon überzeugt hatte, daß das Prügelbrot noch ausgeworfen und die Jagdrüden noch gehalten wurden, dann konnte man sich dem Kirchweihreiben zuwenden . . .“¹⁹⁾ Mit Hinweisen auf frühe Bildbezeugungen zum Legendeninhalt in der Mehrzahl seiner tragenden Motive fährt Leopold Schmidt dann fort: „Freilich, wir können uns in die Vielschichtigkeit mittelalterlichen Symboldenkens nicht leicht hineindenken. Man kannte den Schleier, den man mittellateinisch als ‚flammeolum‘ bezeichnete, sehr gut, zog ihn als Beweisstück bei der von den Habsburgern angestrebten Heiligsprechung des Markgrafen heran. Gleichzeitig glaubte man, daß er in dem riesigen Baumleuchter enthalten sei, jenem romanischen Osterleuchter, der an sich gewiß mit der Legende gar nichts zu tun hatte. Aber er hatte nun eben einmal Baumgestalt, da mögen die Wallfahrtsführer die antwortheischenden Pilger, denen man das teure Schleierruch sicherlich nicht in die Hand gab, darauf hingewiesen haben. Man brauchte immer wieder das Bildhafte, bei der ganzen Schleierlegende wie sonst allenthalben. Es genügte ja gar nicht, daß man die Nachkommen jener Rüden im Zwinger hielt: Man mußte sie auch auf jeder Darstellung der Schleierlegende mit abbilden, ob auf der Tafel von Rueland Frueauf von 1505 oder auf jener von Erhart Altdorfer von 1511 oder auf viel späteren wie dem Bild von Martino Altomonte in der Wiener Minoritenkirche . . .“

Wann man freilich damit anfangt, das Legendenmotiv des schleierfindenden Jagdhundes in lebendige Tierhaltung zu geistlicher Heraldik eines ehemals gewiß als „historisch“ geglaubten Geschehnisses umzusetzen, wie lange man daran festhielt, ob es kontinuierlich „Brauch“ war oder allenfalls immer nur zeitweise bis zu einer Art neuer Initialzündung für den Gedanken des (Wappen-), „Tieres an heiliger Stätte“ und wann man das in Klosterneuburg endgültig etwa aus rational-spiritualistischen Erwägungen heraus doch lieber abstellte, ist m. W. bislang nie untersucht worden. Wir dürfen hier ja in solcher Legenden-Verbildlichung, die sehr oft gegeben ist, dennoch nicht an Allgemeingültiges für die uns hier über Fresko, Tafelbild, Barocktheater- und Volksschauspiel-„Szene“ hinaus angehende Frage nach der Fortführung bis zur Haltung lebendiger Tiere denken. Jagdhunde als „Finder“ und Verbeller verlorener, gestohlener, vergrabener Kultgegenstände, etwa eines Reliquienschatzes oder eines Kreuzbildes: das ist ein sehr gängiges, mittelalterlich oft nachweisbares und sehr gerne auch im Barock bildlich dargestelltes Legenden- oder Sagenmotiv. Das gilt z. B. für das Legendengeschehen um das ehemalige Stift Polling südlich von Weilheim in Oberbayern und kontrafakturähnlich für die Gründung der Hl.-Kreuz-Kirche nahe dem Augustinerchorherrenstift Vorau²⁰) im Nordwesten der Steiermark. Schafe wiederum finden das von den Türken geraubte, in ein Dorngebüsch geworfene Gnadenbild von Maria Lankowitz in der Weststeiermark. Man stellt dies – wie in vielen ähnlichen Fällen legendärer „Wunderfindung“ durch die das Kultbild kniefällig verehrende „unvernünftige Kreatur“ – auch auf barocken Ölbildern und Kupferstichen als Andachtsbildchen mit Legendenmedaillons im Ring um das zentrale Gnadenbild, etwa 1710²¹) für die vielen Pilger zur Gnaden-Schau und zum Mitnehmen als Erinnerungs- und Betbild, gerne dar. Doch schließt sich daran eben doch nur selten der uns hier angehende Vorgang der Tierhaltung.

Der Volkskunde-Wanderer, dem „Bilder und Legenden“²²) in gezielter Suche oder oft auch mehr zufällig begegnen, wird ja kaum jemals auch Gewährsleute vor sich haben in seiner Abfrage, die imstande sind, zu diesem oder jenem Thema auch historische Daten unmittelbar herzugeben. Es ist aber oft so, daß sich eben aus dem möglichst unauffällig, genaugenommen aber dennoch berechnend geführten Gespräch immerhin weiterführende Hinweise ergeben können. Nicht immer kann sich unmittelbar

daran das Einzelstudium fügen. Manchmal bleibt es bei Wandernotiz oder Lese Frucht, die gleichwohl in einer Geburtstagsgabe angefügt werden darf für jemand, der dem Thema einmal eingehender nachgehen möchte.

Zweimal hatte ich auch im Jahre 1978 das Schloß und Kloster von Banz im Frankenlande nördlich von Bamberg, der berühmten Barockwallfahrt von Vierzehnheiligen über dem Main gegenüber auf dem Berghang gelegen, besucht. Einmal war es zusammen mit einer Gruppe von Münchener Studenten des „Bayerische Gemeindefeste“-Seminars meines Kollegen und Freundes Helge Gerndt. Das bereits 1069 von der Gräfin Alberada von Schweinfurt gegründete Benediktinerkloster, 1071 dem Bischof von Bamberg übergebene alte Haus ist längst versunken. Die heute so großartig wirkende Klosteranlage begann Leonhard Dientzenhofer ab 1695 zu verwirklichen. Die prachtvolle Kirche hingegen stellte dann Johann Dientzenhofer an die Südwestecke des Gesamtbaues. Seinem Entwurf für die Innenausstattung folgte neben den Freskantenn, Ölbildmalern und Stukkateuren der schönbornische Hofschreiner J. G. Neßfell zu Wiesentheid.²³⁾ Er schuf in Einzelabschnitten zwischen 1731 und 1768 jenes so prachtvolle Chorgestühl mit den Legendenbildszenen, gelegt mit farbigen Hölzern als „ein Hauptwerk fränkischer Intarsienkunst“. Eine große Anzahl von Einzelszenen aus Leben und Legende um den heiligen Ordensgründer Benedikt von Nursia (um 480–550) konnte ich den Studenten erläutern, darunter jene besonders häufig, ja verkürzt als kennzeichnendes Attribut des Mönchsheiligen dargestellte vom Giftbecher, den der Heilige mit dem Kreuzzeichen versah, daß er selbst erst erkennen mußte, daß „dieser Trank ein Trank des Todes gewesen war, da er das Zeichen des Lebens nicht ertragen mochte“. Als Zeichen eben dieses Giftes erscheint ja auf zahllosen Benedikt-Bildwerken auch noch eine meist schwarze Schlange über dem zerbrochenen Giftbecher, den die Mönche von Vicovaro nach der Legende ihrem von ihnen selbst gewählten Abt Benedictus im Mordversuch geboten hatten. Auch der zweite bereits auch in der „Legende aurea“ des Jacobus von Voragine seit dem späten 13. Jahrhundert dem gesamten christlichen Abendland einprägsam erzählte Mordversuch an Benedictus ist in den Intarsien am Chorgestühl zu Banz (rechte Seite, zweites Bild von vorne links) dargestellt. Das wußten ein freundlicher Priester der „Kongregation von den heiligen Engeln“, der das Kloster Banz bewohnt und die Kirche

auch für die Kunstwanderer betreut, und ich den Studenten ungefähr so zu deuten, wie wir es ja doch wohl beide aus Jacobus de Voragine kannten:²⁴⁾ „Nun war ein Priester, Florentius mit Namen, der war Sanct Benedict gar feind, und war so böß, daß er dem Heiligen ein vergiftet Brot sandte als eine Segensgabe. Benedictus empfing es mit Dank; und gab es seinem Raben, der sonst aus seiner Hand zu essen pflag, und sprach: ‚Im Namen Jesu Christi, nimm das Brot und trage es an einen Ort, da es kein Mensch finden mag.‘ Da sperrte der Rabe seinen Schnabel auf und breitete die Flügel aus, und hub an, rings um das Brot zu laufen und zu krächzen, als wollte er sagen: ‚Ich möchte gern gehorsam sein, doch kann ich das Gebot nicht vollbringen.‘ Aber der Heilige gebot es ihm zum zweiten und dritten Male und sprach: ‚Nimm das Brot sicherlich und ohne Furcht und trag es, dahin ich dir gesagt habe.‘ Endlich nahm er es und trug es fort; und kam nach drei Tagen heim, und nahm sein Futter wieder aus Sanct Benedicts Hand, wie er es gewohnt war.“

Unmittelbar an unser Legendengespräch mit den Studenten fügte jener Kirchenführer-Priester zu Banz hinzu: „Deshalb haben ja die Benediktiner immer noch lebende Raben gehalten . . .“ Leider ging ein weiterer Gesprächsversuch im Lärm der hinzugetretenen Ausflügler und Kirchenbeschauer der Dientzenhofer-Pracht unter. Die gedruckten Kunstführer wie die Handbücher zur Ikonographie verzeichnen meistens wohl die Attribute, seltener schon die Legenden, nie eine solche Frage, wie sie sich uns hier stellt. Immerhin gehört das Attribut eines Raben mit dem Brot im Schnabel ja innerhalb der Benedictus-Legende ja nicht nur in den Zusammenhang der Legende vom vergifteten Brotgeschenk des bösen Priesters Florentius. Nach der Benediktiner-Überlieferung begleiteten drei Raben die Mönche auf dem Wege von Subiaco nach Monte Cassino.²⁵⁾ Also Anlaß genug für einen noch zu untersuchenden Ordens-„Brauch“, solche Raben lebend zu halten, nicht nur abzubilden.

Es mag wohl auch in der Antike mit den Anfängen des Christentums da und dort nicht viel anders gewesen sein. Wenigstens scheinen ein paar Stellen in jenem zwar vor Byzanz entstandenen, aber trotz vieler Verbote für Byzanz so bedeutungsvollen sogenannten „Thekla-Roman“²⁶⁾ darauf hinzudeuten. Diese unterhaltsame Apokryphe hatte ja der Münchener Byzantinist Hans-Georg Beck erst kürzlich so treffend als „ein Stück Literatur voll von Elementen für Psychoanalyse und eine Phänomeno-

logie der Hysterie“ genannt.²⁷⁾ Das bürgerlich-wohlbehütete Heidenmädchen, an einen Heiden auch schon durch Verlobung gebunden, ist von den Predigten des Apostels Paulus fasziniert. So sehr, daß sie ihm blindlings folgt. Als „Christin“ wird sie *ad bestias* verurteilt. Doch wird sie von den wilden Tieren nicht zerrissen. Die zerfleischen sich angesichts dieser „Heiligen“ lieber selber und untereinander. Als Thekla im Circus ein Wasserbecken sieht, stürzt sie sich blindlings hinein, um die (ihr vom heiligen Paulus zunächst verweigerte!) Taufe sich selber solcherart zu spenden. Darauf schwimmen die Robben im Becken, vorher lebhaft munter, wie vom Blitz getroffen tot nach oben. Thekla aber wird nach diesem *miraculum* der stummen Kreatur freigelassen. Sie wird Missionarin der neuen Lehre und stirbt später in Seleukia am Kalykadnos in Isaurien. „Aus dieser Grabstätte mit Kirche und Tierpark wird einer der bedeutendsten Wallfahrtsorte der Spätantike.“²⁸⁾

Hier müßte man noch manches Selbsterwanderte oder aus der Literatur Entnommene, ja aus dem Gegenwartsbrauchtum allweihnachtlich aus einer Innovation Erlebbare beigebracht werden. Das würde den Rahmen dieser kleinen Gabe *In memoriam Richard Beitzl* sprengen. Doch kurz hingewiesen soll werden auf die berühmten sieben Goldfische im Becken des griechisch-orthodoxen Klosters von Balukli zu Konstantinopel-Istanbul. Die Mönche halten dort heute noch diese Goldfische (türk. *balik* = „Fisch“) in Erinnerung an jene Fische, die sich ein Mönch, unbekümmert um das grausige Kriegsgeschehen der Einnahmen der „Stadt“ durch die Türken am 29. Mai 1453, briet. Aufmerksam gemacht entgegnete er seelenruhig: „Lieber glaube ich, daß die geschmorten Fische hier wieder lebendig werden und aus der Pfanne springen.“ Das aber taten sie als die Stadt fiel . . .²⁹⁾

Lebende Raben sind auch Teil der zumal den London-Touristen erzählten, in Prospekten gedruckten Legenden um den Tower. Nach einer angeblichen Prophetie aus der Zeit Karls II. (1660–1685) würden der White Tower und das British Commonwealth zugrunde gehen, wenn keine Raben mehr im Tower gehalten würden³⁰⁾. Es müßte auch breiter untersucht, darf jedenfalls hierher gestellt werden, daß nach Innovationen unserer siebenziger Jahre protestantische Pastoren im Allgäu z. B. dafür eintreten, daß zum vorweihnachtlichen Gottesdienst mit Krippenfeier (-spiel) die „Kinder nicht nur ihre Puppen und Stofftiere, sondern auch ihre lebendigen Lieblinge“ in die Kemptener Kirche mit-

bringen dürfen. „Anschließend beladen sie einen kleinen Esel mit Geschenken und ziehen hinüber ins nahegelegene Alten- und Pflegeheim . . .“³¹⁾.

Weiterhin müßte eine vergleichende Volkskunde über Europa hinausschauen, wird manches vom Grundgedanken „Tiere an heiliger Stätte“ erkennen zwischen Indien und dem Fernen Osten mit so vielen Tempeln und lebenden Schlangen, Fischen, Affen dort. So z. B. hatte es Ernst Jünger 1965 zu Penang auf der malayischen Halbinsel Malakka erlebt, beschrieben und in den Aphorismus ausklingen lassen: „ . . . In Tempeln Tiere zu hegen – ein guter Gedanke, besser als jede andere Tierhaltung.“ – „Die Tierkulte sind keine Vorstufen. Sie zählen zum wählenden Dienst; sie sublimieren und materialisieren sich in großer Ein- und Ausatmung. Sie übergreifen nicht nur die Kulturen, sondern auch die Zeit. Das Lamm, der Widder, der Fisch, die Taube, der Stier, der Löwe, der Scarabaeus; sie zu verehren ist keineswegs absurd. Das weiß man im Osten besser als bei uns.“³²⁾

Damit aber genug der vorläufigen Umschau. Sie wollte nur Erwandertes vermerken, Erlebtes, Selbstgeschautes erzählen. Aber sie möchte gerne zu vertiefter Forschung über das Sonderproblem der „Tiere an heiliger Stätte“ im Rahmen der so vielfältigen Beziehungen zwischen Mensch und Tier einerseits, zwischen den so mannigfaltigen historischen Schichten andererseits einladen, die unsere Gegenwartskultur vorgeprägt und letztlich bestimmt haben.

Anmerkungen:

1. J. Bernhart, Die unbewehrte Kreatur. Reflexionen über das Tier. München 1961; vgl. vom selben Autor: Heilige und Tiere. München 1937, 2. Aufl., ebenda, 1959.
2. W. von Pfaundler, Sankt Romedius. Ein Heiliger aus Tirol. Wien – München 1961, 80.
3. Zum gegenwärtigen Forschungsstand vgl. J. Baur – G. Heppenger, Stichwort „Romedius“ im Lexikon für Theologie und Kirche, hg. von M. Buchberger, 2. Aufl., 9. Bd. Freiburg i. B. 1964, Sp. 26.
4. Die Stelle von 1661 bei W. von Pfaundler, 106. Hier auch Titel und Daten von Barocktheater- und Volksschauspiel-Aufführungen, 53, 54.

5. M. Matičetov, Stichwort „Bär (Wolf) im Gespann (AaTh 1910)“ in der Enzyklopädie des Märchens, hg. von K. Ranke, Bd. 1, Liefg. 5, Berlin 1977, Sp. 1204–1207. – Das Bärenwunder findet sich noch nicht in der bislang ältesten bekannten Romedius-Legende in der „Vita S. Vigili“ des Dominikanermönches Bartholomaeus von Trient, niedergeschrieben zwischen 1244 und 1250 im „Epilogus in gesta Sanctorum“, die als die sogenannten „Trientiner Akten“ in der Literatur bezeichnet werden.

6. L. Rosati, *Dopo trent'anni di discussione intorno a San Romedio eremita di Anaunia*. Trient 1938.

7. P. Pecchiai (Hg.), *I Fioretti di San Francesco e il Cantico del Sole*. Milano, 2. Aufl., 1939, 69 f.; deutsch „Die Blümlein“ von M. Kirschstein, *Rowohlts Klassiker der Literatur und der Wissenschaft, Italienische Literatur*, Bd. 1, Hamburg 1958, 95 f. – Zur Motiv- und Geistesgeschichte der darauf bezogenen Bildkunst vgl. H. Schrade, *Franz von Assisi und Giotto*. Köln 1964, 87–97, 179 f., Tafel 15.

8. Fioretti, Cap. XXI, *Del santissimo Miracolo, che fece Santo, quando converti il ferocissimo lupo d'Agobio*.

9. Vgl. (in Auswahl):

J. J. Hüffer, *Sant'Jago. Entwicklung und Bedeutung des Jakobskultes in Spanien und dem Römisch-Deutschen Reich*. München 1957;

R. Köhler, *Kleinere Schriften*, hg. von J. Bolte, Bd. II, Berlin 1900, 163 ff.;
B. Korth, *St.-Jakobs-Fahrten und St.-Jakobs-Legenden im deutschen Mittelalter* (B. Korth, *Mittagsgespenster*, hg. von K. Kober), Köln 1915, 31 ff.;

L. Schmidt, *Die Verehrung des heiligen Jacobus maior als Pilgerpatron mit besonderer Berücksichtigung Österreichs* (*Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, N. S. XXXI, Wien 1977, 69–99).

10. In Auswahl:

L. Kretzenbacher, *Pilgerfahrt nach Maria Luschari. Eine deutsch-slawische Legende aus der alten Untersteiermark* (*Südostdeutsches Archiv*, III. Bd., 1. Halbband, München 1960, 87–100);

derselbe, *Zeugnis der stummen Kreatur. Zur Ikonographie eines Mirakels der Nikolaus-von-Tolentino-Legende*. Festschrift für M. Zender, hg. von E. Ennen und G. Wiegelmann, Bonn 1972, 435–466 und Abb.;

derselbe, *Kontrafakturen zur Jakobspilgerlegende in Slowenien* (*Anzeiger für Slawische Philologie* 9, Wiesbaden 1977, 197–207).

11. Jacobi a Voragine *Legenda aurea vulgo historia lombardica dicta*, ed. Th. Graesse, 3. Aufl., Breslau 1890, Neudruck Osnabrück 1965, Cap. XCIX, *De sancto Jacobo maiore*, 426 f.; deutsch nach R. Benz, *Die Legende aurea des Jacobus de Voragine*, Heidelberg 1955, 493 f.

12. A. Gribl, *Die Legende vom Galgen- und Hühnerwunder in Bayern. Eine ikonographische Gegenwartsspur der mittelalterlichen Fernwallfahrt nach Santiago de Compostela* (*Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde* 1976/77, Volkach vor Würzburg 1978, 36–52, Abb. 60–68).

13. *Das alte Passional*, hg. von K. A. Hahn, Frankfurt am Main 1845, 223–235, Vers 30 ff.

14. A. Gribl, 37 und 48 mit Auszug der Stelle bei Hermann von Fritslar nach

F. Pfeiffer, *Deutsche Mystiker* (des 14. Jahrhunderts), Hermann von Fritslar, Nikolaus von Strassburg, David von Augsburg. I. Bd., Leipzig 1845, 168 f. – Die für uns wesentliche Stelle:

Dô vlugen die hunre von deme spizze und vederslaheten und wurden gesunt . . . Dise hunre gingen manic jâr zu deme Gelferâte; aber nu sint si in einer andern stat, di heizit zu sancte Domine und ist vir mîle von deme Gelferâte, und ist ein han und ein henne und hânt snêwîze vederen all zu mâle und stên wol vormachit hinder unser vrowen altêre mit isene. Und alle morgen singet man eine messe uber deme altêre von unser vrowen unde lêzit di pilgerime di hunre sehen. Dise hunre die ezzen und trinken, und der hane krêwit alsô wole alsô kein ander habe . . .

15. Lucius Marineus Siculus, *Opus de rebus hispanie memorabilibus*. 1533, lib. V. fol. 33; danach *Acta Sanctorum*, Julii tom. VI, Antwerpen 1729 pag. 46 nr. 186. – Zu den Zweiflern vgl.

Ludovicus de la Vega, *Vita S. Dominici Calceatensis*, Burgos 1606, II. Bd., Kap. 8. – Gelegentlich wird auch Toulouse als „Geschehnisort“ des Hühnermirkels genannt. Vgl. AASS Julii t. VI, 46 f., 51.

16. E. Anati, *Civiltà preistorica della Valcamonica* (Reihe: Uomo e mito, hg. von R. Bosi, Bd. 42), Milano 1964. Vgl. die besondere Häufigkeit der Damwild-Felsritzungen auf den Tafeln 3, 5, 16, 17, 29, 30, 33, 47, 48, 58 et passim bei den Nachzeichnungen im Text. – Dazu:

derselbe, *I massi di Cemmo. Rilievi e disegni* (Reihe: Studi camuni, Bd. 5). Capo di Ponte-Brescia 1972.

17. L. Schmidt, *Die Volkskultur der Babenbergerzeit* (*Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, N. S. XXX, Wien 1976/3, 187–210);

derselbe, *Volks Glaube und Volksbrauch am Festtag des heiligen Leopold*. SW: Leopold III. und die Babenberger. Beiträge zur österreichischen Jahrtausendfeier, hg. von H. Grönn – F. Oswald – H. Gruber, St. Pölten 1976, 55–68.

18. Derselbe, *Volkskunde von Niederösterreich*, Bd. 2, Horn 1972, 275 ff.

19. Derselbe, *Volks Glaube*, 57; zum „Prügelbrot“ als Brotstiftung am Totenfest, ebenda, 56; dazu:

H. Koren, *Die Spende. Eine volkskundliche Studie über die Beziehung „Arme Seelen“ – arme Leute*. Salzburg 1954.

20. Vgl. zu diesem „Kultmittelpunkt“ mit einer Darstellung der Kreuzauffindung durch einen Hund (Hochaltar) auch

L. Kretzenbacher, *Der Nagel am Kreuz. Das Kultzeichen einer steirischen Sakrallandschaft* (*Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* N. S. 9, Wien 1955, 25–56, 8 Abb., 1 Karte).

21. Vgl. solch eine Abbildung (Kupferstich mit Legendenszenen zu Maria Lanowitz, Steiermark, 1710) bei

L. Kretzenbacher, *Das verletzte Kultbild. Voraussetzungen, Zeitschichten und Aussagewandel eines abendländischen Legendentypus* (Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., SB-Jg. 1977/1), München 1977, Abb. 5.

22. L. Kretzenbacher, Bilder und Legenden. Erwandertes und erlebtes Bilder-Denken und Bild-Erzählen zwischen Byzanz und dem Abendlande (Reihe: Aus Forschung und Kunst, gel. von G. Moro, Bd. 13), Klagenfurt – Bonn 1971.

23. W. Dettelbacher, Franken. Kunst, Geschichte und Landschaft. 5. Aufl., Köln 1977, 234 f.

24. R. Benz, Die Legenda aurea, 239 f.

25. Vgl. H. Aurenhammer, Lexikon der christlichen Ikonographie, 4. Liefg., Wien (1965), 316–328, bes. 319.

26. R. A. Lipsius, Acta Petri, acta Pauli, acta Petri et Pauli, acta Pauli et Theclae, acta Thaddaei (Reihe: Acta apostolorum apocrypha, hg. von R. A. Lipsius – M. Bonnet, Bd. I), Leipzig 1891, 235–272.

27. H.-G. Beck, Das byzantinische Jahrtausend. München 1978, 120.

28. Ebenda, 121. – Dazu:

B. Kötting, Peregrinatio religiosa. Wallfahrten in der Antike und das Pilgerwesen in der alten Kirche (Forschungen zur Volkskunde, hg. von G. Schreiber, H. 33/34/35), Münster i. W. 1950, 140–160. Bes. 156: „Zum Heiligtum gehörte ein kleiner Tierpark. Er wird sich nördlich von der Kirche befunden haben, und in ihm tummelten sich Schweine, Kraniche, Gänse, Tauben, Vögel aus Ägypten und vom Flusse Phasis in Kolchis (Fasanen). Sie waren so an den Betrieb gewöhnt, daß die Kinder mit ihnen spielen konnten, und zuweilen auch bediente sich Thekla ihrer zu einem Mirakel. Die meisten wurden von den Pilgern als Weihgaben der Heiligen mitgebracht, und ihre Herkunft belehrt uns über die Spannweite des Rufes der Helferin von Seleukeia . . . Doch ließen die Wallfahrer es nicht mit solchen Tieroblationen bewenden, es wurden auch kostbare Dinge geweiht . . .“ Nach der Vita der heiligen Thekla des Bischofs Basilius (2. H. des 2. Jahrhunderts), II. Buch, 8. Kap. (Migne, PG 85, 576 f.).

29. R. Kriss – H. Kriss-Heinrich, Peregrinatio neohellenika. Wallfahrtswanderungen im heutigen Griechenland und in Unteritalien (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. VI). Wien 1955, 175–178; dazu:

L. Kretzenbacher, Bilder und Legenden (s. Anm. 22), 114–116; 115; 128.

E. Wimmer, Stichwort „Bratenwunder“, Enzyklopädie des Märchens. Handbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. II, Lieferung 3/4, Sp. 684–688.

30. Mündliche Abfragungen zu London, Sommer 1978 durch m. Sohn Heinz-Leonhard Kretzenbacher. Dazu Reiseprospekte von heute.

31. Allgemeine Zeitung (Augsburg), Nr. 16. XII. 1974 („Gott liebt auch die Tiere“): „Aus Kempten und Umgebung waren wieder viele Kinder gekommen, um ihre Stoff- und Haustiere, wie Meerschweinchen, Hasen und Hunde, von Maria an der Krippe streicheln zu lassen. Kinder des Matthias-Claudius-Heimes führten ein Krippenspiel auf. Pfarrer Ebermut Rudolph hielt die Predigt . . .“ Dazu:

Allgemeine Zeitung, Nr. v. 18. XII. 1978, „Was macht ein Esel im Gotteshaus? Hunderte von Kindern bei der Tierweihnacht“;

M. Hellstern, Susi und Simba kommen zur Krippe. Kinderweihnacht mit kleinen Tieren. Mit Fotos v. E. Bachmann. Freiburg – Basel – Wien, 1981.

Diese innovatorischen Anregungen zur Krippenfeier im Gotteshause mit „Tieren an heiliger Stätte“ gehen auf Pfarrer Dr. theol. und Dr. phil. (Volkskunde in München, 1976) Ebermut Rudolph zurück, den Verfasser des für eine „Gegenwartsvolkskunde“ so sehr bedeutsamen Werkes „Die geheimnisvollen Ärzte. Von Gesundbetern und Spruchheilern“ (Olten-Freiburg i. B., 1977). Ich danke Herrn Pastor DDr. E. Rudolph sehr für freundliche Überlassung von Zeitungsablichtungen zum Thema.

32. E. Jünger, Siebzig verweht I. Stuttgart 1980, 70–74.

Der starke Hans und seine zwei Gefährten

Zu einer neuen Aufzeichnung des Drei-Brüder-Märchens
(ATh 301 AB) aus der Weststeiermark

Von Oskar Moser

Zu Beginn der sechziger Jahre bot sich im Rahmen von Übungen und Vorlesungen zur Erzählforschung am Grazer Institut für Volkskunde verschiedentlich Gelegenheit, auf die immer noch lebendige Überlieferung von Erzählstoffen verschiedenster Art in Stadt und Land hinzuweisen. Damals kam zugleich über den Rundfunk und durch dessen freie Mitarbeiter mancher gute Erzähler und verschiedenstes Überlieferungsgut an den Tag; es wurden relativ viele Sagen aufgenommen, daneben auch Rätsel, Spruchgut und vereinzelt auch Märchen und Schwänke. Vieles freilich blieb davon auf Band, wurde wohl archiviert, aber kaum ausgewertet. Unter anderen hatte damals ein junger und interessierter Lehrer aus Södingberg bei Stallhofen, Herr Titus Lantos, die Möglichkeit, einiges Erzählgut – wie er selbst schreibt – „nach Berichten seiner Schulkinder“ auszuforschen und aufzuzeichnen. Er faßte es unter dem Titel „Sagen und Märchen aus dem oberen Södinggraben (Gleinalmgebiet)“ in einem Typoskript zusammen. Und als er mir dieses in einer Durchschrift überbrachte und zur Einsicht überließ, bemühte ich mich, den jungen Sammler zu weiteren Nachforschungen zu bewegen und legte ihm auch die Notwendigkeit nahe, solche Funde für die Erzählforschung aufzubereiten und nach Möglichkeit und in richtiger Form zu publizieren. Soviel ich sehe, hat Lantos seine Absicht, die Arbeit fortzuführen und das Fundmaterial aufzubereiten bzw. zu veröffentlichen, leider nicht verwirklichen können, nicht zuletzt deshalb, weil er seinen Dienort wechselte. Unter seinen Aufzeichnungen findet sich jedoch mancher interessante Fund aus einer Landschaft, deren treffliche und reiche Überliefe-

rung wir seit den Schilderungen Hans Klöpfers, Viktor Gerambs und vor allem seit den vortrefflichen und so vielseitigen Aufzeichnungen von Walter Kainz und anderen schätzen gelernt haben.¹⁾

Nun wird man zuvörderst einwenden, daß die Schuljugend aus mehrfachen und verschiedenen Gründen als Quellen- und Gewährsbereich für Volksüberlieferungen nur sehr bedingt in Betracht zu ziehen ist. Minderjährigen fehlen nicht nur Erfahrung und Routine, sondern vor allem bestimmte Möglichkeiten, überhaupt derlei Überlieferungsgut aufzunehmen, weil nicht nur für Sagen und Schwänke, auch für Rätsel oder Märchen sehr oft ganz bestimmte Erzählsituationen und Erzählgemeinschaften notwendig sind und vielfach erst die Voraussetzung für deren Lebendigwerden bilden: Man denke an die häufigste und alltägliche Situation am Wirtshaustisch oder dann wieder die Sondersituation beim sogenannten „Totenwachen“, das zumindest früher ein besonders aktiver Umschlagplatz gerade für derartige „Geschichten“ war. Ein weiterer und sehr gewichtiger Faktor der Einschränkung muß indessen mit der Vermittlerrolle des Lehrers in Rechnung gestellt werden, der schon zufolge seiner Stellung gegenüber dem Schulkind hier objektiv im Nachteil einer bestimmten Befangenheit oder Einseitigkeit gesehen werden muß und der als solcher zugleich für den Ertrag und das Ergebnis selbst immer von ausschlaggebender Bedeutung sein wird. Nur wenn eine solche Person mit den Methoden und mit der ganzen Problematik volkskundlicher Erzählforschung hinreichend vertraut ist und wenn sie Kenner der Überlieferung geworden ist, besteht die Möglichkeit, in diesem Umfeld wirklich Brauchbares und Nützliches zustande zu bringen. Wir dürfen nicht übersehen, daß selbst bei klassischen Sammlungen von derlei Volksgut der Anteil von Jugendlichen im Pflichtschulalter und gewisse Möglichkeiten über die Schule gar nicht so gering zu veranschlagen sind.

Gerade aus solchen Überlegungen heraus, dürfte also der vorgegebene Fall von einigem Interesse für uns sein. Die Sammlung Lantos enthält nämlich neben mehreren Sagen zwei bekannte Märchenstoffe, von denen besonders der vom „starken Hans“ zu den beliebtesten, offenbar auch ungemein verbreiteten Erzählstoffen gerade in der Steiermark gehört. Von den bisher aus Österreich bekannt gewordenen Aufzeichnungen dieses Märchens – es sind über zwanzig – stammt nahezu die Hälfte aus der Steiermark, mindestens drei davon wieder aus der West-

steiermark.²⁾ Da es sich aber nun zeigt, daß die Aufzeichnung aus Södingberg von den bisher bekannt gewordenen Spielformen bzw. Redaktionen der Geschichten vom „starken Hans“ schon nach ihrem Motivgehalt merklich abweicht und der eigentliche Märchentyp, der hier vorliegt, nämlich ATh 301 AB, wesentlich seltener und schwächer belegt ist, erscheint es wünschenswert, sich dieser jüngsten Aufzeichnung von T. Lantos anzunehmen. Es zeigt sich dabei, daß gerade diese Version des Drei-Brüder-Märchens, in der es um die Befreiung Unschuldiger und um die Selbstbefreiung des Helden aus den Verstrickungen der Unterwelt geht, gerne mit einem zweiten Märchentyp ganz anderer Art verknüpft wird, nämlich mit dem vom „Jungen Riesen“ (ATh 650; KHM 90; Haiding MS 41).³⁾ Die lustige Prahlgeschichte vom „starken Hans“ dient indessen nur als Eingang für die Fahrt des Helden in die Unterwelt und zu deren Überwindung, wobei es zur Befreiung der „Jungfrauen“ (Prinzessinnen) und zur abenteuerlichen Selbstbefreiung durch einen helfenden Vogel („Geier“ = Adler) und schließlich zur Hochzeit des Helden mit der jüngsten Prinzessin kommt.

Zunächst also der von T. Lantos in Hochdeutsch gefaßte und vermutlich schon etwas buchmäßig redigierte Text dieser Märchenerzählung, den wir hier wörtlich wiedergeben:^{3a)}

Der starke Hans

(Södingberg)

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal ein Bursche, der wurde wegen seiner Kraft überall der starke Hans geheißt. Ansonsten aber war er recht faul, so daß ihn der Bauer, bei dem er in Diensten stand, eines schönen Tages ohne Abschied und Lohn davonjagte. Also beschloß der Bursche, in die Fremde zu ziehen und sein Glück in der weiten Welt zu suchen.

Allein schien ihm das Wandern aber doch etwas langweilig, weshalb er sich nach Gesellschaft umsah. Und als er an einen Waldschlag kam, da stand ein Holzhauer inmitten eines Berges gefällter Bäume und arbeitete. „Ha“, lachte der starke Hans. „Du bist mir der Rechte. Wenn du Kraft hättest, so würdest du die Stangen nicht umschneiden, sondern wie Grashalme auszupfen.“ Dabei packte er zwei Lärchbäume und gab ihnen einen Tritt, daß sie gleich (korr. aus „wie“) Zündhölzern brachen. Einen dritten Stamm riß er aus und wog ihn in der Hand, um ihn

als Wanderstecken zu gebrauchen. „Ich ziehe in die weite Welt“, sagte der starke Hans, „und wenn du mit mir kommen willst, so kannst du mein Geselle sein.“ Der Holzhauer, der sich vor dem starken Burschen fürchtete, sagte: „Ja“. Außerdem war er noch nie aus seinem Wald herausgekommen und auch ein wenig neugierig, wie es draußen in der Fremde zugehe. So wanderten sie also und rieten hin und her, wie ihnen wohl das große Glück begegnen werde.

Auf dem Wege lag auch ein Steinbruch, bei dem ein Mann stand und mit einem großen Hammer Steine abschlug. „Ha“, lachte der starke Hans. „Was bist du für ein schwacher Kauz, daß du dich so abplagst, um die paar Brösel da wegzuzucken!“ Dabei hieb er mit der Faust auf einen Felsvorsprung, daß dieser absplitterte und polternd den Weg verlegte. Der Steinbrecher starrte den Burschen offenen Mundes an, und als der starke Hans ihn fragte, ob er denn nicht mitziehen wolle, willigte er mit Freuden ein. Denn, so sagte er sich, der Kerl kann mehr als Kirschen essen, und zudem wird man mich schelten, weil der Weg durch den Felsblock ganz verdorben ist.

Die drei Burschen schritten nun tüchtig aus und kamen (hs. Zusatz: gegen Abend) an ein altes graues Schloß, von dessen Turm eine rote Fahne hing. Weil sie aber einen Unterschlupf für die Nacht suchten, gingen sie geradewegs darauf zu und riefen, man möge sie einlassen. Aber nichts rührte sich. So schlüpfen sie keck durch eine verrostete Tür hinein, und als sie in allen Zimmern nur alte Gewehre und Bilder fanden, machten sie sich in der Küche ein Lager aus Reisig zurecht.

Am nächsten Tag ging der starke Hans mit dem Steinbrecher auf die Jagd, befahl aber dem Holzhauer, das Essen zu kochen, und wenn er es fertig hätte, die rote Fahne aus dem Turm zu hängen. Der Holzhauer spaltete trockene Buchenscheiter, heizte ein, hing den großen Wasserkessel übers Feuer und fing an, die Mahlzeit zu bereiten. Gegen Mittag ging (aber: gestrichen) die Tür auf, und ein runzeliges, zerlumptes Weib schlapfte herein. Die Alte bettelte um eine Handvoll Essen, und der Holzhauer fischte einen großen Knödel aus dem Kessel und gab ihn der Bettlerin in die Hand. Weil er aber zu heiß war, ließ das Weib ihn fallen, und der Holzhauer bückte sich, weil es ihm leid tat um den guten Bissen, der nun im Staube kollerte. Wie er nun (korr. aus „aber“) der Bettlerin den Knödel hinreichte, sprang die Alte

herzu und drückte den Mann so heftig, daß er die Besinnung verlor. Und als der starke Hans mit dem Steinbrecher zu Mittag heimkehrte, hing die rote Fahne nicht zum Turm heraus. Das Feuer in der Küche war abgebrannt, der Kessel umgeworfen (und gestr.), der Holzhauer jedoch (korr. aus „aber“) saß am Boden und hielt sich seinen angeschlagenen Kopf. Nun fielen die beiden erst (recht: eingefügt) über ihn her, und der starke Hans befahl, daß nächstens der Steinbrecher das Amt des Kochs übernehmen solle.

Anderntags gingen der starke Hans und der Holzhauer auf die Jagd. Der Steinbrecher aber blieb zu Hause und bereitete das Mittagmahl. Von ihm verlangte die böse Alte ebenfalls eine Handvoll Essen und machte es dann genauso wie am Vortag. Als nun der starke Hans zu Mittag wieder nichts gekocht fand, wurde er zornig und beschloß, am dritten Tag selbst daheim zu bleiben und die beiden Gefährten auf die Jagd zu schicken.

Auch bei ihm versuchte es das hinterlistige Weib. „Gib mir einen Knödel“, bettelte sie, und der Bursche (korr. aus „starke Hans“) beeilte sich geradeso wie seine Gefährten, einen Knödel aus dem Kessel zu fischen. Aber als sie ihn bat: „Heb ihn auf, mein Söhnchen, heb ihn auf für mich“, da ärgerte sich der starke Hans, weil die Alte so ungeschickt gewesen war. Er bückte sich, gab ihr den Knödel jedoch (korr. aus „aber“) nicht wieder zurück, sondern sagte: „Glaubst du, ich lasse mich von dir zum Narren halten?“ Und als sie böse aus ihren roten Augen funkelte, schrie er: „Pack dich, du häßliche Hexe, oder du sollst meine Fäuste zu spüren bekommen!“ Da getraute sie sich nicht, auf ihn loszugehen, und schlapfte schimpfend davon.

Der starke Hans aber (korr. in: „Bursche“) war („nun“ eingefügt) guter Dinge und kochte das Essen fertig. Dann hängte er die rote Fahne aus dem Turm, und als der Holzhauer und der Steinbrecher heimkehrten, machten sie lange Gesichter, denn sie hatten gedacht, daß es auch dem starken Hans mit der Alten nicht besser als ihnen ergehen würde. Der lachte sie aber tüchtig aus. („Und“ eingefügt) als sie gegessen hatten, gingen sie im ganzen Schloß herum. Sie fanden auch einen Strick, der in den Keller führte, und ließen sich daran hinunter. Weil aber unten ebensolche Zimmer wie oben waren, hielten es der Holzhauer und der Steinbrecher für unnütz, weiter herumzustöbern.

Nur („der starke“ gestrichen) Hans war neugierig und wollte sich auch alle Kellerräume genau ansehen. In den Zimmern war tatsächlich nichts Besonderes zu finden, außer daß es hier noch ältere verrostete Waffen und Geräte als oben gab. Er wollte schon umkehren, als er leises Weinen hörte. Nun tastete er sich durch einen finsternen Gang und stieß an eine eiserne Türe, in der ein großer Schlüssel steckte. Schnell drehte er ihn um, die Tür sprang krachend auf, und im schwachen Licht, das durch die Mauerspalten hereindrang, konnte der Bursche (korrigiert aus: „starke Hans“) eine Schar von schönen Jungfrauen erkennen, die die böse Hexe hier gefangenhielt. Die Mädchen freuten sich sehr über ihre Befreiung, und der Steinbrecher und der Holzhauer mußten eines nach dem anderen aus dem Keller heraufziehen. Als aber der starke Hans als letzter hinaufklettern wollte, schnitten die neidischen Gesellen aus Ärger, daß er sie so ausgelacht hatte, den Strick ab, so daß Hans wiederum hinunterplumpste. „Schämt euch, ihr garstigen Kerle!“ rief er hinauf, doch (korr. aus „aber“) die beiden verspotteten ihn nur und warfen ihm Steine hinab. Der Bursche (korr. aus: „starke Hans“) versuchte daher, selbst aus dem Keller wieder herauszukommen und fand auch nach langem Suchen einen schmalen Gang, der ins Freie führte.

Er wanderte nun über Felder und Wiesen und kam endlich an einen See. Dieser war so groß, daß man das andere Ufer nicht erblickte. Der starke Hans stieg daher auf einen hohen Baum, um besser sehen zu können. Auf dem Baum aber war ein Geiernest. Und als der Vogel kam, schlug er wild mit den Flügeln und hackte mit dem Schnabel nach dem Burschen. „Wirf mich nicht hinunter!“ schrie der starke Hans. „Ich habe auf deine Jungen aufgepaßt, damit ihnen kein Leid geschieht!“ Nun wurde der Geier ganz zahm, glättete seine Federn und fragte, welchen Dienst er ihm erweisen könne. „Trag mich über den See“, bat der starke Hans. Der Geier jedoch (korr. aus „aber“) schüttelte traurig den Kopf: „Wünsche dir lieber etwas anderes. Du müßtest mir nämlich jedesmal, wenn ich den Kopf zurückstrecke, ein Stück Fleisch in den Schnabel werfen. Ansonsten werde ich ganz schwach, und wir müssen beide in das Wasser stürzen.“

(„Der starke“ gestrichen) Hans aber hörte nicht auf zu bitten, bis der Geier endlich sagte: „Wenn es sein muß, so setz dich auf meinen Rücken. Nur (korr. aus „aber“) vergiß nicht, mich regelmäßig zu füttern!“ Der Bursche (korr. aus „starke Hans“), der

von der Jagd noch einen Klumpen Fleisch als Wegzehrung eingesteckt hatte, machte es sich also zwischen den Schwingen des Raubvogels bequem, und dann flogen sie los. Jedesmal nach etwa hundert Metern streckte der Geier seinen Kopf zurück, der starke Hans schnitt ein Stück Fleisch ab und warf es ihm in den Schnabel. Allmählich wurde das Fleisch immer weniger, das andere Ufer aber kam nur langsam in Sicht. Die Fleischstücke fielen darum immer kleiner aus, so daß der Geier schon knapp ober dem Wasser dahinstreichen mußte. Sie hatten aber noch einige Meter zu fliegen, als das Fleisch ausging. („Der starke“ gestrichen) Hans wollte zwar dem Geier das Papier hinhalten, in dem das Fleisch eingewickelt gewesen war. Aber der Vogel schüttelte nur wiederum traurig den Kopf, seine Flügelschläge wurden matter und mit allerletzter Kraft erreichten beide das Ufer.

Jetzt bedankte sich der Bursche (korr. aus „starke Hans“) bei dem Vogel, der alsbald zu seinem Nest zurückflog. Am Seeufer jedoch (korr. aus „aber“) stand ein Gasthaus, in dem es hoch herging. Hier saßen der Holzhauer und der Steinbrecher inmitten der geretteten Jungfrauen, waren lustig und bemerkten („den starken“ gestrichen) Hans gar nicht. Dieser aber packte die Bösewichte und warf sie hoch in die Luft, daß sie sich beim Herabfallen zu Tode stürzten. Die Mädchen, die alle Prinzessinnen waren, ließ er nach Hause ziehen. Die schönste von ihnen aber heiratete er. Und so bekam der starke Hans auch noch ein Königreich, dessen Krone ihm gut zu Gesicht stand.

An den Schluß seiner Niederschrift fügt T. Lantos in Klammern hinzu: „Nach der Erzählung des neunjährigen Heinz Klampfl aufgezeichnet“. Von derselben Gewährsperson stammt bei T. Lantos nur noch eine memoratartige Sagenzählung über Geistererscheinungen beim Rorate-Gang von Södingberg nach Sankt Pankrazen („Der Gang zur Rorate“). Leider findet sich bei Lantos nichts Näheres über das soziale Milieu und die Herkunft seiner jugendlichen Gewährsperson bzw. über die Erzählumstände überhaupt angegeben. Titus Lantos selbst stammt aus einer burgenländischen Lehrerfamilie und kam in jungen Jahren in die Steiermark.

Für jeden halbwegs mit der Welt des Märchens Vertrauten stellt nun die hier vorliegende, in eine etwas mühevollen Buchsprache gebrachte Redaktion gewiß keine vollwertig überlieferte Märchenerzählung dar.⁴⁾ Zu deutlich zeigen einzelne Partien Reduktionen und stärkere Einbrüche, und Mißverständnisse haben

offensichtlich zu Entstellungen und damit zu Brüchen in der ursprünglichen Überlieferung geführt. Dieses hier deutlich erkennbare Nachlassen der Erzählkompetenz scheint zum Teil freilich auch auf den Aufzeichner zurückzuführen sein, der fallweise eine ihm gerade aktuell erscheinende Psychologisierung und Motivierung des Herganges versucht und damit den Märchenstoff von sich aus etwas entstellt.⁵⁾ Die tatsächlich überlieferte Erzählsubstanz des jungen Gewährsmannes von Lantos läßt sich daher nur schwer freilegen und erfassen, wobei abermals Möglichkeiten von Irrungen und Wirrungen beim jugendlichen Vermittler in Rechnung zu stellen sind. Auffallend ist für den mit der Materie Vertrauten, daß sich durch die ganze Geschichte gewisse Nebendetails finden, die nicht zwingend zum epischen Vorgang gehören, ja eher etwas unmotiviert anmuten, aber dabei aus der eigentlichen Tradition dieses Märchenstoffes stammen: so der „Lärchbaum“ als „Wanderstecken“ des Helden; der versperrte Weg nach dem Felsenhieb desselben; der „Strick, der in den Keller führte,“ im Märchen aber eigentlich auf „das Loch im Berg“ hinweist und an welchem sich der Held in dieses hinabläßt; die Steine, welche die treulosen Gefährten dem betrogenen Helden in die Tiefe nachwerfen usf. Hier handelt es sich unverkennbar um Einzelzüge, die zwar zum festen Bestand dieses Märchenstoffes gehören, hier aber in einer ganz eigenartigen – man möchte fast sagen – parallelen Phasenverschiebung innerhalb des Motivbestandes figurieren. Sie allein sind es freilich gewiß nicht, die dieser Aufzeichnung des Märchenstoffes aus Södingberg das entscheidende Gewicht zumessen.

Unsere Geschichte vom „starken Hans“ erweist sich als Ganzes und so, wie sie uns vorliegt, doch als eine wenn auch späte Redaktion eines Märchentyps, der seit den Brüdern Grimm bekannt ist und von dem die vergleichende Märchenforschung seither weit über 130 identische Fassungen allein in deutscher Sprache registrieren konnte.⁶⁾ Außerdem haben sich mit diesem seinem spezifischen Stoff bereits mehrere Forscher eingehend befaßt⁷⁾ und versucht, seine Herkunft und Geschichte aufzudecken oder zu beschreiben.⁸⁾ Dazu haben im Anschluß an verschiedene Fassungen dieses Märchens aus österreichischen Ländern Viktor Geramb und vor allem Karl Haiding nützliche und weiterführende Einzelerläuterungen ausgearbeitet.⁹⁾ Sie alle stützen sich zuvörderst auf eine Reihe besonders gut überlieferter und vollständiger Versionen dieses Märchentyps (KHM 91–A Th 301 AB), von de-

nen ich je nach dem Zeitpunkt der Aufzeichnung oder Veröffentlichung drei Gruppen deutscher Fassungen unterscheiden möchte: als früheste Gruppe die beiden Grimmschen Märchen von 1815 (KHM 91: „Dat Erdmänneken“ aus dem Paderbörnischen durch die Familie Haxthausen) und von 1837 (KHM 166: „Der starke Hans“ aus der Schweiz durch Wilhelm Wackernagel) zusammen mit der besonders ausführlichen, vor 1856 von Josef Haltrich in Siebenbürgen aufgezeichneten Fassung „Der starke Hans“¹⁰). Eine weitere Gruppe von Aufzeichnungen dieses Märchens liegt etwa um 1900. Zu ihr gehört nach zwei Niederschriften im Ferk-Archiv des Steirischen Volkskundemuseums die Geschichte „Hans Bärenknab“ in Gerambs Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark (Nr. 9)¹¹) sowie unter anderem die auf Niederösterreich rückzuverweisende Aufzeichnung J. R. Bünkers nach dem Ödenburger Erzähler Tobias Kern unter dem Titel „Pfefferkern“ (Haiding, MS 10)¹²). Schließlich verdanken wir Karl Haiding selbst neueste Aufnahmen zwischen 1952 und 1965, darunter die schöne Fassung vom „Tatzbär-Hans“ aus Jabling im Burgenland (1952)¹³) und von „der geraubten Königstochter“ aus dem Mühlviertel (1956) bzw. aus dem Salzkammergut in Oberösterreich (1965)¹⁴).

Es ermangelt also nicht der Möglichkeiten, unsere Geschichte vom „starken Hans“ aus Södingberg sozusagen maßhältig und kritisch mit dem reich überlieferten Märchentyp ATh 301 in einer ganzen Reihe vollwertiger deutscher Versionen zu vergleichen. Die beste Ausgangsbasis hierzu finden wir – so würde ich meinen – in der neueren und sehr übersichtlichen Aufgliederung dieses Märchenstoffes bei Kurt Ranke, und zwar in dessen „Schleswig-holsteinischen Volksmärchen“, Band 1 (Kiel 1955), S. 58–62. Ranke standen allein aus Schleswig-Holstein 30 verschiedene Fassungen dieses Märchentyps ATh 301 zur Verfügung. Und auch dort neigen die meisten Varianten dazu, den Eingang der Geschichte nach Typ ATh 650 zu erzählen. Und bereits Kurt Ranke hebt mit Nachdruck hervor,¹⁵) daß die beiden auf diese Weise kontaminierten Erzählungen ihrem ganzen Wesen nach völlig verschieden sind. Die Hauptgeschichte dreht sich doch um die Abenteuer einer Erlösung, verbunden mit einer Fahrt in die Unterwelt, also, wie Ranke formuliert, „um ein ausgesprochen mythisch-märchenhaftes Geschehen“¹⁶). Bei der Einleitung unserer Geschichte, viel deutlicher aber noch bei der mancher Vollformen (KHM 91; Haltrich 18; Haiding MS 10; Ge-

ramb KHS 9), handelt es sich dagegen um eine ganze Folge von sehr lustigen Prahlgeschichten über einen Kraftmeier, den „starken Hans“, also eigentlich um einen eher schwankhaften, amüsierenden Stoff.¹⁷⁾ Dessen voll entfaltete Motivik ist also unter dem gleichen Titel auch in mehreren steirischen bzw. sogar weststeirischen Erzählungen gut überliefert.¹⁸⁾ Wir ersehen daraus, daß gerade der Eingang der Aufzeichnung aus Södingberg in seiner knappen und eher skizzenhaften Form deutliche Substanzverluste in der Überlieferung aufweist und dadurch zugleich für eine entstellende Motivierung der Handlung um so leichter anfällig werden konnte. Erst mit der Gewinnung seiner beiden Weggefährten, des Holzhauers und des Steinbrechers, verdichtet sich die originäre Überlieferung des Märchens und wird hier sogar durch gewisse Nebenzüge, wie wir sahen, etwas verstärkt und gestützt.

Mit dem Gang der drei nach dem „alten Schloß“ setzt unser Märchen von den „Prinzessinnen in der Unterwelt“ (ATh 301) ein. Die an sich wichtige Vorgeschichte von der Verbannung der drei Königstöchter und von deren Folge, der Suche des Königs nach einem Befreier (KHM 91; Haiding Bgd. 1), fehlt völlig. Wohl aber enthält die weitere Södingberger Fassung dann drei für das Märchen dieses Typs sehr charakteristische Motive, nämlich die Kochszene, wobei freilich an die Stelle des Erdmännchens (Zwerges) als Gegenspieler der drei hier eine „Bettlerin“ als altes Weib (Hexe) auftritt; ferner die Befreiung der „Jungfrauen“ aus der Gewalt dieser Hexe, und zwar nicht in einer Bergeshöhle (Unterwelt), sondern im „Keller“ des Schlosses, und schließlich die Selbstbefreiung des Helden, der zwar vorher bereits selbst dem Schloßkeller entkommen war, durch die hübsche Geschichte mit dem Flug übers Wasser auf einem „Geier“. Es entspricht dabei der offenkundigen Spätlingssituation unserer Überlieferung, wenn der Held auf dem Flug seinen Vogel mit Fleisch füttern muß, aber schließlich, als ihm dieses ausgeht, seinem Tier „das Papier hinhalten will, in dem das Fleisch eingewickelt gewesen war“. Im ursprünglichen Märchen steckt hinter dieser fast komisch wirkenden Szene das wichtige und sehr alte Motiv vom Fleisch des Oberschenkels des Helden, von dem dieser ein Stück der Adlerin zum Fraße gab, um überleben zu können.¹⁹⁾

Ähnlich wie der Eingang ist dann auch der Schluß unseres Märchens äußerst knapp zusammengefaßt, wobei wieder als Ein-

zelzug hervorzuheben ist, daß sich der „starke Hans“ an seinen treulosen Gefährten dadurch rächt, daß er „. . . die Bösewichte packte und sie hoch in die Luft warf, daß sie sich beim Herabfallen zu Tode stürzten“. Hier also schließt die Märchenerzählung wohl mit dem gewohnten Happy-End der Königshochzeit, aber es wird zumindest in einer kurzen Reminiszenz noch einmal aus den Geschichten vom „Jungen Riesen“ wie zu Beginn ein lustiger oder makabrer Motivzug hereingenommen, mit dem die treulosen Gefährten des „starken Hans“ – wie es sich eben in einem Märchen gehört – ihre harte, aber verdiente Strafe trifft.

Fassen wir nun zusammen, so können wir wohl sagen: Die um 1960 erfolgte Aufzeichnung durch Titus Lantos aus Södingberg bei Stallhofen (Weststeiermark) ist eine nützliche Ergänzung unserer Kenntnis der Märchenüberlieferung aus der Steiermark. Es ist allerdings schon eine reduzierte, eben doch späte Überlieferung, die vermutlich auch aus den besonderen Aufzeichnungsumständen Schüler : Lehrer resultiert. Es handelt sich um eine Version des Märchens von „Den Prinzessinnen in der Unterwelt“ (ATh 301 AB), deren Eingang wie auch sonst oft aus dem Märchentyp vom „Jungen Riesen“ (ATh 650) stammt. Folgende Motivzüge sind in dieser neuen weststeirischen Fassung immerhin gut überliefert: 1. Die Kochszene der drei. 2. Die Befreiung der Prinzessinnen aus der Unterwelt. 3. Die Selbstbefreiung des Märchenhelden mit dem helfenden Vogel, das heißt Rückkehr und Flug in die Oberwelt.

Anmerkungen:

1. Walter Kainz, Volksdichtung aus dem Kainachtale, Voitsberg 1936; derselbe, Weststeirische Sagen, Märchen und Schwänke, mit einem Geleitwort von Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, Graz 1974; derselbe, Weststeirische Volksdichtung, Reime, Rätsel, Lieder, Kinderspiele und Sprüche, Neuauflage, Graz 1976. Dazu vgl. die Besprechungen von Karl Haiding, Bll. f. Heimatkunde 48, Graz 1974, S. 135, und von Leopold Kretzenbacher, ÖZfV 77, Wien 1974, S. 168–170, und ebda. 79, Wien 1976, S. 172 f.

2. Walter Kainz, Weststeirische Sagen (wie Anm. 1), S. 127 („Der starke Hans“), S. 127–130 („Da Öidlhons/Erlenhans“); Viktor von Geramb, Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark, 4. Aufl., bearb. von Karl Haiding, Graz 1967, S. 61–66, Nr. 9 („Hans Bärenknab“), zum zweifelhaften Quellenwert dieses Textes vgl. die Anmerkungen von K. Haiding, ebenda S. 250, Nr. 9; V. v. Geramb, Kinder- und Hausmärchen a. d. Steiermark, S. 196–203, Nr. 31 („Der starke Hans“), auch diese Fassung hat V. v. Geramb aus drei handschriftlichen Aufzeichnungen kontaminiert, von denen die dritte „nach der Erzählung des

kleinen Eberhard Kaspar . . . aus Herzogberg bei Edelschrott“ 1920 durch den damaligen Lehrer Karl Stöffelmeier an Geramb gelangt war; vgl. die Anm. ebenda S. 265, zu Nr. 31.

3. Im folgenden halte ich mich bei Quellenangaben an die in der wissenschaftlichen Literatur zur Märchenforschung geläufigen Abkürzungen wichtiger Sammlungen und Typenverzeichnisse. U. a. sind dies:

ATh = Aarne-Thompson, *The Types of the Folk-Tale* (= FF Communications Nr. 184), Second Revision, Helsinki 1964.

BP = Joh. Bolte u. Georg Polivka, *Anmerkungen zu den Kinder- u. Hausmärchen der Brüder Grimm*, Bd. I–V, Leipzig 1912 ff.

Haiding MS = Karl Haiding, *Österreichs Märchenschatz. Ein Hausbuch für Jung und Alt*, verm. Neudruck, Graz 1969 (Anmerkungen nach Nummern zitiert).

Haiding OÖ = Karl Haiding, *Märchen und Schwänke aus Oberösterreich* (= Fabula, Reihe A: Texte, Band 8), Berlin 1969.

Haiding Bgld = Karl Haiding, *Märchen und Schwänke aus dem Burgenlande*, Graz (1977).

HDM = *Handwörterbuch des deutschen Märchens*, hrsg. v. Lutz Mackensen u. a., Bd. I–II, Berlin 1931 ff.

KHM = *Kinder- und Hausmärchen*, gesammelt durch die Brüder Grimm⁶, Gesamtausgabe, Marburg (1939) (hier zitiert nach den Nummern der Märchen!).

KHS = Viktor von Geramb, *Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark*, 4. Aufl., bearb. von Karl Haiding, Graz 1967 (nach Nummern zitiert!).

MdW = *Die Märchen der Weltliteratur*, begründet von Friedrich von der Leyen, hrsg. von Kurt Schier und Felix Karlinger, Eugen Diederichs Verlag – Düsseldorf–Köln (Ausgaben-Reihe).

3a. Der Text ist mit Maschine auf DIN A4 geschrieben und zeigt geringfügige Korrekturen von Hand durch T. Lantos. Wir bringen die korrigierte Textform, setzen aber die ursprünglichen Lesarten in Klammern daneben, weil sich daraus Aufschlüsse für die vorliegende Art der Redaktion dieses Textes ergeben.

4. Gute Originalfassungen dafür etwa in KHM 91; Walter Kainz, *Weststeirische Sagen* (wie Anm. 1), S. 127–130 (= Haiding MS 41). Mit Übertragung in die Hochsprache u. a. Josef Haltrich, *Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen*⁶, München 1956, S. 52–56, Nr. 18 („Der starke Hans“), oder in Haiding Bgld. 1 („Der Tatzbär-Hansl“). Noch während der Drucklegung des Vorliegenden erschien von Karl Haiding eine ausführliche Besprechung und Zuordnung dieser Märchenaufzeichnung von T. Lantos aus der Weststeiermark, die vor allem auch auf die Überlieferungsschwächen derselben und auf das Fehlen wichtiger Motivzüge darin aufmerksam macht; vgl. Karl Haiding, *Beispiele steirischer Märchenvarianten*. In: ÖZV XXXV/84, Wien 1981, Heft 4, S. 242–245.

5. In diesem Zusammenhang darf an eine beherzigenswerte Feststellung bei Friedrich von der Leyen, *Das deutsche Märchen und die Brüder Grimm* (= MdW Ergänzungsband), Düsseldorf–Köln (1964), S. 48 f., erinnert werden,

wenn dieser sagt: „Die Sorge ist nur, daß sich unter den gesammelten Stücken Mitteilungen unbegabter Erzähler, Mißverständnisse, verwirrte Angaben und andere Mitteilungen befinden, die weder zum Märchen noch zu seinen Verwandten irgendeine Beziehung haben und uns sozusagen in ein Gestrüpp führen, aus dem der Weg zur echten Forschung nicht leicht zu finden ist.“

6. Vgl. Kurt Ranke, Schleswig-Holsteinische Volksmärchen (Ath 300–402), hrsg. und mit Anmerkungen versehen, Band I, Kiel 1955, S. 61 f.

7. Grundlegend Friedrich Panzer, Studien zur germanischen Sagengeschichte I, Beowulf, München 1910, S. 33 ff.; BP II, S. 301 ff.; Wilhelm Wisser in Niederdt. Zs. f. Vk. 3, Hamburg 1925, S. 23 ff.; (Edmund Mudrak), Hundert Volksmärchen treu nach den Quellen in ihren Beziehungen zur Überlieferungswelt, Wien 1947, S. 401–410, Nr. 2, Das Dreibrüdermärchen; Waldemar Liungmann, Die schwedischen Volksmärchen. Herkunft und Geschichte (= Veröff. d. Inst. f. dt. Volkskunde, Dt. Akademie d. Wiss. zu Berlin, Band 20), Berlin 1961, S. 43–47, Nr. 301 AB; Friedrich von der Leyen, Das deutsche Märchen und die Brüder Grimm (= MdW, Erg. Bd.), Düsseldorf–Köln (1964), S. 90–92, Nr. 17 u. 18; Karl Haiding, Beispiele steirischer Märchenvarianten. In: ÖZV XXXV/84, Wien 1981, S. 243 f.

8. Zu den unter Anm. 7 angeführten Stellen vgl. noch HDM II, S. 690, Register unter Nr. 91, und die Anmerkungen bei Haiding MS 10 und 41, 48.

9. Karl Haiding in KHS 9 und S. 250 f.; einzelnes immer noch wichtig bei Viktor von Geramb in KHS² S. 270–271.

10. Josef Haltrich, Deutsche Volksmärchen (wie Anm. 4), S. 52–56, Nr. 18.

11. Dazu die kritischen Anmerkungen von K. Haiding in KHS S. 250.

12. Ursprünglich veröffentlicht von Johann Reinhard Bünker, Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart, Leipzig 1906, Nr. 94. Bei Haiding MS 10, „Pfefferkern“, in die Schriftsprache übertragen.

13. Haiding Bgl. 1 mit Anm. S. 234.

14. Haiding OÖ 164 mit Quellenangaben S. 231.

15. Schleswig-Holsteinische Volksmärchen (wie Anm. 6), Band 1, S. 58.

16. Ebenda S. 58.

17. Kurt Ranke, ebenda S. 58; dazu vgl. KHM 90, BP II, S. 285 ff., Ath 650 und 1000; Friedrich Panzer, Studien zur german. Sagengeschichte 1 (wie Anm. 7), S. 33 ff.; Friedrich von der Leyen, Das deutsche Märchen und die Brüder Grimm (wie Anm. 7), Nr. 16, S. 88–89; Karl Haiding MS, Anm. zu Nr. 41 und 48.

18. Nachweise in Anm. 2 oben.

19. Zu diesem sehr alten und bedeutenden Motiv vgl. u. a. Friedrich Panzer, Studien zur german. Sagengeschichte 1 (wie Anm. 7), S. 230; Karl Spiess, Art. „Ferse“ in HDM II, Sp. 92. Beispiele für die korrekte Überlieferung u. a. bei Haiding Bgl. 1, S. 13, und Josef Haltrich, Deutsche Volksmärchen (wie Anm. 4), S. 56.

Zur Interdependenz von Literatur und Volksdichtung

Von Leander Petzoldt

In einer bisher unveröffentlichten handschriftlichen Familienchronik aus Windsheim an der Weser, die mir vor einigen Jahren freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde,¹⁾ findet sich unter dem 1. April 1815 folgender Eintrag:

Dieser Monat fing mit sehr schöner Witterung an, in den Städten pflanzten und säeten die Menschen schon Bohnen, Erbsen und Wurzelsamen. Im Umfange dieses Monats schlug in dem nahe bey Minden gelegenen Dorfe Barkhausen eine Mutter ihren eigenen Sohn tot. Sie wußte zwar nicht, daß es ihr Sohn sei, das rechtfertigt sie aber doch nicht und sie muß wahrscheinlich durch Henkershand wieder sterben. Er war nämlich aus Rußland wieder nach Hause gekommen wohin er mit der französischen Armee hatte marschieren müssen, giebt sich aber seinen Eltern nicht zu erkennen, sondern holt von dem Vorsteher ein Billet, quartiert sich da ein, sagt aber dem Vorsteher daß er der Sohn aus dem Hause sey, giebt seiner Mutter am Abend einen Beutel mit Gelde, worin 500 Rthl, gewesen sein sollen, in Verwahrung, legt sich in die Stube auf ein gemachtes Strohlager und in der Nacht als er im Schlafe ist, steht die Frau auf und schlägt ihn tot, verscharrt ihn darauf im Mist und als der Vorsteher des Morgens kommt und will mal hören, wie es ihm geht, sagt die Frau, er sey lange weg. Da sagt der Vorsteher, daß es ihr Sohn sey, da fällt sie in Ohnmacht und als sie sich erholt hat gestehet sie den ganzen Vorfall.

Es handelt sich um eine Version der Sage von den „Mordeltern“ bzw. der „Mordherberge“ (AT 939 A), deren volksliedhafte Varianten Erich Seemann zusammenstellte²⁾ und deren gesamter Überlieferung Maria Kosko eine grundlegende Untersuchung widmete.³⁾

Was an diesem Stoff immer wieder zu wissenschaftlicher Beschäftigung reizt, ist seine gattungstypologische Variationsbreite, seine internationale Verbreitung und seine über Jahrhunderte zu verfolgende ständige Aktualisierung.⁴⁾

Auch die hier herangezogene Chronikerzählung aktualisiert und lokalisiert das Geschehen in einem nahe Minden gelegenen Dorf, also in geographischer Nähe des Chronisten. In der scheinbar genauen Lokalisierung und der zeitlichen Fixierung auf den Rückzug der napoleonischen Armee aus Rußland wird eine Konstituente volkstümlichen Erzählens sichtbar, der Anspruch auf Authentizität, der immer wieder bekräftigt wird. Bereits zweihundert Jahre früher findet sich in einem Kolportageheftchen von 18 Seiten Umfang, das 1618 in London erschien, eine Version der gleichen Geschichte. Es ist die älteste bisher bekanntgewordene Version, und sie verlegt das Geschehen, scheinbar ebenso authentisch berichtend, nach Cornwall:

„Newes from Perin in Cornwall, of a most bloody and un-exampled Murther, very lately committed by a Father on his owne Sonne (who was lately returned from the Indyes) . . .“⁵⁾

Es ist eine durch die Verknüpfung tragischer Umstände höchst eindrucksvolle Geschichte, die sich sehr wohl als tragischer Vorwurf eignet, so daß der französische Dramatiker Georges Polti sie 1895 in seinem Werk „Les 36 situations dramatiques“ als eine dramatische „Ursituation“ bezeichnete.

Knapp hundert Jahre später (1720) wird sie denn auch in einer englischen Tragödie erscheinen.

Fast zur gleichen Zeit aber taucht dieselbe Erzählung in einem neuen Medium auf, in der Zeitung. Unter dem Datum des 7. Juli 1727 bringt die „Vossische Zeitung“ in Berlin folgende Meldung aus Paris:

„Ein gewisser Mensch, so von Corbeil gebürtig und 18 Jahr in Indien gewesen, ohne jemals an seine Eltern geschrieben zu haben, kam die verwichene Woche unverhofft nach Corbeil zurück, und begab sich zu einem von seinen Paten, welchem er sich zu erkennen gab und dabey sagte, daß er unbekandter Weise bey seinen Eltern, so Wirtschafft trieben, logieren, und folgenden Tages erst sich zu erkennen geben wollte. Solches geschah auch, weil aber die Eltern dieses Menschen vermercketen, daß er viel Geld bey sich hatte, so schlugen sie ihn des Nachts im Schlappe todt

und begruben ihn auf den Hof. Der Pate kam den andern Morgen in die Herberge und als er den Sohn vom Hause nicht fand, auch bey den Eltern eine grosse Alteration verspührete, so argwohnete er gleich was Böses, gab solches bey der Obrigkeit an, welche denn sogleich dazukam und bey dem Haussuchen den Todten Körper fand, worauf die Eltern, nebst einer Tochter, beim Kopff genommen, und wol verwahret alhier eingebracht worden.“⁶⁾

Vier Jahrhunderte wandert der Stoff durch Mitteleuropa, wird in die verschiedensten Gattungen eingeformt und immer wieder als Zeitungsnachricht aktualisiert. Einige dieser Überlieferungsfixpunkte möchte ich besprechen, um daran die wechselseitige Beeinflussung von volkstümlicher und hochschichtlicher Literatur, aber auch das Wandern eines Stoffes zu verfolgen und die Wandlungen in seiner Auffassung zu zeigen. Charakteristisch ist sein Auftreten in verschiedenen Gattungen, wobei zweifellos das „Memorable“ als eine diesem Stoff besonders adäquate Gattung gelten kann. Es gehört zu den von André Jolles beschriebenen „einfachen Formen“, die der Geistesbeschäftigung mit dem Tatsächlichen entspricht. Das Memorable, das am besten mit „erinnerungswürdig“ zu übersetzen ist, gibt ein in allen historischen Einzelheiten erzähltes, als einmalig hingestelltes Ereignis wieder, wobei es gleichgültig ist, ob dieses Ereignis tatsächlich stattgefunden hat oder nicht.⁷⁾ Wesentlich ist nur das, „es könnte so gewesen sein“. Hier zeigt sich eine Eigenheit menschlichen Denkens: Durch die Versicherung, etwas sei authentisch, verändert sich die Art unserer Wahrnehmung entscheidend. Und wenn ein Bericht bereits von der sprachlichen Form her, nämlich im Memorable oder in der Zeitungsnachricht, mit dem Signum der Wahrheit versehen ist, indem er die scheinnotwendige, quasikausale Verknüpfung unseliger Umstände wie in der Geschichte von den Mordeltern vorführt, so ist der Authentizitätsanspruch vollauf gesichert.

Trotz der Variabilität einzelner Motive – so kann statt des Sohnes die Tochter aus der Fremde heimkommen, statt beider Eltern kann die Mutter oder der Vater jeweils alleine die Tat begehen, und schließlich können noch weitere Personen eingeführt werden –, trotz dieser Variabilität also bleibt die Grundstruktur der Erzählung erhalten, und die Klarheit dieser Struktur hat wohl die häufige Übernahme des Stoffes befördert.

Wir können zunächst zwei Überlieferungsstränge feststellen, eine volkstümliche und eine literarische Tradition. Dabei zeigt sich, daß diese beiden Traditionen durch die Jahrhunderte hindurch in ständiger Wechselwirkung stehen und nebeneinander existieren. Zwischen diesen beiden Traditionen, als deren Exponenten auf der einen Seite die orale Überlieferung in der Volkserzählung und im Volkslied und auf der anderen Seite die künstlerische Gestaltung im Drama und in der Novelle stehen, läßt sich ein dritter Überlieferungsstrang ausmachen, über den dieser Stoff vielfach vermittelt wird. Es handelt sich um Werke, die von der Gattung her eine engere Beziehung zur volkstümlichen und oralen Überlieferung haben als zur Hochliteratur. Dazu gehören Exempelbücher wie das 1658 von Johann Conrad Dannhauer⁸⁾ herausgegebene, das der Erklärung des Katechismus dienen sollte, dazu gehören topographisch-statistische Werke, wie das als Manuskript im Stadtarchiv von Danzig erhaltene von Christian Friedrich Wutstrack (1807). Die Autoren der Predigtexempelbücher wie auch der topographisch-statistischen Literatur übernahmen ihre Geschichten fast immer aus der zeitgenössischen mündlichen Überlieferung, das heißt, sie fixierten die im Volk umlaufenden Erzählungen, um ihre Predigten durch aus dem Leben gegriffene Beispiele zu illustrieren bzw. um Örtlichkeiten, die sie beschrieben, durch die damit verbundenen Volksglaubensvorstellungen zu verlebendigen. Diese historisch-topographisch-statistischen Werke muß man daher als wichtige volkskundliche und motivgeschichtliche Quellen betrachten.

Die Liste dieser zwischen Literatur und Volksdichtung stehenden Werke ließe sich noch verlängern. 1665 erscheint die Geschichte in Johann Jacob Ottos Exempelsammlung „Krankentrost“, zehn Jahre später in einem Geschichtenbuch von J. D. Ernst, „Historisches Bilderhaus“. Aus diesen und ähnlichen Werken gelangt die Erzählung nicht nur in die Literatur, sondern auch in die Sagensammlungen des 19. Jahrhunderts, in Gräbes „Sagenbuch des Preußischen Staates“ (1871), in O. F. Karls „Danziger Sagen“ (1844) usw. Damit ist sozusagen der Kreis wieder geschlossen: Was aus der Volksüberlieferung kam, gelangt über die Sagensammlungen wieder ins Volk.

Es entspricht volkstümlicher Denkweise, solche Wandermotive mit historischen Gebäuden, oder wie in diesem Falle mit allein stehenden Gasthäusern, Herbergen oder Bauernhöfen zu verknüpfen. Dieser Zug wird sogar in die literarische Tradition

übernommen. Zacharias Werner⁹⁾ läßt sich zur Lokalisierung seiner Tragödie „Der 24. Februar“, die diesen Stoff zur Grundlage hat, vom Lokalkolorit des schweizerischen, zwischen Kandersteg und Leuk gelegenen Alpenwirthshauses Schwärenbach bestimmen. Einer Tagebuchnotiz vom 21. August 1808 zufolge beschreibt er die Örtlichkeit als „einer Mörderhöhle ähnlich“, und am 4. Mai 1809 schreibt er an Iffland, es sei „ein von der Natur schon zum Entsetzlichen gestempelter Ort, den er selbst besucht und treu geschildert habe“. Den Stoff selbst hat er, wie Friedrich Schubart berichtet, aus einer Tageszeitung. „Diese Geschichte“, schreibt Schubart, „empfahl nun Goethe dem auch gegenwärtigen Werner als einen geeigneten und fruchtbaren Stoff zu einem geeigneten kleinen einaktigen Trauerspiel, wie er es von ihm wünschte.“ Schon am 10. und 14. März trägt Werner sein Stück Goethe vor, und es kommt im Oktober 1809 zu einer ersten privaten Aufführung.

Der Inhalt ist kurz folgender. Vor achtundzwanzig Jahren am 24. Februar hat Kunz Kuruth das Messer in höchster Erregung nach seinem Vater geworfen, der zwar nicht getroffen, aber vor Aufregung von einem Herzschlag dahingerafft wurde – nicht, bevor er noch seinen Sohn und dessen schwangere Frau mitsamt ihrer Leibesfrucht verflucht hat. Die Frau gebiert einen Sohn, Kurt, und eine Tochter. Mit sieben Jahren, der Vater hat gerade ein Huhn geschlachtet, ahmt Kurt im Spiel das Schlachten nach und bringt seine zweijährige Schwester um. Seiner Kindheit wegen wird Kurt nicht bestraft, aber Kunz, der Vater, verflucht ihn. So geht des Großvaters Fluch am Enkel in Erfüllung.

In dieser tragischen Episode hat Werner übrigens einen weiteren volkstümlichen Stoff verwandt, den er bei seiner Reise in die Schweiz kennengelernt hatte. Es ist ein Erzähltypus, der in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm als Nr. 22 unter dem Titel „Wie Kinder Schlachtens miteinander gespielt haben“ erscheint.

Mit vierzehn Jahren entläuft Kurt und wird Soldat. Auch dies geschieht an einem 24. Februar. Kurt geht mit einem Pflanzer nach Amerika und erbt nach dessen Tod die Pflanzung, während seine Eltern ihn für tot halten. Wieder an einem 24. Februar, sein Vater Kunz hat das Pfändungsurteil bekommen, das ihn und seine Frau in den Schuldturm bringen wird, kommt Kurt unerkannt ins Vaterhaus zurück. Im Gespräch mit den Eltern sucht er

zu erfahren, ob der Vater den Fluch zurückgenommen habe, dabei deutet er an, daß er einen Mord begangen habe. Die Frau macht Kunz mit dem Gedanken vertraut, sie beide vor dem Schulturm zu retten, indem er den fremden Gast umbringt und beraubt. In diesen Gedanken steigert sich der Alte hinein.

„Er sprach er hab’ nen Mord begangen – Ei!
So ist der Kerl ja vogelfrei!
Ein jeder kann ihn plündern, ihn berauben,
Weil die Gesetze das erlauben“

sinniert er, als das ominöse Messer, das er einst nach seinem Vater warf, von der Wand herunter ihm vor die Füße fällt. In dramatischer Zuspitzung ersticht er Kurt, der sich sterbend als sein Sohn zu erkennen gibt.

Werners Drama ist keine Schicksalstragödie, legt man die Schillersche, der Antike verpflichteten Vorstellung eines Schicksals, dessen Notwendigkeit sich jedem Willen entzieht, als Definition zugrunde. Bei Werner ist das Schicksal keine unabdingbare Notwendigkeit. Dies wird im Prolog deutlich:

„Eisernes Schicksal nannten es die Heiden;
Allein seitdem hat Christus aufgeschlossen
Der Höllen Eisentor den Kampfgenossen,
So schafft das Schicksal weder Lust noch Leiden
Den Weisen, die mag Hölle blinken, blitzen,
In treuer Brust des Glaubens Schild besitzen!“

Es geht Werner vielmehr um den Glauben, der „Berge sprengt, . . . das Schicksal zwingt“, wie es in seinem ersten Drama heißt. Man muß dies im Zusammenhang mit Werners Konversion zum katholischen Glauben sehen, die sich in dieser Zeit vorbereitete. Er wurde in Rom zum Priester geweiht und wirkte danach als Prediger in Wien.

So wird der 24. Februar unversehens zu einem Läuterungs-drama, insofern nämlich, als Kunz, der erst der Schande durch Selbstmord entgehen wollte, dann ein gutes Werk zu tun glaubte, indem er den angeblichen Mörder umbrachte und beraubte, nun erkennt, daß der „dies fatalis“ der 24. Februar, aufgehoben, ein Tag wie jeder andere ist, und sich zu seiner Schuld bekennt:

„Ich büße gern das, was ich schwer verdient! –
Ich geh zum Blutgericht und geb die Mordtat an! –
Wenn ich durchs Henkersbeil bin abgetan,
Dann mag Gott richten – ihm ist alles offenbar! –
Das war ein vierundzwanzigster Februar! –
Ein Tag ist's! – Gottes Gnad ist ewig! Amen!–

Werners Drama zog eine große Anzahl von Schauerdramen nach sich, die vor allem durch ihr effektsüchtiges Instrumentarium und die Kultivierung eines „Erbgreuels“ beeindruckten.

In den Nachfolgedramen wird die Schicksalsmode übersteigert und damit trivialisiert, weil das, was sich Schicksal nennt, als blinder Mechanismus abläuft und letztlich nicht adäquat gestaltet werden kann.

Damit wird der Stoff reif für ein neues Medium, den Bänkelsang, und es scheint kaum glaublich, daß der Bänkelsänger sich eines solchen Stoffes, der sich wie kaum ein anderer dazu anbietet, das Publikum zu rühren und zu erschüttern, erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts annimmt. Ich will an dieser Stelle auf zwei Bänkelsängerdrucke hinweisen, die in Wien (1864)¹⁰⁾ und Hamburg (1866)¹¹⁾ erschienen und die recht unterschiedliche Versionen dieser Erzählung bieten. Während der Wiener Druck sich in die Tradition der Versionen vom heimkehrenden Soldaten einordnen läßt, bringt der Hamburger Druck aus dem Verlag Kahlbrock Wwe. eine neue Konstellation, die zweifellos dem „Autor“ des Prosa- und Liedtextes, Florenz Harder, zu verdanken ist: Die Tochter armer Leute wird von einem reichen englischen Lord als Kind angenommen. Der Vater will zuerst nichts davon wissen. „Er wurde aber“, schreibt der Prosatext, „von seiner Frau, die sehr habgieriger Natur war, überredet, das Kind dem reichen Lord für hundert Pfund abzulassen, indem sie ihrem Mann vorstellte, wie sehr durch eine solche Summe ihre Glücksumstände gehoben werden könnten.“ Nach dem Tode des Lords erbt das Mädchen 10.000 Pfund und fährt in seine Heimat, um unerkannt die Eltern zu überraschen. Diesmal ist es die Mutter, die der vermeintlichen Fremden die Gurgel abschneidet. Eindringlich und effektiv werden in diesem Bänkelsängerdruck die stilistischen Mittel der Trivialliteratur eingesetzt. Das Klischee vom reichen englischen Lord ist nur eines von vielen. Aktion und extreme Situation beherrschen den Ablauf des Geschehens. Häufung der Adjektiva: „Mit Schauern hören wir von einer schrecklichen, düstern Begebenheit . . .“ und ambitionierter Stil: „Der

edle Menschenfreund hielt Wort, und die Kleine entwickelte ihre natürliche Anlage zu schönster Blüte . . .“ sind ebenso konsequent eingesetzt wie das Mittel des Kontrastes, das die reine Natur „Dorten an des Rheins Gestaden / Wo die Rebe reift und blüht“ dem menschlichen Verbrechen gegenüberstellt: „Hat viel Schuld auf sich geladen / Ein verdorbenes Gemüt.“

Dem Verbrechen folgt die gerechte Strafe auf dem Fuß, der Ehemann selbst „ergriff sein entartetes Weib bei den Haaren und überlieferte sie dem Gerichte, welches dann nach kurzem Prozesse sie zum Tode durch den Strang verurteilte, welches gerechte Urteil dann auch an ihr vollstreckt wurde“.

Die dramatische Entdeckung der Identität der Gemordeten mit dem eigenen Kind, wodurch sich die Mörderin sozusagen selbst bestraft, entspricht in vollkommener Weise dem volkstümlichen Gefühl für das Wirken des Schicksals und einer ausgleichenden Gerechtigkeit, und so endet die Prosabeschreibung mit der Moral: „Daraus kann wiederum man sehen, zu welchem schwarzen Verbrechen Neid und Habgier treiben, darum laßt uns bitten zu Gott: Führe uns nicht in Versuchung.“ Auch das Lied hat eine Moralstrophe, die in ihrer appellativen Wendung an den Zuhörer ebenso typisch ist für Flugblatt und Bänkelsang wie die Aufforderung, sich mit seinem Lose als von Gott verhängt zufrieden zu geben.

Wenden wir uns noch kurz dem Wiener Blatt zu, einem gefalteten Einblattdruck, wie sie zu Hunderten von Kolporteurs in Wirtshäusern, auf der Straße und vor den Kirchen, auf Jahrmärkten und dem Prater vertrieben wurden. Da dieser Druck keinen Prosatext enthält, muß das Lied notwendigerweise die Geschichte in allen Details wiedergeben. Es schildert den Ablauf des Geschehens daher sehr viel genauer als es bei dem Hamburger Bänkelsängerdruck der Fall ist.

Das in fünfhebigen jambischen alternierenden Versen mit wechselnd männlichem und weiblichem Versausgang geschriebene Lied verrät einen routinierten Autor. Zweifellos geht auf diesen, auf volkstümliche Wirkungen bedachten Dichter auch der psychologisch eindrucksvolle, das tragische Verhängnis noch steigernde Zug zurück, daß die Mutter gerade, um ihren Sohn vom Militär loszukaufen, den Fremden und damit diesen ihren Sohn berauben und umbringen läßt. In diesem Sinne unterhält sie sich mit ihrem Mann:

„Und seufzte: Ach mein Sohn! Ist er am Leben?
Der, der mein Allerliebstes immer war?
Das Häuschen haben wir für ihn verschuldet,
Schon viele Summen eingebüßt dabei,
Viel Kummer und viel Schmerz um ihn erduldet,
Und jetzt nach Jahren ist er noch nicht frei?

Was der Soldat (sprach sie) mir hat gegeben,
Wenn dieß vielleicht noch unser werden könnt,
Dann ließe sich vielleicht das noch erstreben,
Wonach sich unser Herz so innig sehnt!“

Diese psychologische Motivierung hebt das Lied etwas über die sonst im Bänkelsang gängigen Produkte hinaus, doch ist von diesem Punkt bis zu der einer dichterischen Konzeption verpflichteten Bearbeitung des Stoffes ein weiter Weg.

Zweifellos spielt das Auftreten dieses Stoffes in der Form der Zeitungsnachricht eine wichtige Rolle im Prozeß der Motivvermittlung. In ihrer Mittelstellung zwischen Literatur und Volksdichtung und auf Grund ihrer neutralen Form vermag sie auf beide einzuwirken, vor allem aber vermittelt sie den Stoff aus der volkstümlichen Tradition in die literarische. Es erscheint daher folgerichtig, wenn Albert Camus in seiner Erzählung „L'étranger“ (1943, dt. 1948) diesen Stoff als Zeitungsnotiz einführt. Im Gefängnis entdeckt Meursault ein Zeitungsblatt unter seinem Strohsack und liest von diesem Mord: „Einerseits war die Geschichte ungläubhaft, anderseits ganz natürlich.“ Einige Jahre später legt Camus diesen Stoff seinem Drama „Le Malentendu“ (1947, dt. 1950 „Das Mißverständnis“) zugrunde. Das Drama entstand 1941 im besetzten Frankreich. Auch Camus läßt sich in gewisser Weise vom Atmosphärischen bestimmen. In seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe schreibt er: „Ich lebte damals unter dem Zwang der Umstände in den Bergen Mittelfrankreichs. Schon allein diese historische und geographische Lage genügte, um die Art Klaustrophobie zu erklären, an der ich damals litt und die sich in diesem Stück spiegelt. Die Atmosphäre ist erstickend, das stimmt, aber zu jener Zeit fiel das Atmen uns allen schwer.“

In der Tat verbreitet dieses Stück eine deprimierende, die „Absurdität einer relationslosen Welt“ zeichnende Atmosphäre. Das „Mißverständnis“ ist sozusagen die dichterische Transposition einer philosophischen These, der These von der Sinnlosig-

keit des Daseins. Freilich ist der Sohn in diesem Stück nicht so sehr Opfer wie in Werners Drama oder gar in den volkstümlichen Bearbeitungen. Camus gibt ihm seinen Anteil an der Schuld des Mißverständnisses, weil alles hätte anders kommen können, „wenn der Sohn gesagt hätte ‚ich bin’s, dies ist mein Name‘“. Camus knüpft die Folgerung daran, „daß der Mensch in einer ungerechten oder gleichgültigen Welt sich selbst und seine Mitmenschen erretten kann, wenn er sich an die einfachste Aufrichtigkeit, das treffendste Wort hält“.

Dieser Satz vermag jedoch nicht die düstere Tendenz des Dramas zu erhellen, in dem der Hausdiener, bis dahin stummes Requisite, zu der Frau des Getöteten, die ihn um Aufklärung anfleht, das erste und einzige Wort seiner Rolle spricht. Es ist auch das letzte des Stückes: Nein. – Hier zeigt sich (ich zitiere Camus), „daß von einem bestimmten Grad des Leidens oder der Ungerechtigkeit an kein Mensch mehr etwas für den anderen vermag und der Schmerz einsam ist“.

Anmerkungen:

1. Eine Abschrift dieser Chronik, geschrieben von Christian Wilhelm Wiehe, Lehrer zu Windsheim (1767–1853), verdanke ich Frau R. Seil. Vgl. hierzu auch L. Petzoldt, *Historische Sagen I*, München 1976, Nr. 230.

2. E. Seemann und W. Wiora, *Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien. Balladen. IV*, Berlin 1959, Nr. 85.

3. M. Kosko, *Le Fils Assassiné*, Helsinki 1966.

4. Vgl. D. Fabre und I. Lacroix, *Sur la production du récit populaire, à propos Fils Assassiné*, in: M.-L. Tenèze, *Approches de nos traditions orales*, Paris 1970. – A. J. Bisanz, *Robert Penn Warren: The Ballad of Billie Potts*, In: *Fabula* 14 (1973), S. 71–90.

5. M. Kosko, a. a. O., S. 40 ff.

6. E. Buchner, *Das Neueste von Gestern II*, München 1912, Nr. 305.

7. Vgl. O. Görner, *Vom Memorabile zur Schicksalstragödie*, Berlin 1931.

8. Vgl. hierzu und zu dem Folgenden M. Kosko, a. a. O., passim.

9. Zacharias Werner (1768–1823), *Der vierundzwanzigste Februar. Eine Tragödie in einem Akt*. Leipzig 1815.

10. Abdruck in: Theodor F. Meysels, *Schauerhafte Moritaten*, Salzburg (1962), S. 82 f.: „Die Aeltern als Sohnesmörder. Eine wahre Begebenheit. Nach der Melodie: Josef und seine Brüder. Verfaßt von August Betz. Eigenthum des M. Moßbeck Wien Wieden Waaggasse 7.“

11. Abdruck in: L. Petzoldt: Grause Thaten sind geschehen, München 1968, Nr. 19: „Ausführlicher Bericht des Raubmordes, welchen eine Mutter an ihrer Tochter, die sie nicht erkannte, verübte. Nach amtlichen Berichten geschildert und mit einem Liede versehen. Eigenthum von Florenz Harder, Hamburg. Druck von J. Kahlbrock Wwe., Grünensood 52.“ Nach Abschluß des Manuskripts konnte ein weiterer Bänkelsängertext aufgefunden werden, vgl.: L. Petzoldt, Bänkellieder und Moritaten aus drei Jahrhunderten. Frankfurt 1982 (Fischer Tb), Nr. 14, S. 67 ff.

Aberseer Flurnamen als Quellen für die Rechtliche Volkskunde

Von Herbert Schempf, Korntal/Strobl

I.

Flurnamen sind nicht nur der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Person oder Institution, geologischen oder topographischen Gegebenheiten, der Tier-, Pflanzen- oder Sagenwelt entnommen. Sie verdanken oftmals ihren Namen einem Rechtsverhältnis, einer Rechtsbegebenheit.¹⁾ Erinnerung sei hier nur an diejenigen Flurnamen, die sich von den mittelalterlichen Richtstätten herleiten, wie Galgenberg²⁾, Galgenfeld³⁾ oder Galgenacher⁴⁾, die sämtliche die Flur bezeichnen, auf der sich einst eine Hinrichtungsstätte befunden hat. Sie liegt meist außerhalb der Stadt, oft auf einem Hügel, wo der Verurteilte zur Abschreckung und zur ständigen Mahnung gut sichtbar für die Bevölkerung sein Schicksal erfuhr. In zahlreichen Ansichten zeitgenössischer Künstler wie Michael Wening⁵⁾, Matthäus Merian⁶⁾ oder Jacob Hufnagel⁷⁾ sind solche Richtstätten bildhaft festgehalten und bestätigen so diese Annahme.⁸⁾

Hierher gehören etwa auch die Rosengärten, -berge, -täler und -gassen, die dank der Forschungen von Kurt Ranke sich oftmals als alte Gerichtsorte erweisen oder als Wege zu ihnen.⁹⁾ Aber man muß bei der Interpretation solcher Flurnamen äußerste Vorsicht walten lassen und sich vor voreiligen Schlüssen hüten. Die Stuttgarter Flur „In der Schranne“¹⁰⁾ leitet sich nicht etwa von einer früher dort befindlichen Gerichtsstätte ab. Denn das Rechtswort Schranne existiert im Schwäbischen nicht.¹¹⁾ Schranne hat dort lediglich die ursprüngliche Bedeutung von Bank. Man wird daher den Flurnamen auf eine ehemals dort stehende Bank zurückführen dürfen, wahrscheinlich auf eine sog. Grubbank, die

zum Abstützen der Rückenkörbe dient. Solche finden sich gelegentlich in Württemberg noch heute in der Umgebung ehemaliger Markttorte. Damit erweist sich, daß jeder Flurname eben seine eigene Geschichte hat.¹²⁾

In einer kleinen Studie hat sich auch Richard Beitzl mit der Herkunft der Flurnamen beschäftigt¹³⁾ und darin für seine Heimat Vorarlberg auf ihre Beziehungen zu früheren Rechtsverhältnissen und Rechtsorten¹⁴⁾ hingewiesen. Dabei sei in diesem Zusammenhang der Hinweis erlaubt, daß gerade in Vorarlberg Flurnamen schon früh gesammelt und immer wieder einer wissenschaftlichen Betrachtung unterzogen wurden. Namen wie Josef Zösmair, in neuerer Zeit Josef und Guntram Plangg, Otto Schallert, Franz Vallester, Josef Zehrer und Werner Vogt stehen für viele.¹⁵⁾

Nicht für alle Landschaften Österreichs existieren derart umfangreiche Sammlungen und Editionen. Ein Unternehmen vergleichbar mit dem Vorarlberger Flurnamenbuch wird man etwa für Salzburg vergeblich suchen. Um so dankbarer greift man deshalb zu dem Aberseer Namenbuch¹⁶⁾, das wenigstens die Namen eines geschlossenen Bezirks, nicht nur die im folgenden interessierenden Flurnamen, sondern auch die Haus- und Familiennamen des Gerichtsbezirks St. Gilgen verzeichnet, am Ende gefolgt von vielen alten und neueren Fotos von Hofstätten aus diesem Gebiet. Der Band ist daher nicht nur ein Beitrag zur Salzburger Namenskunde, sondern in gleicher Weise für die Siedlungs- und Sozialgeschichte des Wolfgangseer Tales und darüber hinaus von Bedeutung.

II.

Zu den schönsten Aussichtsbergen des gemeinhin noch zum Salzkammergut gerechneten Aberseerlandes, ja vielleicht Österreichs überhaupt, gehört der *Schafberg* mit seiner herrlichen Sicht über Berge und Seen. Seit er durch eine Zahnradbahn vor rund 85 Jahren auch für diejenigen erschlossen wurde, denen der Weg zum Gipfel zu beschwerlich oder zu langwierig ist, wird dieser in der Volkssprache wegen seines nordöstlichen Steilabfalles auch Teufelsabbiß genannte Berg alljährlich im Sommer von Zehntausenden besucht. Sie überwinden heute die rund 1200 Höhenmeter bis zum nur 1783 m hohen Gipfel in offenen oder geschlossenen Wagen der Bahn, statt zu Fuß, per Sesselträger oder

auf dem Rücken eines Maultieres, wie dies früher üblich war. Der Beruf des Sesselträgers und Maultiertreibers ist heute ausgestorben. Früher brachten solche Tätigkeiten im Sommer ein willkommenes Zubrot für die Bevölkerung. So zahlte man etwa um das Jahr 1850 für einen Aufstieg zum Gipfel mit vier Sesselträgern 13 Gulden, für einen Ritt auf dem Maultier dagegen nur etwa die Hälfte, wobei hierin noch das Trinkgeld für den das Tier begleitenden Burschen sowie dessen Selbstverköstigung mit einbegriffen war, wie ein zeitgenössischer Chronist glaubte eigens anführen zu müssen.¹⁷⁾

Der Name *Schafberg* will eigentlich nicht so recht zu dem nach Norden fast senkrecht zum Mondsee hin abfallenden Berg passen. Und doch findet er sich schon relativ früh, nämlich in einer Urkunde aus dem Jahre 843, worin die Grenzen für das Jagd- und Fischereirecht zwischen dem Bistum Salzburg und dem Kloster Mondsee festgelegt sind.¹⁸⁾ Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß sich hinter dem dort genannten „Skafesperc“ unser *Schafberg* verbirgt. Denn die Grenze verläuft nach der Urkunde von der Einmündung des Zinkenbachs in den See, den Dietlbach (Tinnulinpah) aufwärts „usque super verticem montis quem vulgo nominat Skafesperc“. Und eben in der Verlängerung des Dietlbachs liegt der markante *Schafberg*, wobei daran erinnert sei, daß in früheren Zeiten, als eine Landvermessung noch unbekannt war, über solche markante Punkte hinweg, Berggipfel, Höhenrücken, Bäche, Flußläufe oder Seeufer, die Grenzziehungen erfolgten, weil sie einerseits natürliche Hindernisse bildeten, andererseits als solche gut merkbar waren. Nur merkwürdigerweise ging die Grenze am *Schafberg* nie über den Gipfel, auch heute nicht, wo sich Salzburg und Oberösterreich den Berg teilen.

Woher kommt nun der Name? Man hat versucht, ihn auf einen Personennamen zurückzuführen, Berg des Scaffo also.¹⁹⁾ Aber abgesehen davon, daß uns dieser Name nirgendwo sonst überliefert ist, liegt es näher, den Namen als sog. Kulturnamen²⁰⁾ zu verstehen, ihn also in Zusammenhang mit der Schafhaltung zu bringen (skaf = ahd. Schaf).

Schafberge finden wir in den Alpen zahlreich. Nicht weit entfernt liegt bereits ein anderer, der 1558 m hohe Faistenauer Schafberg. Ziller²¹⁾ nimmt an, der Berg trage seinen Namen nach den früher ihn umgebenden Schafweiden. Hiervon hat sich allerdings bis auf den Namen *Schafbergalm* nichts in den Flurnamen

niedergeschlagen. Wir finden aber in der Umgebung Flurnamen, wie *Kühberg*, *Ochsenboden*, *Geißegg*, *Rossfeld* oder *Kälberboden*, die sämtliche auf entsprechende Weideplätze für Kühe, Ochsen, Ziegen, Pferde und Kälber hinweisen. Warum soll es also nicht auch eine Bergweide nur für Schafe gegeben haben? Das Grimmsche Wörterbuch²²⁾ definiert denn auch Schafberg als hoch gelegene Alpenweide, die nur für Schafe zugänglich ist.

Dieser Annahme kommt der Umstand entgegen, daß der *Schafberg* mindestens in seinem oberen Teil steil und karg, mithin als Kuhweide nicht geeignet ist. Gerade solche Weiden aber dienten und dienen als Schafalmen.²³⁾ Denn die zur Wollerzeugung unentbehrlichen, aber genügsamen Schafe wurden von anderem Vieh separiert gehalten, meist mit einem eigenen Hirten und eigenen Unterständen. Deutlich wird dies in einer Ordnung für die Montafoner Vergalda-Alpe von 1556, worin bestimmt ist, daß in den Jahren, in denen Schafe mit aufgetrieben werden, diese gesondert gehalten werden müssen: „doch sol man die schaf am Schafberg gon und si wol behirten und versorgen lassen und sunst sol man si niendert haben noch gon lassen dann am Schafberg, wie das von alter herkomen und im prauch gewesen ist“.²⁴⁾ Der Grund hierfür war, daß die besseren Weiden den Rindern und Pferden vorbehalten bleiben sollten.

Der Name *Schafberg* führt uns so unmittelbar zur Almwirtschaft und ihren Rechtsverhältnissen. Gerade das Gebiet von St. Gilgen und Umgebung war schon immer eine der almreichsten Gegenden des Salzburger Landes.²⁵⁾ Schafe durften aber nur am Schafberg, Ziegen wegen ihrer Freßsucht nur auf besonderen Plätzen und nur mit einem Hirten geweidet werden, um auf den Almen ausreichend Futter für die Rinder zu gewährleisten. Die Flurnamen, die sich von den entsprechenden Weideplätzen herleiten, sind deshalb sämtlich Ausfluß des Rechtsinstituts des Almwanges²⁶⁾: zum Schutz der Heimweiden mußte das Vieh den Sommer über auf die Alm getrieben werden. Es durfte aber nur eine bestimmte Zahl von Tieren, je nach Größe der Alm, aufgetrieben werden, um eine ausreichende Versorgung zu sichern. Und aus dem selben Grund durften sie nur an bestimmten Plätzen geweidet werden.

Das galt besonders auch für Schweine, die zur Verwertung der bei der Käseherstellung anfallenden Molke auf den Almen gehalten wurden. Schweine haben aber die unangenehme Eigenschaft,

alles zu durchwühlen und dabei Gras und Wurzeln aufzufressen. Sie stellten deshalb, wenn sie frei gehalten wurden, eine Gefahr für die Weide dar. Deshalb wurden ihnen oftmals Nasenringe angelegt, die dies verhindern sollten. Gerade in Salzburgischen Weistümmern finden sich öfters Vorschriften, die das Anlegen von Ringen bei Androhung recht erheblicher Bußen forderten.²⁷⁾ Aber auch zum Schutz des Waldes war dies geboten. Der Entwurf einer Waldordnung für das steirische Salzkammergut (um 1770) sah vor, daß „die Besitzer ihre Schwein mit 2 oder 3 Ringen an den Rießl (= Rüssel) beringeln lassen, da die ungeringelten Schweine neben denen Graßwurzeln auch den jungen Herwachs umzuwühlen und zu vertilgen pflegen“.²⁸⁾ Solche Ringe brauchten indes dann nicht angelegt werden, wenn die Tiere in Ställen gehalten wurden. Daher der wenig schöne Name *Saustallalm*²⁹⁾, wo sich offenbar mehrere Schweineställe befanden, was auch urkundlich bezeugt ist.

Noch andere Flurnamen als die bereits genannten rühren von den Rechtsverhältnissen der Almwirtschaft her. *Floiten*, eine Alm im Einzugsgebiet des Zinkenbaches, trägt ihren Namen nach einer Fluchtalm (von vluht = Flucht, Zuflucht), auf die das Vieh bei Futtermangel oder Schnee-Einbruch getrieben werden durfte. Deshalb liegt sie verhältnismäßig tief. Die Namen *Schmalzstrich* und *Schmalztrager* erinnern an das aus Gründen der längeren Haltbarkeit ausgelassene Almprodukt Butter. Schmalz war deshalb oftmals eine Abgabe an den Landes- bzw. Grundherrn. *Trattfeld* dagegen war möglicherweise eine mit fremden Weiderechten belastete Alm.³⁰⁾ Als letzter Name sei in diesem Zusammenhang die *Alpbichl-alm* erwähnt (von *alpicula* = kleine Alm), die Karl Finsterwalder³¹⁾ in Zusammenhang mit gleichnamigen Belegen aus Tirol und Vorarlberg³²⁾ behandelt und die nicht unbedingt eine Sennalm bedeuten muß, hier aber doch wohl immer eine war.

III.

Es war eingangs bereits davon die Rede, daß Flurnamen sich auch von alten Gerichts- und Hinrichtungsstätten ableiten. Einige wenige solcher Namen finden sich auch in unserem Gebiet. Das *Galgenfeld* liegt in nicht allzu weiter Entfernung vom Schloß Hüttenstein, dem alten Verwaltungssitz der gleichnamigen Salzburger Pflege.³³⁾ Die Herkunft von einer Richtstätte liegt deshalb nahe, auch wenn sich keine anderen Zeugnisse hiervon erhalten

haben. Aber es sei daran erinnert, daß der Galgen verschiedentlich einige Zeit nach der Hinrichtung verfiel und erst wieder bei Bedarf neu errichtet wurde.³⁴⁾

Ebenso liegt es bei den Fluren *Schantenbichl* (von Schande; Ort, an welchem die Prangerstrafen vollzogen wurden) und *Leiblosleiten* (von leblos). Auch sie verdanken ihre Namen ehemaligen Richtstätten. *Diebsgraben* dagegen ist eine Neubildung, eine Spottbezeichnung. Auch *Finstergericht* hat nichts mit Gericht zu tun, sondern bedeutet finsterner Weg (gerichte = gerader Weg). Daß am *Ketzwinkl* Ketzer verbrannt oder begraben wurden, erscheint recht unwahrscheinlich. Und doch sollen dort noch im 17. Jahrhundert die Selbstmörder verbrannt worden sein. *Fronfeste* hieß das ehemalige Gefangenenhaus.

Namen mit dem Zusatz „frei“ ziehen immer auch das Interesse der Rechtshistoriker auf sich. Frei und Gemein oder Fürfrei werden im Salzburgischen allerdings diejenigen Güter genannt, die den Landesherrn frei vorbehalten waren: „alle furefreien, worunter auch die hoch- und schwarzwälder, vichwaiden, landstraßen, fließende wäßer und see gehörig, seind imediate seiner hochfürstlichen genaden“, definiert das Landrecht des Pfliegerichts Hüttenstein.³⁵⁾ Auf einem solchen Grund stand das *Freihäusl*. Auch *Fürberg* (fürfreier Berg) verdankt seinen Namen der Fürfrei. Ihre Nutzung bedurfte besonderer Rechtstitel. Sie ist also gerade nicht für jedermann frei zugänglich und nutzbar, wie der Name vermuten läßt. Das Wort „frei“ hat daher eine recht schillernde Bedeutung. Dies gilt etwa auch für die Freisassen oder Freistifter, die in mehr oder weniger starker Abhängigkeit zum Salzburger Erzbischof oder anderen, geistlichen oder weltlichen Grundherren standen.³⁶⁾

In die Freiwälder dagegen durfte, wie andernorts auch, das Vieh hineingetrieben werden oder es durfte darin Holz zum eigenen Bedarf geschlagen werden, obwohl sie im Eigentum der landesfürstlichen Kammer standen. Der Name *Freihölzl* hat sich davon erhalten. Freibäche dagegen, in denen jeder zum eigenen Verbrauch fischen durfte, scheint es in Salzburg im Gegensatz zum benachbarten Land ob der Enns³⁷⁾ nicht gegeben zu haben. Der Grund hierfür liegt vermutlich darin, daß der Bedarf an Fischen für den geistlichen Landesherrn und seinen Hof besonders groß war.³⁸⁾ Wenn das Wort Freibächl genannt wird, dann nur in der Bedeutung von Bach, in welchem ohne Klausen getriftet werden konnte.³⁹⁾

IV.

Der Fischfang spielt seit alters her eine große Rolle am Abersee, wenn auch nicht für die Masse der Bevölkerung. Immerhin aber hat er sich gleichfalls in einigen Flurnamen niedergeschlagen. Das Gewann *Segenbreite* liegt unmittelbar neben dem ehemaligen St. Gilgener Pfliegergerichtsgebäude, heute Bezirksgericht, dem Geburtshaus von Mozarts Mutter und Wohnhaus seiner Schwester Nannerl. Die Flur dürfte daher, da in Seenähe gelegen, nicht lediglich den Platz zum Trocknen und Ausbessern der Fischernetze (Sege oder Seege, lat. *sagena* = Fischernetz) bezeichnen, sondern möglicherweise auch den Ort, wo das sog. Fischrecht abgehalten wurde. Dabei sollte den Fischern des Sees jährlich an Georgi (25. April) der Inhalt der Fischordnung wieder ins Gedächtnis gerufen werden. Gleichzeitig hatten sie vierteljährlich ihre Fanggeräte vorzuweisen, damit sie auf die richtigen Maße hin überprüft werden konnten, die zum Schutz des Fischbestandes festgelegt waren.⁴⁰⁾

Berau, heute einer der bevorzugten Campingplätze am See, dürfte den Namen gleichfalls der Fischerei verdanken. Peer oder Beer ist ein Teil des Zugnetzes: „Mer hat yede Seegen noch ain Lauben Seegen oder Zugnetz, dieselb soll haben 20 Claffter, der nachgang oder Peer vier Claffter“, bestimmt die Fischordnung aus dem Jahr 1558.⁴¹⁾ Da der Seegrund beim Bürglstein ziemlich steil abfällt, erscheint es durchaus möglich, daß an diesem Teil des Sees besonders die großen Zugnetze zum Einsatz kamen. Weniger wahrscheinlich erscheint die Herkunft des Flurnamens von Ber, wie man einst die kleinen, an einem Stiel befestigten Schöpfnetze nannte.⁴²⁾ Diese sind wohl angesprochen, wenn die bereits zitierte Fischordnung von 1558 bestimmt: „Die Perer Vischen auch die clain zugnetzl, wie man dieselben ein zeithero zw Pfrillen vnnd Lauben gebraucht, vnnd damit den Prueth dar aufgefangan, sollen hinfüro abgeschafft sein bei der Straff“.⁴³⁾ Obwohl nicht ganz auszuschließen, erscheint es doch recht unwahrscheinlich, daß die Volkssprache sich an ein solch verbotenes Fanggerät anlehnt.

Bei *Farchen*, einer kleinen Ansiedlung direkt am See, liegt an sich eine Ableitung von Ferchen = Forellen nahe. Urkundlich ist jedoch der Name Vorchen, also Föhre überliefert, so daß man annehmen darf, daß dort einst einige dieser Bäume gestanden haben. Föhrenstämme dienten gerne als Brunnenrohre.⁴⁴⁾

V.

Gesamtwirtschaftlich bedeutsamer als die Fischerei im Abersee waren die ihn umgebenden Wälder. Der Holz- und Forstwirtschaft mit ihren Rechtsverhältnissen verdanken wir daher gleichfalls einige der heutigen Flurnamen.

Besonders die Salinen, im Land Salzburg selbst Hallein, im angrenzenden Oberösterreich Ischl, Ebensee und Gmunden, hatten einen enormen Bedarf an Holz, weniger an Grubenholz, sondern an Heizmaterial zur Versottung der Sole. Durch einen Vertrag vom Jahre 1579⁴⁵⁾ sicherte sich die Ischler Saline aus Gründen der guten Nachbarschaft, wie es in der Urkunde heißt, das Recht, in den angrenzenden Salzburger Waldungen Holz schlagen zu dürfen. Allerdings nur so lange, bis der Erzbischof für die von ihm geplanten Bergwerke das Holz nicht selber benötigte. Es handelt sich um den urkundlich so genannten Wislwald westlich der Kattrin, der sich in Namen wie Wiesler Horn und Wiesler Alm noch wiederfindet. Möglicherweise ging das Gebiet bis zum *Hallegg* (von Hal = Platz, an welchem Salz versottet wird). Der *Bergwerkskogel* trägt seinen Namen von den ihn umgebenden Salinen-Wäldern. Der daneben liegende *Meistergupf* erinnert an die Holzmeister, wozu nach dem erwähnten Vertrag nur Untertanen des Erzbischofs bestellt werden durften. Für die Überlassung der Waldungen stand dem Erzbischof das sogenannte Stockrecht zu, das jährlich zu bezahlen war.

Zum Transport des Holzes wurde in erster Linie die billige Wasserkraft ausgenützt. Es wurden Klausen angelegt, in denen das Wasser gestaut und dann mit dem Holz zusammen abgelassen wurde. Namen wie *Klaus*, *Klausberg*, *Klausgraben* und *Klaustor* erinnern an die zum Teil heute noch sichtbaren Anlagen.⁴⁶⁾ Ob der *Flesskogel* sich von flößen herleitet, erscheint fraglich. Gebräuchlicher ist jedenfalls das Wort triften. Der Bergname *Troifer* dürfte den Namen seinen zum Triften geeigneten Bächen verdanken. Das Holz wurde oft noch einige Zeit gelagert, bevor es verbraucht wurde. Solche Plätze nannte man dann *Summerau*⁴⁷⁾, weil das Holz dort meist den Sommer über zum Trocknen lagerte.

Anmerkungen:

1. E. v. Künßberg, *Rechtliche Volkskunde*, Halle 1936, S. 178. Ders., *Flurnamen und Rechtsgeschichte*, Weimar 1936.
2. So etwa in Hildesheim. Vergl. J. H. Gebauer, *Die Stadt Hildesheim*, Hildesheim 1950, S. 47 und öfters.

3. Bezeugt für Hall/Tirol. H. Hoehenegg, Kulturbilder aus Solbad Hall und Umgebung, Innsbruck 1970, S. 119 ff. (Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte IV).

4. Im schweizerischen Itzikon. Vergl. B. Boesch, Rechtsgeschichtliches in Zürcher Orts- und Flurnamen. Festschrift für Ferdinand Elsener (Sigmaringen 1977) S. 54.

5. G. Stetter, Altbayerisches Leben auf Wening-Stichen, Rosenheim o. J., S. 119.

6. Z. B. St. Veit an der Glan und Krems. Österreich in alten Ansichten, Innsbruck/Frankfurt a. M. 1964, S. 54/55 und 63/64.

7. St. Pölten. Ebenda S. 33.

8. G. Kocher, Spätmittelalterliches städtisches Rechtsleben. In Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 2, Wien 1977, S. 67. Dergleichen findet sich auch in mittelalterlichen Passionsdarstellungen. Vergl. G. Kocher, Passionsdarstellungen und Rechtliche Volkskunde. Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde 1, Zürich 1978, S. 138.

9. K. Ranke, Brautstein und Rosengarten. Zeitschrift für Deutschkunde 53 (1939) S. 471–483. Ders., Rosengarten, Recht und Totenkult, Hamburg 1950.

10. Straßennamen in Stuttgart. Herkunft und Bedeutung. 2. Aufl. Stuttgart 1974.

11. H. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 5 (Tübingen 1920), Sp. 1126.

12. E. Henn, Flurnamen als Geschichtsquellen. Die Flurnamen der Gemarung Sontra. Marburg/Witzenhausen 1977, S. 7 (Beiträge zur Hessischen Geschichte 8).

13. R. Beitzl, Woher die Flurnamen kommen. Taschenjahrbuch für den Vorarlberger Landwirt 25, Bregenz 1967, S. 10–13.

14. K. H. Burmeister, Die alten Gerichtsstätten in Vorarlberg. Dingstätten, Tanzlauben, Gerichtsstuben. ÖZV 30 (1976), S. 259 ff.

15. W. Vogt, Vorarlberger Flurnamenbuch, Bregenz 1970 ff.; G. Plangg, Die rätomanischen Flurnamen des Brandnertales, Innsbruck 1962. Dort S. 102 ff. auch weitere Literatur.

16. L. Ziller, Aberseer Namenbuch, St. Gilgen/Fuschl/Strobl 1977.

17. L. Mayr, Fremdenführer in Ischl und Umgebung, Wels 1858, S. 92.

18. W. Hauthaler, Salzburger Urkundenbuch, Bd. 1, Salzburg 1910, S. 908.

19. H. Noë, Österreichisches Seebuch, München 1867, S. 61.

20. E. Kranzmayer, Die Bergnamen Österreichs, 2. Aufl. Wien 1968, S. 13 f.

21. Aberseer Namenbuch S. 93. Die Namen sind dort alphabetisch geordnet. Es wird daher im folgenden auf die Angabe der Belegstellen verzichtet.

22. Deutsches Wörterbuch, Bd. 8 (1893), Spalte 1998.

23. F. Zwittkovits, Die Almen Österreichs, Zillingdorf 1974, Abb. 16. Vgl. auch H. Herold, Alprechtliches aus der Schweiz. Festschrift für Nikolaus Grass, Bd. 2, Innsbruck 1975, S. 106 ff.

24. Vorarlberger Weistümer, 1, Wien 1973, S. 197.
25. R. Funke, Entstehung und Entwicklung der Alm- und Weidegenossenschaften in Salzburg, 1928.
26. N. Grass, Beiträge zur Rechtsgeschichte der Alpwirtschaft, Innsbruck 1948, S. 11 ff.; ders., Almwang, in, HRG, Bd. 1, Sp. 129 und 130.
27. Etwa Land- und Urbarrecht des Pfleg- und Landgerichts Hüttenstein, erlassen nach 1611. Salzburgische Taidinge, Wien 1871, S. 167 ff., insb. S. 173.
28. Abgedruckt bei E. Koller, Forstgeschichte des Salzkammergutes, Wien 1970, S. 38 ff. Ähnlich noch eine Waldordnung für das Oberösterreichische Salzkammergut aus dem Jahr 1802 (§ 52). Ebenda S. 86.
29. Deshalb dürfte es sich entgegen K. Finsterwalder bei der Partscheil-Alm über Thaur/Inntal wenigstens um eine Sau-Alm gehandelt haben (von porcile, porcus). Vgl. K. Finsterwalter, Alpicula für kleine Alpe, Festschrift für Nikolaus Grass, Bd. 2, Innsbruck 1975, S. 19 ff., hier S. 26 Fußnote 40. Vgl. auch Anm. 31.
30. N. Grass, Almrecht, in: HRG, Bd. 1, Sp. 128. Tratte bezeichnet allerdings auch einen kahlen, nur mit mageren Gräsern bewachsenen Ort, der meist nur zur Schweinehaltung genutzt wird. Vgl. E. Koller, Forstgeschichte des Landes Salzburg, Salzburg 1975, S. 342.
31. Siehe Anm. 29. Allerdings hat sich dort ein Versehen eingeschlichen. Der Zinkenbach fließt nicht in den Mond-, sondern in den Aber-(Wolfgang-)See (a. a. O. S. 20).
32. Etwa die Alpila-Alpe im Gemeindegebiet Thüringerberg.
33. L. Ziller, Vom Fischerdorf zum Fremdenverkehrsort. Geschichte St. Gilgens und des Aberseelandes, 1. Teil, St. Gilgen 1975, S. 28 ff.
34. Die Weistümer und andere Rechtsquellen enthalten daher oftmals recht ausführlich Bestimmungen dazu, wie der Galgen aufgerichtet werden muß. Ein charakteristisches Beispiel findet sich im Ehafttaiding des oö. Marktes Kurzenzwettl (1523). Vgl. Oberöstr. Weistümer, Bd. I (Baden 1939), S. 214 ff. (Neudruck Graz – Köln 1960).
35. Wie Anm. 27, S. 176.
36. H. Klein, Die Salzburger Freisassen. Vorträge und Forschungen, Bd. II (Sigmaringen 1955), S. 77 ff. Zu diesem Problem auch E. Illichmann, Eigenleute, Zinsleute, Dienstleute des Mittelalters in NÖ (Horn 1975).
37. Beispiele bei G. Wacha, Zur Geschichte des Fischhandels in Oberösterreich, Mitteilungen des oberösterreichischen Landesarchivs, Bd. 8 (Linz 1964), S. 418 ff. Für die Herrschaft Pernstein vgl. H. Wurm, Die Jörger von Tollet (Linz 1955), S. 239. Ein weiteres Beispiel in Oberösterreichische Weistümer, Bd. I, S. 72 (Freiheiten des Marktes Neufelden 1631).
38. K. Conrad, Das Salzburger Fischereibuch. Österreichs Fischerei, 7 (1954), S. 100.
39. E. Koller (wie Anm. 30), S. 339.
40. Näheres bei L. Ziller (wie Anm. 33), S. 60.

41. Abgedruckt bei L. Ziller (wie Anm. 33), S. 254 ff.
42. Mit Angel und „Perr“ durften die Bürger von Krems täglich mit Ausnahme des Sonntags im Kremsfluß fischen. Die Rechtsquellen der Städte Krems und Stein (Graz – Köln 1953) Nr. 380. Der heute noch gebräuchliche Name Daubl (Tauch-Ber) leitet sich davon ab. L. Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. 1 (Horn 1966), S. 343. Sonst ist die Bezeichnung Hamen üblich.
43. Wie Anm. 41.
44. E. Koller, Forstgeschichte Oberösterreichs, Linz 1975, S. 62.
45. Abgedruckt bei L. Ziller (wie Anm. 33), S. 260 ff.
46. Etwa die Reste der Lienbach-Klausen. Vgl. E. Koller (wie Anm. 30), Abb. 7.
47. L. Ziller, Was nicht im Duden steht. Ein Salzburger Mundart-Wörterbuch. Salzburg 1979, S. 175.

Taufbecher als Gefäßgeschenk

Von Leopold Schmidt †

Wenn man sich über einen greifbaren Gegenstand des Brauchwesens informieren will, so greift auch der Fachmann nicht ungern zu den allgemeinen Nachschlagewerken. Die großen Lexika, die sich heute gern als „Enzyklopädien“ bezeichnen, vielleicht im Rückblick auf die ersten großen Werke dieser Art in der Zeit der Aufklärung, diese großen Lexika werden ja heute wenigstens zum Teil auch von ausgesprochenen Fachleuten mitbearbeitet. Es können daher Gegenstände der Volkskunde vorkommen und diese Stichwörter auch von Vertretern des Faches angeregt oder sogar bearbeitet sein.

Das ist also beispielsweise der Fall, wenn man, durch irgendeinen Zufall verleitet, sich über einen solchen greifbaren Gegenstand des Tauf- und Patenbrauchtums, den Taufbecher, informieren will. Man weiß, daß es so etwas gibt, aber über diese vage allgemeine Kenntnis hinaus ist offenbar nicht viel bekannt. So schlägt man eben ein gutes großes Lexikon auf und findet zunächst bei den Paten wie bei der Taufe nichts darüber. Bei einiger Hartnäckigkeit kehrt man also von den Komposita zum Grundwort zurück und findet im Artikel „Becher“ tatsächlich den gesuchten Hinweis: „Vom 19. Jahrhundert an wuchs die Beliebtheit des silbernen Bechers als Patengeschenk.“¹⁾ Das ist nicht viel, scheint aber doch brauchgeschichtlich orientiert und daher wertvoll. Wenn man sich über die dem Artikel beigegebenen Literaturangaben weiter orientieren will, wird man freilich enttäuscht; die kunst- und kunstgewerbegeschichtlichen Veröffentlichungen kennen und nennen den Taufbecher gar nicht. Der Verfasser des Lexikonartikels hat sich also vielleicht gar nicht an die zitierte Literatur, sondern an eine andere Quelle gehalten.

Man braucht nicht lange zu suchen, um fündig zu werden. Verfasser von Lexikonartikeln über volkskundliche Gegenstände

werfen zunächst und vor allem seit mehr als vierzig Jahren einen Blick in den „Beitl“, wie man seit langem das einstmals von Richard Beitl und Oswald A. Erich in Zusammenarbeit mit mehreren Berliner Kollegen erarbeitete „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ nennt. Das besondere Interesse Richard Beitls galt damals schon dem Brauchtum um Mutter und Kind, um Geburt und Taufe, um die Paten, Göden und wie man diese Taufzeugen sonst nennen mochte. Und so nimmt es nicht wunder, daß auch in der dritten Auflage des so ungemein reichen, stoffreichen und dennoch ganz persönlich durchdachten Nachschlagewerkes beim Artikel Becher, nicht etwa beim Artikel Pate, wenigstens ein Satz über unseren Gegenstand steht: „Der silberne Becher, als festliches Geschenk schon im Barock unter Honoratioren üblich, hat sich im Brauch der Paten (neben dem Silberlöffel) bis heute gehalten.“²⁾ Auch hier ergibt wieder die Nachsuche in der angegebenen Literatur, den Verarbeitungen des Antwortmaterials zum Atlas der deutschen Volkskunde, weiterhin nichts. Der Taufbecher ist den Kartierungen des Atlases entgangen.

Aber Richard Beitl hat in seinem Satz, wie so oft in seinem „Wörterbuch“, vermutlich persönliche Erfahrungen aufgenommen. Es wird ihm, einem Pionier der Großstadtvolkskunde, nicht entgangen sein, daß in den großen Städten tatsächlich Taufbecher geschenkt wurden und werden. Eine solche Erkundung läßt sich selbstverständlich nachvollziehen. So hat denn eine Befragung der führenden Silberschmiede und Silberhandlungen der Inneren Stadt von Wien sogleich ergeben, daß der Taufbecher für diese Kompetentesten auf diesem Gebiet eine völlige Selbstverständlichkeit darstellt. Es gibt käuflich zu erwerbende Silberbecher, die alle ungefähr ein Sechzehntelliter fassen, aus Silber mit verschiedener Wanddicke gearbeitet sind, mitunter innen vergoldet, meist glatt, manchmal auch leicht fassoniert und gelegentlich auch mit einem eleganten seitlichen Henkel versehen. Bei den heutigen Silberpreisen kostet so ein Taufbecher S 1500,- bis S 2500,-, stellt also ein beachtliches wertvolles und schönes Taufgeschenk dar. Die Verkäufer betonen, daß die Becher gern oft direkt bei der Taufe schon verwendet werden. Sie werden nur nachträglich noch mit dem Namen des Täuflings graviert.³⁾

Das ist immerhin ein Ergebnis. Man muß bedenken, daß es sich hier um einen greifbaren Gegenstand des Brauchlebens han-

delt, wie er normalerweise von den Museen, den Volkskundemuseen, nicht gesammelt wird. Es ist durchaus möglich, daß sich unter den Beständen so mancher Sammlung auch Taufbecher befinden können, aber sie sind anscheinend nicht identifiziert. Zudem hat ein Rest der Grundeinstellung, daß Volkskundemuseen zunächst und vor allem „Bauernmuseen“ seien, wohl auch verhindert, daß Gegenstände des aristokratischen und großbürgerlichen Brauches, die es ja durchaus gibt und die selbstverständlich gleichberechtigt behandelt werden müssen, zuwenig berücksichtigt und vor allem kaum jemals ausgestellt wurden und werden.

Man muß sich da also noch etwas mehr umsehen, um dieses Objekt „Taufbecher“ besser zu erfassen. Richard Beitzl hat in einem seiner bekanntesten Bücher, im „Kinderbaum“, diesem ungemein stoffreichen Werk einer liebevollen Auswertung der verschiedensten Quellen, auch den Taufbecher ins Auge gefaßt, aber eher Sonderformen davon darbieten können. So schreibt er gelegentlich: „An der mittleren Isar in Bayern schenkt man heute noch dem Knaben ein Bierkrügl, den Mädchen eine schöne Kaffeetasse mit der Inschrift ‚Zum Andenken an die heilige Taufe‘ – zur Taufe.“⁴⁾ Eine geschlechtsspezialisierte Form der Taufbecher, von der keine Andeutung in die Lexika übergegangen ist.

Aber, und das ist nun doch bezeichnend, diese besonderen Formen des Taufbeckers als Gefäßgeschenk hat es tatsächlich gegeben, und sie sind nicht etwa auf Niederbayern beschränkt gewesen, wie man aus der Beitzlschen Erwähnung eines Bierkrügls schließen könnte. Es verbindet sich sogar die bisher älteste Erwähnung eines derartigen Taufgeschenktes mit dem Bier: In der Polizeiordnung für Einbeck vom Jahre 1573 wurde bestimmt: „Das Patengeschenk dürfe höchstens einen Taler betragen, ebenso das Geschenk an die Mutter. Das übliche Geschenk einer Kanne und eines Gewürzbeutelens hingegen solle in Zukunft gänzlich verboten sein.“⁵⁾ Da wurde also in der berühmten Bierstadt Einbeck nicht dem Täufling ein Becher, sondern der Kindesmutter eine Kanne, sicherlich eine Bierkanne, überreicht. So mag es sich also ehemals auch in Bayern verhalten haben, das von Beitzl zitierte Bierkrügl war ursprünglich sicherlich für die Kindesmutter bestimmt. Und was die als Patengeschenk für die Mädchen erwähnte Kaffeetasse betrifft, so steht die bayerische Nennung auch nicht allein. In Schlesien, nämlich in Altcoln bei Brieg, hat sich beispielsweise eine Kaffeeschale mit der Aufschrift

Mit Eltern Lieb
Und Gottes Macht
hat unser Liebling heut
das erste Jahr vollbracht.

erhalten.⁶⁾

Da wurde die Kaffeeschale, eine industriell gefertigte Porzellanschale mit Aufschrift in Druckbuchstaben, wohl nicht zur Taufe, aber dafür zum ersten Geburtstag geschenkt. Das sind Varianten, wie sie im lebendigen Brauchtum ganz selbstverständlich erscheinen.

Bierkannen, Bierkrüge also in Bierländern oder Bierstädten: Das ist bezeugt und dennoch eher die Ausnahme. Die eigentlichen Taufbecher sind doch immer Weinbecher gewesen. Das ist im westdeutschen Weingebiet auch autobiographisch gut bezeugt. Emil Strauß, der große Dichter aus Baden, wurde am 31. Jänner 1866 in Pforzheim geboren. In seinen ungemein aufschlußreichen Erinnerungen schreibt er dazu, seine Großeltern hätten ihm dabei einen „anmutig geformten innen vergoldeten Silberbecher für den Trunk des Lebens“, eben „als Taufgeschenk“ gespendet.⁷⁾ Das ist also für die Mitte des 19. Jahrhunderts wohlbezeugt und zweifellos nur eine gute literarische Beglaubigung des weithin verbreiteten Brauches. Die volkskundliche Sammlung hat ja anscheinend auch hier wieder nicht zugegriffen. Im Bereich der badischen Volkskunst erscheint jedenfalls kein Taufbecher namhaft gemacht, wohl aber sind gläserne Hochzeitsbecher des 18. und 19. Jahrhunderts in die Sammlungen aufgenommen worden.⁸⁾

Man kann das Thema nun weiter ausspinnen, indem man den Taufbecher und seine Gegenstücke in den Gesamtbereich des Gefäßgeschenkes aufnimmt. Da es sich um Taufgeschenke handelt, muß man nicht auf die Antike ausgreifen, die an sich die klassische Zeit der Gefäßgeschenke gewesen sein muß. Als unsere Gegenwart wieder öffentliche Gefäßgeschenke spendete, griff sie auf die Antike zurück: Die „Pokale“ für die Spitzensportler stammen direkt von den Gefäßgeschenken der Antike ab.⁹⁾ Die ganze lange Zwischenzeit hat ähnliches bei sportlichen Leistungen nicht gekannt. Zu anderen Gelegenheiten waren Gefäßgeschenke dem Mittelalter durchaus geläufig. Manche aus edlen Metallen gefertigte Gefäße aus diesem Bereich haben sich erhalten, weil sie später der Kirche gewidmet wurden und sich unter Umständen über die vielen Metallsammlungen dort erhalten konnten.

Sonst aber hat das Gefäßgeschenkwesen doch erst in der deutschen Renaissance aufgeblüht. Da schenkte die Obrigkeit etwa an ihre Vertreter oder Günstlinge nicht ungerne derartige Becher oder Kannen. So erwarb der Pfarrer Caspar Schifferstain in Eggenburg im Jahre 1592 das Doktorat, und aus diesem Anlaß verehrte ihm der gutgesinnte Rat der Stadt einen Becher im Wert von 26 Gulden und 6 Schilling, also offenbar ein gutes Stück aus Edelmetall.¹⁰⁾ Und als im Jahre 1595 der Schulmeister und Dichter Georg Mauritius in Steyr heiratete, da verehrte ihm der Rat von Steyr zur Hochzeit auch einen Becher.¹¹⁾ Man ist mit solchen Gefäßgeschenken an einen Vertreter der Dichtung wohl nur großen Vorbildern gefolgt: Der große italienische Gelehrte und Dichter Francesco Petrarca hatte sich durch seinen Briefwechsel über das „Privilegium maius“ den Kaiser Karl IV. zu Dank verpflichtet. Im Jahre 1361 schenkte ihm der Kaiser zum Dank für seine humanistisch-kritischen Bemühungen einen goldenen Kelch.¹²⁾ Die Belege lassen sich vermehren.

Umgekehrt war es wohl so, daß man sich die durchreisenden und nur zu Besuch weilenden Fürstlichkeiten gern durch ein Gefäßgeschenk zu Dank verpflichtete. Als Philipp der Schöne, Sohn Maximilians I., im Jahre 1496 durch Hall in Tirol kam, ehrte die Stadt den Gast mit einem vergoldeten silbernen Becher und zusätzlich mit drei „Schaffl“ Fischen.¹³⁾ Mittelalter und frühe Neuzeit greifen da ineinander über. Die Ehrung durch das Gefäßgeschenk blieb jahrzehntelang üblich. Als Hans Holbein 1539 den kleinen Eduard VI., also das Kind Heinrichs VIII., zur Zufriedenheit des Königs porträtiert hatte, bekam er von diesem „eine goldene Schale, die zehneinviertel Unzen wog“.¹⁴⁾ Das auf diese Weise honorierte Bild hat sich erhalten, die Schale anscheinend nicht. Sie war ja wohl auch eigentlich als Bezahlung gedacht, nicht nur als Ehrung. Aber die Ehrenbecher, Ehrenpokale lebten daneben durch die Jahrhunderte weiter, auch im Bereich der Kunst und als Anerkennung der Künstler. Irgendein Beispiel dafür: Als zu Ehren von Lotte Lenya, der Witwe des Komponisten der „Dreigroschenoper“, Kurt Weill, 1973 in New York ein Empfang gegeben wurde, überreichte der österreichische UNO-Botschafter Dr. Jankowitsch der Künstlerin ein Geschenk der Stadt Wien, und zwar nicht wie so oft üblich ein Figürchen der Spanischen Reitschule aus Augarten-Porzellan, sondern eine Silbervase.¹⁵⁾

So oft also auch andere Formen des Gefäßgeschenkens sich eingestellt haben mögen, der Silberbecher ist doch am bekanntesten

geblieben, selbst wenn er sich im Bereich der Erwachsenen in eine Silbervase umgestaltet haben mag. Bei den Taufbechern ist er, auch neben Bierkanne und Kaffeeschale, doch das bevorzugte Gefäßgeschenk geblieben. Dazu hat offenbar auch die sehr bedeutsame Tradition der Silberschmiede beigetragen, denn nur ihr Angebot konnte doch wohl vor allem im städtisch-bürgerlichen Bereich diese Überlieferung geradezu unverändert aufrecht erhalten.

Anmerkungen:

1. Brockhaus – Enzyklopädie, Bd. II, S. 435.
2. Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 3. Aufl., Stuttgart 1974, S. 71.
3. Ergebnisse einer persönlichen Umfrage in Wien 1979.
4. Richard Beitzl, Der Kinderbaum. Berlin 1942, S. 178.
5. Otto Lauffer, Volkskundliche Erinnerungen aus Göttingen und dem oberen Leinetal. Göttingen 1949, S. 43.
6. Wilhelm Menzel, Mutter und Kind im schlesischen Volksglauben und Brauch (= Wort und Brauch, Bd. 25). Breslau 1938, Abb. 39.
7. Emil Strauß, Ludens. Erinnerungen und Versuche. München 1955, S. 64.
8. Hermann Eris Busse, Baden (= Deutsche Volkskunst, Bd. XIII). München o. J. (1933), Abb. 104 und 106.
9. Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebäuden. Berlin 1966, S. 292 f.
10. Ludwig Brunner, Eggenburg. Geschichte einer niederösterreichischen Stadt. Bd. II, Eggenburg 1939, S. 189.
11. Robert Stumpf, Das alte Schultheater in Steyr im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation (= Sonderabdrucke aus den Heimatgauen, Bd. 21). Linz 1933, S. 20.
12. Otto Fischer, Karl IV. Deutscher Kaiser, König von Böhmen. Bremen 1941, S. 141.
13. Haller-Buch (= Schlern-Schriften, Bd. 106). Innsbruck 1953, S. 168.
14. John Walker, Die National-Galerie in Washington. Paris (1960), S. 117.
15. „Wiener Zeitung“ vom 8. April 1973, S. 4.

Die zungenlosen Steinlöwen der alten Aspernbrücke in Wien

Von Karl Teply

Es gibt bekanntlich auch Stiefkinder der Wissenschaft. In der Volkserzählforschung sind es die „Denkmalsagen“. Obgleich nicht weniger echte Stadtsage als das alte Erzählgut um die ehrwürdigen Stadtwahrzeichen, sind die von den im Zeitalter des Historismus geschaffenen Denkmälern erzählten Geschichten kaum jemals als Sage empfunden und noch seltener der Aufzeichnung gewürdigt worden. Das Versäumnis ist heute weitgehend nicht mehr gutzumachen.

Leopold Schmidt, der darauf eindringlich hingewiesen hat,¹⁾ führt als Beispiel an: „Vor einigen Jahrzehnten wußte jedes Wiener Kind, das im Bereich des Donaukanals lebte, daß den steinernen Löwen an der Aspernbrücke die Zungen fehlten. Der Bildhauer, der sie vergessen, sollte sich nach der Erzählung der Erwachsenen deshalb das Leben genommen haben.“²⁾

Einstens ein solches an der „Kleinen Donau“ aufgewachsenes Kind, erinnere ich mich nicht nur, diese Geschichte von meinem Vater, einem Kunstgießermeister, gehört zu haben, sondern auch ihres von den Wächterlöwen der Kettenbrücke in Budapest und ihrem Schöpfer, János Marschalkó, erzählten Pendant. Ich finde es in der Sammlung „Treppenwitz der Weltgeschichte“ wieder.³⁾

Es erscheint mir keine Frage, daß die Budapester Denkmalsage das unmittelbare Vorbild für die Wiener Geschichte abgegeben hat. Der Budapester liebt „seine“ Kettenbrücke mit dem ganzen Stolz, den er auch sonst für seine Stadt empfindet. Nicht nur, weil sie ihre Mitte eindrucksvoll bezeichnet. Sie steht an der Wiege der modernen Großstadt. Mit ihrer Erbauung 1842 bis

1849 wurde bewußt jene Entwicklung in Gang gesetzt, welche die Schwesterstädte beiderseits des Stromes zunächst faktisch und schließlich 1872 auch juridisch zur Hauptstadt des Königreichs Ungarn zusammenschloß. Von Anfang an aufs innigste nicht nur mit der Geschichte der Stadt, sondern auch des gesamten Landes verbunden, bildete ihr getreuer Wiederaufbau nach ihrer Sprengung durch deutsche Truppen im Jänner 1945 denn auch ein allgemeines nationales Anliegen.⁴⁾

Zweifellos liegt in dieser Gegebenheit eine wichtige Voraussetzung für die Bildung der Sage. Genauer gesagt, daß sich das sozusagen freischwebende Motiv – es kommt in mehreren Varianten an wahrscheinlich mehr Orten vor, als derzeit nachzuweisen ist – an der Kettenbrücke agglutinieren konnte.

Hingegen bestanden für die Wiener keine besonderen emotionalen Bindungen zu der wesentlich bescheideneren Aspernbrücke. Daß ihre Eröffnung mit dem Empfang der aus dem Deutsch-Dänischen Krieg des Jahres 1864 heimkehrenden Truppen verbunden wurde, blieb als ephemer völlig unerheblich. Aber sie war immerhin auch eine mit Steinlöwen geschmückte Kettenbrücke. Deren Schöpfer war der im Jahre 1872 verstorbene Bildhauer Johann Meixner. Bei den letzten Kämpfen am Endes des Zweiten Weltkrieges wurde die bereits 1913 durch eine moderne Bogenkonstruktion neugestaltete Brücke zerstört und mußte völlig neu aufgebaut werden.⁵⁾ Zumindest zwei der damals achtlos beiseite geschafften Wächterlöwen gingen glücklicherweise nicht verloren. Sie flankieren nunmehr das Portal des Schlosses Gobelsburg, in dem sich eine Außenstelle des Österreichischen Museums für Volkskunde befindet.⁶⁾

Allerdings dürfte eine direkte Übertragung dieser Art eher einen Sonderfall darstellen. Hier offensichtlich aus dem speziellen (Rivalitäts-)Verhältnis Wien–Budapest in der Doppelmonarchie erwachsen, berührt es eigenartig, daß die beiden Brücken zuletzt auch das gleiche Schicksal erlitten. Schmidt rechnet gerade „das Wiederauftauchen in den Städten, ohne Landbrücken gewissermaßen“, zu den charakteristischen Eigenheiten dieses Motivs und vermutet, daß die eng miteinander verflochtene populäre Kuriositäten- und Anekdotenliteratur erheblich an seiner Verbreitung beteiligt gewesen ist.⁷⁾ Schon für die von der Poniatowski-Brücke erzählte Warschauer Parallele,⁸⁾ wird seine Vermutung zutreffen.

Wie bereits eine flüchtige Umschau zeigt, kann dem die Sage tragenden Kunstwerk auch ein geringfügiger anderer Mangel anhaften, ein fehlendes Hufeisen⁹⁾, ein Sattelturt¹⁰⁾, ein Sporn etwa¹¹⁾, doch dominiert deutlich das Motiv der fehlenden Zunge¹²⁾. Es scheint das ursprüngliche zu sein und ist sehr alt. Soweit ich sehe, erhielt es in der „Naturgeschichte“ des älteren Plinius erstmals seine literarische Fixierung. Also um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts.

Das Erzählmotiv bildet einen wichtigen Bestandteil in einer der Athener Lokalsagen, die sich um den Sturz der Peisistratidensöhne Hipparchos und Hippias gerankt hatten. Bekanntlich wurde Hipparchos 514 v. Chr. während des Panathenäenfestzugs ermordet. Die Tat des jungen Hitzkopfes Aristogeiton entsprang allerdings keinem politischen, sondern einem privaten Beweggrund. Er wollte eine der Schwester seines Freundes Harmodios angetane Beleidigung rächen. Und sie führte auch keineswegs unmittelbar zum Sturz der beim Volk nicht unbeliebten Tyrannis. Erst sehr viel später wurde der noch von Thukydides als „unüberlegtes Wagnis“ qualifizierte Rachemord zum beispielhaften Tyrannenmord aus Freiheits- und Vaterlandsliebe heroisiert und dem Freundespaar ein Monument gesetzt. Als das erste aus religiösen Beziehungen gelöste rein politische Denkmal erlangte es außerordentliche Berühmtheit und zog um so mehr ursprünglich ganz fremde Stoffe an sich, als die Geschichte des Tyrannenmordes immer reicher ausgeschmückt wurde.

Von einer altertümlichen, dem Erzgießer Amphikrates (6. Jh. v. Chr.) zugeschriebenen Figur einer Löwin, die vielleicht vor ihrer Aufstellung vor den Propyläen als Brunnenfigur gedient hatte und der deshalb die Zunge fehlte,¹³⁾ wollte man nunmehr wissen:

„Amphikrates wird seiner Leania wegen gerühmt. Diese Buhlerin war durch ihr Citherspiel mit Harmodios und Aristogeiton in nahem Umgang, verrieth aber, von dem Tyrannen selbst bis zum Tode gemartert, die Pläne der Männer nicht. Nun wollten die Athener ihr deßhalb zwar die Ehre erweisen, dies jedoch nicht gerade einer Buhlerin zukommen lassen, und so ließen sie das Bildnis des gleichnamigen Tieres (Löwin) setzen; damit man aber sähe, weshalb ihr diese Ehre widerfahre, verboten sie dem Künstler, ihm eine Zunge zu geben.“¹⁴⁾

Etwas mehr als ein Jahrhundert später wiederholt Pausanias im großen und ganzen diese Geschichte. Und er fügt daran die Bemerkung, sie werde von den meisten Athenern fest geglaubt.¹⁵⁾ Die Leania-Sage verdankt zweifellos den beiden vielgelesenen antiken Autoren ihre Verbreitung.

Wir haben einen geradezu klassischen Fall der Bildung einer ätiologischen Sage vor uns. Ein der altvertrauten Umwelt angehörendes, gleichzeitig aber auch auffälliges Objekt fordert zur Deutung heraus. Ein eigenartiges Detail gibt Anstoß, eine Gemüt und Phantasie ansprechende Geschichte um eine Gestalt, deren Name vom Objekt selbst hergenommen wird, zu entwickeln.

Zugleich ist die Sage sehr typisch griechisch. Was uns unschwer bewußt wird, wenn wir uns etwa an der Mark-Aurel-Säule und dem Pergamon-Altar vergegenwärtigen, wie römische und griechische Künstler ein gleichgelagertes historisches Geschehen (in beiden Fällen handelt es sich um die Abwehr von „Barbaren“) gestalten. Während der Römer „realistisch“ zu bleiben versucht, erlebt der Grieche den Kampf als Sieg der Götter über die Giganten, das heißt: des Kosmos über das Chaos.

Sehen wir vorläufig davon ab, daß das „fatale Requisite“ in mannigfachen Spielformen auftritt, zeigen sich gegenüber den jüngeren Ausformungen der Sage zwei gravierende Unterschiede. Erstens stellt die fehlende Zunge keinen noch so geringfügigen Mangel oder Fehler dar. Sie wurde in voller Absicht weggelassen, um etwas auszudrücken. Dies entspricht der erwähnten, uns überall entgegentretenden Tendenz des griechischen Geistes zur Überhöhung ins Symbolische, wobei nicht übersehen werden darf, daß das griechische Wort *glossa* sowohl Zunge als auch Sprache bedeutet. Zweitens: der Künstler, auf den sich das Interesse der jüngeren Sage richtet, wird nur nebenbei als ausführendes Organ erwähnt, sein Schicksal steht in keinem Konnex mit dem von ihm geschaffenen Werk.

Es muß eine Erzählung geben, von der die Schwerpunktverlagerung auf den Künstler und sein Geschick ihren Ausgang genommen hat. Daß dies jene dem großen Kreis der Volksglaubensberichte um die Hagia Sophia zugehörige Legende ist, die der russische Pilger Erzbischof Antonij von Nowgorod um 1200 aufgezeichnet hat, scheint mir um so eher im Bereich der Möglichkeit zu liegen, als sie auf eine geistige Haltung zurückweist, deren konkreter geschichtlicher Ort sich im 5., 6. Jahrhundert bestimmen läßt. Sie ist somit gleichfalls sehr alt.

Antonij besuchte Konstantinopel vier Jahre vor seiner greuelvollen Plünderung durch die Kreuzritter des Lateinischen Kreuzzuges (1204). Er sah die Megale ekklesia der Christenheit noch in ihrem vollen Glanz, angefüllt mit den durch Jahrhunderten zusammengetragenen Reliquien, Bildern und Schätzen. In seiner ergreifenden Schilderung heißt es: „Dort [bei der Säule des heiligen Gregor des Wundertäters nahe der Kaiserpforte] befindet sich, angebracht über einer Stufe, ein großes Mosaikbild des Erlösers, an diesem fehlt der kleine Finger der rechten Hand. [Man erzählt], als es fast vollendet war, hatte es der Künstler angesehen und ausgerufen ‚Herr, ich habe Dich gemacht, wie Du gelebt hast!‘ Da ertönte eine starke Stimme aus dem Bild: ‚Und wann hast du mich gesehen?‘ Und der Künstler wurde stumm und starb; und der Finger wurde nicht vollendet, sondern wurde [später] aus vergoldetem Silber angefertigt [und eingesetzt].“¹⁶⁾

Der Anstoß zur Legendenbildung ging zweifellos von dem fehlenden Finger aus. Es ist somit zu erwägen, ob eine zufällige Beschädigung gegeben war, welche die Legende auf ihre Weise deutete, oder ob der Künstler bewußt die Vollendung der Christusfigur unterließ. In letzterem Fall käme sowohl Demutshaltung – ein vollkommenes Werk kommt nur Gott zu – als auch magisch verhaftetes Denken, dem Bilden das Schaffen einer transzendentalen Beziehung zwischen Vorbild und Abbild ist, in Betracht. Mit dem letzten Pinselstrich, dem Einfügen des letzten Mosaiksteinchens vermag das Werk wirkungsmächtiges Eigenleben zu gewinnen.

Auf die zweite Möglichkeit scheint stark zu weisen, daß es gerade der kleine Finger ist, der fehlt. In ihm verkörpert sich nach altem und weitverbreitetem Volksglauben die Gabe des Zaubers und der Weissagung. Wenn heute noch das Wort fortlebt, man dürfe dem Teufel nicht den kleinen Finger reichen, so kommt dies daher, weil das Blut für Unterzeichnung des Paktes mit dem Bösen aus dem kleinen Finger gezogen werden mußte.¹⁷⁾

Einen konkreten Anhaltspunkt, welches (ohnehin nicht erhaltene) Werk Antonij gemeint hat, gibt es nicht. Rein spekulativ vermute ich ein zu seiner Zeit bereits als sehr altertümlich empfundenes Bild. Es könnte sich somit unter Umständen sogar um eine Arbeit, welche den das Byzantinische Reich in seinen Grundfesten erschütternden Bilderstreit (726 bis 843) überstanden hatte, gehandelt haben. Doch bleibt dies eine Frage am Rand.

Wichtig ist hingegen, daß sich in der Legende das bis nahe an die Anfänge des Christentums zurückreichende Ringen um Beibehaltung oder Aufgabe des alttestamentarischen Bilderverbots spiegelt. Ohne daß es entschieden worden wäre, setzte sich im Verlauf des 4. Jahrhunderts unter dem Druck des übermächtigen Bedürfnisses des einfachen Volkes nach Objekten der Verehrung die Darstellung Christi durch. Gegen Ende des Jahrhunderts war das Christusbild nicht nur fester Bestandteil der Ausstattung der Kirchen, es hatte auch in der Grabmalkunst sowie im täglichen Leben seinen Platz. In diesem Jahrhundert wurzelten auch die dogmatischen Auseinandersetzungen um das Verhältnis der beiden Naturen in Christus, der göttlichen und der menschlichen, die Generationen hindurch für gelehrte Theologen wie den einfachen Mann von der Straße das zentrale Problem des Glaubensverständnisses bildete und schließlich konziliar orthodoxe Abgrenzung gegenüber Arianismus, Nestorianismus und Monophysitismus erfuhr.¹⁸⁾

Unter den vielen Aspekten dieser erbitterten Kontroversen geht uns hier insbesondere eine an: die Frage nach dem Wesen des Bildes. Hatte es – nach neuplatonischer Auffassung – Anteil an der göttlichen Kraft des Urbildes, mußte es dem Urbild ähnlich sein. Mit der Hinneigung zu dieser Auffassung stellte sich sofort mit aller Schärfe die Frage nach dem „wahren Aussehen“ Christi. Sie fand eine zweifache Beantwortung. Noch im 4. Jahrhundert entstand die Legende, ein Bote des Fürsten Abgar von Edessa habe Christus nach dem Leben gemalt. Die andere stellt das mehrfache Auftauchen von Acheiropoieten dar, wunderbarer, „nicht von Menschenhand gemachter“ Christusbildnisse.¹⁹⁾

In der Legende verrät sich eine rigoros konservative Haltung. Sie verwirft den Anspruch des Künstlers, aus eigenem Vermögen ein authentisches Bildnis Christi geschaffen zu haben, als Frevel. Ihr entspricht entweder Verzicht auf jedes Bild, wie ihn etwa eine einflußreiche, von Epiphanius von Salamis geführte Richtung vertrat. Neben dem Hauptargument, Bilderverehrung sei Götzendienst, lehnte sie Bilder auch mit dem spezifisch christologischen Argument ab, der Sohn Gottes bleibe auch nach seiner Menschwerdung akatáleptos, „unfaßbar“²⁰⁾. Oder allenfalls mit unmittelbarem Beistand Gottes bzw. überhaupt übernatürlich entstandene Ikonen.

Unser Erzählmotiv ist in der byzantinischen Straflgende auf seiner stolzesten Höhe. Die Vermessenheit des Künstlers hatte

sich freventlich auf Darstellung der Inkarnation der absoluten Wirklichkeit gerichtet. In der etwas ausführlicher erzählenden Fassung der Legende in der jüngeren Kopenhagener Handschrift spricht das Christusbild ausdrücklich: „Warum rühmst du dich? Nicht du hast mich gemacht, sondern ich habe es also gewollt; der Prinz Asgar hatte auch deinesgleichen geschickt, und er würde keinen Erfolg gehabt haben, wenn ich es nicht gewollt hätte; du [aber] wirst künftig nicht mehr malen!“²¹) (Ähnlich verurteilt der Islam – und seine Auffassung hat später den Bilderstreit beeinflusst – das Schaffen von Bildern als Eingriff in das alleinige Schöpfungsrecht Allahs.) In Begegnung mit dem Numinosen erfährt der Künstler dessen Macht und empfängt seine Strafe: Verlust der Sprache, Siechtum (?) und Tod.

Mit welcher völlig anderen Realitätsanschauungen bei mittelalterlichen Werken zu rechnen ist, beleuchtet schlaglichtartig ein kleiner Tragaltar des Trierer Domschatzes, der bei oberflächlicher Betrachtung unserem Motivumkreis zuzugehören scheint. Auf seiner oberen Platte befindet sich in realistischer Arbeit ein Fuß aus getriebenem Silber mit kreuzweise gebundenen Sandalriemen, jedoch ohne Sohle. Diese fehlt, weil die Sohle der Sandale als Reliquie des heiligen Andreas in die Altarplatte eingeschlossen ist. Die Sphäre der konkreten (aber der Sicht entzogenen) und der bildhaften Realität durchdringen einander und vereinigen sich erst in der Vorstellung des frommen Betrachters zu einer übernatürlichen ideellen Einheit.²²)

Das Motiv des eigentlichen kleinen Mangels am byzantinischen Mosaik steht nicht nur in anderen geistigen Zusammenhängen, es ist auch gegenüber dem Künstler, seiner Hybris und deren Folgen in den Hintergrund gedrängt. Seiner weiteren Entwicklung könnte nun der Umstand Vorschub geleistet haben, daß nicht nur im Griechischen, sondern auch in allen in Betracht kommenden Sprachen, im Lateinischen, den romanischen, germanischen und slawischen Sprachen das Wort für Sprache (*lingua*; *langue*; *tongue*, *tong*; serbokroatisch *jezih*, russisch *jazyk* . . .) ident ist mit dem für Zunge. Unter Mitwirkung der bekannten alten Ausformung des Motivs der Zungenlosigkeit, dem dort ja bereits die wichtige Funktion der Kennzeichnung der vermeintlich im Werk (!) Dargestellten zukommt, konnte sich beim Zurücktreten der metaphysischen Bezüge leicht eine Neugruppierung ergeben. Eine systematische Durchsicht der Künstlerbiographien sowie der von Kunstwerken erzählten Anekdoten würde vermutlich bereits

in der Renaissance unser Motiv zutage fördern. Leider gelang es mir nicht einmal festzustellen, seit wann die Geschichte vom vergessenen Satteltgurt an dem von Hubert Le Sueur für König Karl I. von England 1633 geschaffenen, aber erst später am Charing Cross in London aufgestellten Reiterdenkmal kolportiert wird.²³⁾ Doch hoffe ich ganz allgemein mit diesem Versuch, Hinweise zum Thema zu provozieren.

Amphikrates (oder wer immer) und der byzantinische Künstler wollten bzw. sollten nicht. Ersterer ließ das Detail als künstlerisch belanglos (und vielleicht auch für den praktischen Verwendungszweck störend) weg; letzteren bestimmten wahrscheinlich magisch-religiöse Bedenken. Dem stehen die Interpretationen der neueren Sagen gegenüber. Der Künstler konnte nicht, er versagte. Sie bedienen sich dabei in der Regel der Formulierung, er habe das Detail „vergessen“.

Diese Sicht befriedigt nicht. Auch wenn man den der Sage eigentümlichen Rigorismus in Rechnung stellt, scheint die Strafe für eine momentane Unachtsamkeit, eine Schwäche unangemessen hart. Noch dazu im Hinblick auf die Geringfügigkeit ihrer Folge. Hier muß mehr dahinterstecken. Eben der Nachhall einer überzeugenderen Motivierung. Nehmen wir zwei Sagen unseres Typs um ältere, nicht dem Historismus angehörige Denkmäler. Sie besitzen den zusätzlichen Vorzug, eine entfaltetere Erzählung zu bieten.

Um ein fehlendes Hufeisen handelt es sich in der Sage um das 1703 von Andreas Schlüter gegossene Reiterdenkmal des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke zwischen Berlin und Cölln. In maßlosem Künstlerhochmut habe Schlüter sich dazu verstiegen, sich auf der Stelle das Leben zu nehmen, wenn jemand einen Fehler an seinem Werk zu finden vermöge. Ein hämischer Geselle wies ihn auf das fehlende Hufeisen am rechten Vorderfuß des Pferdes hin. Durch einen Sprung von der Brücke habe der Künstler seinen Schwur wahrgemacht.²⁴⁾

In der Berliner Sage – soweit das lückenhafte Material ein Urteil zuläßt, tritt hier erstmals der Standort Brücke auf – ist das Motiv eindeutig Künstler-Hybris. (Wirklichkeitstreue bis aufs letzte I-Tüpfelchen erscheint dem Volk oft als höchstes künstlerisches Kriterium.) Der Zug des übersteigerten Ehrgeizes verbindet es über den geistigen Umbruch der Renaissance hinweg mit der byzantinischen Legende, doch hat sich dieser charakteristi-

scherweise auf ein innerweltliches Ziel verengt. Der sichtbar gewordene Neid unter Künstlerkollegen unterstreicht die geänderte Situation.

Schlüter zerbricht an seiner Hybris. Realhistorischer Bezug mag die Ungnade sein, die den lange in höchster königlicher Gunst stehenden Künstler nach der Münzturm-Katastrophe mit voller Wucht traf. Der überhöhte und mangelhaft fundierte Turm mußte abgetragen werden, um einem Einsturz zuvorzukommen. 1713 folgte Schlüter einem Ruf des Zaren nach Sankt Petersburg, verstarb aber schon im folgenden Jahr in der Fremde eines plötzlichen Todes, sein Grab blieb unbekannt.²⁵⁾

Vom „Goldenen Reiter“, dem Reitermonument König Augusts des Starken auf dem Marktplatz in Dresden-Neustadt, das dem Volk als getriebene Kupferarbeit galt, erzählt man: „[Das Standbild] ward in den Jahren 1733 bis 1735 von einem Kupferschmied aus Schwaben namens Ludwig Wiedemann gefertigt. Derselbe soll sich jedoch dabei der Hilfe des Teufels bedient haben, der ihn indes zuletzt im Stiche ließ, so daß er vergaß, dem Pferd eine Zunge ins Maul zu geben. Später auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht, war er vor Schreck gestorben.“²⁶⁾

Ebenso wie Schlüter ist Wiedemann von extremem Künstler-ehrgeiz erfüllt, im Gegensatz zu ihm jedoch nicht imstande, das unternommene Werk aus eigener Kraft zu vollenden, sondern muß sich dazu eines dämonischen Helfers bedienen. Ob sich in den beiden Ausformungen Wesenszüge der Erzählergemeinden ausdrücken, der vielberufene sachliche Wirklichkeitssinn des Berliners und das Inklinieren des Schlesiens für Mystik, bleibe dahingestellt. Mir geht es darum, daß in dem Unterschied der Ausfall eines weiteren, gleichfalls gewiß ursprünglich nicht nur vereinzelt auftretenden Zugs greifbar wird.

Die Dresdner Sage setzt einen Teufelspakt voraus. Sehr wahrscheinlich mag der Künstler noch versucht haben, sich aus der Schlinge des Vertrages zu lösen oder den Teufel um seinen vereinbarten Lohn zu betrügen. In vergleichbaren Teufelsbund-Sagen „vergißt“ der Teufelsbündner mitunter, nachdem er Jahre hindurch die Bedingungen des Paktes genauestens eingehalten hat, einmal ihre Beobachtung. So etwa in einigen Fassungen der Wiener Sage vom Stock im Eisen der Schlosser Martin Mux über dem Kartenspiel im Wirtshaus die Sonntagsmesse.²⁷⁾ Allgemein liegt in solchen Fällen eben kein Vergessen vor, sondern

der eigentliche Charakter des Teufelsbündners macht sich geltend.

Motiviert durch einen der beiden Züge – ihre Beziehungen zu einander mögen ebenso Kontaminationen hervorgebracht haben –, denke ich mir die jüngere Normalform der Sage vom Typ „kleiner Mangel“. Wobei die „realistischere“ auch aus Glockengießer- und Baumeister-Sagen geläufige Begründung Künstler-Hybris und Künstlerneid gegenüber dem altertümlicheren Teufelspakt entschieden zunehmend Boden gewonnen haben wird.

Daß der Künstler wirklich einfach vergessen habe, ist eben nur die allerletzte, schon dem völligen Zerfall nahe Endstufe einer einst reicheren und sinnvollen Erzählung. Sie wird nur noch unterboten von einer im wahrsten Wortsinn anrühigen Übertragung auf das Gebiet der Architektur. Von der Roßbauer Kaserne (und analog dazu diversen anderen Gebäuden) war noch zu meiner Jugendzeit verbreitet, die beiden Erbauer, Oberst Pihal und Major Markl, hätten die Klosetts „vergessen“. Das Ansehen des „Groners“ hat den Topos als Faktum an die Gegenwart weitergereicht.²⁸⁾ Ohne Frage gründlich verplant, ganz besonders in bezug auf hygienische Mindestanforderungen – man vergleiche dazu die herbe Kritik des „Technischen Führers von Wien“²⁹⁾ –, gehört der inkriminierte Punkt jedoch zu der üblen Nachrede, die auch sonst reichlich an dem ungeliebten Riesenkomplex geübt worden ist. Ob sich die gewiß robusteren Militärs deswegen umgebracht haben sollen, dessen kann ich mich nicht mehr entsinnen.

Wie lebenskräftig vor einem Jahrhundert das längst banalisierte Motiv noch war, belegt eine weitere Sproßform; diesmal aus dem Bereich des Ingenieurbaus. Als der Bau der als technisches Wunder empfundenen Arlbergbahn bereits seiner Vollendung entgegenging, erlag ihr genialer Schöpfer, Oberbaurat Julius Lott, im Alter von nur siebenundvierzig Jahren einem Lungenleiden.³⁰⁾ Unmittelbar nach dem Durchschlag des großen Arlbergtunnels am 19. November 1883 entstand das Gerücht, der Ingenieur sei nicht gestorben, sondern habe Selbstmord verübt; und zwar deshalb, weil er erkannt habe, daß sich die von beiden Seiten her in den Berg getriebenen Röhren des Tunnels nicht genau am vorberechneten Punkt treffen würden.³¹⁾ Noch einmal ein Spiegel der Zeit: dem „kleinen Mangel“ wird zugetraut, einen rational kalkulierenden Techniker in den Tod zu treiben.

Immer wieder erweist sich die überraschende Spannweite selbst scheinbar schlichtester Volkserzählmotive. Die Geschichte von den zungenlosen Wächterlöwen zu belächeln wäre unbedacht. Gibt doch noch das unsäglich verarmte Derivat davon Zeugnis, daß jene, die in der Enge des Alltags und seinen Forderungen aufgehen, etwas von der Verzweiflung des von sich das Höchste fordernden schöpferischen Menschen erspüren und von ihr auf ihre Weise berührt werden.

Anmerkungen:

1. Leopold Schmidt, Die Volkserzählung. Märchen · Sage · Legende · Schwank. Berlin 1963. Einleitung zum Abschnitt Sage, S. 110–112.
2. Ebenda, S. 111.
3. William Lewis Hertslet, Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Berlin 121967, S. 328.
4. Elisabeth Tóth-Epstein (Hg.), Historische Enzyklopädie von Budapest. Budapest 1974, S. 172–174.
5. Felix Czeike, Das große Groner Wien-Lexikon. Wien – München – Zürich 1974, S. 377. E. Winkler, Technischer Führer durch Wien, Wien 1873, S. 26 f. Gelegentlich wird auch der Bildhauer Franz Melnitzky, von dem die vier Kolossalfiguren auf den Kettenpfeilern der Brücke stammten, als der Schöpfer der Wächterlöwen bezeichnet.
6. Freundliche Mitteilung von Herrn Direktor Dr. Klaus Beitzl.
7. Schmidt, Volkserzählung (Anm. 1), S. 111 f.
8. Emil Pirchan, Künstlerbrevier, Wien 1930, S. 60. Es handelt sich um eine erst 1904 bis 1913 erbaute neue Brücke.
9. An den Reiterdenkmälern des Großen Kurfürsten in Berlin und Kaiser Josephs II. in Wien von Andreas Schlüter, vgl. S. 301, bzw. Franz Zauner, Pirchan, Künstlerbrevier (Anm. 8), S. 147.
10. Am Reiterdenkmal König Karls I. von England in London, Hertslet, Treppenwitz (Anm. 3), S. 328. Sein Schöpfer ist Hubert Le Sueur; vgl. auch S. 301.
11. Am Reiterdenkmal Jan III. Sobieskis, König von Polen, in Warschau, von Franciszek Pinck, 1788 aufgestellt im Park des Łazienki-Palais auf einer Bogenbrücke, Pirchan, Künstlerbrevier (Anm. 8), S. 147. Marek Kwiatkowski, Park und Palast Łazienki in Warschau, Waschau o. J., S. 8.
12. Ein hübsches Beispiel bei Schmidt, Volkserzählung (Anm. 1), S. 111, nach den Jugenderinnerungen Paul Eippers, Die geschmiedete Rose, München 1961, S. 351; hier handelt es sich um die Rossebändiger-Marmorfigurengruppe am Eingang zu den Unteren Anlagen des Stuttgarter Schlosses.
13. Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, Bd. I/2, Stuttgart 1894, S. 1904.

14. Cajus Plinius Secundus, Naturgeschichte, deutsch von Christian F. L. Strack, überarbeitet und herausgegeben von Max Ernst D. L. Strack, Bremen 1853–1855 (Wissenschaftl. Buchgemeinschaft Darmstadt 1968), S. 416. Nach A. Kalkmann, Die Quellen der Kunstgeschichte des Plinius, Berlin 1898, S. 193, stehe die Plinius-Erzählung bereits auf der „Heerstraße der Überlieferung“.
15. Pausanias, Beschreibung Griechenlands. Neu übersetzt und erläutert von Ernst Meyer, Zürich 1954, S. 76.
16. Itinéraires Russes en Orient, Traduits pour la Société de l'Orient latin par M^{me} B. de Khitrovo, sér. geogr. V 1/1, Genf 1889, S. 90. Die Reisebeschreibung ist in zwei Handschriften überliefert; meine Übersetzung aus dem Französischen folgt der aus dem 15. Jahrhundert stammenden älteren Sankt Petersburger Handschrift.
17. Hans Bächtold-Stäubli (Hg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Berlin 1927–1942. Artikel „Finger“, Bd. II, Sp. 1490 f.
18. Hans Aurenhammer, Lexikon der christlichen Ikonographie, Wien 1959, Bd. I, Artikel „Christus“, S. 454–638. Thomas Klause (Hg.), Reallexikon für Antike und Christentum, Stuttgart 1950 ff., Artikel „Christusbild“ von J. Kollwitz, Bd. III, Sp. 2–24.
19. Aurenhammer, Ikonographie (Anm. 18), S. 462.
20. Kollwitz, Reallexikon (Anm. 18), Sp. 3.
21. Khitrovo, Itinéraires (Anm. 16), S. 90, Anm. g. Die Kopenhagener Handschrift stammt aus dem 18. Jahrhundert.
22. Dagobert Frey, Der Realitätscharakter des Kunstwerkes (Festschrift Heinrich Wölfflin, Dresden 1935, S. 30–67), S. 31 f.
23. Ulrich Thieme und Felix Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Leipzig 1907 ff., Bd. XXIII, S. 133 f.
24. J. G. Th. Graesse, Sagenbuch des Preußischen Staates, Glogau 1868 ff., Bd. I, S. 45. – Schmidt, Volkserzählung (Anm. 1), S. 111.
25. Thieme–Becker, Künstlerlexikon (Anm. 23), Bd. XXX, S. 118–123.
26. Leander Petzold, Deutsche Volkssagen, München 1970, S. 334.
27. Gustav Gugitz, Die Sagen und Legenden der Stadt Wien, Wien 1952, S. 34–42, 170 ff.
28. Richard Groner, Wien, wie es war, Wien 1965, S. 480. – Czeike, Wien-Lexikon (Anm. 5), S. 724.
29. Winkler, Technischer Führer (Anm. 5), S. 132 f.; die Kaserne trug ursprünglich den Namen Rudolfs-Kaserne.
30. Leo Santifaller (Hg.), Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Wien – Graz – Köln 1957 ff., Bd. V, S. 331. – Nachruf in der „Neuen Freien Presse“ Nr. 6.671 vom 24. März 1883.
31. Freundliche Mitteilung von Herrn Baumeister Fritz Faulhammer, Wien.

Chronik der Volkskunde

„Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung“ konstituiert

Bei der o. Generalversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde (Vorsitzender: Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg – Innsbruck) im September 1981 in Salzburg wurde einstimmig die Gründung der „Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung“ innerhalb des Fachverbandes für Volkskunde beschlossen. Im April 1982 fand in Salzburg die konstituierende Sitzung der Arbeitsgemeinschaft statt. Der Ausschuß setzt sich aus folgenden Mitgliedern zusammen: Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser (Graz) – Vorsitzender, Hon. Prof. Hofrat Dr. Kurt Conrad (Salzburg) – Stellvertreter und Univ.-Ass. Dr. Elisabeth Katschnig-Fasch (Graz) – Schriftführer. Fachzuständige Mitglieder des Fachverbandes mögen sich als Mitarbeiter bei der „Arbeitsgemeinschaft für Hausforschung“ melden. Eines der Anliegen und Aufgabe wird ja die Verwirklichung des bei der Österreichischen Volkskundetagung 1980 in Feldkirch gefaßten Beschlusses sein, in Zukunft eine engere Zusammenarbeit zwischen Architekten und Volkskundlern (Hauskundlern) herbeizuführen. Im Herbst 1982 ist die erste Zusammenkunft der Arbeitsgemeinschaft geplant. Dabei sollen u. a. die gesammelten Vorträge der Tagung in Feldkirch in Buchform der Öffentlichkeit vorgelegt werden.

Peter Stürz

Ehrendoktorat der Karl-Franzens-Universität Graz für Hanns Koren

Die Karl-Franzens-Universität Graz hat em. Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren in Ansehung seines außerordentlich vielfältigen und umfassenden Wirkens das Ehrendoktorat verliehen. Die feierliche Promotion fand am 5. Juni 1982 im Beisein einer außerordentlich großen Zahl von Universitätsabordnungen und Ehrengästen sowie der Spitzen der steirischen Landesregierung und von Vertretern aus dem öffentlichen und kulturellen Leben der Steiermark statt. Der Rektor der Universität Graz, Prof. Dr. Kurt Freisitzer, würdigte Korens Persönlichkeit in ihren hohen menschlichen Qualitäten, in seiner Fähigkeit zu Ausgleich, Verständigung und Toleranz und begründete im besonderen den feierlichen Anlaß aus der Sicht der Carola-Francisca Graecensis. Als Laudator umriß Prof. Dr. Oskar Moser Korens bewegten und vielfältigen Lebensweg, der ihn von einem der ersten Kandidaten des volkskundlichen Vollstudiums in Österreich zum Forscher und Museumspfleger, Ordinarius für Volkskunde und Institutsvorstand werden ließ, zugleich aber auch in die aktive Politikerlaufbahn und zum profilierten Kulturpolitiker im Lande Steiermark hinführte, als der er vielfache und bleibende Initiativen

zu verwirklichen vermochte und heute, als Erster Präsident des Steiermärkischen Landtages immer noch aktiv tätig, auf eine reiche Ernte seines Wirkens zurückschauen kann. Nach der Promotion durch den Prorektor, Prof. Dr. Friedrich Hausmann, unterstrich der Jubilar, dessen Erstpromotion eben vor 50 Jahren erfolgt war, seine Verbundenheit mit der Alma mater Graecensis, würdigte und wog seine Wissenschaft der Volkskunde im Vergleich mit den Aufgaben und Möglichkeiten des Kulturpolitikers und unterstrich für beides die Notwendigkeit, den Menschen immer und unmittelbar nahezu bleiben und daraus Kraft für den steilen Weg unserer Zukunft zu schöpfen.

Oskar Moser

**Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser – Mitglied der Österreichischen
Akademie der Wissenschaften**

In ihrer Wahlsitzung vom 25. Mai 1982 hat die Österreichische Akademie der Wissenschaften Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Vorstand des Institutes für Volkskunde der Karl-Franzens-Universität Graz, zum korrespondierenden Mitglied der philosoph.-historischen Klasse gewählt. Professor Moser war 1961–1972 Bundesstaatlicher Volksbildungsreferent für Kärnten und ist durch seine vielfältigen Forschungen insbesondere auf dem Gebiet der Volkskunde Kärntens, wo er sich vor allem auch jahrzehntelang als Museologe verdient gemacht hat, und neuerdings mit Arbeiten zur Volkskunde Österreichs und zur vergleichenden Volkskunde Zentraleuropas hervorgetreten. Seine Wahl in das höchste wissenschaftliche Gremium Österreichs bedeutet eine verdiente Auszeichnung für lange Jahrzehnte selbstloser und hingebungsvoller Arbeit in seinem Fach und für Kärnten. In Nachfolge von wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, dem verewigten Gründer und langjährigen Obmann des Kuratoriums des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, wurde Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser in der Gesamtsitzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften von 1982 zum neuen Obmann des genannten Institutskuratoriums bestellt.

Klaus Beitzl

**In memoriam Robert Wildhaber
(3. August 1902–16. Juli 1982)**

In schweren Sensenschwüngen riß der Tod im letztvergangenen Halbjahr so viele bedeutende deutschsprachige Volkskundler dahin. Es hatte mit Leopold Schmidt begonnen. Der bittere Verlust an wirklichen Persönlichkeiten, die – jede auf ihre besondere Weise – unser Fach zwischen den beiden Weltkriegen und so ganz besonders nachher im schwierigen, nicht nur grenzbehinderten Wiederaufbau geprägt hatten, setzt sich fort: es verließen uns Johannes Künzig in Freiburg i. B., Evel Gasparini, der einer Vergleichenden Volkskunde so offene Slawist zu Padua; Richard Beitzl in Schruns/Vorarlberg; nunmehr auch Robert Wildhaber zu Basel. Ihn traf nach den Überanstrengungen einer hochsommerlichen ČSSR-Reise zu einer Preisverteilung an eine mährische Folklore-Gruppe in Brünn/Brno zu

Hause in seiner Familie zu Basel ein Infarkt und zwölf Tage später in der Klinik während eines furchtbaren Gewitters der Herztod in der Nacht zum 16. Juli, kurz vor seinem 80. Geburtstag. Zudem waren schon Glückwunschbriefe und wissenschaftliche Gaben der Freundschaft unterwegs . . .

Das Leid um Robert Wildhaber ist groß. Es erfaßt so unglaublich viele Kollegen im Fach und Freunde im Persönlichen in ausnahmslos allen Ländern Europas, in den Zentren ethnologischer Forschung in den USA und viel weiter noch. Denn R. Wildhaber war tatsächlich nicht nur vom Organisatorischen seiner jahrzehntelangen Leistung für die „Internationale Volkskundliche Bibliographie“ her eine integrierende Gestalt der regionalen wie der Sprachen und Kulturen übergreifenden Komparativen Ethnologie. Persönlichkeit, Tatkraft, ein geradezu unbeugsamer Optimismus aus fröhlichem Herzen, die Kenntnis vieler Sprachen, die erstaunliche Konsequenz in Arbeitsethos und Zeiteinteilung und der menschliche Stil des liebenswerten, vorurteilslosen Freundes vermochte eine innere Berufung zur Volkskunde, die nicht von vornherein auch von einem Beruf her befähigte oder verpflichtete, solch eine Richtgestalt der Volkskunde in unseren Jahrzehnten tiefgreifenden Wandels in Forschung, Museumspraxis und Hochschullehre ehrenamtlicher Hingabe zu werden.

Robert Wildhaber, geboren am 3. August 1902 zu Walenstadt im schweizerischen Sarganserlande, der sich mit eidgenössischem Stolz gerne als „Bürger von Walenstadt und Basel“ bekannte, hatte wie so manche andere große Gelehrte zu Basel, wie Jakob Burckhardt und auch Karl Meuli, hauptberuflich als Gymnasiallehrer zu Basel (1931–1946) gewirkt, ehe er dort zum Leiter des Schweizerischen Museums für Volkskunde berufen wurde. Dieses Haus hat er zwischen 1946–1972 (Pensionierung 1968) mit geradezu unvorstellbaren Schätzen, eingesammelt zwischen Frankreich und Rumänien, zwischen Jugoslawien, Polen, Irland und den Alpenländern gefüllt, wie sie auch in immer neuen Sonderausstellungen mit Katalogen wie Rechenschaftsberichten dargeboten.

Aus solcherart weitgreifender Sammeltätigkeit und Feldforschung sowie aus erstaunlich umfassender Literaturkenntnis erwachsen auch R. Wildhabers Vorlesungen, die er in drei größeren Zyklen als Visiting professor for Folk-Lore, Ethnology, Folk-Art zu Bloomington und zu New York hielt, in gleichem als „Ehrendozent für Volkskunde“ an der Universität zu Basel. Daraus aber sind auch viele seiner Studien publiziert worden.

R. Wildhabers Studium der Germanistik, der Anglistik und des Italienischen, betrieben zu Basel, Zürich, Heidelberg, London und Perugia, schloß 1928 mit einer (auch gedruckten) Dissertation über „Jakob Ruf, ein Züricher Dramatiker des 16. Jhs.“ und dem Dr. phil. Neben der Alltagsmühle als Gymnasiallehrer und verstärkt nach der Übernahme der Museumstätigkeit gilt sein Hauptanliegen der musealen Sammeltätigkeit in so vielen Ländern Europas, der inneren Organisation des Eingebachten in Wechselausstellungen zu Basel wie in der Mitarbeit an solchen in der Bundesrepublik Deutschland und in den USA. Des weiteren der Errichtung eines Spielzeugmuseums zu Riehen/Basel, vor allem auch der Organisation von Zusammenkünften befreundeter Fachkollegen in der Zielgruppe „Alpes Orientales“ (Disentis, Thuisis). Bis zuletzt auch blieb er tätiges, kenntnisreiches und urteilskräftiges Mitglied der Hamburger Kuratorien für den „J. G.-Herder-Preis“ und für den „Europapreis für Volkskunst“.

Wer aber erahnt die tägliche Arbeitsleistung eines R. Wildhaber neben der Museumsarbeit, den Sammel- und Forschungsreisen, den Vorlesungen und der eigenen Forschung für Kataloge, wissenschaftliche Aufsätze oft so knapper Beschränkung auf das Wesentliche, indes andere daraus gewiß ein Buch gemacht hätten, wie z. B. aus seinen Neuland aufbrechenden Studien zur Spätmittelalter-Ikonographie etwa im „Feiertagschristus“ von 1956? Hieher zählen die Herausgabe des III. Bandes von J. Müllers „Sagen aus Uri“ (1945), das Gesamtregister der volkskundlichen Zeitschriften der Schweiz (1949), die „Schweizer Volksmärchen“ (zus. mit Leza Uffer, 1971), „Das Sündenregister auf der Kuhhaut“ (FFC 163, 1955). Wieviele Beiträge zu Festschriften gehören hieher und zuletzt noch seine eigenen „Beiträge zur Volkskunde Graubündens“ (Chur 1982). Mehr noch an Zeit-(und Gedulds-Nerven-)Aufwand verlangte sein Einsatz als Alleingang-Redaktor des so sehr angesehenen „Schweizerischen Archivs für Volkskunde“ seit 1949 (auch neben der ständigen Mitarbeit am Korrespondenzblatt „Schweizer Volkskunde“ seit 1951) mit der Beibehaltung des jeweils umfangreichen Rezensionsteiles bis zum Tode. Wer im Fach und in unseren Nachbardisziplinen könnte je die „Internationale volkskundliche Bibliographie“ entbehren, die in wachsendem Umfang immer wieder Tausende von Einzelheiten so vieler Nationen zusammengetragen Wildhabers Arbeitskraft und Organisationstalent zwischen 1942 und 1974 repräsentiert? Aus ihr und aus Wildhabers Besprechungen von Einzelwerken, ja zahllosen Aufsätzen vieler europäischer und angelsächsischer wie lateinamerikanischer Forscher haben wir besonders in den Jahrzehnten des Abgeschnittenseins von der fremdsprachigen Forschung den ersten Überblick gewonnen. Es sind die oft nur knapp, aber immer das Wesentliche treffenden Beurteilungen Wildhabers, die den Einzelforschern, ja auch den Instituten und den Bibliotheken zu Wegweisern wurden, noch ehe etwa unsere „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“ die gleiche Funktion im Erfassen des international Geleisteten und im Beurteilen für eine breite Fach-Leserschaft das erreichen konnte, was nun einmal in die gottlob kriegsverschonte Schweiz früher und reichhaltiger hatte einströmen können, nicht zuletzt eben weil die Persönlichkeit eines R. Wildhaber dafür die Bürgschaft gab. Hier aber habe ich ganz besonders zu danken für eine bis zum Tode währende, schenkende Freundschaft.

Vielleicht darf ich hier im wehmütigen Nachruf auf einen wirklichen Freund, mit dem ich viel gewandert war: in Graubünden und im Baselgebiet; im Elsaß und in der Steiermark; in Bayern wie vor allem in Oberitalien und in Jugoslawien, auf den dalmatinischen Inseln bei deren Fischern wie bei den kroatischen Goldwäschern am Unterlauf von Mur und Drau, etwas einflechten, was man nicht überall gerne lesen wird. Noch 1959 erzählte mir Richard Weiß auf einer Graubünden-Wanderung, wie oft man sich „höherenorts“ beunruhigt an ihn gewendet habe, ob es wohl mit R. Wildhaber und seinen „ungehemmten, ja forciert dichten Beziehungen zu den Ostblockstaaten und zu Jugoslawien“ noch seine „politisch vertretbare Richtigkeit“ habe . . . Nun, es waren immer Beziehungen zu Freunden, Fachkollegen, auch in Albanien, das er als früher Staatsgast zu wissenschaftlicher Zusammenarbeit besuchen hatte dürfen, nicht also zu „Staaten“ und Polit-Organisationen. Aber im letzten, kurz vor dem Tode in der Klinik zu Basel am 13. Juli an mich geschriebenen Freundesbrief steht zu lesen: „In der Tschechoslowakei bei der Preisverleihung sind wieder einige unverständliche, unerschwingliche Dinge passiert, über die ich dann unterschiedliche, nicht kontrollierbare Versionen ge-

hört habe. Das Schlimmste war wohl, daß mir gesagt wurde, ich sei in Moskau als Spion eingetragen. Nun, das kennst Du ja auch . . .“. Und das einem freien Bürger eines freien Landes, der sich aufrecht als Schweizer fühlte, als solcher aber auch großen Traditionen gerade seines Landes folgend eben als unverdrossener „Helfer“ handelte; als einer, der seinem Lande viel Ehre „in beiden Welten“ einbrachte, dem „normale“ politische Grenzen nur Verwaltungslinien bedeuteten, über die er freien Geistes schritt, allein um einer über die Grenzen gehenden Wissenschaft vom Volke, von jedem Kulturvolke zu dienen, um aus seinem so tief empfundenen Schweizer Ethos heraus allen die Hand helfend zu reichen, die seiner Hilfe bedurften, ohne sich in „Politisches“ von Andersdenkenden zu mengen. Es waren und wären noch weiterhin viele, die seiner Hilfe viel verdanken! Gewiß, solches und ähnlich unsinniges Verdächtigen und vielleicht neiderfülltes, vielleicht auch nur geschäftig-dummes Abstempeln war R. Wildhaber lange bekannt. Es hat ihn – ich weiß es aus so manchem Zwiegespräch unter fremdem Himmel – gewiß oft bekümmert. Aber es hat ihn nicht entmutigt. Freund zu sein in froher Runde wie im Ernst der Fragen nach dem Sinn von Zeit und Leben, Wissenschaft und Frieden war ihm innerstes Wesen, und sein und seiner gütigen Frau und der Kinder „Helfenkönnen“ hat auch ihn selber immer wieder beglückt. Trotz so mancher Schatten, die auch ihm nicht erspart wurden, hat er vor allem die Sonnenseiten menschlicher Beziehungen in Gesellschaft und Wissenschaft gesehen und das Leben sehr geliebt. Wie schreibt er noch drei Tage vor dem Abschied auf immer an mich? „. . . seit 10 Tagen bin ich wieder mal mit einem Herzinfarkt im Spital und bin nicht zu allzu großen Taten fähig. Macht auch nichts; man muß es nehmen wie es kommt, und mit 80 fällt eine Maschine halt langsam auseinander. Schön war es doch! . . .“

Wir haben Robert Wildhaber viel zu danken, die Freunde, die Kollegen, das Fach, so wie er es geliebt und auch aus voller Hingabe gelebt hat.

Leopold Kretzenbacher

Literatur der Volkskunde

Österreichische volkskundliche Bibliographie. Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1975 und 1976 mit Nachträgen aus den vorangegangenen Jahren, bearbeitet v. Klaus Beitzl, u. a. m. (= Österr. volkskundl. Bibliographie, Folge 11–12). Wien 1980, 404 Seiten.

Österreichische volkskundliche Bibliographie. Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1977 und 1978 mit Nachträgen aus den vorangegangenen Jahren, bearbeitet v. Klaus Beitzl u. a. m. (= Österr. volkskundl. Bibliographie, Folge 13–14). Wien 1982, 303 Seiten.

Wir können nun, z. T. im Nachtrag, zwei weitere Doppelbände der „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“ (ÖVB) anzeigen, mit denen für die Jahre 1975 bis 1978 vier Jahre Volkskundearbeit in und über Österreich bibliographisch nachgeholt werden konnten. Zugleich kündigt ihr Herausgeber Klaus Beitzl bereits für kommendes Jahr einen weiteren Dreifachband an, mit dem es gelingen sollte, zu den unmittelbaren Jahresfolgen wie anfangs zurückzukehren und den kurzen Rückstand aufzuholen.

Man wird sowohl den einzelnen Mitarbeitern der Bibliographie, die für die Länder Österreichs die Hauptlast der wichtigen und verantwortungsvollen Erfassungsarbeit tragen, als auch der Endredaktion und ihren Helfern sowie nicht zuletzt allen unterstützenden Stellen, namentlich dem Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs als Hersteller dafür besonderen Dank aussprechen müssen. Die in der bewährten Weise und mit großer Umsicht erstellten, bisher stärksten Bände dieses Nachschlagewerkes erfüllen für weite Kreise eine kaum mehr zu entbehrende oder zu ersetzende Hilfestellung. Leider ist mit der Folge 11/12 Maria Kundegraber als langjährige, bewährte und erfahrene Mitarbeiterin aus der inzwischen innerhalb des Vereins für Volkskunde gegründeten „Bibliographischen Arbeitsgemeinschaft“ infolge der Übernahme neuer Aufgaben und Verpflichtungen ausgeschieden. Jeder Benützer der ÖVB wird ihr für ihre nachhaltige und zuverlässige Mithilfe ehrlich dankbar sein. Neu eingetreten sind in die bibliographische Arbeitsgemeinschaft Klaus Gottschall (zusätzlich für Wien) und Wolfgang Gürtler (für das Burgenland); Michael Martischinig hat inzwischen in sehr bewährter Weise das Bundesland Salzburg endgültig übernommen. Betrachtet man allein an den laufenden Nummern der Titelaufnahme: Folge 11/12 sind es 2370 Titel, 12/13 1660 Titel, den ständig wachsenden Umfang der bibliographischen Arbeit, so ist die Erweiterung des Mitarbeiterstabes dank der Umsicht des Herausgebers nur zu begrüßen.

Zur neuesten Folge 13/14 notieren wir einige Versehen bzw. Irrtümer: Nr. 754: Die „Knappenstube“, die Günther (nicht: Otto, wie es fälschlich schon in der Vorlage steht!) Biermann behandelt, ist kein Innenraum, sondern ein Hutmannhaus für die Belegschaft der Bergleute. – Die Verfasser der Nummern 143 und 496 sind nicht identisch, wie das Autorenregister S. 239, sub Koren, anzeigt. – Nr. 164: Maticetov statt Mitičetov; Nr. 622: Warmbad statt Warmbach; Nr. 626: liberal statt lieberal. – Nr. 1076: die Quellenangabe ist nicht eindeutig.

Die Volkskunde in Österreich hat immer wieder bewiesen, daß sie für wichtige und unerläßliche Aufgaben eine erstaunliche Opferbereitschaft und große Bürden einer entsagungsvollen, äußerlich wenig bedankten Arbeitslast auf sich zu nehmen bereit und fähig ist. Das gilt wohl auch in diesem Falle und muß vor allem dem Haupttherausgeber und seinen Helfern allen in verpflichtender Dankbarkeit attestiert werden. Nach wie vor sind beide Bände dank der geduldigen Umsicht von Margarete Bischoff mit dem so wichtigen Verzeichnis der Zeitschriften und namentlich mit den notwendigen Registern für Autoren- und Personennamen für die, nach Ländern gekennzeichneten Orte und für die Sachen erschlossen. Das ergibt weiterhin ein vorzügliches und vielseitig brauchbares Instrument der geistigen Arbeit nicht bloß für den Volkskundler, mehr vermutlich noch für den fachfremden Suchenden, den Bibliothekar und den Ausländer. Beim Durchblättern schon zeigt sich für den mit dem Fach näher Vertrauten andererseits ein erster und untrüglicher Einblick auch in die gegenwärtige Entwicklung des Faches. So möchte man es beispielsweise bedauern, daß sich der Schrumpfungprozeß auf manchen Gebieten der Volksdichtung (Abschnitte XV bis XXII) weiter fortsetzt. Gibt es in Österreich, das auf diesem Gebiet einmal so führend war, wirklich keine volkskundlich interessierten Germanisten mehr? Wo bleiben die Kollegen, die sich für die literarische Volkskunde, für Volksbuch, Trivialschriften und Massenliteratur, für Reim und Spruch, für das schöne, eigentlich sehr moderne Gebiet der Rätsel und des Quiz, für Sprichwort und Redensart, für die Formeln bei Gruß und Anrede interessieren! Auch solche Einsichten und Prognosen der künftigen Entwicklung entnimmt man erst der Österreichischen volkskundlichen Bibliographie, und auch dafür gebührt ihr aller Dank.

Oskar Moser

Volkskundliches aus Italien. Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Schloßmuseum Gobelburg. Ausstellung: Klaus Beitzl, Franz Grieshofer, Gudrun Hempel. Katalog: Gudrun Hempel. Wien, Selbstverlag des ÖMV, 1982. 66 Seiten, 1 Titelbild, 1 Karte. ISBN 3-900359-14-3.

Was sich hinter der Leitlinienbezeichnung „Zentralmuseum und Museumsdezentralisierung“ als Programm verbirgt, bedeutet nichts anderes als ein von Leopold Schmidt eingeleitetes, von Klaus Beitzl kräftig weitergetriebenes Konzept zeitgemäßer Museumspraxis zu erheblich vergrößertem, nicht nur ästhetisch befriedigendem, sondern auch „pädagogisch“ modernem, und das heißt wieder: wissenschaftlich vertieftem Anbot an das in steigendem Maße nicht nur ausflugsfreudige, sondern zunehmend auch „bildungsbeflissene“, jedenfalls am Dargebotenen auch wirklich interessierte Publikum immer breiterer Schichten unserer keineswegs nivellierten Gesellschaft, in der – gottlob! – die Kultursnobs der sich

„elitär“ Fühlenden in der Minderheit bleiben. Aber es bedeutet eine für Außenstehende kaum vorstellbare Arbeitsbelastung der Museumsbesetzung, im eigenen Hause in der Laudongasse auf Glanz zu bleiben, im einstigen Wiener Ursulinenkloster, in Kittsee, in Raabs, in Mattersburg zusammen mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, auf Schloß Gobelsburg mit dem Zisterzienserstift Zwettl auf der Höhe zu bleiben, überall zu restaurieren, zu inventarisieren, zu überprüfen, was in Jahrzehnten der Fülle kaum bewältigt hereingekommen war, neu zu katalogisieren und wissenschaftlich zu bestimmen, ja oft neu zu erarbeiten unter gewandelten Kriterien dessen, was uns heute als „Volkskultur“ zumeist der vorindustriellen Gesellschaft und in so vielen Bereichen außerdeutscher Sprachen und Kulturen der alten Donaumonarchie und – von Anfang an seit Michael und Artur Haberlandt mit der Blickrichtung auf eine *Ethnologia Europaea* als „Vergleichender Volkskunde“ – mit Staunen und Dank erfüllt. Wird es doch alles aus überreichen Depotbeständen geholt, überprüft, restauriert, aufgestellt, beschriftet, ehe dann ein so „kleiner“, aber sehr klug führender „Katalog“ eine Teilschau über „Volkskundliches aus Italien“ dem Besucher zusätzlich mit Sachbezeichnung, Kurzbeschreibung und den Maßen, mit Literaturhinweisen und – was oft so schwierig nachzuweisen ist – mit vielen nur regional für Sizilien, Sardinien, die Campagna oder Friaul und das Veneto „gültigen“ Mundartbezeichnungen ermöglicht. Hier hat eine junge Kollegin, Frau Dr. Gudrun Hempel, im Katalog samt ihrer Einführung in die Geschichte der Museumssammler aus Beruf oder Neigung (Vater und Sohn Haberlandt, Rudolf Trebitsch, Eugenie Goldstern, Emmerich Prettenhofer) Wertvolles im Nachgang zur Einführung von Klaus Beitz geleistet. Die Ausstellung wird wieder abgeräumt, sorgsam in den Depots verstaut. Was aber bleibt, das ist die wissenschaftliche Erschließung, der Katalog. Die Reihung ist lang, hier um ein besonders dankenswertes Stück musealer Leistung vermehrt.

Leopold Kretzenbacher

Schwäbische Familie. Beiträge zur Volkskunde der Banater Deutschen. Herausgegeben von Hans Gehl, Temeswar, Facla Verlag, 1981.

Im Rahmen der Aufarbeitung der Volkskunde der Banater erschienen in Temeswar neue Beiträge, herausgegeben von Hans Gehl. Dieser 4. Band mit dem Titel „Schwäbische Familie“ gliedert sich in die Abschnitte: „Wirtschaftszweige“ und „Brauchtum und Volkskunst“ und behandelt folgende Themen: Nebenzweige der Landwirtschaft (Hans Gehl), Volksnahrung im Wandel der Zeit (Karl Eugen Reb), Entwicklung des schwäbischen Hauses (Erich Lammert), Vom Handwerk zur Industrie in Jimbolia (Thomas Breier), Metallwesen in Reschitza im 18. Jahrhundert (Costin Feneşan), Frühlingsbrauchtum der Deutschböhmen im Banater Bergland (Hans Klein), Mehrsprachiges Banater Volksgut (Walther Konschitzky), Banater Erbschaftsbrauchtum (Luzian Geier), Schwäbische Dorfmusik (Luzian Geier), Banater Chortätigkeit (Erwin Lessl), Volksmotive in der Malerei der Banater Schwaben (Annemarie Podlipny-Hehn).

Was an der traditionellen Kultur dieses Gebietes besticht, ist die offenbar glückte Verquickung von schon vorhandenen Elementen mit neu dazugekommenen etwa beim Hausbau oder in den mehrsprachigen Liedern, wie sie sich in

diesen Darstellungen spannungsfrei vollzogen hat. Zu durchaus Vertrautem – des öfteren wird L. Schmidts „Volkskunde von Niederösterreich“ zum Vergleich herangezogen – kommen z. B. im Beitrag „Wirtschaftszweige“ Informationen über den Reisanbau im Banat, der anfangs von den Türken für die Herstellung ihres Nationalgerichtes begonnen wurde und nach Perioden geringeren Erfolges bis heute fortgeführt wird.

Ziel dieser Arbeiten ist es, daß die Banater durch das Festhalten und Übermitteln der Kulturwerte ihren „gleichwertigen Platz in der großen sozialistischen Familie erkennen“. Man kann nur wünschen, daß dieses Ziel von beiden Seiten angestrebt und verwirklicht wird.

Barbara Mersich

Hiltraud Ast, Die Schindelmacher im Land um den Schneeberg. Beiträge zur Kulturgeschichte des niederösterreichischen Viertels unter dem Wienerwald. Hg.: Gesellschaft der Freunde Gutensteins. (Niederösterreichische Volkskunde Bd. 13). Verlag Perlach, Augsburg 1981, 192 S., 165 Abb., dazu zahlr. Zeichnungen u. Karten; öS 350,-.

Man sollte meinen, ein Schindel wäre ein kleines Holzbrettchen zum Dachdecken. Nach der Lektüre von H. Asts neuestem Buch sieht man die Sache jedoch mit anderen Augen. Die Autorin begnügt sich nämlich nicht mit der Darstellung der Schindelerzeugung und der dazu notwendigen Geräte, sondern sie erfaßt auch das gesamte soziale und kulturelle Umfeld der Schindelmacher. Sie öffnet damit einen Blick in die vergehende Welt der „Waldbauern“ des Miesenbachtals. Da die landwirtschaftliche Nutzung des Bodens zum Leben nicht ausreichte, waren die Menschen gezwungen, einen Nebenerwerb auszuüben. Für viele war die Schindelerzeugung der einzige Unterhalt. Sie bot gegenüber der Holzkohlenerzeugung den Vorteil, bei relativ geringem Materialaufwand einen größtmöglichen Gewinn zu erzielen. Traumwandlerische Fertigkeit und ungeheurer Fleiß bildeten freilich eine unbedingte Voraussetzung.

Wie die Abhandlung zeigt, ist Schindel allerdings nicht gleich Schindel. Je nachdem, ob der Schindelstock tangential („nach dem Span“) oder radial („nach dem Scheit“) gespalten wird, unterscheidet man Scharschindel und Nutschindel, die eine spezielle Form darstellen und nur im Gebiet um den Schneeberg hergestellt werden. Im alpinen Bereich sind sonst die Scharschindel gebräuchlich, die in Kärnten zum Span reduziert werden und eine besonders weiche Deckung zulassen (Vgl. O. Moser, Das Bauernhaus und seine hist. Entwicklung in Kärnten). Die geschnittenen Dachbretter bilden eine Sondergruppe. Nach der Art der Befestigung sind Nagelschindel (können sowohl Schar- wie Nutschindel sein) und Legschindel zu unterscheiden. Die Deckung hängt von der Dachneigung ab, wofür als Begründung gleich die entsprechenden physikalischen Gesetze mitgeliefert werden. Es ist überhaupt erstaunlich, wie sehr die Autorin um die Technologie des Holzes Bescheid weiß, wobei sie ihr Wissen vor allem von den Gewährsleuten bezieht. Auf diese Weise erfährt man die Kriterien bei der Holzauswahl und die differierenden Meinungen über den günstigsten Zeitpunkt des Baumschnittes.

Die Schindelerzeugung zerfällt in der Schneeberggegend in vier Arbeitsvorgänge: Schneiden, Spalten, Glätten und Einziehen der Nut, wozu man die Zugsäge,

Hacke und Schlägel (im Gegensatz zum Schindelisen), Reifmesser, Schindelklemme oder Heinzelbank und das sogenannte „Niamesser“ zur Herstellung der Nut benötigt. Sehr interessant weiß die Autorin über die Leistungen eines Tagewerkes, über die Arten der Verrechnung, über die Preise und über den Transport zu berichten, der nur von wenigen durchgeführt werden konnte, die über entsprechendes Zugvieh und über die nötigen Fahrnisse verfügten. Der Abnehmer gewann dadurch ein völlig anderes Bild vom Schindelmacher. Der Verkauf war durch Mautpflicht und Absatzmarkt streng geregelt, denen man gelegentlich durch Schmuggelfahrten zu entkommen trachtete. Historische Nachrichten und Zahlenmaterial unterstreichen die wirtschaftliche Bedeutung der Schindelerzeugung in der Vergangenheit. Die Versuche einer Mechanisierung – es wurden sogar eigene Maschinen konstruiert – und die Bemühungen der Konservierung zur Erstreckung der Lebensdauer eines Schindeldaches konnten aber den Siegeszug des Hartdaches nicht aufhalten. Hand in Hand mit dieser Änderung, die H. Ast ausführlich beschreibt, erfolgte eine Änderung der Dachkonstruktionen, die sie zueinander in Preisrelation setzt.

Der zweite Teil des Buches enthält eine Höfegeschichte von Miesenbach, darunter auch des Gauerhannhofes. Es werden dabei Urbare, Inventurprotokolle und der Zustandsbericht nach den Türkeneinfällen von 1683 herangezogen und daraus jeweils die entsprechende Stelle zitiert: „Haus ist abgebrannt, der Bauer abgefangen, das Weib mit 5 Kindern vorhanden; Vieh ist alles hin, Fechsung alle verwüestet“. So bedrückend diese Nachrichten sind, sie sind kennzeichnend für dieses Buch und für die Arbeiten von H. Ast, in denen stets das menschliche Schicksal und das Arbeitsleben im Mittelpunkt der Untersuchung stehen. Die „Niederösterreichische Volkskunde“ erhält dadurch eine würdige Fortsetzung, die allerdings nur über die Gesellschaft der Freunde Gutensteins, A-2770 Gutenstein, bestellt werden kann.

Franz Grieshofer

Attila Paládi-Kovács, A magyar parasztság rétgazdálkodása – Praxis rusticorum Hungariae in oeconomia pratorum (Die Wiesenwirtschaft der ungarischen Bauern). 542 Seiten, 41 Karten, 159 Abb. im Text, mit deutscher Zusammenfassung (S. 531–542). Budapest: Akadémiai kiadó, 1979. ISBN-963-05-1770-1.

Dieses Buch behandelt ein Thema, welches in den meisten europäischen Ländern noch der volkskundlichen Bearbeitung bedarf, nämlich das der reinen Wiesenwirtschaft. Untersuchungsgebiet ist der ungarische Sprachraum innerhalb des Karpatenbeckens; zeitlich bilden die 2. Hälfte des 19. und die 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts – also die Epoche des Kapitalismus in Ungarn – den Schwerpunkt. Bemerkens- und nachahmenswert ist, daß der Verfasser der historisch-ethnologischen Deutung der Produktionsmittel, -techniken und -erfahrungen zwar große, aber nicht ausschließliche Aufmerksamkeit schenkt: genauso beschäftigt er sich mit allen Fragen wie Arbeitsleistung und -lohn, Futtermittelverkauf, Preisverhältnissen auf dem Heumarkt.

Der Band zerfällt in zehn Hauptkapitel, die hier zumindest angedeutet werden sollen: I. Geschichte der Forschung (unter Einbeziehung auch des übrigen Europa, mit zahlreichen Literaturverweisen); II. Vier Phasen der ungarischen Wiesen-

und Futterwirtschaft von den Anfängen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts; III. Wechselwirkungen zwischen Futterwirtschaft und ökologischen Faktoren (Wiesentypen, Relation Anbauflächen : Heuwiesenflächen : Heuertrag); IV. Formen des Wiesenbesitzes (Feldgemeinschaft, Arten des Besitzes der Feudalherren und Bauern, Wiesenpacht); V. Technische Fragen der Wiesenbewirtschaftung (Rodung, Düngung, Bewässerung . . .); VI. Anzahl und Zeitpunkt der Schnitte, Arbeitsgeräte und -techniken, Trocknung; VII. Heueinbringung (Tragen und Traggeräte, Schlitten, Schleppen, Wagen); VIII. Arbeit: Frondienst, Lohnarbeit, Gemeinschaftsarbeit, Wanderarbeit (Organisation und Lebensverhältnisse der Wandermäher); IX. Orte und Arten der Heulagerung (Schoberung, Scheunen, Heuböden . . .); X. Terminologie der ungarischen Wiesen- und Futterwirtschaft.

Zahlreiche Abbildungen, mehrere Register und eine umfassende Bibliographie runden den Band ab, dessen Material u. a. durch einen ausführlichen Fragebogen erhoben und z. T. kartographisch ausgewertet wurde. Der Inhalt der 41 Karten wird durch ein der deutschsprachigen ausführlichen Zusammenfassung beigegebenes Verzeichnis auch demjenigen vermittelt, welcher der ungarischen Sprache nicht mächtig ist. Trotz – oder gerade wegen – des guten und in die Problematik einführenden Resümees würde man sich eine Übersetzung in eine gängigere Sprache – und dadurch angeregte Untersuchungen in unseren Breiten – wünschen.

Olaf Bockhorn

Helmut Sperber, Die Pflüge in Altbayern (Außentitel). Die Entwicklung der Pflugformen in Altbayern vom 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Diss. München). München, Bayerische Blätter für Volkskunde/Bayerisches Nationalmuseum, 1982. 273 S., 562 Abb. u. Zeichnungen. Beilage: Inventar der Pflüge in Altbayern (München 1977), 5 S. u. 243 Inventarblätter mit 243 Abb.

Die Drucklegung dieser ersten umfassenden Darstellung der vorindustriellen „Pflüge in Altbayern“ von Helmut Sperber ist überaus dankenswert. Dies wohl nicht nur aus quasi innerbayerischer Sicht, wie Wolfgang Brückner und Lenz Kriss-Rettenbeck als fördernde Herausgeber meinen, sondern natürlich auch im weitesten Interesse der allgemeinen vergleichenden Pflugforschung. Die von Torsten Gebhard angeregte und von Leopold Kretzenbacher mitbetreute Münchener Dissertation entstand in der Mitte der siebziger Jahre und hatte es sich zum Ziel gesetzt, die historischen und traditionellen Pfluggeräte im altbayerischen Kernbereich, d. h. im wesentlichen in den bayerischen Regierungsbezirken Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz (mit geringen, kulturgeographisch bedingten Grenzkorrekturen gegenüber der Neuabgrenzung zu „Neubayern“ [Schwaben, Franken]), nach den jeweils noch faßbaren Beständen im Gelände bzw. in den Museen und nach der bisherigen Fachliteratur systematisch aufzunehmen und darzustellen. Für H. Sperber sind dabei „Gegenstand der vorliegenden Untersuchung der Pflug und seine Teile, seine Konstruktion und Funktion, seine Anspannvorrichtung und Zugtiere, seine Typologie und Nomenklatur sowie seine Entstehung, Entwicklung und Verbreitung“ (S. 15). Wer also einigermaßen um die komplexen Aufgaben und Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung weiß, wird gewiß den wichtigen Band mit Interesse und begründeten Ansprüchen zur Hand nehmen.

Nach dem Studium des mit Ernst und Fleiß gearbeiteten und durch ein über hundert Seiten starkes, subtiles Bilder-, Tabellen- und Registerwerk erschlossenen Opus wird man sicherlich feststellen, daß der Verfasser dabei sowohl arbeitsorganisatorisch wie auch methodisch und sachsystematisch Außergewöhnliches geleistet hat. Nicht zuletzt gilt das auch hinsichtlich der Beherrschung und Einarbeitung der bis dahin vorhandenen allgemeinen und regionalen Spezialliteratur von Karl Heinrich Rau bis Haudricourt/Delamarre, E. Klein, H. Koren bzw. U. Bentzien sowie von R. Braungart, L. W. Medicus usw. bis zu Max Udo Kasparek und Torsten Gebhard. Besonderes Lob aber verdienen Verfasser und Herausgeber durch die zusätzliche Beigabe des umfangreichen separaten Inventarteiles im Anhang, mit dem sämtliche vom Verfasser erfaßten Sachzeugen bayerischer Pflüge genauest dokumentiert und in sehr schönen anschaulichen Strichzeichnungen (als Umzeichnungen!) festgehalten sind.

H. Sperber gliedert seine Darstellung in eine relativ knappe Einleitung und fünf „Hauptteile“. In jener bespricht er Anlaß und Voraussetzungen seiner Untersuchung sowie Quellen und „Methodik“ derselben (S. 15–23). Er ist durchgehend und spürbar um eine Straffung der immerhin beachtlichen Stoffmassen bemüht, und nicht zuletzt verdient die klare und einfache Sprachform hervorgehoben zu werden. Der Verfasser selbst konnte noch 47 Pfluggeräte in Feldforschung ermitteln, an Museumsmaterial standen ihm 228 Pflüge zur Verfügung. In begrenztem Umfang konnte Sperber ferner Archivalien und historisches Bildmaterial heranziehen, wobei er freilich vorwiegend auf bereits veröffentlichtes Quellenmaterial greifen mußte. Es sollte nicht unerwähnt bleiben, daß er in solchen Fällen kritisch vorgeht und manche Klarstellungen einbringt. Hinsichtlich seiner „Methodik“ vermeint der Verfasser vornehmlich Hanns Koren und Ulrich Bentzien folgen zu können, deren grundlegende Erkenntnisse in der historischen und stratigraphischen Sachanalyse in der Tat auch für ihn immer wieder entscheidend sind. In Wirklichkeit prägen Sperbers Buch aber doch die spezifisch regionalen Gegebenheiten Altbayerns in ganz entscheidender Weise und machen es neben den beiden genannten neueren Pflugdarstellungen im deutschsprachigen Raum und den übrigen Ländermonographien zum Pflug in Europa (I. Balassa, Br. Bratanić, H. Chevalier, J. E. Dias, H.-C. Dosedla, P. V. Glob, R. Jirlow, E. Klein, P. Michelsen, B. Orel, J. M. G. van der Poel, Carlo Poni, G. Ränk, F. Šach, P. Scheuermeister, A. Steensberg, Chr. Vakarelski u. a. m.) zu einem neuen, selbständigen und grundlegenden Darstellungswerk dieser Art.

Zweifellos hat sich der Verfasser mit seinen Pflugforschungen in Bayern, wie sie hier nun vorliegen, allein schon berechtigten Ruf erworben. Und es liegt nur in der Natur der Sache, daß vor allem dort, wo er eben auf literarische oder bildmäßige Quellen allein angewiesen blieb, manche Fragen weiterhin offen bleiben müssen, sosehr sich Sperber bemüht, auch zu den seit langem „ausgestorbenen“ Pflugtypen wie insbesondere zur „Arl“ und zu bestimmten altertümlichen „Haken-Pflügen“ aus seiner Sicht und Erfahrung Stellung zu beziehen. Er bleibt dabei hinsichtlich ihrer konstruktiven Grundformen (und im Gegensatz zu Br. Bratanić, P. Scheuermeister, Dr. Šach, U. Berner o. a. etwa) vor allem doch Heinz Kothe verpflichtet, dessen Grundterminologie er übernimmt, obwohl dies sonst eigentlich nicht allgemein üblich ist. Zu wünschen wäre es vielleicht auch gewesen, wenn H. Sperber schon im einführenden ersten Hauptteil zur allgemeinen Pflugsystematik den von ihm durchgehend verwendeten und für Altbayern kennzeich-

nenden Begriff des sogenannten „Messersechs“ (bzw. „Zugankers als Messersech“) von dem des eigentlichen „Sech(messers)“ prinzipiell abgesetzt und unterschieden hätte. Aufbau und äußere Entwicklung der Arbeit haben es ferner mit sich gebracht, daß der Verfasser bei Verweisen insbesondere auf das reiche und wichtige Abbildungsmaterial nicht gerade den einfachsten Weg gegangen ist; obwohl er die Abbildungsverweise sogar marginal ausgerückt hat, entdeckt man beispielsweise erst nach Durcharbeitung des Gesamtwerkes, daß für die eigenartige und pfluggeschichtlich sicher wichtige „Arl von Zwiesel“ (S. 31) nicht nur die etwas undeutlichen Abbildungen 541–542 und die Details Abb. 26–27 vorhanden sind, aus denen man sich einfach kein richtiges Bild dieser Pflugtype selbst machen kann (es handelt sich um den südböhmischen Nákolesník-Typ), sondern doch auch die wesentlich klareren Abbildungen 480 bzw. im Inventar Blatt 243. Weiters sollte deutlicher vermerkt werden, daß vom Text her nur über das sogenannte Inventarverzeichnis (S. 163–166) der Zugang zu dem später erstellten, aber ungem. wichtigen und aufschlußreichen „Inventar“ selbst zu finden ist, weil dieses offenbar aus innerbayerischen Aspekten heraus und für den Außenstehenden nicht ohne weiteres einsehbar nach den heutigen Verwahr- und Standorten der einzelnen Geräte alphabetisch und nicht nach einer sinnfälligeren Nummernreihe geordnet und angelegt ist, was an sich nur den Vorteil hat, daß man die Pflugbestände der einzelnen (Museums- oder Sammlungs-)Standorte leichter überblicken kann.

Den vorliegenden Aufriß zu den Pflugbeständen Altbayerns hat Helmut Sperber selbst inzwischen nicht unwesentlich ergänzt und erweitert, ohne dies hier zu berücksichtigen*). So steht also zu hoffen, daß diese Arbeit zwar einerseits ein verlässliches und sicheres Fundament für die Pflugforschung in Bayern (und in dessen Nachbarräumen) bleiben wird, andererseits aber doch auch zu weiterer vertiefender und ergänzender Beschäftigung mit den Ackergeräten in Bayern und in Mitteleuropa überhaupt anregen sollte.

Oskar Moser

*) Allein für Bayern wären u. a. daher nachzutragen: Torsten Gebhard – Helmut Sperber, Alte bäuerliche Geräte aus Süddeutschland, 2. neubearbeitete Auflage, München–Bern–Wien (1978), 191 S. mit über 250 Abb.; Helmut Sperber, Pflug und Arl in der Oberpfalz (= Sonderdruck aus der Zeitschr. „Oberpfälzer Heimat“, Band 24), Weiden i. d. Oberpfalz 1980, 46 S. mit 44 Abb.; derselbe, Pflüge, Eggen, Ackerwalzen – Schwere Ackergeräte aus Bayern und den Ostalpen (= Schriften des Freilichtmuseums des Bezirkes Oberbayern, Heft 7), Grossweil bei Murnau 1980, 85 S. mit 173 Abb.; Heinz-Christian Dosedla, „Bairischer Leitenpflug“ und „Österreichischer Gebirgs-Radlo“. Bemerkungen zu einem Kapitel volkskundlicher Ackerbaugeräte-Forschung in den Alpenländern. In: Bayer. Jb. f. Volkskunde 1977, S. 1–23 mit 13 Abb. (Dosedlas Studie erscheint bei Sperber zwar in der Bibliographie [S. 141], konnte jedoch im Text wohl nicht mehr berücksichtigt werden). Hinzuweisen wäre weiter noch auf Helmut Sperber, Pflugforschung in Bayern. In: Reiner Hefte für Volkskunde I, Heft 1, Rein (Steiermark) 1980, S. 31–72.

Attila Paládi-Kovács (Hrsg.), Traditionelle Transportmethoden in Ostmitteleuropa. MTA Néprajzi Kutatócsoport – Budapest 1981, 161 Seiten, Groß-8^o mit zahlr. Abb. (Fotos), Zeichnungen und Karten (als Manuskript gedruckt).

Methoden und Geräte zur Lastenbeförderung sind ohne Frage ein sehr wesentlicher und zugleich vielseitiger Sachbereich des Lebens in jeder Wirtschaftsstufe. Wie Béla Gunda zum Abschluß (S. 161) sehr treffend bemerkt, haben sich an diesem Themenkreis schon moderne Künstler und Schriftsteller von Mihály Munkácsi bis Marc Chagall gewiß wohl nicht zufällig und immer wieder „begeistert“. Die Volkskunde und europäische Ethnologie hat dagegen derlei Dinge eher stiefmütterlich und erst in jüngerer Zeit mit etwas mehr entsprechender Aufmerksamkeit bedacht, vermutlich weil es sich hier um Fragen und Gegenstände von besonderer Komplexität zum einen und um solche von fast banaler Alltäglichkeit zum anderen Teil handelt.

Im Herbst 1979 hatte nun die Ungarische Akademie der Wissenschaften zusammen mit einigen regionalen Fachinstitutionen in Nordost-Ungarn, und zwar am Rákóczi-Museum in Sárospatak, zu einem Spezialsymposium über „Traditionelle Verkehrsmittel und Transportmethoden im Raum der Karpaten und des Balkan“ eingeladen. Ein Bericht darüber wurde von Attila Paládi-Kovács am Ethnographischen Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest erstellt und liegt nunmehr auch in einer international zugänglichen, vorwiegend übrigens deutschen Textfassung vor. Nach dessen 20 Referatstexten waren Fachleute aus fast allen Ländern Ostmitteleuropas mit Ausnahme Jugoslawiens vertreten; von Mittel- und Westeuropa erscheint unter den Referenten nur Alexander Fenton (Edinburgh), mit dem allerdings eine sehr glückliche Verbindung zu ähnlichen Bestrebungen und Unternehmen vorher in Europa etwa über den „Land-Transport“ gegeben ist*).

Aufs Ganze gesehen, ergaben diese Verhandlungen eine in dieser Dichte vermutlich erstmalige und dementsprechend auch für uns wichtige Bestandsaufnahme und einen Überblick über die verschiedensten herkömmlichen Transportmethoden und -geräte in Ostmitteleuropa, die hier beschrieben und z. T. auch vergleichend behandelt werden. Schon deshalb wird man diese gut ausgestattete Sammelschrift als ein großes Verdienst der Initiatoren und Veranstalter wie auch der Herausgeber betrachten, zumal sich die Beiträge durchwegs auf einem beachtlichen wissenschaftlichen Niveau befinden, wenn sie sich auch naturgemäß bei so verschiedener Herkunft an unterschiedlichen Zielsetzungen, Aufgaben und Methoden orientieren. So werden also in etlichen Fällen allgemeine Gesamtübersichten zum Transportwesen versucht. Eine stärkere Gruppe von fünf Referaten beschäftigt sich mit menschlichen Traggeräten und Körpertransport, mehrere Arbeiten sind bemerkenswerterweise dem Wagen (vornehmlich in Bulgarien und Ungarn) gewidmet oder behandeln Einzelgeräte (Schulterjoch, Tragstock, Rinderjoch, Pferdegebisse, Wagnerei). Auch der Wassertransport ist mit zwei Referaten vertreten (Treibler, Flößer). Eine leider nur kurze Zusammenfassung befaßt sich mit der interessanten Frage der „Wege und Gehsteige in den Westkarpaten als Verkehrsmittel des volkstümlichen Transportes“ (Ludvík Baran, S. 123–125). Das erinnert an das Wort von Béla Gunda, der in seiner inhaltsreichen Einleitung

*) Vgl. A. Fenton – J. Podolák – H. Rasmussen, Land Transport in Europe (Festschrift für Axel Steensberg). København 1973.

über „Die Probleme der traditionellen menschlichen Traggeräte auf der Balkanhalbinsel und in den Karpaten“ (S. 9) feststellt: „Wir können getrost behaupten, daß das konservativste Element der Gegend der Weg ist. Völker und Siedlungen verschwinden, die Wege bleiben aber erhalten.“

Bei der Fülle des eingebrachten Materials können hier nur wenige Einzelreferate angeführt werden, weil sie wichtige Vergleichsgrundlagen ergeben, wie etwa die Betrachtungen des Esten Ants Viires (S. 33–36) über die Altersschichten von Astschleifen, Gabelschleifen und Gestellschlitten an den Osträndern Mitteleuropas oder über die verschiedenen Wagentypen und ihre eigenartige „Zwischenposition zwischen den alten Bauernkulturen von West-, (Mittel-) und Osteuropa“ (S. 36). Unter den gerätemonographischen Arbeiten seien ebenso vermerkt die Übersicht von Attila Paládi-Kovács über „Water carrying Yokes in the Carpathian basin“ (S. 85–92) und die Untersuchungen von Nikolay Kolev über den Wagen mit seitlichen Stemmleisten (Leuchsen/Lissen) in Nordbulgarien (S. 93–100) und von László Keszi-Kovács über denselben im Karpatenbecken (S. 107–116), beide Referate enthalten auch wertvolles terminologisches und wortvergleichendes Material. Sándor Bodó versucht, einen Überblick über die „Jochformen in Mitteleuropa“ für die Rinderbespannung zu geben; seine Übersichtskarte zur Verbreitung von „Joch“ und „Jar(em)“ geht allerdings völlig fehl, was den Raum am Ostrande Österreichs bzw. in Nordjugoslawien betrifft, auch vermißt man im Literaturverzeichnis grundlegend wichtige Titel von W. Mörgeli, W. Jacobeit und H. Koren. Dagegen erscheint Bodós Zusammenstellung von Einzeljochen im Anschluß an seine ausführliche Untersuchung von 1969 für Ungarn sehr nützlich. Außerhalb der Länder des östlichen Mitteleuropa liegen Beobachtungen Alexander Fentons über Tragstock, Saumsattel und verschiedene Formen altertümlicher Stangenschleifen und deren Verwendung in Nord-Schottland (S. 25–32). Künftige Forschungen zum überlieferten Transportwesen oder über Transportgeräte werden jedenfalls diese überaus nützliche Sammelschrift zu den entsprechenden Transportpraktiken in den Ländern des östlichen Mitteleuropa schwerlich entbehren können.

Oskar Moser

Gorazd Makarovič, Slovenska ljudska umetnost. Zgodovina likovne umetnosti na kmetijah. Državna založba Slovenije • Ljubljana 1981, 429 Seiten, 641 z. T. farbige Abbildungen (english Summary).

An mehr und weniger gelungenen Darstellungen und Bildbänden über Werke regionaler oder nationaler Volkskunst besteht heute kaum ein Mangel. Eine Ausnahme dürfte darin aus mehrfachen Gründen der vorliegende und stattliche Band über „Die slowenische Volkskunst – Eine Geschichte der bildenden Kunst auf den Bauernhöfen“ machen. Seit den ausgreifenden Bemühungen von A. Sič (1919–1923), J. Karlovšek (1935–1939) oder O. Grebenc (um 1940), die das unverkennbare und reiche Volkskunsterbe des slowenischen Volkes zunächst noch zeichnerisch und rein formal zu erfassen suchten, hat man in Slowenien und namentlich in den dortigen Museen dessen Studium in unzähligen Einzeluntersuchungen und fallweise auch in konzentrierter Sachforschung vorangetrieben. Es fehlte jedoch bisher an einer entsprechenden zusammenfassenden Gesamtüber-

sicht. Der neue schöne Band schließt also zweifellos eine spürbare Lücke. Doch muß man auch die Art, wie sich der Verfasser dieser gewichtigen Aufgabe unterzieht, als neuartig und in gewisser Hinsicht auch als ungewöhnlich bezeichnen.

Gorazd Makarovič kommt von der Kunstwissenschaft zur Volkskunstforschung. Er hat sich bisher vor allem mit der populären Imagerie Sloweniens beschäftigt, zuvorderst mit der Malerei auf den sogenannten Bienenbrettchen (slow. panjske končnice), über die er im Anschluß an die Arbeiten von Emilijan Cevc mehrfach veröffentlicht hat. Makarovič hat sich später jedoch auch mit den verschiedenen Volkskunsttheorien bei uns kritisch auseinandergesetzt. Für ihn ist alle „bildnerische Kunst am Bauernhof“ keineswegs eine selbständige und universelle künstlerische Kategorie mit unveränderlichen, konstanten Axiomen, sondern vielmehr jene bildnerische Kunstübung („likovna umetnost“), die die Zeit- und Stilkunst jeweils unter wechselnden örtlichen Einflüssen in den unteren – will sagen – bäuerlichen Volksschichten hinterlassen hat¹⁾. Da gilt also weder der herkömmliche Begriff „Volkskunst“ im Sinne von A. Riegl, A. Spamer, A. Haberlandt und anderen, noch erscheinen ihm Bezeichnungen wie „Kollektivkunst“ zutreffend, noch genügt der Hinweis auf den sogenannten „genius loci“ im Sinne A. Haberlandts oder auf den „genius populi“, und zwar selbst dort, wo derlei Formulierungen als Rückhalte für ein allfälliges nationales Selbstverständnis dienen. Alle diese Thesen verwirft G. Makarovič, weil sie nach seiner Auffassung schon in ihrem Ansatz „von den gesellschaftlichen oder kulturellen Veränderungen unberührt bleiben“²⁾. Obgleich sie sehr verbreitet und allgemein üblich sind, bedeuten sie für ihn ein Symptom für den Rückzug der Kunstwissenschaft wie überhaupt der humanistischen Wissenschaften aus „jeglichem sozialen Engagement“³⁾. Ihm scheint es daher „. . . nicht möglich, die Volkskunst als eine bildnerisch oder künstlerisch selbständige, zeitlich und räumlich universale Kategorie vollwertig zu definieren“⁴⁾. Vielmehr handle es sich bei ihr „. . . um jene Kunstübung, die mit dem Volk in enger Verbindung steht, d. h. mit dessen unteren Sozialschichten, und zwar in den jeweils eben spezifischen strukturalen Bindungen“⁵⁾.

Mit dieser sehr deutlich einschränkenden Grundauffassung zieht sich in der Tat G. Makarovič quasi auf das rein empirisch festlegbare, historische Material der Volkskunst Sloweniens zurück. Die Kunstgeschichte bleibt in der Vorderhand, die Volkskunde findet bei ihm eigentlich gar nicht statt. Sein neues Buch liefert dafür nunmehr die Probe aufs Exempel. Warum und wieso der slowenische Bauer – wie der Verfasser meint – erst seit seiner allmählichen sozialrechtlichen Befreiung, d. h. praktisch seit 1782 sein Haus, seine Stube, sein Arbeitsgerät und seine Tracht gerade so und nicht anders gestaltet und künstlerisch ausgestaltet hat, das wird sich freilich aus dem sozialgeschichtlichen oder sozio-ökonomischen Vektor

¹⁾ G. Makarovič, *Kaj je ljudska umetnost?* In: *Slovenski etnograf XXIII/XXIV*, Ljubljana 1970/71 (erschienen 1972), S. 9–18, hier S. 12–15.

²⁾ Ebenda S. 13.

³⁾ Ebenda S. 14.

⁴⁾ Ebenda S. 15.

⁵⁾ Ebenda S. 15. G. Makarovič selbst formuliert dies auf S. 18 in seinem englischen Summary mit folgendem Satz: „. . . the folk art can be defined as such art, which is structurally connected with life of people (lower social classes)“.

der Zeitstrukturen allein wohl kaum beantworten oder gar erklären lassen. Man sollte also vor einer genauen Klärung der wirklichen Abläufe und Umstände in dieser Hinsicht nicht neue Thesen auf unerlaubte Verallgemeinerungen und bloße Annahmen aufbauen. Erst vor kurzem haben zwei unverdächtige Fachleute aus der Tschechoslowakei auf die allbekannte Tatsache hingewiesen, „ . . . daß jedes auch noch so bescheidene Volkskunstwerk vor allem eine wichtige, außerhalb des ästhetischen Bereiches liegende Funktion habe, manchmal sogar eine ganze Reihe anderer bedeutsamer Funktionen, und daß die Kunstfertigkeit oft unwillkürlich entstehe, ja oft nicht einmal vom Autor selbst besonders geschätzt werde. Beweist also nicht gerade diese (übrigens auch in Makarovičs Buch deutlich in die Augen springende) Tatsache . . . den unwiderstehlichen Drang des Volkes, eine Sehnsucht zu stillen, anstelle ‚nützlicher‘ Dinge auch bei Gegenständen des täglichen Gebrauchs die übliche Norm Überschreitendes zu schaffen?“ Und begründeter erschiene mir mit jenen noch die Frage: „Handelt es sich hier um eine Art Revolte der Armut (oder ist diese Revolte ein zumindest nicht ganz zu vernachlässigender Aspekt) gegen den bloßen Utilitarismus, der dieser Kunst zugedacht ist?“⁶⁾.

Für eine erste Orientierung des Lesers begnügt sich G. Makarovič allerdings mit einer nur sehr knapp auf vier Spalten einführenden Einleitung (S. 5–6). Ebenso versucht der Autor in knapp sechs abschließenden Spalten (S. 405–407) eine im wesentlichen doch sozial- und wirtschaftshistorische bzw. kunst- und stilgeschichtliche Summe aus dem von ihm ausgebreiteten beträchtlichen Material zur Volkskunst in Slowenien zu ziehen. Bei dessen stofflicher Gliederung und im Aufbau des Ganzen folgt er einem gleichfalls eher von der Oberfläche her bestimmten Prinzip der „Systemisierung“, wobei es ihm zunächst um die äußere Abhängigkeit von der Architektur und Innenstruktur der Bauernhöfe sowie um die Beziehungen zwischen dieser Art von Kunst und dem Hofleben dort geht (S. 6). Für den Autor ergeben sich daraus fünf große Sachgruppen, in denen jeweils Erscheinungen der Außenwelt, dann solche der häuslichen Innenwelt, ferner die Volkskunst in Verbindung mit der Arbeit und zu besonderem Gebrauch und schließlich verschiedene Gebilde bei Fest und Feiern oder besonderen Anlässen zusammengefaßt sind. Im einzelnen behandelt er Gegenstand für Gegenstand in dessen historischen und stilgeschichtlichen Entwicklungsabläufen mit Beziehung eines sehr umfassenden und stets authentischen Bestandmaterials, dessen äußeren Befund er sehr gewissenhaft und exakt beschreibt und datiert.

Was nun auf diese Weise erfaßt und festgelegt wurde, beginnt bei den einzelnen Bauelementen des Hauses, führt über die Hauszier und -malerei bis zu den Bienenbrettchen, von den Innenräumen und Raumdecken über Möbel und Hausrat bis zur religiösen Volkskunst, zum verzierten Arbeitsgerät, zu Tracht und Schmuck, Andachtsbild, Kalender und Spielzeug und schließlich zu den verschiedenen Dingen des Brauchlebens und der Festgestaltung.

In dieser immerhin überschaubaren Anordnung ergibt das einen gewaltigen Stoff, der hier sowohl im Gelände als auch in der bisherigen slowenischen und einiger sonstigen Literatur mit Sorgfalt verifiziert und ausgewiesen erscheint. Für Fernerstehende hätte sich freilich zur leichteren geographischen Orientierung die

⁶⁾ Vgl. Véra Hasalová und Jaroslav Vajdiš, Die Volkskunst in der Tschechoslowakei. Artia – Prag (1974), S. 12.

Beigabe einer entsprechenden Übersichtskarte und eines Ortsregisters empfohlen. Weitest in der Erfassung und Behandlung der einzelnen Sachgruppen Ausgewogenheit und Vollständigkeit erreicht werden konnten, das läßt sich nicht ganz leicht feststellen. Begrüßung wird man jedenfalls die Aufnahme und z. T. erstmalige Herinnahme des populären Bilderwesens, angefangen von der nicht unbedeutenden figuralen Hausmalerei besonders in den alpen- und karstnahen Gebieten (S. 64–78) und ebenso von der für Slowenien besonders charakteristischen Bienenschnitt-Imagerie (S. 86–92) über die reiche religiöse Volkskunst (S. 94–102) bis zur modernen populären Graphik (S. 332–347), einem Sachgebiet, das auch dem Verfasser wohl näherstand. Kenner der Materie dürften jedoch auch für Spezielleres dankbar sein, das hier auch meist wohl erstmalig dargestellt oder zusammengefaßt wird. So wären jedenfalls zu notieren: die Eisenkunst einiger Oberkrainer Werkstätten an den schönen Fenstervergitterungen (S. 40–46), die eingehende Behandlung der verschiedenen volkstümlichen Möbel Sloweniens (S. 155–209), Keramik und Irdenware (S. 221–235), Schmuck und Trachtenbeiwerk (S. 288–322), Stock und Stab (S. 325–329), die landschaftlich verschiedenen Arten von Deckengehängen (S. 380–382), die österlichen Weihkorbdecken („velikonočni prtici“) (S. 367–369) und die reiche Kunst der Ostereier („pisanice“) (S. 369–375) in Slowenien.

Bei der Fülle des meist auch bildlich gut Dargebotenen ist es leider nicht möglich, hier auf Einzelheiten überhaupt einzugehen. Vieles wäre ja gerade aus der Sicht der unmittelbar benachbarten Überlieferungen in Österreich, namentlich in Kärnten und Steiermark, dazu zu sagen. Allerdings geht auch der Autor selbst in seiner Betrachtungsweise kaum auf solche weiterführende Ausblicke der Volkskunde ein. Kulturgeographische oder kulturgeschichtliche Zusammenhänge innerhalb Sloweniens werden fallweise kurz gestreift, nirgends aber über die Grenzen des Landes hinaus weitergeführt. Herkunftsfragen oder Probleme vergleichbarer, sich oft unmittelbar aufdrängender Sachverhalte, die wichtigen Probleme um die eigentlichen Hersteller vieler dieser Dinge werden nur selten berührt und die doch entscheidende Tatsache, daß diese alle ihr Vorhandensein letztlich ja bestimmten äußeren und inneren Anstößen und Motivationen, Funktionen, Bindungen und Sinngewandungen seitens ihrer vormaligen Besitzer verdanken, alles das bleibt bei Makarovič ganz außer Betracht.

Das Buch muß freilich auch als ein erstes und dazu umfassendes, in seiner Exaktheit der Nachweise und Beschreibungen sicher verdienstvolles und bleibendes Hauptwerk über die Volkskunst in Slowenien, vor allem auch zu deren Bestandserfassung und Inventarisierung beurteilt werden. Als solches wird es gewiß für lange Zeit ein äußerst nützliches und wertvolles, leicht benützbare Nachschlagewerk darstellen, das in jedem Fall die außergewöhnliche musisch-künstlerische Begabung des slowenischen Volkes in großer Breite offenlegt, auch wenn wir glauben, daß hier so manches aus diesem breiten künstlerischen Fundus noch gar nicht mit-erfaßt worden ist.

Oskar Moser

Werner Endres, Straubinger Renaissance-Keramik einer Hafnerwerkstätte „Vormidern Tor“, mit einem Beitrag von Werner Schäfer, Straubinger Hafnerei in der frühen Neuzeit. Beiheft zum Jahresbericht des Historischen Vereins für Straubing und Umgebung, 83. Jahrgang, 1981. 8°. 88 Seiten mit 74 Abbildungen und 8 Tafeln, Straubing 1982.

Diese, dem Andenken an den bekannten Straubinger Lokalforscher Josef Keim gewidmete Veröffentlichung beschäftigt sich mit einem umfangreichen, 1912–1914 gesammelten und 1965 noch ergänzten Fundbestand aus einem Werkstattbruch vor dem „Nidern Tor“ im Ostrandbereich der Stadt. Einleitend hiezu bringt W. Schäfer einen historischen Überblick über die Hafner der Stadt. Wenn auch vor allem lokalhistorisch interessant, so enthalten seine Ausführungen doch auch verschiedentlich Hinweise von überregionaler Bedeutung, wobei besonders auf die Vorschrift der Hafnerordnung aus 1470 zu verweisen ist, wonach die Hafner auf den Gefäßen neben dem Stadtzeichen auch ihr eigenes Zeichen anzubringen hätten. Eine Begründung für diese Verordnung wird nicht gegeben, man wird sie aber vielleicht in Parallele zu den Töpfermarken der Passauer Hafner sehen dürfen. Das umfangreiche Fundgut wird von W. Endres nach Gruppen gegliedert besprochen und hiebei besonders technologische Beobachtungen in den Vordergrund gerückt. Das ist umso wertvoller, als ja solche Einzelheiten noch viel zu wenig von der Keramikforschung beachtet worden sind. Auf alles näher einzugehen würde zu weit führen, aber die reichen Reste an figural verzierten Kachelbruchstücken müssen doch eigens hervorgehoben werden. Und da dürfte es eine ganz seltene Ausnahme sein, wenn Kachelmotive mit solchen auf Kleinkupferstichen in eine direkte Vergleichsbeziehung gesetzt werden können. – Die besten Stücke des Fundbestandes werden auf 74 Fotos festgehalten (in dem mir freundlicherweise vom Verfasser übermittelten Exemplar fehlen leider die Fotos 43–46), die Typen hingegen sind in Profilzeichnungen auf 8 Tafeln zusammengestellt, womit eine gute Vergleichsbasis für weitere Materialien geboten wird. W. Endres hat sicher recht, wenn er das Topfrandstück Nr. 40 (Tafel 4) als nicht dem Gesamtfundbestand zugehörig anspricht: es handelt sich zweifellos um den Rest eines Kröninger Topfes mit „Kompositrand“ des 18. Jahrhunderts. Der Fundbestand vom „Nidern Tor“ ist in die Zeit zwischen 1560 und 1570 zu stellen, ihm folgt chronologisch der zweite wichtige Aufschluß vom „Parkhaus West“, den W. Endres gleichfalls für die Veröffentlichung bearbeitet. Damit werden dann zwei Komplexe vorliegen, von denen man schon heute sagen kann, daß sie zu den Ecksteinen der süddeutschen Keramikforschung im Rahmen der frühen Neuzeit gehören werden. Man wird jedenfalls diese zweite Veröffentlichung schon jetzt mit großem Interesse erwarten dürfen.

Richard Pittioni

Ofenkachel und Model aus dem Kröninger Umfeld des 17. bis 19. Jahrhunderts.

Der Storchenturm, Geschichtsblätter für die Landkreise um Dingolfing, Landau und Vilsbiburg. Sonderheft 5, herausgegeben von Fritz Markmiller. 16⁰. 48 Seiten mit 1 Abbildung im Text und VIII Tafeln, Dingolfing 1982.

Nachdem F. Markmiller bereits das Heft 31 des „Storchenturm“ der weiteren Erforschung der Kröninger Manufakturen gewidmet hatte (Vgl. ÖZV 85 1982 151 f.), wird nun im vorliegenden 5. Sonderheft im Verfolgen der Kröninger Problematik noch weiter ausgegriffen. Zum Kröninger Problem selbst hat R. Haller noch einige urkundliche Belege für den Nachweis solcher Keramik aus dem Bayerischen Wald vorgelegt, die bis in das frühe 19. Jh. reichen. An sich chronologisch für die Kröninger Produktion bedeutungsvoll, sagen sie aber nichts darüber aus, mit welchen Farben diese späten Stücke versehen waren. Ein zweiter Beitrag aus

der Feder des verstorbenen E. Maierhofer (Jesendorf) über den Abbau in den Tonlagern um Kröning bringt interessante Hinweise auf die Vorkommen des für die Kröninger Hafner so wertvollen Rohstoffs. Ergänzend hiezu schiene es aber nicht uninteressant, Proben solcher Tone einer eingehenden petrographischen Untersuchung zuzuführen, was vielleicht sogar für ein Absetzen der als Hauptthema besprochenen Ofenkacheln und Modeln aus der Salzburger Strobl-Werkstatt aufschlußreich sein könnte. Ich bin zwar nicht darüber informiert, ob man die aus dieser Werkstatt stammenden Objekte auch auf ihre Materialzusammensetzung schon überprüft hat, man könnte sich aber vorstellen, daß eine solche Untersuchung u. U. eine gewisse Hilfe für die Herkunftsbestimmung solcher Objekte sein könnte. Vor allem dann, wenn für die Kröninger Tone eine andere Entstehung nachzuweisen wäre als für jene des Salzburger Alpenvorlandes. Der von F. Markmiller festgestellte Nachweis von 4 Kacheln und 1 Modelbruchstück mit der Inschrift „RS. 1642“ im Museum Dingolfing und der hiedurch gegebene Zusammenhang mit der Strobl-Werkstatt in Salzburg könnte vielleicht durch Materialprüfungen noch weiter unterstützt werden. Die im Anschluß an solche bayerisch-salzburgische Beziehungen angedeuteten Hinweise zum Kröninger Geschirrhandel erhalten durch das Fundmaterial aus Stadt und Land Salzburg sehr konkrete Ergänzungen, wie aus den Aufsammlungen von Frau N. Wattek auf dem Mönchsberg und von H. Adler in Lofer hervorgeht. – Den in der Vilsbiburger Ausstellung vereinigten Kachel- und Modelbestand beschreibt L. Grasmann unterstützt von VIII Tafeln, auf denen die wichtigsten Objekte dargestellt sind. Leider sind die auf der Rückseite der Tafeln angebrachten Inventarnummern links/rechts vertauscht worden. – Den Herren F. Markmiller und L. Grasmann, den Hauptvertretern der Kröninger Keramikforschung, wird man für alle ihre Initiativen und aufschlußreichen Forschungsergebnisse dankbar sein müssen. Hoffentlich regen sie eine gleiche Aktivität in Oberösterreich und Salzburg an. Der Gegenstand würde es wohl verdienen.

Richard Pittioni

Melanie Kaarma, Aino Voolmaa: Eesti rahvarõivad (. . . Estonian Folk Costumes, Estnische Volkstrachten) Tallinn, „Eesti Raamat“, 1981, 461 S., zahlr. Skizzen und Abbildungen.

Mari Sumera: Rahvarõivaste valmistasijuhend. Tallinn „Eesti Raamat“ 1981, 166 S. zahlr. Sissen.

Melanie Kaarma: Muustrilehed. Tallinn „Eesti Raamat“ 1981.

Estland, heute Sowjetrepublik, hatte in der Vergangenheit durchaus seine eigene Geschichte. Die sprachliche Nähe zu Finnland – das Estnische gehört zu den finno-ugrischen Sprachen – und die kulturellen, religiösen und Handelsbeziehungen über den Deutschen Ritterorden zum Baltikum, nicht zuletzt das benachbarte Rußland drückten dem Land ihre Stempel auf. Auch die Schweden, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts an den Küstenstreifen lebten, hinterließen Spuren auf den Inseln Estlands und dem Norden und Westen des Landes. Durch eine Verquickung dieser verschiedenen Elemente und gegenseitigen Kulturaustausch erfuhren z. B. die Trachten eine Weiterentwicklung und Sicherung ihres Bestandes. So gehört zu den vielen gemeinsamen Zügen mit der Kleidung der baltischen Völker ein tunikaartiges Hemd, ein viereckiges Umschlagtuch und der um die Hüften

geschlungene Wickelrock. Von lettischen Kontakten zeugen die zuckerhutförmigen Hauben im Südwesten Estlands, die hinten gerafften langen Männerhosen und in manchen Gegenden sogar die ganze Tracht. In Ostestland finden sich besonders bei den Setukesen im Nordosten etwa beim Tragen des gegürteten Hemdes über der Hose oder bei den Stickereien deutliche Einflüsse der russischen Volkskultur. Die Schweden brachten ein zweiteiliges Hemd und Langröcke mit vertikaler Rückennaht mit auf die Inseln. Kontakte zu den Finnen beweisen die sog. finnischen Schuhe und Stiefel.

Besitzunterschiede zeigten sich in der Anzahl der Kleider, in der Qualität der Stoffe und dem Reichtum der Verzierungen. Das Gesinde auf den Guts- und Bauernhöfen wurde oft mit Kleidungsstücken entlohnt, sodaß „die an die Zimmermädchen, Ammen u. a. vom Gutshof ausgeteilten Kleider (. . .) modische Neuerungen unter den Bauern verbreiteten“.

Wenige Unterschiede gab es in der Kleidung der ledigen und verheirateten Männer, die sich auch die Stadtmode schneller aneigneten, während die Bekleidung der Frauen nach Stand und Alter streng getrennt war. Kopfbedeckung und Schürze wurden erst von den verheirateten Frauen getragen, dann aber ständig. Als Trauerfarbe galt einst weiß; das Hochzeitskleid wurde als Bestattungshemd verwahrt. Große Bedeutung galt dem Schmuck, diente er doch nicht bloß der Verzierung, sondern vor allem der Abwehr gegen das Böse. Schon beim Durchbruch des ersten Zahns bekamen die kleinen Mädchen eine Perlenschnur um den Hals gelegt. Auch ein fest um den Körper gewickelter Gürtel hatte apotropäische Wirkung, ebenso Handschuhe, die manchmal sogar im Sommer getragen wurden.

Modische Elemente bürgerten sich seit dem 17. Jahrhundert ein, so die Kniebundhosen der Männer, die Hauben und die weiten, längsgestreiften Röcke. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgte durch die größer gewordene Bedeutung der Geldwirtschaft ein Übergang zur Stadtmode, der in bezug auf Alter, soziale Zugehörigkeit und verschiedene Traditionen unterschiedlich verlief.

Gleichzeitig mit der Verringerung der lokalen Differenzen in der Kleidung in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand die Idee der estnischen Nationalbewegung und damit der Gedanke der Verwendung und Verbreitung der Trachten für bestimmte feierliche Anlässe.

Eben für die Anfertigungen von „nationalen Kostümen“ soll das Buch von Melanie Kaarma und Aino Voolmaa ein Ratgeber sein. Dies ist aber nur eines der Ziele, denen dieses ausgezeichnete Werk gerecht wird. Schon die Tatsache, daß praktisch alle Texte (Vorwort, Einleitung, Übersicht von Kostümteilen und ihre detaillierte Beschreibung) auf estnisch, russisch, englisch und deutsch zu lesen sind, macht das Buch für einen über den der Fachleute hinausgehenden Leserkreis benützlich.

Die Autorinnen, unter ihnen Aino Voolmaa, die in fast 30jähriger Tätigkeit Materialien sammelte, nahmen folgende Gliederung vor: Nach dem Vorwort geben sie in der Einleitung ausführliche Hinweise auf kulturelle Einflüsse der Nachbarvölker und auf Funktion und Entwicklung der Trachten. In der „Übersicht von den Kostümteilen“ werden anhand von Skizzen alle Typen und Teile der Frauen- und Männerkleidung erläutert: Hemden, Röcke, Schürzen, Gürtel, Taschen und Beutel, Leibchen, Kamisole und Jacken, Halstücher (Brusttücher, Schulterhalstücher), Kopfbedeckungen und Kopfschmuck, Schmuck; Hemden, Hosen, Röcke,

Westen, Halstücher, Gürtel, Kopfbedeckungen. Dann die „gemeinsamen Kleidungsstücke der Männer und Frauen“: Oberbekleidung, Handschuhe, Strümpfe, Kniebänder, Schuhwerk und abschließend Kinderbekleidung.

Dann folgt der eigentliche Hauptteil: Von etwa 30 Kirchspielen Süd-, Nord- und Westestlands sowie der Inseln werden nun die Trachten präsentiert. Eine farbige Zeichnung zeigt zwei oder drei Personen aus der jeweiligen Gegend, danach werden die Trachtenteile beschrieben und in Details auf Farb- und Schwarzweißfotos abgebildet; man kann also Strick-, Stick- und Webmuster und die Schmuckstücke genau erkennen.

Die Objekte stammen übrigens aus den Sammlungen des Staatlichen Ethnographiemuseums der Estnischen SSR, ebenso die Fotos und Zeichnungen, die Daten kommen aus dem Archiv des Museums, aus Fragebögen und aus dem Fr.-R.-Kreutzwald-Literaturmuseum der AdW der Estnischen SSR.

Diesem „Hauptband“ über die estnischen Volkstrachten sind nun in estnischer Sprache ein Band von Mari Sumera mit Anleitungen und Schnittmustern zum Nähen der Trachten und eine Mappe mit den Strick-, Stick- und Webmustern, zusammengestellt von Melanie Kaarma, beigefügt.

Die Autorinnen haben es sich mit diesem Unternehmen nicht leicht gemacht, und der Verlag hat das Buch so gut ausgestattet, daß das Durchstudieren Information und Lesevergnügen zugleich bietet. Es bleibt zu hoffen und zu wünschen, daß dieses Beispiel Nachahmer findet.

Barbara Mersich

Boris Kuhar (Hg.), *Noša narodov in narodnosti jugoslavije. National Costumes of the Nations and Nationalities of Yugoslavia* (Engl. Zusammenfassung). *Vodnik po razstavi*. Ljubljana, Slovenski etnografski Muzej, 1982. 51 Seiten, 32 Abb.

Das Slowenische Ethnographische Museum zeigt 1982 in Laibach eine Ausstellung der National- und Nationalitätentrachten Jugoslawiens in Zusammenarbeit mit den Museen der anderen Republiken und autonomen Provinzen.

Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts konnte man an der Kleidung noch die Bewohner einer bestimmten Region und auch eines bestimmten Standes erkennen; die Vielfalt der Elemente hatte also durchaus unterscheidenden Charakter.

Verschiedenste Einflüsse sozialer, religiöser und ökonomischer Art bewirkten eine ständige Weiterentwicklung und Veränderung, andererseits finden auch Spuren griechischer, byzantinischer und türkischer Kultur in den Trachten von Kosovo, Serbien, Makedonien, Bosnien und Herzegowina ihren Niederschlag; in Kroatien, der Vojvodina und Slowenien merkt man die Lage in Mitteleuropa.

Volkskundler aus den Museen der einzelnen Republiken bearbeiteten auch mit ergänzendem Bildmaterial die Ausstellung und den Katalog.

Barbara Mersich

Wilhelm Theopold, *Votivmalerei und Medizin – Kulturgeschichte und Heilkunst im Spiegel der Votivmalerei*. Verlag Karl Thieme, München (1978), 172 Seiten, reich illustriert mit Farb- und Schwarzweißrepros, Groß-4⁰ (33×26 cm).

„Was die Votivmalerei besonders reizvoll macht, ist die ständige Begegnung von Himmel und Erde, die immer wiederkehrende Vereinigung von Szenen aus der irdischen und der himmlischen Welt und die unaufhörliche Verknüpfung von Wirklichkeit und Wunder. Ich kenne keine Kunst, in der dieses Thema so unablässig variiert wird“ (S. 30). In dem prächtigen und sich zunächst als Bildersammlung anbietenden Großband läßt schon der vorstehende Satz aufhorchen. In der Tat beschäftigt sich hier ein vordergründig medizin-geschichtlich interessierter Arzt mit einem keineswegs einfachen Sachthema, auf das er selbst erst durch ein Altöttinger Mirakelbuch in einem Antiquariat fast zufällig gestoßen war. Sein gut faßlich und allgemein verständlich geschriebener Text zeigt neben den vortrefflichen Bildwiedergaben, daß sich der Verfasser ganz bewußt an ein breites und kulturgeschichtlich interessiertes Leserpublikum wendet und daher keinen Anspruch auf eine letzte wissenschaftliche Ausschöpfung dieses großen Themas, geschweige denn auf Vollständigkeit erhebt. Umso bemerkenswerter erscheint mir indessen die umfassende und fundierte Darstellung desselben, die darin jedenfalls über die heute so beliebte „Vermarktung“ volkskundlicher Stoffe durch die Verlage und über die dabei groß aufgemachten, leider aber oft sehr oberflächlichen Bild-Großbände hinausgeht. In dieser Hinsicht bietet der schöne Band, wie es mir scheint, nicht nur medizinhistorisch eine interessante und bemerkenswerte Zusammenfassung, sondern mit seinen umrahmenden Kapiteln zugleich eine gute und leicht faßliche Einführung in das Gesamphänomen des volkstümlichen historischen Votivbildes.

Der Verfasser hat dazu die wichtige und reichlich vorhandene volkskundliche Literatur mit herangezogen. Er übernimmt Leopold Schmidts These vom Ursprung des eigentlichen Votivbildes aus dem Stifterbild und Epitaph des Spätmittelalters (S. 14), sucht einen Überblick über die „ältesten Votivbilder“ in deutschen und italienischen Landen zu geben (S. 47–52), wobei man freilich Bilder aus Mirakelzyklen (Altötting) hier nicht direkt anziehen wird können (S. 50). Schwierigkeiten bedeuten für den Verfasser z. T. die Bildinschriften und Abbriviaturen mit ihrer Auflösung. Bemerkenswert sind ferner noch die Hinweise auf „moderne Votivtafeln“ (S. 52–54). Auch was W. Theopold sonst einleitend über Begriff und Herkunft des Votivbildes, über dessen Zusammenhänge mit dem Patronats- und Wallfahrtswesen seit dem Mittelalter sowie über die besonderen „Eigenarten der Votivmalerei“ vorbringt (Gnadenstrahl – Darstellungsmittel – Gebärden – verschiedene Perspektiven – Krötensymbolik – brennendes Herz – Schlangensymbolik) und was er über die Geschichte der „Heilkunst im Spiegel der Votivmalerei“ als seinen Hauptabschnitt hinaus über die vielfältigen Inhalte und religionsgeschichtlichen Aspekte dieses Genres mitteilt (Gefahren im bäuerlichen Alltag – Naturgewalten – Mord und Brand – Tortur und Züchtigung – Vom Tode), ist für die Volkskunde beachtenswert, deren Erkenntnissen er sich in vielem anschließt, wenn er dazu gelegentlich auch meint, sie seien „für unsere Betrachtung von geringerer Bedeutung“ (S. 14). Hervorzuheben ist allein schon die Wiedergabe und ausführliche Besprechung der vielen Bildbeispiele, unter denen nicht nur solche aus Bayern, sondern auch interessante Beispiele aus der Schweiz (Niederrickenbach, Emmetten), dem schwäbischen Raum, aus Österreich und

Südtirol sowie von einigen Wallfahrtsorten Italiens (Madonna del Monte bei Cesena) vertreten sind. Als deren Standort oder Besitzer wird fallweise auch das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien oder das „Tiroler Landesmuseum für Volkskunde“ (gemeint ist vermutlich wohl das „Tiroler Volkskunstmuseum“ und nicht das Landesmuseum Ferdinandeum!) angeführt.

Besonders hervorheben möchte man die Sachlichkeit und meist auch die Einläßlichkeit bei der Beschreibung der Bildinhalte. Eine ganze Reihe sonst selten zu findender Wiedergaben solcher Bilddenkmäler sei besonders hervorgehoben, z. B. Oberwargau-Allerheiligen (S. 15), Mühlberg bei Waging (S. 17), St. Koloman zu Hochstätt in Schwaben (S. 20), eine vortridentinische Dreifaltigkeit mit den drei Tiara tragenden göttlichen Personen aus Weißenlinden/Obb. aus dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg (S. 28), der verunglückte „Schöff-Zug“ 1764 vor Braunau am Inn (S. 30), eine Votivtafel vom Sonntagberg/NÖ. (S. 39), die Wiltener Tafel von 1487 (S. 48), ein italienisches, noch dem Stifterbild nahestehendes Bilddenkmal von 1460 aus Madonna del Monte bei Cesena (Italien), zahlreiche durch ihre drastische Realistik hervortretende Votivtafeln aus Ober- und Niederbayern, ein „Jedermannsbild von 1760“ aus Stuhlfelden im salzburgischen Pinzgau und nicht zuletzt vorne zur Einbegleitung, aus Wiener Privatbesitz stammend, das hübsche Atelierbild des Altausseer „Marterlmalers“ Josef Haier (1816–1891).

Wie in einer ganzen Reihe von Tafelwerken über das volkstümliche Votivbild wird damit auch hier der Imagerieforschung und religiösen Volkskunde manches Wichtige geboten, das zu dem medizinhistorischen Grundthema dieses Buches ergänzend hinzutritt. Es enthält auch eine nach Kapiteln gegliederte, wenngleich verkürzte Bibliographie mit etlichen seltenen alten Buchtiteln. Als ausgesprochenem Sachbuch möchte man ihm jedoch auch ein Namen- und Sachregister dringend wünschen.

Oskar Moser

Walter Scherf, Lexikon der Zaubermärchen. (Kröners Taschenbuchausgabe), Alfred-Kröner-Verlag, Stuttgart 1982. – XXI, 538 S.

Scherf hat sich durch eine Reihe einschlägiger Publikationen als Fachmann im Bereich der Volksliteratur-Forschung ausgewiesen. Hier hat er nun klug und mutig den Versuch unternommen, in Form eines Lexikons Einführungen in eine Reihe von Zaubermärchen – 74 entstammen den KHM, je 6 Bechstein und Perrault, die restlichen 37 Themen verschiedenen Quellen – zu vermitteln. Freunde und Interessenten des Buch- und teilweise auch des Kunstmärchens werden gern danach greifen und daraus Gewinn ziehen.

Mit einer gewissen Verblüffung stellt man freilich zunächst fest, daß jenes Werk, das der Eigenart des vorliegenden Lexikons in seinem einführenden Charakter am nächsten kommt – Friedrich von der Leyens „Das deutsche Märchen und die Brüder Grimm“ (Düsseldorf, 1964) – nicht erwähnt wird und daß der Name von der Leyen im sonst sehr genauen und ausführlichen (36 Spalten umfassenden) „Register der Personen“ nicht aufscheint.

Scherf ist zweifellos unabhängig von von der Leyen und ganz anders vorgegangen. Er geht stärker auf Strukturelemente des jeweiligen Märchens ein, und er bringt vor allem – was man beim Leyenschen Werk so vermißt hat – ausführliche Sekundärliteratur und gute Register. Es läßt sich damit also wesentlich besser arbeiten.

Problematisch bleibt das Lexikon jedoch zunächst hinsichtlich der Auswahl: „Es stellt alle wichtigeren Typen vor und bezieht Grenz- und Zweifelsfälle aus dem Bereich der Tiermärchen, der religiösen und der Novellenmärchen ein. Anhand von rund 120 allgemein bekannten Leitfassungen wird eine typologische Übersicht des europäischen Zaubermärchens geschaffen . . .“ (S. XI.) Objektive Kriterien, was wichtig oder wichtiger ist, gibt es beim Märchen nicht, man kann höchstens nach der Häufigkeitszählung vorgehen oder subjektive Urteile treffen. Eine Akzentuierung des Lexikons auf Märchen des deutschen Sprachraumes und damit auf die bekanntesten und verbreitetsten deutschen Sammlungen hätte diese Problematik etwas einkreisen können. So aber dominiert eindeutig die Welt deutscher Ausgaben, daneben finden sich vor allem nordische und russische Märchen, französische Kunstmärchen neben einem einzigen französischen Volksmärchen. Der Süden Europas, der zum Teil seit dem Mittelalter als Brücke der Märchenströme eine bedeutende Rolle gespielt hat, ist kaum berücksichtigt.

Dieser grundlegenden Problematik steht andererseits eine Fülle von geschickt ausgewähltem Material und von feinsinnig formulierten Interpretationen gegenüber. Man merkt die Breite der Kenntnisse des Autors, seine sachliche und fachliche Kompetenz, die Akribie seines Vorgehens. Auch die vorausgeschickte allgemeine Einführung ist knapp, aber klar. Vor allem aber ist durch die alphabetische Anordnung der Typen dem großen Leserkreis das Auffinden der gesuchten Märchen erleichtert. Das könnte noch erweitert werden, wenn die Verweise und Querverweise nicht nur Titel, sondern gleich auch die Seitenangaben enthalten würden.

Da Scherf von konkreten Fassungen ausgeht, muß er das jeweilige Motiv je nachdem von hinten oder von vorne aufrollen; andererseits kommt er damit sicher dem Leser entgegen, der ja nicht ohne Kenntnis einer bestimmten Version an die Stoffgeschichte herangeht. Schwierig wird diese Vorgangsweise freilich, wo es sich um größere Stoffkomplexe handelt, in denen dann die einzelnen Züge sehr breite Varianten und auch gegensätzlich Abläufe des Inhalts nach sich ziehen können. Wir nennen als Beispiel nur den polymorphen Komplex des „Mädchens ohne Hände“ (S. 260), das mit einer ganzen Reihe von Tochtermotiven in die verschiedensten Richtungen ausgestrahlt ist. Will man aber von Komplexen ausgehen, dann müßte man auch jene Sammelstoffe erwähnen, wie „Der Dämon und das Kind“ (oder die Kinder), zu denen vom Polyphem-Märchen, das bereits in verschiedenster Gestalt begegnet, bis zum „Rotkäppchen“ und „Hänsel und Gretel“ oder „Der kleine Däumling“ verschiedene Zwischenfassungen führen. Der Sinnzusammenhang eines solchen komplexen Stoffes kann extrem ausufern, und ein italienisches Märchen zeigt die Motivik von „Rotkäppchen“ und „Hänsel und Gretel“ in einem.

Bei manchen Verweisen muß man einen Umweg gehen, so wird man etwa vom „dankbaren Toten“ auf den „Reisekameraden“ verwiesen, um dann die Ausgangsfassungen – die Geschichte des Buches Tobit – unter „Die verwünschte Königstochter“ zu finden.

Hier fehlt ein Hinweis auf ein dankbares Tier, das in die gleiche Funktion eintreten kann wie ein dankbarer Heiliger. Auch dieser Komplex hat in den verschiedenen Mischgattungen – Zauber-, Tier-, Legendenmärchen – sehr voneinander abweichende Fassungen hervorgebracht.

Bei einzelnen der behandelten Abschnitte könnte man noch an Ergänzungen denken – so beim „gestieflten Kater“ an Straparola, beim „Dornröschen“ an Sarnelli –, aber Vollständigkeit ist bei diesem Umfang nie zu erreichen. Derlei Lücken wiegen auch umso geringer, als das Lexikon primär nicht dem Fachmann, sondern einem großen Kreis von Lesern dienen will, der nicht von der Volkskunde, sondern von der Literatur her Aufschluß sucht. Das soll nun keineswegs heißen, daß nicht auch der Volkskundler bei Scherf sehr viel in exakter Aufbereitung und Anordnung finden kann, das bisher in ähnlicher Weise nicht zugänglich war. Das Lexikon bildet daher eine dankenswerte Ergänzung bisher vorliegender Nachschlagemittel.

Felix Karlinger

Teréz Marosi, Tulajdonnevek a magyar népmesékben/Eigennamen in den ungarischen Volksmärchen. Herausg.: Lehrstuhlgruppe für Ungarische Sprachwissenschaften der L. Eötvös-Universität. Budapest 1981. 65 S.

Das Büchlein ist nicht nur für die ungarische, sondern auch für die europäische Märchenforschung von großer Bedeutung. Die Verfasserin stellte die in ungarischen Volksmärchen vorkommenden Eigennamen zusammen, die zu einem beachtlichen Teil echte Personennamen sind, z. B. Andreas, König Attila, Jankó Pfefferkorn, Paul Bergbeweger, Sankt Georg, Nikolaus Weltberühmte Schön. In ungarischen Volksmärchen kommen auch die Namen Gottes, Jesu und des Heiligen Geistes als Personennamen vor. Höchst beachtenswert sind die sogenannten Märchennamen, wie Ali Baba, Rumpfküh, Steinböckelner, Schwarzkönig, Eisenkneiter, Schneewittchen. Auch Abendstern, Sonne und Mond werden als Personennamen gebraucht. Andere Personennamen entstanden aus Ortsnamen, z. B. Theiß, und gewöhnlichen Namen, z. B. Morgenrot, Wind, Weißmädchen. Auch die in den Märchen vorkommenden Tiernamen Schwein, Pferd, Kuh, Hund, Katze usw. werden aufgezählt. In den ungarischen Volksmärchen sind zahlreiche Ortsnamen (Land, Stadt, Dorf, Gewässer, Berg) bekannt. Die Helden dieser Märchen kennen also nicht nur das Weltmeer, ungarisch Operenciás-Meer, sondern auch England, Frankreich, Deutschland, Schweden, Amerika, Wien, Paris und London. Es gibt auch Phantasienamen wie Rabenreich, Schwanreich, Feeburg, Glasberg, Kleienreich usw. Insgesamt enthält die Arbeit von T. Marosi 1500 Eigennamen, es wäre nicht besonders schwierig gewesen, sie auch in deutscher Übertragung zu bringen; so könnte auch die internationale Märchenforschung das Buch mühelos gebrauchen. Der nächste Schritt wäre die ethnographische und etymologische Erklärung der Eigennamen der ungarischen Volksmärchen.

Béla Gunda

Hans-Georg Beck, Byzantinisches Lesebuch. 412 Seiten. C. H. Beck-Verlag, München 1982. DM 48,-.

Wer immer im heutigen Südosteuropa der verschiedensten Polit- und Gesellschaftssysteme wandert, dem drängen sich, sobald er den lateinisch geprägten Volkboden der Slowenen wie der Kroaten verläßt, in Fülle die Zeugen geistigen und kunstschaftenden Wirkens von Byzanz auf. Es gilt für den Theologen wie für den Historiker, den Kunsthistoriker und in – vorerst noch zu wenig herausgestellter, aber schier unüberschaubarer Kraft der Auswirkungen – reichem Maße gerade auch für den wandernd schauenden und erkennenden Volkskundler. Nicht nur das Geistliche einer religiösen Volkskunde, vielmehr auch Sprache, Brauchtum, Bilderbe und Sagüberlieferungen mannigfachster Art sind von jenem durch gut tausend Jahre bestehenden, seit 1453 noch ein weiteres halbes Jahrtausend fort„lebenden“ Phänomen Byzanz bestimmt. Dies bei allen Südostvölkern slawischer, albanischer, rumänischer, verständlicherweise am stärksten griechischer Zunge. Die im späten 19. Jahrhundert gegründete, zumal in Wien und in München durch bedeutende Gelehrte aufgebaute Wissenschaft der Byzantinistik, vermochte hier Erstaunliches zu leisten, für breitere Kreise allerdings durch die hohen Barrieren des Mittel- wie des Neugriechischen oft zu schwer zugänglich. Umso erfreulicher, wenn ein führender Byzantinist unserer Tage ein möglichst breite Teile des „Lebens“ in Byzanz einbeziehendes „Lesebuch“ mit Übersetzungen aus wichtigen Selbstzeugnissen von Byzanz zwischen der Spätantike und der Glaubensspaltung sowie dem zu späten Wiederannähern von Byzanz an den Westen im Abendlicht seines Unterganges vorlegt. Immer aus den (genau zitierten) Primärquellen und den Übersetzungen, jeweils versehen mit knapper Charakteristik von Autor und Situation, moderner Editionen usw. Nun hatte Hans-Georg Beck seine Art, Byzanz als ein vielschichtiges Phänomen (auch als Problem allzulange verkannter europäischer „Randkultur“) zu sehen, in einer Vielzahl von Werken vorgetragen: „Kirche und theologische Literatur im byzantinischen Reich“, München 1959 (835 Seiten); „Geschichte der byzantinischen Volksliteratur“, München 1971 (233 Seiten); vgl. dazu Österr. Zs. f. Völkde XXV/4, 1971, S 356–358); „Das byzantinische Jahrtausend“, München 1978 (382 Seiten). Dazu treten zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen, z. T. als Sitzungsberichte der Akademien zu München, Wien, Athen und London, manches auch gesammelt im Bande „Ideen und Realitäten in Byzanz“, London 1972 (Variorum Reprints). Diese so viele Gebiete des kirchlichen, staatlichen, wirtschaftlichen und „Verfassungen“ (die es nicht kodifiziert gibt!) widerspiegelnden „Lebens“ überschaubar zu machen, fällt bei der so sehr verschiedenartigen Quellenlage, was Dichte, Gewichtigkeit, Direktaussage, ironische oder satirische Paraphrasierung betrifft, gar nicht leicht. So steht denn auch nicht „Volkskundliches“ in besonderer Blickschau und Darstellungsabsicht aufgrund der Quellenauswahl im Vordergrund. Dennoch aber wird eben auch der Volkskundler reich belohnt, wenn er Byzanz an sich vorüberziehen sieht in vorsichtig-zeitnahe übersetzten Quellen zu den Sachgruppen „Skizzen und Anekdoten aus den Historikern“, „Die Krone und ihr Schatten“, „Politik und Verwaltung“, „Der Literat“, „Der epische Held“ (mit vielen metrischen Übersetzungen, etwa aus dem erzählmotivreichen Zyklus der Grenzkämpfer-Epik um Digenis Akritas), um „Leichte Literatur“ zwischen Geschäftsfreunden, über „hl. Narren“ (saloi) usw., dazu über so beherrschende Seinsformen des für allzu viele Voreingenommene allzu sehr mit Weihrauch erfüllten „Lebens“

von Byzanz in Sparten wie „Kirche, „Theologie und geistliches Leben“, über „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“ mit köstlichen Mirakelgeschichten, über „Das Leben der Mönche“ mit kritischen Stellen zum Breitgestreuten der Originalberichte zwischen den Aussprüchen der Wüsten- und Athos-Asketen und den Nutznießern solcher Art „Gesicherheit“ im klösterlichen Leben, das sich – verständlicherweise bei der Vielfalt geistlicher (übrigens auf dem Athos heute noch unglaublich stark voneinander unterschiedener) Formen des idiorhythmischen oder des koinobitischen Lebens in Klöstern, Mönchsdörfern, Kellien, Einsiedeleien spiegelt. Ein für den Volkskundler besonders köstliches Kapitel ist jenes der Direktaussagen zum „Alltag“ (S. 339–378), das auch manches täglich im Erbbereich von Byzanz unter den heutigen Südostvölkern abfragbare Sprichwort als Erfahrungsweisheit und Lebenshilfe enthält. An das erstaunlich sparsam Ausgesprochene der „Liebesdichtung“ schließt sich zum Zitatennachweis ein Register der byzantinischen Namen, Begriffe, Persönlichkeiten, Rangbezeichnungen, Maße usw., die dem Leser der übersetzten Quellen genauere Hinweise geben, ihn verleiten können, eben auch als Volkskundler sich dem gleichsam für eine Ethnologia Europaea unverzichtbaren Bereich der nachwirkenden Lebensformen von Byzanz zu nähern. Bedient man sich solcher und von der Gesamt-Byzantinistik reichlich dargebotener Hilfsmittel, eine unter den Volkskndlern unverkennbare „Schwellenangst“ vor Byzanz und seinen Folgen, seinem Erbe zu überwinden, darf man reichen Lohnes in erweitertem Wissen und Verstehen der Regionalkulturen unserer abendländischen Vielfalt gewiß sein.

Leopold Kretzenbacher

Claude Lecouteux, *Les monstres dans la littérature allemande du moyen-âge. – Contribution à l'étude du merveilleux médiéval*. Kümmerle Verlag, Göppingen 1982. – 3 Bände: 346, 272, 51 S. (Mit zahlreichen Abbildungen im Text.)

Die Welt des Ungewöhnlichen, Extraordinären und Wunderbaren gibt einem großen Teil der deutschen Literatur des Mittelalters ihr Gepräge. Die Bibliographie (Bd. 2, S. 245–268) vermittelt einen Eindruck, wie groß das Einzugsgebiet des Themen- und Motivkreises ist, und aus welchen Quellen die verschiedenen Vorstellungen und ihre Umsetzung in die Darstellung stammen.

Das vorliegende Werk ist wie die anderen Studien von Lecouteux mit Akribie und großer Sachkunde geschrieben und erweist sich gerade auch für die Volkskunde als eine Fundgrube besonderer Art.

Der 1. Band beginnt mit einer Analyse der Begriffe und der Vorstellungen des Monster-Komplexes. In fünf Kapiteln werden dann die wichtigsten Erscheinungsformen vorgestellt: der „wilde“ Mann, die Riesen, die Zwerge, monströse menschliche Wesen und tierische Abnormitäten.

In einem zweiten Abschnitt verweist Lecouteux auf die verschiedenen Quellen der Mythologie, kirchlicher und volkstümlicher Vorstellungsarten.

Ein dritter Teil ist dem Umsetzen in die literarische Darstellung gewidmet. Der 2. Band bringt ein „Dictionnaire“, eine Art alphabetisches Lexikon der Monster, geteilt nach anthropomorphen und zoomorphen Phänomenen. Von den „Acephales“ (Kopfflosen) reicht die Serie bis zu den Werwölfen und umfaßt dabei die

berüchtigten Typen, wie die Kynokephalen (Hundskopfmenschen), die bärtigen Frauen (mit deren Vorstellung indirekt auch die St.-Kümmernis-Legende zusammenhängt), Hermaphroditen, gehörnte Menschen und vogelartige Schnabelmenschen, Wald- und Wassergestalten, Faune und Satyrn.

Die zweite Gruppe erfaßt monströse Tiere, wie wir sie auch aus zahlreichen Märchen und Sagen kennen: Basilisken, Drachen, Einhörner und Schlangen. Aus beiden Abschnitten wird ersichtlich, in welchem starkem Ausmaß volkstümliche Elemente in der mittelalterlichen Literatur wirksam gewesen sind; wir sehen weiter ebenso: wie die orale Erzähltradition wiederum aus diesen schriftlichen Quellen gespeist werden konnte.

Auffallend bleibt der breite Versuch einer Visualisierung der verschiedensten Vorstellungen im Mittelalter, demgegenüber der Bildbereich im 18. und 19. Jahrhundert gewaltig zurücktritt. Zugleich aber erkennen wir, daß selbst die bildhafte Darstellung des Mittelalters noch die Illustration bis herauf zu den Bilderbogen des 19. Jahrhunderts beeinflußt hat.

Der 3. Band schließlich bringt Quellenzitate und Tafeln sowie einen Blick hinüber über die Grenze des deutschen Schrifttums.

Trotz der Breite des Werkes kann es nicht vollständig sein, doch enthält es alle wichtigen Phänomene als eine „Summa monstrorum“. Der Autor hat ein gewaltiges Stück Arbeit geleistet, auf dem manche Einzelstudien werden aufbauen können. Mancher wird freilich bedauern, daß die Ausgabe nicht in deutscher Sprache vorliegt.

Über die Literaturwissenschaft und die Volkskunde hinaus bietet das Werk auch der Religionswissenschaft und der Psychologie allerhand interessante Materialien als ein Spiegel mittelalterlichen Geistes in antipodenhafter Gegenüberstellung zur Philosophie und Theologie.

Felix Karlinger

Cătălina Velculescu, *Cărți populare și cultură românească*. Bukarest 1982. 189 S.

Die Autorin gehört zu den besten Kennern des rumänischen Volksbuches und hat sich bisher nicht nur durch eine Reihe von Studien zu diesem Thema ausgewiesen, sondern auch als Mitherausgeberin eine zweibändige analytische Bibliographie des rumänischen Volksbuches besorgt, die ihren Wert unter anderem auch darin hat, daß sie nicht nur die Druckausgaben, sondern auch die sehr zahlreichen Manuskripte der erzählenden Volksbücher umfaßt.

Die nun vorliegenden Forschungen akzentuieren vier ausgewählte Probleme: Volksbuch und seine Umsetzung in Werken der darstellenden Kunst, Probleme zwischen geschriebener und erzählter Volksliteratur, soziologische Forschungen zum Lesepublikum und die Ausgabe einiger Manuskripte.

Der erste Abschnitt zerfällt in zwei Kapitel, deren eines über die Einhorn-Parabel und das andere über symbolische Jagd im Barlaam-Komplex und in anderen Quellen berichtet. Gerade das Einhorn-Kapitel ist eine wichtige Ergänzung für den rumänischen Bereich zu den Forschungen Kretzenbachers. (Mystische Einhornjagd. Deutsche und slawische Bild- und Wortzeugnisse zu einem geistlichen Sinnbild-Gefüge. München 1978.)

Der zweite Abschnitt untersucht die komplizierten Wechseleinflüsse zwischen volkstümlichen und gelehrten Quellen und den Niederschlag innerhalb der verschiedenen Erscheinungsformen. Im Südosten haben sich die so gegensätzlichen Welten der Volkskultur und der Hochkultur viel stärker vermischt und gegenseitig durchdrungen als in Mitteleuropa. So finden wir bei Gelehrten – von der Geschichtsschreibung bis hin zur Theologie – deutlichere Spuren aus dem Bereich des Volksglaubens und andererseits in der oralen Tradition manche fast akademisch anmutende Formulierung.

Von ganz besonderem Interesse ist der dritte Teil, der über die Rezeption der Volksbücher informiert und dabei den Schwerpunkt auf den „Erotokrit“ legte. Mit ins Detail gehenden Angaben vermittelt Velculescu präzise Vorstellungen über die Nachfrage nach Volksbüchern. Dabei wird nicht nur die landschaftliche Verteilung berücksichtigt, ebenso kommen die gesellschaftsgebundenen Gesichtspunkte zu exakten Analysen.

Der vierte Abschnitt schließlich setzt sich mit Fragen der Edierung nach 1700 – besonders aber im 19. Jahrhundert – auseinander. Hierbei steht der „Fiziologul“ im Mittelpunkt der Exemplifizierungen.

Ein Anhang vermittelt den Eindruck von einigen Texten (Exemplen) und eine Auswahlbibliographie schließt die Studie ab.

Es versteht sich von selbst, daß ein Werk von begrenztem Zuschnitt nur eine Auswahl bestimmter Gesichtspunkte bringen kann. Und was von der Velculescu behandelt wird, kommt zu einer Untersuchung, die mit Akribie durchgeführt wird, und ebenso ist die Objektivität der Darstellung wie die Breite der Kenntnisse anzuerkennen.

Wünschenswert scheint, daß auch einmal eine genauere Forschung zur Übersetzung der Menäen ins Rumänische erfolgen möge, denn dort haben sich manche volkstümliche Bilder niedergeschlagen.

In der Bibliographie fehlt unter anderem der Name Gaster, doch wollte die Autorin offensichtlich nur eine Auswahl bringen und dabei die neueren Forschungen betonen.

Einer Ergänzung und Ausweitung von Velculescus Werk wäre auch ein Register zu wünschen, um das reichhaltig verarbeitete Material leichter auffinden zu können.

Für die Volkskunde bedeutet die bescheidene Schrift auf jeden Fall eine Fundgrube.

Felix Karlinger

Gabriel Llompart, Religiosidad popular. Folklore de Mallorca – Folklore de Europa. Miscelanea de Estudios I. Fontes Rerum Balearium, Subsidia num. 4. Palma de Mallorca, 1982. 428 S.

Es war zweifellos eine gute Idee, von den verstreut erschienenen und meist schwer zugänglichen Studien und Artikeln des heute auf dem Gebiet der religiösen Volkskunde in Spanien führenden Forschers Llompart unter einem the-

matischen Haupttitel „El calendario y la jornada“ wichtige Arbeiten in einem Band zusammenzufassen, und es scheint, daß noch weitere Bände geplant sind. Im ersten Teil werden zunächst Untersuchungen zu Erscheinungen des Volksglaubens im Jahreskreislauf erfaßt: Weihnachten, Fasten- und Passionszeit, Ostern, Sommer, Allerseelenmonat und Jahresschluß. Der zweite Teil bringt Probleme außerhalb des Kalenders: Grußformeln und Flüche, Gebete und religiöse Bräuche bis hin zum Engel als Wetterfahne. Ein Sachindex erleichtert die Benützung der Sammlung, die so unterschiedliches Material enthält.

Bei manchen Studien ergeben sich Parallelen zur Forschungstechnik von Leopold Kretzenbacher: Bild und Legende werden zusammen betrachtet, einzeln und in der Gegenüberstellung gedeutet und in den historischen und ethnischen Rahmen gestellt. Das reichhaltige Bildergut des Bandes dient nicht zu einer oberflächlichen Illustration, sondern es erreicht eine Aussage eigener Kraft und Bedeutung, wenn es auch in der technischen Qualität nicht immer befriedigt. Der Überblick über Abbildungen von Büßern schlägt den Bogen von alten Stichen über Goya bis zu Photos aus der Gegenwart, der Text dazu bemüht sich, den Hintergrund der Bewegung der Geißler und Büßer zu deuten und aus einem einseitigen (Miß)verständnis zu befreien.

Im Artikel „Aspectos populares del purgatorio medieval“ wird nicht nur sorgsam auf bildliche Darstellungen des Fegfeuers im Mittelalter eingegangen – etwa auf die Funktion der Brücke dabei –, darüber hinaus erfahren wir Wichtiges über den Typus der „Misas de San Amador“, der man besondere Wirksamkeit für die Armen Seelen zugeschrieben hat. Aus der Legende des genannten Heiligen wird diese Ansicht verständlich. An die sogenannte „Gregorianische Messe“ (bzw. den Meßzyklus) wird an anderer Stelle erinnert.

Vieles aber führt aus dem Rahmen des offiziellen Jahresablaufes hinaus in die private Sphäre, wie ein liebevolles Eingehen auf Glückwunschformeln oder auf Kondolations- und Tröstungsworte. Der Brauch, Brot auf den Sarg des Verstorbenen zu legen oder am Todestag an seinem Grab Speisen zu verteilen, war im ganzen Mittelmeerraum sehr verbreitet und ist sogar für Landschaften des Islam belegt. Zahlreiche Beobachtungen des Autors, die von mallorquinischen Quellen ausgehen, werden von ihm darüber hinaus verfolgt.

So enthält der Band eine Fülle von Einzelmotiven, ein Mosaik des religiösen Lebens auf der Insel; Volkskunst, Volkslegende und Volkslied werden an einer Kette aufgereiht und zu einer geschlossenen Aussage gebracht.

Die Bibliographie am Ende des Buches zählt 184 volkskundliche Artikel von Llompart auf; daß er daneben auch als Historiker und Kunsthistoriker publiziert hat, sei nur am Rande erwähnt.

Felix Karlinger

Zu K. Haiding: Eine burgenländische Sage.



Federschleiben in Pinkafeld, Burgenland, 1954.
(Aufnahme: Karl Haiding.)

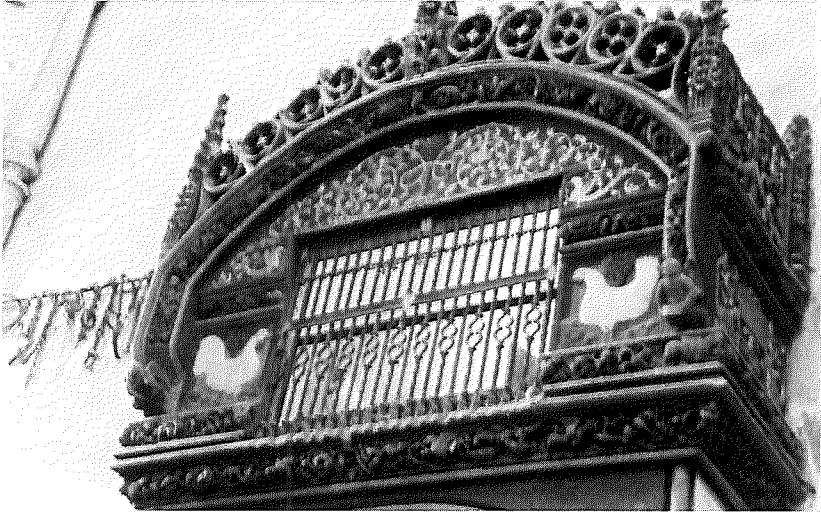


Abb. 1: Der Hühnerstall (El Gallinero) in der Kathedrale von Santo Domingo de la Calzada (Logroño), NW-Spanien. Daneben aufgehängt Ketten als (zumeist Gefangenen-)Votivgaben der Pilger nach Santiago de Compostela, Prov. Galizien. Hinter dem Gitter erkennt man den lebenden weißen Hahn des Hühnerpaares im Kirchenstall.

(Aufnahme: Heinz-Leonhard Kretzenbacher, 1979.)

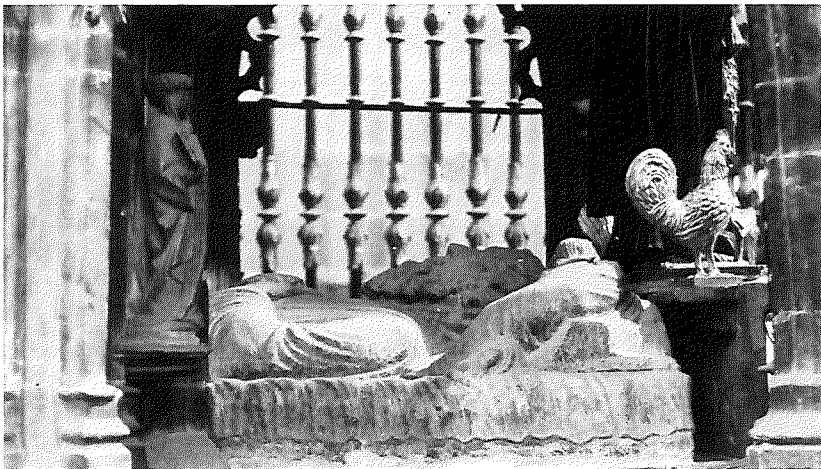


Abb. 2: Marmorgrabmal und steinernes Denkmal für das miraculose „wiederbelebte“ Huhn aus der spanisch-gesamtäbendländischen Jakobspilger-Legende in der Kathedrale von Santo Domingo de la Calzada.

(Aufnahme: Heinz-Leonhard Kretzenbacher, 1979.)

Leopold Kretzenbacher 70 Jahre

Von Oskar Moser, Graz

Die Volkskunde in Österreich hat im Herbst dieses Jahres begründeten Anlaß, einer ihrer profiliertesten und bedeutendsten Gelehrtenpersönlichkeiten zu gedenken. Universitätsprofessor Doktor Leopold Kretzenbacher, emeritus Ordinarius für deutsche und vergleichende Volkskunde an der Universität München, beging am 13. November 1982 seinen siebzigsten Geburtstag. Damit rundet sich ein singuläres Gelehrtenleben, dessen rastloser Weg quer durch weiteste Teile unseres Kontinents geführt hat und dessen ungewöhnlicher Ertrag als Forscher wie als akademischer Lehrer nicht zuletzt wohl aus solcher europäischer Sicht gemessen werden muß.

Leopold Kretzenbacher ist indessen bis heute seiner österreichischen Herkunft und vor allem seiner steirischen Grenzlandheimat eng verbunden geblieben, und dies nicht nur äußerlich und persönlich. Von seiner südsteirischen Heimat aus, unter dem hellen herbstlichen Klang des „Klapotetz“ gewissermaßen, öffnet sich uns der Zugang zu seinen Forschungen und Fahrten über die Grenzzäune heutiger Staaten und vieler Sprachen hinweg, die ihn zu den Kathedralen Dalmatiens, Süditaliens und Schwedens ebenso hinführten wie zu den Erben Hellas und des alten Byzanz und zu den Bildwundern der Klosterkirchen in der fernen Moldau. Freilich, der Schwerpunkt fast aller seiner wissenschaftlichen Untersuchungen und Bemühungen lag und liegt immer noch in seiner innerösterreichischen weiteren Heimatlandschaft. Und sicher nicht zufällig kehren die meisten seiner Arbeiten auch in dieser ein, mögen sie nun von ihrem stofflichen Motiv her ihren Ausgang im fernen Piemont, in Altserbien oder im Bayerischen Wald nehmen. Diese tiefe innere und erlebnishafte Verbundenheit kommt nicht von ungefähr. Für Leopold Kretzen-

bacher, den sein Beruf für lange Zeit fernab von Österreich führte, blieb kennzeichnend, daß er innerhalb der maßgebenden Fachkreise auch hier ständig präsent blieb. Mit fast allen ihren Vertretern verband ihn eine stete und oft unverbrüchliche Freundschaft auch persönlich. Und nicht zuletzt hat sich diese Verbundenheit, die vom offiziellen Österreich erst spät, wenn überhaupt, zur Kenntnis genommen und honoriert worden ist, in Kretzenbachers ständiger und so nachhaltiger Mitarbeit in dieser Zeitschrift wie auch im Verein für Volkskunde zu Buche geschlagen. Alles das ist gewiß Grund und Anlaß genug, seiner nun hier geziemend und in aller Dankbarkeit zu gedenken.

Unser Jubilar ist am 13. November 1912 in dem südsteirischen Landstädtchen Leibnitz geboren. Hier verbrachte er seine Kinderjahre, von denen er selbst in seinem Büchlein von „Windradl und Klapotetz“ (München 1975) launig erzählt, diesen unverwechselbaren „Sinnzeichen untersteirischer Heimat im Weinland“. Er verlor früh seinen Vater, der einem Bauerngeschlecht am Bacherngebirge entstammte, und verdankte seiner Mutter manches Wissen um Geschichten und Legenden und wohl auch ein gutes Stück alles dessen, was ihn selbst und sein späteres Wirken so heraushebt und auszeichnet, die Fähigkeit meine ich, „Erlebnis und bestimmende Begegnung“ miteinander entscheidend zu verknüpfen.

Leopold Kretzenbacher studierte nach dem Besuch des Gymnasiums, das er 1932 „als Humanist“ absolvierte, in Graz zunächst Germanistik, Indogermanistik und klassische Philologie und fand alsbald Zugang zum jungen Fach der Volkskunde bei Viktor von Geramb. Wir jüngeren Semester erkannten in ihm damals schon sehr spontan und sehr schnell den Primus, der die Lautgesetze beim Indogermanisten Reichel und die deutsche historische Grammatik bei Zwierzina und Jutz ebenso vollendet beherrschte wie die Methoden und das literarwissenschaftliche Rüstzeug bei Polheim und Kleinmayr oder die unvergeßlichen „Sprechabende“ bei Gerambs in der Paulustorgasse. Und hier in erster Linie wurde er zum Wissenschaftler und Forscher geprägt, zu jener Persönlichkeit, die von der minutiösen Strenge der Philologie her Genauigkeit und Gründlichkeit, vom Impetus und Erlebnis gerambschen Fachengagements aber die Begegnung fürs Leben mit der jungen Volkskunde erfahren hat. So wurde Leopold Kretzenbacher mit manchen anderen alsbald zum Jünger und zum Vertreter der ersten Stunde dieses neuen Universitäts-

faches, dem dann sein späteres Wirken in so hervorragendem Maße galt. Im Jahre 1936 promovierte er bei Karl Polheim mit seiner Dissertation über „Die Dramen vom Reichen Manne und dem Armen Lazarus und die Prasser- und Hauptsündenspiele“, ein Thema, das ihn auch weiterhin beschäftigt hat und das gewissermaßen Grundmotiv für seine umfassenden Forschungen und grundlegenden Arbeiten zum steirischen und innerösterreichischen Volksschauspiel wurde, zugleich aber auf seine spätere Legenden- und Bildforschung vorausweist.

Da für den jungen Akademiker in jenen Jahren zunächst keine Berufsaussichten bestanden, legte Kretzenbacher die Lehramtsprüfungen in Deutsch und klassischer Philologie ab und erweiterte zugleich sein Studium. Er wendet sich nun vornehmlich der Deutschen Altertumskunde, der Slawistik und insbesondere der Balkanologie bei Josef Matl zu und unternimmt ausgedehnte Studienfahrten in die verschiedensten Länder Südosteuropas. Zugleich bereitet er sich auf seine Habilitation vor, die er bereits im Dezember 1939 und nach seinem Eintritt in den steiermärkischen Landesdienst am Steirischen Volkskundemuseum mit der vergleichenden Untersuchung über „Germanische Mythen in der epischen Volksdichtung der Slowenen“ (gedruckt 1941) abschließt. Wieder zeigt sich dabei eine Leitthematik, die Kretzenbachers spätere Forschungsarbeit wesentlich mitbestimmt: die sprachen- und völkerübergreifende, vergleichende Untersuchung der verschiedensten kulturellen Wechselbeziehungen, vor allem bei Deutschen und Slawen. Schon 1941 wurde Kretzenbacher zum Universitätsdozenten und 1943 zum außerplanmäßigen Professor für Deutsche Volkskunde an der Universität Graz ernannt. Zwei Semester lang hatte er eine Gastprofessur für Germanistik an der Universität Zagreb inne, wurde jedoch zum Militärdienst eingezogen und erlebte den Zweiten Weltkrieg an den Fronten Ost- und Südosteuropas.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft nahm Kretzenbacher im September 1945 seine Tätigkeit am Steirischen Volkskundemuseum wieder auf. Durch den Bombenkrieg hatte er nicht nur seine Wohnung, sondern auch die Bibliothek und den Ertrag seiner bisherigen Forschungsfahrten und wissenschaftlichen Aufzeichnungsarbeiten verloren. Es galt nun, sie in den schwierigen und äußerlich beengten Nachkriegsverhältnissen aufs neue aufzubauen. Zugleich aber begann für den jungen Forscher eine

Zeit intensiven inneren und äußeren Wirkens, die nicht zuletzt seinem Museum und dessen wissenschaftlicher Ausstattung zuzugute kam. Kretzenbacher widmete sich in steigendem Maße auch publizistisch der steirischen Volkskunde und der der Nachbarländer. Die ihm später aus Anlaß seines 65. Geburtstages von seinen Münchener Kollegen und Freunden gewidmete gediegene Bibliographie trägt den bezeichnenden Titel „Vergleichende Volkskunde“ und weist für diesen wichtigen Abschnitt seines Forscherlebens schon weit über hundert Arbeiten und Aufsätze zu den verschiedensten volkskundlichen Funden und Fragen aus. Dabei treten deutlich jene größeren Arbeiten hervor, mit denen Kretzenbacher die wissenschaftlichen Grundlagen zur Volksschauspielforschung Innerösterreichs schuf und aus denen alsbald seine ersten Bücher erwachsen: Seine schöne und umfangreiche Darstellung zum „Lebendigen Volksschauspiel in Steiermark“ erschien bereits 1951 und gilt mit ihren zahlreichen Textproben bis heute als das maßgebende Standardwerk. Ihm folgten schon 1952 in Klagenfurt „Frühbarockes Weihnachtsspiel in Kärnten und Steiermark“ und in Salzburg der wichtige Band über „Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südstalpenländern“, mit denen er seine Forschungen sowohl zeitlich wie auch räumlich beträchtlich erweitern konnte. Schon 1953 schließt hier sein nächstes Buch über „Weihnachtskrippen in Steiermark“ an. In zahlreichen weiteren Aufsätzen und Vorträgen rund um diese und verwandte Themen erwarb sich so Kretzenbacher schon in wenigen Jahren bedeutendes Ansehen und galt weit über seine Heimat hinaus als führender Vertreter seines Faches in Österreich. Er liest seit 1950 wieder Volkskunde an der Universität Graz und erhält hier 1955 den Titel des „a. o. Professors“. Seine zahlreichen Vorlesungen decken – ständig erweitert und an die aktuellen Probleme herangeführt – das gesamte Fach ab, und Kretzenbacher schafft sich bereits hier einen bedeutenden Grundstock für sein vielfältiges Lehrangebot. Das reicht von Grundbegriffen zu Siedlung und Wirtschaft, über Hausrat und Wohnen, Speise und Trank, Sport und Spiel bis zur Volksmedizin, zum mittelalterlichen Mysteriendrama und zum Volksschauspiel. Er behandelt ausführlich historische Epochen der Volkskultur vom Mittelalter bis zum Barock und liest ebenso über epische Volksdichtung bei Slawen und Deutschen wie über die Maske in Volkskunde und Kulturgeschichte, über Denkmäler des Kultes, die Volkskultur europäischer Hirtenvölker oder über das schwierige Kontinuitätsproblem in der Volkskunde. Besonders

kennzeichnend für seine späteren Interessendominanzen sind seine Einführung in die volkskundliche Ikonographie, seine Vorlesungen über Legende und Bild und sein Kolleg zur Einführung in die Volkskunde Südosteuropas. Alles das aber wird erprobt und erhellt durch eine umfassende Exkursionstätigkeit Kretzenbachers, mit der er es versteht, die Wirklichkeiten der Volkswelt nicht nur seiner näheren heimatlichen Umgebung, sondern auch weitum in Europa seinen zahlreichen Hörern nahezubringen.

Schon 1951 klingt bei Kretzenbacher in einem Klagenfurter Referat die „Legendenforschung in Innerösterreich“ verheißungsvoll an. Zahlreiche Aufsätze und Spezialarbeiten befassen sich weiterhin mit legendenbezogenen Formen der Heiligenverehrung im Bereich der religiösen Volkskultur und treiben deren Analyse auf den verschiedensten Wegen und Ebenen voran. Der neue Forschungsschwerpunkt des steirischen Gelehrten, die vielfältigen Überlieferungen der Heiligenverehrung in Bild und Legende, treten nun immer deutlicher hervor. Und wieder sind es voll ausgereifte Früchte mit neuartigen Sichten und Funden, mit denen Kretzenbacher nun neben unzähligen Einzeluntersuchungen vor die Öffentlichkeit tritt: so die weit ausgreifende Monographie über „Die Seelenwaage“ (1958) oder gleichsam als Abschluß seiner Grazer Zeit der inhaltsreiche Band „Heimat im Volksbarock“ (1961). Er enthält zwanzig Studien zu „Kulturhistorischen Wanderungen in den Südostalpenländern“ und erscheint wie vieles vorher in Klagenfurt unter der gewissenhaften Betreuung und stets so selbstlosen Förderung durch Gotbert Moro, der ihn auch späterhin nachhaltig unterstützte und Kretzenbachers wissenschaftliche Arbeiten außerordentlich schätzte.

Im Jahre 1961 folgt Leopold Kretzenbacher einem Ruf an die Christian-Albrechts-Universität Kiel. Er wird hier Nachfolger Kurt Rankes; ein neues und großes Arbeitsfeld eröffnet sich ihm nun im Norden. Noch hatte er in Graz sein tiefgründiges Werk über „Santa Lucia und die Lutzelfrau“ (1959) abschließen können, das sich mit der Vielfalt mittwinterlicher Gestalten in Volksglauben und Hochreligion wieder im Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas auseinandersetzt. Nun aber nimmt er gewissermaßen aus der alten Heimat das Erlebnis des Gailtaler „Lindentanzes“ und des „Kufenstechens“ mit sich in den Norden. Und hier entsteht als reifste Frucht und als Summe unzähliger Wanderfahrten und Vorstudien eines seiner bekanntesten Meisterwerke historisch-vergleichender Forschung über „Ringreiten,

Rolandspiel und Kufenstechen“ (1966). Es zeigt in vorbildlicher Stoffbeherrschung geradezu beispielhaft die Einordnung sportlichen Reiterbrauches von heute als ein Erbe abendländischer Kultur zwischen Byzanz, Stockholm und Madrid in weiteste und bis in die Antike zurückführende Zusammenhänge.

Von Kiel aus erwandert sich der Jubilar nicht nur Schleswig-Holstein und den Norden Deutschlands, sondern auch die Niederlande, Teile Frankreichs sowie Dänemark und vor allem Schweden. Neben seinen zahllosen sonstigen Arbeiten hatte Kretzenbacher aber schon in Kiel sein nächstes großes Werk über „Teufelsbündner und Faustgestalten im Abendlande“ in Angriff genommen, das dann 1968 ebenfalls in Klagenfurt erschien. Aber schon nach fünf Jahren ergeht an den weitem bekannt gewordenen Forscher und akademischen Lehrer, den bewährten Kenner des europäischen Südostens, der Ruf an die Universität München, dem er 1966 folgt. Mit München verbinden ihn nicht nur enge persönliche Freundschaften, sondern auch direkte wissenschaftliche, berufliche Beziehungen. Schon seit 1957 war er Mitglied der Südostdeutschen Historischen Kommission, und alsbald wird er hier zu langjähriger und fruchtbarer Mitarbeit in den Stiftungsrat des Südost-Institutes berufen. Er wird Mitherausgeber der angesehenen „Südost-Forschungen“ und baut sich nun selbst an der Universität München sein „Seminar für deutsche und vergleichende Volkskunde“ mit großer und erfahrener Sachkenntnis und voller Hingabe aus. Und immer noch erweitert sich für ihn das Spektrum seiner vollendeten Untersuchungen, seiner Vorhaben und seiner Pläne. Was dies alles neben der akademischen und wissenschaftlichen Lehr- und Forschungstätigkeit bedeutet, wieviel Anspannung, Aufopferung und Nervenkraft, das vermag nur der zu ermessen, der sich den heutigen Massenbetrieb und die Last vieler Jahre an einer so großen bundesdeutschen Universität wie München vergegenwärtigen kann. Zudem gönnt sich Kretzenbacher auch jetzt kaum Ruhe noch Rast. Er nutzt jede Gelegenheit, jeden Sommer zu weiten, anstrengenden Forschungsfahrten und Studienreisen. Zunehmend findet diese rastlose Tätigkeit ihren Niederschlag nunmehr auch in einer langen und stattlichen Reihe von Akademieschriften, nachdem ihn schon 1968 die Bayerische Akademie der Wissenschaften und 1971 die Österreichische Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied gewählt hatten. Längst hatte es ja auch sonst nicht an Anerkennungen und ehrenden Auszeichnungen für Leopold

Kretzenbacher gefehlt. Die Münchner Freunde und Kollegen widmen ihm als würdige Festschrift die „Dona Ethnologica“ (1973). Die Königlich-schwedische Gustav-Adolf-Akademie für Volksforschung in Uppsala wählt ihn zu ihrem auswärtigen Mitglied. Bald folgen Auszeichnungen bei uns von Bund und Land. Neben zahllosen Einladungen zu Kongressen und Vorträgen erhält Kretzenbacher nicht zuletzt auch ehrenvolle Berufungen an die Universitäten in Graz und Wien, denen er freilich seinen Verbleib und sein vielfältiges Wirken in München vorzieht, für ihn persönlich gewiß kein leichter Entschluß.

So rundet sich bis zu seiner Emeritierung für unseren Jubilar ein bewegtes und wahrlich erfülltes Leben, das sich Kretzenbacher in seinem hohen und wachen Verantwortungsbewußtsein seinem Fach, seinen Hörern und seinen Kollegen gegenüber niemals leichtgemacht hat. Auch ihm und seiner großen Familie hat das Schicksal manches abgefordert und manche Bürde über Amt und Wissenschaft hinaus zu tragen auferlegt. Nun aber, da er seinen Siebziger feierte, mag er mit Genugtuung auf sein Werk und auf seine Erfolge für die Volkskunde zurückblicken. Er, den stets ein tiefer wissenschaftlicher Ernst neben einem unverlierbaren Humor von echter, befreiender Fröhlichkeit ausgezeichnet hat, er kann mit Stolz auf all das Vollbrachte blicken, so wie auch wir es tun, die wir ihn gleichfalls und immer noch mit stolzer Bewunderung zu den Unseren zählen dürfen.

Zu seinem hohen Lebensjubiläum gelten ihm mit unseren Grüßen die aufrichtigsten und die besten Wünsche, mit denen ihm hier in seiner steirischen und österreichischen Heimat und draußen in der Welt Gesundheit, Kraft und die ungebrochene Freude des Schaffens noch lange gegeben sein mögen. Leopold Kretzenbacher hat sich und seiner Volkskunde wahrhaftig ein großes Stück Europa erwandert und erarbeitet, aber immer noch – und dieses ist das einzigartige an ihm – ist er uns und besonders den Steirern und Kärntnern wie allen unseren Nachbarn ein warmerherziger und verständnisvoller, ein echter Freund geblieben. Unverlierbare gemeinsame Erlebnisse und eine stete Begegnung haben das bewirkt und vertieft, aber immer war es der Geist, der Herdersche Geist, möchte ich sagen, der dazu wie zu seinen bleibenden Werken den Grund gelegt hat.

Sankt Expeditus, der „Heilige der elften Stunde“

Legende, Ikonographie und Kulturgeschichte um die Verehrung
eines „sonderbaren Patrons in dringenden und verzweifelten
Angelegenheiten“

(Mit 7 Abbildungen)

Von Elfriede Grabner, Graz

Zu meinen frühen Kindheitserinnerungen zählt eine Begebenheit, die mir heute noch sehr deutlich vor Augen steht: Als ich nach Abschluß meiner Volksschuljahre im südburgenländischen Grenzland, das freilich damals dem „Reichsgau Steiermark“ zugeteilt war, in der „Gauhauptstadt“ Graz meine Aufnahmeprüfung in die Mittelschule machen sollte, war mir doch, trotz eines schönen Abgangszeugnisses, vor der Prüfungsprozedur in der „großen Stadt“ recht unheimlich zumute. Meine Mutter, der die Prüfungsangst ihrer kleinen Tochter nicht entgangen war, führte mich daher am Tag vor dem großen Ereignis in die Grazer Franziskanerkirche, wo auf der linken Seite, unweit vom Haupteingang, in einem Glasschrein eine große, farbig bemalte Holzstatue eines römischen Soldaten stand, mit silberglänzendem Brustpanzer, grünem Unterkleid und leuchtend rotem Mantel. In der Hand hielt der Krieger ein Kreuz, auf dem das mir damals noch nicht verständliche lateinische Wort „hodie“ stand, während sein linker Fuß einen schwarzen Vogel niederhielt, der im Schnabel ein Spruchband trug, auf dem die Worte „cras, cras“ zu lesen waren. Dies sei der heilige Expeditus, erklärte mir meine Mutter, und ich solle ihn vertrauensvoll anrufen und um seine Hilfe

bitten, da er in allen schwierigen und sogar aussichtslosen Fällen seinen wunderkräftigen Beistand niemals versage. Nun, der Heilige hat damals offensichtlich geholfen, und die Aufnahmeprüfung in die Mittelschule konnte erfolgreich bestanden werden.

Das liegt nun alles freilich weit zurück, und erst in meinem Berufsleben als Volkskundlerin bin ich ihm wieder begegnet, auf Wanderungen in der Steiermark, so etwa in der ehemaligen Minoritenkirche zu Bruck an der Mur oder auf einem Kapellenfresko in Fernitz bei Graz, aber auch in so mancher Andachtsbildsammlung in Museen, auf Kupferstichen, Gebetszetteln und farbigen Papierbildchen.

Wer war nun dieser heilige Expeditus, und welche hagiographisch-ikonographischen Aspekte lassen sich zu seiner erst seit einigen Jahrhunderten bekannten Verehrung beibringen?

Es ist nicht sehr viel, was man über diesen seltsamen Heiligen mit einiger Sicherheit zu wissen glaubt. So vermerkt das *Martyrologium Hieronymianum*¹⁾, das die Grundlage des heutigen *Martyrologium Romanum* bildet, unter der Ortsangabe „Melitene in Armenien“ eine Gruppe von 6 Märtyrern, darunter auch Expeditus. Diese Erwähnung ging dann auch in die frühmittelalterlichen Martyrologien ein und aus diesen dann in das *Martyrologium Romanum*²⁾, wo zum 19. April unter anderem zu lesen ist:

Melitena in Armenia sanctorum Martyrum Hermogenis, Caji, Expediti, Aristonici, Rufi et Galatae, una die coronatorum.

Es sind also nur Name, Ort und Genossen des Martyriums bekannt, eine Vita oder Passio oder gar eine liturgische Verehrung des Heiligen scheint es nie gegeben zu haben. Auch hat keiner der Kirchenväter oder kirchlichen Schriftsteller uns nähere Angaben über den heiligen Expeditus hinterlassen. Seine Verehrung setzt sehr spät ein und erreicht im 18. und vor allem um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine unerhörte Blüte. Dieser plötzlich sich ausbreitende Expedituskult hängt offensichtlich mit dem Namen des Heiligen zusammen, der wohl auch den Anstoß gab, daß er in „dringenden und verzweifelten Fällen“ als Patron angerufen wurde. Die deutsche Bedeutung des Namens Expeditus (expeditus = losmachen, rüsten, zurechtmachen) mußte besonders ansprechen, indem der Christ jederzeit „gerüstet“, „paratus“ zum Martyrium sein soll. Wenn also die drei ältesten Handschriften des sogenannten „Hieronymianischen Martyrologs“³⁾ einen

Märtyrer mit diesem Namen anführen, ist dies kaum verwunderlich.

Neben dieser Schreibung kommt aber auch die Bezeichnung „Expetitus“⁴⁾ (expetitus = begehrt, erfleht, gewünscht) vor, die ebenfalls leicht Eingang finden konnte, paßte doch der Name des „Erflehten“ durchaus in den christlichen Gedankenbereich. Wenn daher der Abschreiber des Martyrologs statt Expeditus im *Codex Senonensis* Expetitus schrieb, so beweist das, daß dieser Name eines christlichen Märtyrers keineswegs unwahrscheinlich klang.⁵⁾

Schon 1899 melden die Bollandisten Zweifel am Expedituskult an, wenn sie schreiben: „Es scheint wohl, daß, was den Ursprung dieses (modernen) Kultus anbelangt, ein reines Wortspiel vorliegt.“⁶⁾ Auch H. Delehaye⁷⁾ traut wenige Jahre später beiden Namensformen nicht und macht wahrscheinlich, daß Expeditus eine Verschreibung von Elpidius ist, also Existenz und Name des Heiligen fraglich sind. Dazu kam auch, daß sich die Verehrung des heiligen Expeditus ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vielfach in so seltsamen Formen in Italien, Frankreich und im süddeutschen Bereich ausbreitete, daß sich der Heilige Stuhl veranlaßt sah, im Jahre 1905 dagegen einzuschreiten.⁸⁾

Darstellungstypen und Ikonographie

Wenn im Rahmen dieser kurzen Studie auch einiges zur Ikonographie dieses Heiligen beigebracht werden soll, so kann auch ein seltsamer Deutungsversuch nicht übersehen werden, der um diese Zeit die kirchliche Ablehnung dieses Kultes sicher nur bestärkte, aber aus einem besonderen, später noch zu behandelnden Darstellungstyp des Heiligen verständlich wird. Fast heiter liest sich die Geschichte in einer englischen Zeitschrift des Jahres 1906⁹⁾, wonach römische Klosterfrauen ein Reliquienkästchen mit dem Frachtvermerk „E spedito“ erhalten und in ihrer Einfalt diese Aufschrift für den Namen des unbekanntem Heiligen gehalten haben sollen. Eine Entgegnung aus der Feder eines englischen Jesuiten lehnt noch im selben Jahr eine solche oberflächliche Erklärung entschieden ab.¹⁰⁾ Aber es liegt doch sehr nahe, daß diese Deutung auch dem Dichter Christian Morgenstern (1871–1914) nicht unbekannt geblieben ist und ihn zu seinem hintergründig-ironischen Gedicht „St. Expeditus“ angeregt hat, das im zweiten Teil auch auf die kirchliche Ablehnung des

Jahres 1905 Bezug nimmt. Die Verse finden sich in seinem nachgelassenen Gedichtband „Der Ginganz“ (1919) und sollen hier als literarisches Zeugnis für einen auch dem Dichter höchst merkwürdig erscheinenden Heiligenkult vorangestellt werden.¹¹⁾

St. Expeditus

I

Einem Kloster, voll von Nonnen,
waren Menschen wohlgesonnen.

Und sie schickten, gute Christen,
ihm nach Rom die schönsten Kisten:

Äpfel, Birnen, Kuchen, Socken,
eine Spieluhr, kleine Glocken,

Gartenwerkzeug, Schuhe, Schürzen . . .
Außen aber stand: Nicht stürzen!

Oder: Vorsicht! Oder welche
wiesen schwarzgemalte Kelche.

Und auf jeder Kiste stand
„Espedito“, kurzerhand.

Unsere Nonnen, die nicht wußten,
wem sie dafür danken mußten,

denn das Gut kam anonym.
dankten vorderhand nur IHM,

riefen aber doch ohn' Ende
nach dem Sender solcher Spende.

Plötzlich rief die Schwester Pia
eines Morgens: „Santa mia!

Nicht von Juden, nicht von Christen
stammen diese Wunderkisten –

Expeditus, o Geschwister,
heißt er, und ein Heiliger ist er!“

Und sie fielen auf die Kniee.
Und der Heilige sprach: „Siehe!

Endlich habt ihr mich erkannt.
Und nun malt mich an die Wand!“

Und sie ließen einen kommen,
einen Maler, einen frommen.

Und es malte der Artiste
Exeditum mit der Kiste.

Und der Kult gewann an Breite.
Jeder, der beschenkt ward, weihte
kleine Tafeln ihm und Kerzen.
Kurz, er war in aller Herzen.

II

Da auf einmal, neunzehnhundert-
fünf, vernimmt die Welt verwundert,
daß die Kirche diesen Mann
fürder nicht mehr dulden kann.

Grausam schallt von Rom es her:
„Exeditus ist nicht mehr!“

Und da seine lieben Nonnen
längst dem Erdental entronnen,
steht er da und sieht sich um –
und die ganze Welt bleibt stumm.

Ich allein hier hoch im Norden
fühle mich von seinem Orden,
und mein Ketzergriffel schreibt:
Sanctus Exeditus – bleibt.

Und weil jenes nichts mehr gilt,
male ich hier neu sein Bild: –

Exeditum, den Gesandten,
grüß ich hier, des Unbekannten.

Exeditum, ihn, den Heiligen
mit den Füßen, den viel eiligen,
mit den milden, weißen Haaren
und dem fröhlichen Gebaren,
mit den Augen braun, voll Güte,
und mit einer großen Tüte,
die den überraschten Kindern
strebt ihr spärlich Los zu lindern.

Einen güldnen Heiligenschein
geb ich ihm noch obendrein,
den sein Lächeln um ihn breitet,
wenn er durch die Lande schreitet.

Und um ihn in Engelswonnen
stell ich seine treuen Nonnen:

Mägdlein aus Italiens Auen,
himmlisch lieblich anzuschauen.

Eine aber macht, führwahr,
eine lange Nase gar.

Just ins „Bronzne Tor“ hinein
spannt sie ihr klein Fingerlein.

Oben aber aus dem Himmel
quillt der Heiligen Gewimmel,
und holdselig singt Maria:
„Santo Espedito – sia!“

In der Tat gibt es nun eine zweite, von den geläufigen abweichende, anscheinend nicht sehr volkstümlich gewordene Darstellung, die den Heiligen zwischen Ballen, Kisten und Fässern zeigt und so sein Patronat für Schifffahrt und Kaufleute erklärlich macht. Im Steirischen Volkskundemuseum befindet sich ein Kupferstichbildchen des Münchener Stechers Franz Xaver Jungwirth (1720–1790), das den Heiligen als römischen Soldaten auf einer Wolke sitzend zeigt (Abb. 1). Auf dem jugendlichen Haupt trägt er den Märtyrerkrantz, während die linke Hand des Heiligen auf das von einem kleinen, zu seinen Füßen sitzenden Engel gehaltene Schwert als Zeichen seines Martyriums hinweist. Im unteren rechten Teil des Bildes erkennt man verschiedenes, für den Schiffstransport bestimmtes Ladegut, wie Ballen, Kisten und Fässer, und ganz im Hintergrund eine Hafenanlage mit zwei ein- oder auslaufenden Segelschiffen. Das Bild trägt die Inschrift: S. EXPEDITUS MAR. und den Vers aus Jakobus 4,13: „Mercabimur et lucrum faciemus“ (Wir wollen Handel treiben und Gewinn machen). Aber auch der Name jenes Malers, dessen Werk dem Stecher Jungwirth als Vorlage gedient hatte, wird am unteren, linken Bildrand unseres Kupferstiches vermerkt. Es ist dies Franz Xaver Palko (1724–1767), der als „Pictor Regis Poloniae“ angeführt wird – er wurde am 3. Dezember 1724 in

Breslau geboren –, dessen Altarbild mit der Darstellung des hl. Expeditus sich in der Theinkirche zu Prag befindet.¹²⁾ Der Kupferstich wurde im 18. Jahrhundert nach einem anscheinend sehr stark verehrten Kultbild angefertigt, das von einem zweiten, sehr geläufig gewordenen und wohl auch jüngeren Darstellungstyp völlig abweicht.

Dieser zweite, weit verbreitete ikonographische Typus des Heiligen dürfte jedoch nicht sehr alt sein. Er ist, nach den bislang bekannten Bildbelegen, nicht vor dem 18. Jahrhundert nachzuweisen. Für die Steiermark lassen sich bis heute vier solcher zum Teil noch in Funktion stehender Expeditus-Darstellungen festhalten, wobei zwei dem 18. und zwei dem 19. Jahrhundert angehören. Die drei älteren Bildzeugnisse, zwei Ölbilder und ein Freskobild, stellen alle einen römischen Soldaten in Brustharnisch und wallendem Mantel dar. In seiner Linken trägt der Heilige einen Palmzweig, das Sinnbild des Martyriums. Mit seinem rechten Fuß tritt er auf einen „cras, cras“ (morgen, morgen) kreischenden Raben oder auf ein drachenähnliches Untier, während seine rechte Hand aufwärts auf eine Sonnenuhr weist, auf der das Wort „hodie“ (heute) geschrieben steht. Eines dieser uns erhalten gebliebenen Ölbilder befindet sich in der ehemaligen Minoriten-Klosterkirche „Maria im Walde“ in Bruck an der Mur und stammt aus dem 18. Jahrhundert (Abb. 2). Die Inschrift am unteren Bildrand lautet: „S. EXPEDITUS Martyrer. Sonderbahrer Patron um glückliche und fertige Ausrichtung aller Geschäften, Ambts-Standes-Hauß-Verrichtung und Reisenden. Dessen Fest den 19. Aprilis Celebrirt wird.“ Das Bild ist signiert und trägt den Namen des Grazer Malers Johann Ferstler¹³⁾.

Ebenfalls aus der Steiermark und aus dem 18. Jahrhundert stammt ein großes Ölbild, das sich aber keiner bestimmten Verehrungsstätte mehr zuordnen läßt. Es befindet sich heute im Diözesanmuseum zu Graz und wurde diesem von der Neuen Galerie des Landesmuseums Joanneum überlassen¹⁴⁾ (Abb. 3). Die Darstellung ist ähnlich jenem Brucker Bild, nur ist es hier kein Drache, sondern der „cras, cras“ kreischende Vogel, den der Heilige mit seinem linken Fuß zum Schweigen bringen will. Er weist nach oben auf einen kleinen Engel, der in seiner rechten Hand den Märtyrerkranz über St. Expeditus hält, während er mit der anderen auf die von einem Lichtstrahl getroffene Sonnenuhr, die in ihrer Mitte das Wort „hodie“ trägt, hindeutet. Die Inschrift am unteren Bildrand entspricht jener des Brucker Bildes, nur

dürften bei einer Restaurierung die letzten zwei Wörter (zelebriert oder verehrt wird) verlorengegangen sein.

In einer kleinen Wegkapelle am nördlichen Ortsausgang von Fernitz bei Graz, die um 1820 datiert wird¹⁵), befindet sich auf der linken Seite ein großes, nicht mehr sehr gut erhaltenes Freskobild unseres Heiligen, mit Sonnenuhr-„hodie“-Inscription und „cras, cras“ schreiendem Raben (Abb. 4). Es zeigt eine fast in allen Details übereinstimmende Kopie einer Expeditus-Darstellung auf einem Gebetszettel der Innsbrucker Lithographie-Anstalt J. Kravogl, die im 19. Jahrhundert auch als selbständiges Andachtsbild große Verbreitung erfuhr¹⁶) (Abb. 5). Auch hier ist es wieder das geläufige Bildmotiv des Heiligen, mit Schwert und Märtyrerpalme, Sonnenuhr, unter der das Wort „hodie“ zu lesen ist, und „cras, cras“ krächzendem Raben. Im Hintergrund ist eine Gebirgslandschaft mit Kirche, Häusern und Bäumen zu erkennen. Am unteren Rand dieser Lithographie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts ist die stets wiederkehrende, formelhafte Bildlegende zu lesen: „Hl. Expeditus, Martyrer. Besonderer Patron um glückliche und fertige Ausrichtung aller Geschäfte, Amts-Standes-Haus-Verrichtungen und Reisen, dessen Fest am 19. April celebrirt wird.“ Die Abhängigkeit von einer graphischen Vorlage, wie sie in vielen Bereichen von Volks- und Hochkunst immer wieder nachgewiesen werden kann, wird auch an diesem Beispiel sehr deutlich.¹⁷)

Als jüngste dieser steirischen Expeditus-Darstellungen muß jene schon eingangs erwähnte Holzstatue in der Grazer Franziskanerkirche genannt werden (Abb. 6). Sie dürfte im späten 19. Jahrhundert entstanden sein und wohl einen der bunten Farbdrucke zur Vorlage haben, wie sie um diese Zeit von deutschen, italienischen und französischen Verlegern in den Umlauf gebracht wurden. Auffallend ist an diesem ikonographischen Typus, daß die Sonnenuhr fehlt, sonst aber die meisten charakteristischen Eigentümlichkeiten beibehalten werden. Der Heilige hat mit der linken Hand, wie auf allen anderen beschriebenen Darstellungen, die Märtyrerpalme umfaßt, während er in der rechten ein kleines Kreuz hält, auf dessen Querbalken das Wörtlein „hodie“ steht. Die gegenwärtig noch viel verehrte Expeditusstatue in der Grazer Franziskanerkirche – eine große Anzahl von Marmor-Votivtafeln künden davon – steht auch heute noch in großem Ansehen, daß man sich kirchlicherseits 1979 entschloß, einen eigenen Vier-Seiten-Gebetszettel in Druck zu geben, der auf der Stirnseite

einen Farbdruck der Expeditusstatue zeigt, auf den drei Innenseiten eine Lebens- und Bildbeschreibung und zwei alte Gebete sowie einen „uralten (!) Lobgesang zum Hl. Expeditus“ enthält.

Die Statue selbst kam aber erst um 1926 in die Franziskanerkirche. Sie stand früher in der Kirche der Schulschwestern in Graz-Eggenberg, wohin sie 1916/17 von einer in den Orden eingetretenen Grazerin, die den Heiligen sehr verehrte, gebracht wurde. Die Spenderin starb jedoch bald nach ihrem Eintritt in das Kloster.¹⁸⁾ Diese späte Holzstatue der Grazer Franziskanerkirche zeigt den im 19. und 20. Jahrhundert geläufigen Darstellungstypus, wie er dann vor allem auf den zahlreichen Andachtsbildchen dieser Zeit vielfach zu erkennen ist.

Ein eigenartiges Sondermotiv, das zur Erklärung des „cras, cras“ krächzenden Rabens und des nie fehlenden „hodie“ beitragen kann, läßt sich auf einem der ältesten bis heute bekannten Andachtsbildchen erkennen. Der lange Zeit kaum beachtete Heilige, von dem man oft nur den Namen wußte, wurde allmählich zum „Patron des causes pressées“, sogar zum „expéditionnaire“ oder „Erlediger von Prozessen mit gutem Ausgang“.¹⁹⁾ Ein Kupferstich des Augsburger Stechers Johann Baptist Klauber (1710–1768) trägt die Unterschrift: „S. Expeditus M. negotiorum et expeditionum Patronus“ und stellt den Heiligen als römischen Soldaten mit Märtyrerpelme und wehendem Mantel dar. Als schon bekanntes Attribut erkennt man den Raben, den er niedertritt und vor dessen Schnabel die Worte „cras, cras“ zu lesen sind. Dieses Bildchen charakterisiert sehr deutlich, was man sich von S. Expeditus erwartet: Er ist ein Gegner des Aufschubs und des Trödelns: Nicht auf das „Morgen“ soll sich der Christ verlassen, sondern das „Heute“ muß er nutzen. Auch der Dämon der Trödlerei und der Trägheit ist auf Klaubers Kupferstich dargestellt. Er hat ein Messer zwischen den Zähnen und stürzt besiegt unter dem Fuß des sieghaften Expeditus rückwärts zu Boden, während himmlische Lichtstrahlen auf den Heiligen niederfallen.²⁰⁾

Ein italienisches Farbdruckbildchen, mit kirchlicher Imprimatur von Mailand aus dem Jahre 1897, weist dieselben charakteristischen Eigentümlichkeiten auf, nur daß der Heilige in seiner rechten Hand ein kleines Kreuz mit dem Wort „hodie“ trägt und der zu Boden stürzende Trägheitsdämon fehlt. Neben einigen Gebeten ist auf der Rückseite eine kurze „Storia“ verzeichnet,

der zufolge Expeditus „capo della legione fulminante“ gewesen und im 4. Jahrhundert unter Diokletian gemartert worden sein soll. Sein Fest werde am 19. April gefeiert. „Er zeigt“, so heißt es weiter, „das Kreuz, auf dem geschrieben steht ‚hodie‘, und zertritt den Kopf eines ‚cras‘ kreischenden Raben, um uns zu belehren, daß wir niemals an der Allmacht Gottes verzweifeln dürfen und nicht den morgigen Tag abwarten dürfen, um mit Vertrauen und Inbrunst zu beten. Er ist deshalb der *Heilige der elften Stunde*, der niemals zu spät angerufen wird, sondern jederzeit ein mächtiger Fürsprecher ist bei der Allerseligsten Jungfrau.“²¹⁾

In diesen Worten liegt zum Teil schon eine Erklärung dieser ikonographischen Merkwürdigkeit. Dem Mittelalter und vor allem den Kirchenvätern²²⁾ galten nämlich der Rabe als Symbol des trägen Sünders, der Opfer und Selbstüberwindung scheut, die Bekehrung und Rückkehr zur Kirche und zu Gott immer wieder auf morgen (cras) verschiebt und also gleichsam wie der (Kra, Kra) kreischende Rabe immer nur das cras! cras! im Munde führt. Augustinus (354–430) führt das in Anspielung an die bekannte Episode mit den Raben in der Arche Noes (Gen. VIII, 7) mehrmals aus:

*Ipsa res est (nämlich das Verschieben und die Bekehrung auf später) quae multos occidit, cum dicunt cras, cras: et subito ostium clauditur. Remansit foris cum voce corvina, quia non habuit genitum columbinum, cras, cras; corvi vox geme ut columbus, et tunde pectus.*²³⁾

In *sermo* 224 kommt er nochmals auf denselben Gedanken zurück:

*Ecco quoties dicis, cras, cras; factus es corvus. Ecce dico tibi, cum facies vocem corvinam, occurrit tibi ruina. Nam ille corvus cujus vocem imitaris, exiit de arca, et non rediit.*²⁴⁾

Diesen *corvus* der Trägheit, der Langsamkeit, zertritt also Sankt Expeditus den Kopf und weist auf seinen Wahlspruch *hodie* hin. Er erscheint also besonders geeignet als Patron all derer, die in dringenden Angelegenheiten geistlicher oder zeitlicher Natur, die eilig, womöglich heute „expediert“ werden müssen, Hilfe brauchen.

Verehrung und Kultverbreitung

Die Verehrung des heiligen Expeditus hat sich in der Neuzeit ohne einen kultischen Zusammenhang mit den kurzen Hinweisen im Martyrologium herausgebildet. Vor allem in Frankreich²⁵⁾ und in Italien hat seine Verehrung in den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung genommen. Paris, Lyon, Marseille, Turin, Rom und Neapel waren Zentren des Expedituskultes. Die ältesten Spuren der Verehrung in Italien scheinen in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückzureichen, zu welcher Zeit ein Jesuitenpriester in seiner Vaterstadt Acireale auf Sizilien sie eingeführt haben soll.²⁶⁾ Vor allem in Lourdes genoß der Heilige besondere Verehrung bei den dort aus allen Weltteilen zusammenströmenden Pilgern. Dort standen noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts vier Statuen von Heiligen, die in der Volksfrömmigkeit besondere Verehrung genossen: die Statue der hl. Germana, der Patronin der Landleute; der hl. Benedikt Labre, der Patron der Pilger; die hl. Philomena, der großen Wundertäterin des 19. Jahrhunderts, und des hl. Expeditus, des „expeditionnaire de la très Sainte Vierge“, wie er in Lourdes im Volksmund genannt wurde.²⁷⁾

Aber auch in den deutschsprachigen Ländern hat die Expeditusverehrung große Verbreitung erfahren. Das beweist der bereits erwähnte Augsburger Kupferstich von J. B. Klauber, der im 18. Jahrhundert entstanden ist und deutlich macht, daß der Expedituskult damals in deutschen Landen viele Jahrzehnte früher aufgetreten sein muß, als die bis jetzt bekannten Zeugnisse solches für Frankreich ergeben haben. Die in großer Zahl verbreiteten Bilder dürfen wohl zur raschen Verbreitung des Expedituskultes stark beigetragen haben.

Eine kleine, italienische Studie von 1903, die sich als „historisch-kritisch“ bezeichnet und F. B. Gargiulo zum Verfasser hat, nennt sogar Wien als den Ausgangspunkt der modernen St.-Expeditus-Verehrung.²⁸⁾ Von dort aus habe sie sich nach Süddeutschland, Frankreich, Italien, Spanien und sogar nach Amerika verbreitet. In Wien sei auch die eigenartige bildliche Darstellung des heiligen Expeditus aufgekommen. Diese These läßt sich bis heute jedoch nicht mit Sicherheit erhärten, da Gargiulo diesbezüglich keine näheren Angaben macht und Bildvorlagen von Wiener Stechern bislang unbekannt geblieben sind. Daß es jedoch auch in Wien eine nicht unbedeutende Kultwelle dieser Ver-

ehrerung im 18. und 19. Jahrhundert gab, bezeugen die noch in unserem Jahrhundert erhaltenen Expeditusgemälde in der Peterskirche (Wien 1) und in der Lainzer Pfarrkirche (Wien 13).²⁹⁾

Im Ostalpenraum scheint die Expeditusverehrung besonders in der Steiermark starke Verbreitung erlangt zu haben. Die erwähnten und noch heute erhaltenen Bildzeugnisse von Bruck an der Mur, Graz, Fernitz, die zahlreichen Andachtsbildchen im Steirischen Volkskundemuseum geben davon Zeugnis. Es gab sogar eigene „St.-Expeditus-Büchlein“, die einen geschichtlichen Bericht, verschiedene Andachten und Gebete „nach erhaltener Gnade“ zu Ehren des Heiligen enthielten.³⁰⁾ Auch hat die noch heute lebendige Verehrung in der Franziskanerkirche zu Graz, die sich trotz kirchlichen Mißfallens zu Beginn des 20. Jahrhunderts dennoch ungebrochen fortsetzen konnte, sogar vor einigen Jahren zu dem schon erwähnten Neudruck eines Gebetszettels geführt, der Gebet und Lobgesang eines aus der Innsbrucker Lithographie-Anstalt J. Kravogl stammenden Vorläufers übernahm (Abb. 7). Freilich sind im erläuternden Text des neuen, 1979 mit kirchlicher Druckerlaubnis hergestellten Gebetszettels, mit einem Titelbild im Mehrfarbendruck, auch verschiedene Ungereimtheiten enthalten. So wird der Festtag des Heiligen vom 19. auf den 18. April verlegt. Auch über Verehrung und Verbreitung des Kultes war man sich nicht im klaren, wenn es im Neudruck etwa heißt: „Der heilige Expeditus wird in Frankreich und Italien, und da vorzugsweise in Rom und Neapel, gelegentlich im süddeutschen Raum und besonders in der Grazer Franziskanerkirche verehrt.“

Obwohl also über den Märtyrer Expeditus kaum sichere und äußerst dürftige Nachrichten vorliegen, gehörte er doch, vor allem im 19. und im frühen 20. Jahrhundert, zu den beliebtesten Volks- und Schutzheiligen in den verschiedensten Anliegen, ist er doch Patron in „dringenden und verzweifelten Angelegenheiten“. Freilich scheint das, was der italienische Verfasser F. B. Gargiulo, der nach der Vorrede in der kleinen Studie zu den „ersten Vertretern der Hagiographie und theologischen Literatur“ gehört habe, im Jahre 1903 über Expeditus zu berichten weiß, wenig mit den tatsächlich historischen Gegebenheiten zu tun zu haben. Er läßt den heiligen Expeditus Grieche von Geburt sein, der erst später Christ wurde und als Tribun der *legio fulminatrix* angehörte. Nach den verschiedenartigsten Torturen, die seiner Enthauptung vorausgegangen sein sollen, habe er, nach dieser unglaub-

würdigen Darstellung, zwischen 303 und 305 unter Diokletian „in voller Jugendkraft das Martyrium errungen“. Gargiulo geht sogar so weit, daß er aus einem Bild in Neapel, das den Heiligen zeigt, der zu einem Oval aufblickt, in dem ein Auge Gottes und die Worte „Santa Trinitatis unus Deus“ angebracht sind, den Schluß zieht, „daß das unmittelbare Motiv seines Martyriums die Verteidigung der heiligen Bücher, die über das Geheimnis der Heiligen Dreifaltigkeit handeln“, gewesen sei.³¹⁾ Eine etwas ältere französische Abhandlung³²⁾, die auch von Gargiulo benützt wurde, klingt ebenfalls wenig glaubwürdig, so daß bereits 1899 die Bollandisten dieser das Prädikat „reine Erfindung“ (*invention pure*) erteilt haben.³³⁾

Wie kommt aber nun der heilige Expeditus, nachdem ihm über eineinhalb Jahrtausende keine besondere Verehrung zuteil wurde, im 18. und besonders im 19. und im frühen 20. Jahrhundert zu so einer weitreichenden Verehrung, daß er, nachdem alle anderen Hilfsmittel versagt haben, gleichsam als *ultimum refugium* der fast Verzweifelten gepriesen wird? Nun, solche Helfer in „schwierigen und verzweifelten Fällen“ sind in der christlichen Hagiographie durchaus keine Einzelercheinungen. Es sei in diesem Zusammenhang vielleicht die Prozeßhelferin „Sankt Aja“ genannt, über die L. Kretzenbacher, dem dieser kleine Beitrag als Geburtstagsgruß gewidmet sein soll, schon 1955 eine interessante Studie vorgelegt hat.³⁴⁾ Diese heute kaum mehr bekannte Heilige auf einem Grazer Dombild aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, auf dem zu lesen steht: „SANCTA AIA / PATRONA CAUSARUM DESPERATARUM“ (St. Aja, Helferin in schwierigen, wohl auch verzweifelt aussehenden Rechtsfällen), hat wohl eine andere Kultverbreitung als unser Expeditus aufzuweisen. Hier handelt es sich offenkundig um eine Kultübertragung im 18. Jahrhundert durch die Habsburger aus Lothringen nach Wien und über Vermittlung durch die Jesuiten nach Graz, die der himmlischen Prozeßhelferin, die heute freilich vergessen ist, einstmalige Geltung verschaffte.³⁵⁾ Auffallend ist hierbei, daß ihr Festtag auf den 18. April, also einen Tag vor jenem des heiligen Expeditus fällt.

Die Verehrung des heiligen Expeditus, unseres Patrons in „dringenden und verzweifelten Angelegenheiten“, läßt sich jedoch weder aus seinem Leben und seinen Taten noch aus den äußerst dürftigen Fakten in seinem Martyrologium erklären. Vielmehr dürfte hier ausschließlich sein Name für die späte

volkstümliche Verehrung ausschlaggebend gewesen sein. Oft spielt bei solchen Patronaten eine rein äußerliche Wort- und Namensanalogie oder eine Volksetymologie eine Rolle, so etwa, wenn der heilige Augustinus bei Augenkrankheiten angerufen wird, der heilige Valentin den Fallsüchtigen hilft oder der heilige Blasius Blasen heilt.

Auf diese Weise mag auch der heilige Expeditus zum Patron in dringenden Angelegenheiten erhoben worden sein. Das haben schon 1899 die Bollandisten ausgesprochen, wenn sie den Ursprung des Expedituskultes als ein reines Wortspiel bezeichnen.³⁶⁾ Jedenfalls war die Kirche mit diesem Kult, gegen dessen „ungesunde Auswüchse“ man sich sogar einzuschreiten genötigt sah und der sich aus „etymologischen und ikonographischen Begleitumständen entwickelt hat, nicht aus glaubhaften Umständen“, nicht sehr glücklich.³⁷⁾ Es ist daher auch nicht sonderlich verwunderlich, wenn schon 1904 in einer theologischen Zeitschrift dazu Stellung bezogen wird:³⁸⁾

„Der trefflich bezeichnende Name, die geschickt erfundene ikonographische Darstellung und nicht zum Mindesten der Zeitgeist mag, vom natürlichen Standpunkt aus betrachtet, hiebei stark mitgewirkt haben. Man verzeihe uns diese, auf den ersten Anblick vielleicht befremdliche Äußerung; aber es ist nun einmal eine vielfach – nicht zum Wenigsten in diesen Blättern – beklagte Tatsache, daß besonders gerne in die private und öffentliche Frömmigkeitspflege des Volkes unvermerkt der Zeitgeist sich eindringt und daß es solchen Erscheinungen gegenüber an maßgebender Stelle einer besonderen Wachsamkeit und Diskretion bedarf. In allen Ständen und Berufsschichten zeigt sich heute eine ungesunde Sucht nach sensationellen Neuerungen und Erfindungen; die alten, soliden Lebensgewohnheiten und Verkehrsmittel scheinen nicht mehr zu genügen, selbst Telegraph und Eisenbahnen fungieren nicht mehr schnell genug. Ob nicht auch im modernen Expedituskult vielfach eine starke Dosis dieser nervösen Hast und Ungeduld, die nicht warten, nicht beharrlich anklopfen und beten kann und mag, sondern möglichst leicht und rasch ihr Ziel erreichen will, ob nicht ein gewisser Mangel an wahrem Gottvertrauen, an echt christlichem Gleichmut und Gottergebung, ob nicht eine bestimmte Tendenz nach Abwechslung, nach Neuem, noch nicht Dagewesenem, sich hiebei bemerkbar macht? Wir wollen dies nicht weiter untersuchen und dokumentieren. Jedenfalls aber ist heutzutage dringender denn je die Meinung angebracht, solchen ‚modernen‘ Heiligenkulten gegenüber eine gewisse Reserve zu beobachten und um so nachhaltiger das gläubige Volk über das Wesen der wahren, echt kirchlichen Heiligenverehrung aufzuklären, wie sie uns von den ältesten christlichen Zeiten her überliefert ist und sie heute noch lebendig fortbesteht in der kirchlichen Liturgie.“

Die Zurückhaltung von kirchlicher Seite gegenüber einem historisch nicht gesicherten Heiligen, dessen Verehrung noch dazu zum reinen Volkskult ausartete, ist durchaus verständlich

und hat dann auch 1905 zu jenem bereits erwähnten Einschreiten durch den Heiligen Stuhl in Rom geführt, der den um diese Zeit äußerst lebhaften Kult wohl eindämmen, aber nicht gänzlich ausmerzen konnte. Das beweist letzten Endes auch der heute noch immer nicht vergessene Kultbrauch in der Grazer Franziskanerkirche, von dessen Lebendigkeit zwei randvoll mit Marmor-Votivtafeln bedeckte Wände in einer Seitenkapelle Zeugnis geben.

Zusammenfassend läßt sich also über unseren „sonderbaren Patron“ folgendes festhalten: Im *Martyrologium Hieronymianum* wird er nur in der Rubrik „Melitene in Armenia“ angeführt, alle weiteren Angaben über sein Leben und seinen Tod sind legendarisch. Wegen seines Namens wird er zum Patron in dringenden Angelegenheiten, vor allem von Schiffahrern und Kaufleuten. Seine Verehrung läßt sich in Frankreich, Italien und im süddeutschen Raum seit dem 18. Jahrhundert festhalten. Dabei dürfte Wien eine nicht unbedeutende Rolle für die stark anschwellende Kultwelle im 18. und 19. Jahrhundert gespielt haben.

Der ikonographische Typus seiner Darstellung hat verschiedene Differenzierungen erfahren. So zeigt der Kupferstich von F. X. Jungwirth, der nach einem Prager Altarbild von F. X. Palko hergestellt wurde, einen von den späteren Darstellungen völlig abweichenden Typus, der im 19. Jahrhundert nicht mehr aufgegriffen wurde. Dieses Jahrhundert bevorzugt dann vor allem den römischen Märtyrerheiligen mit Palme, Schwert und Sonnenuhr, der den *cras, cras* kreischenden Raben mit dem Fuß niedertritt und auf das *hodie*, das *hic et nunc*, hinweist. Ein Sondermotiv, das der Augsburger Kupferstecher J. B. Klauber auf einem Stich beigibt, zeigt daneben auch noch den Dämon der Trägheit und Langsamkeit, der unter dem Fuß des sieghaften *Ex-peditus* nach rückwärts niederstürzt.

Nach den erhaltenen Bildzeugnissen zu schließen, dürfte St. *Ex-peditus* in der Steiermark schon im 18. Jahrhundert eine starke Verehrung zuteil geworden sein. Im 19. und 20. Jahrhundert kommt es dann, wie auch im gesamten süddeutschen Raum sowie in Frankreich und Italien, zu einer groß angelegten Kultwelle, die ihren Höhepunkt zu Beginn des 20. Jahrhunderts erreicht und dann, wohl durch das Einschreiten der kirchlichen Stellen, die aus den Studien der Bollandisten zur Kenntnis nehmen mußten, daß Existenz und Namen des Heiligen fraglich seien, allmählich verebbt. Daß aber gerade eine Grazer Kirche noch

bis in die Gegenwart Kult und Brauch dieses seltsamen „Heiligen der elften Stunde“, an den man sich vertrauensvoll wendet und der niemals zu spät angerufen wird, bewahrt hat, zeugt von der ungebrochenen Kraft gläubiger Volksverehrung, für die Sankt Expeditus noch immer der Patron in „dringenden und verzweifelten Angelegenheiten“ verblieben ist.

Anmerkungen:

1. Vgl. die textkrit. Ausgabe von J. de Rossi und L. Duchesne in: AASS. Nov. tom. II, p. 46.
2. Edit. novissima. Rom 1902, p. 54.
3. AASS, Nov. tom. II, p. 46.
4. Otto, *Nomina propria latina*. Leipzig 1898, S. 787.
5. E. A. Stückelberg, *S. Expedit* (Schweizer. Archiv f. Vkd., 13. Jg. Basel 1909, S. 196).
6. *Analecta Boll.* 18 (1899), 426.
7. *Analecta Boll.* 25 (1906), 97. Delehaye bemerkt abschließend in dieser Abhandlung (p. 98): „Der Kult des Heiligen ist also schon in seinem Ursprung verdorben und anstatt sich in fruchtlosen Bemühungen zu erschöpfen, ihn zu rehabilitieren, täte man besser daran, sich zu bemühen, die Gläubigen am Fuße der Altäre unserer echten und altherwürdigen Martyrer zu versammeln, die von der Frömmigkeit heutzutage allzusehr vernachlässigt werden.“
H. Delehaye, *The Legends of the Saints*. London 1962, S. 33, 83.
8. *Lexikon f. Theologie und Kirche*, Bd. III (1931), Stichwort „Expeditus“ von J. B. Kirsch. Die Neuauflage des Lexikons enthält dieses Stichwort nicht mehr.
9. Ein Artikel von Tauton in: *Fortnightly Rev.* 1906, S. 696 ff., Zit. nach: *Hagiogr. Jahresbericht f. die Jahre 1904 bis 1906*, Kempten und München 1908, S. 135.
10. G. Thurston, *Saint „E spedito“* (*The Month* 107, 1906, S. 544–546).
11. Chr. Morgenstern, *Galgenlieder / Der Gingganz*. München, 16. Aufl., 1980 (dtv-Band 480), S. 151–154.
12. Stichwort „Expeditus“ in: *Lexikon der christlichen Ikonographie*, Bd. 6, Freiburg i. B. 1974, Sp. 212.
Ein 1961 erstelltes Werkverzeichnis erwähnt das Altarbild allerdings nicht. Vgl. K. Garas, *Zu einigen Problemen der Malerei des 18. Jahrhunderts. Die Malerfamilie Palko* (*Acta Historiae artium Academiae scientiarum Hungaricae*, tom. VII, Budapest 1961, S. 229–250).
13. Vermutlich handelt es sich um den Grazer Kupferstecher und Drucker Johann Michael Ferstler, † vor 1753. Vgl. Thieme-Becker, *Allgemeines Lexikon d. Bildenden Künstler*. Bd. 11, Leipzig 1915, S. 498.

14. Für den freundlichen Hinweis und die Fotografierlaubnis danke ich meiner Kollegin Frau Dr. Barbara Zingerle vom Diözesanmuseum in Graz.
15. Dehio-Handbuch, Steiermark. Bearbeitet von K. Woisetschläger und P. Krenn. Wien 1982, S. 99.
Das Expeditus-Fresko, das im unteren Teil stark beschädigt ist, besitzt in der Darstellung eines heiligen Bischofs an der gegenüberliegenden, rechten Kapellenwand ein Gegenstück. Die beiden Mauerbilder werden im Steiermark-Dehio nicht erwähnt.
16. In der Andachtsbildersammlung des Steirischen Volkskundemuseums befinden sich einige solcher Andachtsbildchen und Gebetszettel.
17. Vgl. dazu: E. Grabner, „Nimm dich selbst bei deiner Nasen . . .“. Zwei weitere steirische Belege zum „Vogel Selbsterkenntnis“ (Blätter f. Heimatkd. 56, Graz 1982, S. 42–49);
dieselbe, Die Bilderwand zu Rattersdorf. Zu einem ikonographischen Programm einer burgenländischen Wallfahrt (Wissenschaftl. Arbeiten aus dem Burgenland. H. 50, Eisenstadt 1972);
dieselbe, Das mariologische Programm der Wallfahrtskirche zu Rattersdorf (Burgenländ. Heimatblätter 38, Eisenstadt 1976, S. 75–90).
18. Mündliche Auskunft von Sr. Fridolin von den Schulschwestern am Kaiser-Franz-Josef-Kai zu Graz vom 21. April 1978.
19. D. H. Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905, S. 280.
20. Abb. bei E. A. Stückelberg, wie Anm. 5, S. 197. Der Kupferstich trägt die Nummer 82 einer Serie von Heiligenbildern.
21. H. Bihlmeyer, Der altchristliche Martyrer St. Expeditus und seine Verehrung in neuester Zeit (Theologisch-praktische Quartal-Schrift 57, Linz 1904, S. 298 f.).
22. Hilarius v. Poitiers, Enarr. in Ps. 146, 9 (Migne, PL 9, col. 874).
Augustinus, Enarr. in Ps. 101 (Migne, PL 37, col. 1301).
23. Augustinus, sermo. 82 (Migne, PL 38, col. 512).
24. Derselbe, sermo 224 (Migne, PL 38, col. 1095).
25. G. Doncieux u. H. Gaidoz, S. Expédit (Mélusine 9, 1899, S. 169–178).
26. F. B. Gargiulo, Il gloriosa sant' Expedito Martire. Piccolo studio storico-critico. Napoli 1903, S. 47.
27. H. Bihlmeyer, wie Anm. 21, S. 298.
28. F. B. Gargiulo, wie Anm. 26, S. 46.
29. G. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 1, Wien. Wien 1955, S. 34 und 86.
30. St.-Expeditus-Büchel. Innsbruck, o. J. (vermutl. Anf. 20. Jh.), 22. S. Im Steirischen Volkskundemuseum unter der Inv.-Nr. 629 verzeichnet, erworben im Jahr 1916 in Graz.
31. F. B. Gargiulo, wie Anm. 26, S. 18, 34, 41 f., 44.

32. D. Bèrenghier, Un nouveau thaumaturge, saint Expédit (Les Missions catholique 28 [1896], S. 118 ff.).
33. Analecta Boll. 18 (1899), 426.
34. L. Kretzenbacher, Sankt Aja, die Prozeßhelferin. Legende und Kulturgeschichte eines Grazer Dombildes (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterr. Alpenländer, Nr. 26, Graz 1955, S. 3 f.).
35. Derselbe, ebendort, S. 4.
36. Analecta Boll. 18 (1899), 426.
37. F. v. S. Doyé, Heilige und Selige der röm.-kath. Kirche, 1. Bd., Leipzig 1929, S. 356 f.
37. H. Bihlmeyer, wie Anm. 21, S. 301.

Der Fragebogen Erzherzog Johanns von 1810 – ein frühes „volkskundliches“ Wagnis

Von Elisabeth Katschnig-Fasch, Graz

Das historische Gewicht der Persönlichkeit Erzherzog Johanns von Österreich (1782–1859) darf bei der vorliegenden Auseinandersetzung mit seinem Plan einer topographisch-statistischen Landesaufnahme Innerösterreichs „... jenem hervorragend weitschauenden Wagnis, mit dem letzten Endes die Grundlage für die wissenschaftliche Volkskunde der Steiermark gelegt wurde“¹⁾, als bekannt vorausgesetzt werden. Seine Bedeutung ist in zahlreichen Arbeiten um sein facetten- und inhaltsreiches Werk, um Geschichte, Wissenschaft, Kultur, Wirtschaft und Politik gewürdigt. Auch seine Leistung für die steirische Volkskunde²⁾ braucht hier im einzelnen nicht umständlich wiederholt zu werden, gibt es doch kaum ein traditionelles Sachgebiet, in dessen Zusammenhang er nicht genannt werden kann. Freilich zeichnete nicht nur die volkskundliche Bewertung seine Person und sein Werk lange Zeit in ideologischer Vereinfachung und Verklärung zu einem Bild, das spätestens im Gedenkjahr 1982 zu neuer Positionssuche gegenüber dem Phänomen Erzherzog Johann auffordert.

Geradezu in einer logischen Bedingtheit steht der groß angelegte Versuch einer umfassenden Beschreibung von „Land und Leuten“ am Beginn seiner entscheidenden Reform- und Kulturarbeit. Entsprechend zu beurteilen ist das Unterfangen daher von den staatspolitischen bzw. wirtschaftlichen Absichten und den philosophischen Tendenzen dieser Zeit, Aspekten, denen man

bisher freilich in der volkskundlichen Forschung zuwenig Aufmerksamkeit widmete. Eine Tatsache, die allerdings in der weitgehenden Ignoranz der Entstehungsgeschichte der Volkstumswissenschaften nicht als typisch österreichisches Schicksal zu bewerten ist.³⁾

Den lange vorherrschenden romantisierenden Tendenzen unseres Faches entsprechend, sah man in den zur „Göth'schen Serie“ gefaßten Ergebnissen (Stmk. Landesarchiv) einen reichen Quellenfundus, der mit diversen Brauchschilderungen dem Wissenschaftsgeschmack entgegenkam. Erst in jüngster Zeit versucht man, das Unterfangen von der Basis aus zu verstehen; vom theoretischen und praktischen Unterbau des Fragebogens ausgehend, die Einzelergebnisse zu bewerten.⁴⁾

Die vorliegenden Überlegungen wollen den Motiven, den Bedingungen und Umständen nachspüren, die einen auch für das heutige Wissenschaftsverständnis aufregenden Versuch einer „volkskundlichen“ Regionaldarstellung auslösen konnten.⁵⁾

Erzherzog Johanns konkrete Bemühungen um eine umfassende Landesaufnahme Innerösterreichs reichen weit in die Jahre vor den 1810/11 an alle Werbbezirke amtlich ausgesendeten „Frageentwürfe zum Behufe einer physikalischen Statistik“⁶⁾. So ist schon um 1805 ein eigenhändiger – undatiertes – Entwurf zu einer statistischen Landesaufnahme anzusetzen.⁷⁾ Die „Frageentwürfe“ von 1810/11 sind auf das engste mit dem Plan zur Gründung der Lehr- und Sammelanstalt „Joanneum“ verbunden, deren Statuten als zweiten Programmpunkt eine „Statistik mit allen Subdivisionen“ vorsehen. Erfüllt von pädagogischem Sendungsbewußtsein⁸⁾ erhoffte Erzherzog Johann, wohl in der ersten Euphorie des nunmehr ins Auge gefaßten Planes, die in einer Landesbeschreibung zusammengefaßten Ergebnisse der Umfragen „mit Karten und Kupfern versehen“ anlässlich der offiziellen Gründung des Instituts unter das Volk verteilen zu können.⁹⁾

Im Entwurf von 1805 plante er nach einem Einleitungskapitel, das sich mit den Quellen und der Literatur beschäftigen sollte, das Werk in zwei große Hauptteile zu gliedern: ein allgemeines und ein topographisches. Das letzte Kapitel des allgemeinen Teiles, betitelt „der Mensch“, sollte in einen somatologischen und einen psychologischen Teil getrennt sein, wobei er unter dem psychologischen die Beschreibung des Charakters, des sittlichen Zustandes, der Bildung, Religion und Sprache verstand.

Ein Abschnitt „der Mensch und das häusliche Leben“ sollte eine ausführliche Schilderung der Gebäude, Hausgerät und Werkzeug, Kleidung, Tagesordnung, Nahrung und Vergnügen, Gesänge, Gewohnheiten und Gebräuche beinhalten.

Ob sich die amtlich ausgesendeten Frageentwürfe tatsächlich allein auf diesen Originalentwurf Erzherzog Johanns beziehen, bzw. wieweit und wodurch sie sich voneinander unterscheiden, darüber gibt Geramb in einem knappen Hinweis auf eine Verkürzung einerseits und eine Erweiterung des volkskundlichen Teiles anderseits nur sehr vage Auskunft.¹⁰⁾

Ausgangsbasis der Betrachtung zu Erzherzog Johanns Versuch einer Landesbeschreibung muß daher der in sieben Abschnitte mit insgesamt 116 Fragegruppen unterteilte amtliche Bogen sein.¹¹⁾

Der erste Abschnitt beinhaltet „Topographisch-Politische“ Fragen, womit er sich Auskunft zur Lage und Begrenzung der Verwaltungsbezirke und Dominien, zu Ortschaften und Gemeinden, deren Bevölkerungsbewegung, Verwaltung, Wirtschaft, aber auch – im Sinne der traditionellen Topographie – „historische Merkwürdigkeiten“ erwartete. Der Aufruf zur „Anzeige anderer antiquarischer Merkwürdigkeiten“, zu denen neben Denkmälern unter anderem auch Hausgeräte zu zählen sind, steht bereits im Sinne der aufbrechenden Sammelleidenschaft für volkskulturelle Objektivationen. Es folgt eine eingehende Erkundigung nach dem Funktionieren der josephinischen Gesellschaftsordnung (Polizeiwesen, Gefängnisse, Besserungsanstalten), nach dem Untertanenwesen, nach Abgaben und Diensten, Erwerbsquellen, Handelsbetrieben, schließlich alles „Abweichende in allen genannten Zweigen der Juden und Akatholiken von den Katholiken“.

Schon im zweiten Abschnitt, den „religiös-sittlichen“ Fragen, tritt, nach den erstaunlich objektiv formulierten Erkundigungen zu kirchlichen Belangen, den schulischen Verhältnissen, dem öffentlichen Sanitätswesen und den medizinischen Verhältnissen (worunter auch Bauerndoktoren und Volksmeinungen verstanden wurden), ein neuer Aspekt zutage: Fragen nach dem Einfluß der Gewerbe und Fabriken auf die Gesundheit und Sittlichkeit der Bevölkerung, die Aufforderung zur „Schilderung, ruhig parteylose, der Hauptleidenschaften, Meinungen, Gebrechen, Vorurtheile, Aberglaube usw. . . . Ferner, und zwar besonders der Gebräuche und Gewohnheiten bei häuslichen Vorfällen, als: Kind-

taufen, Hochzeiten und Begräbnissen, und bey öffentlichen und Nationalfesten, z. B. Kirchweihen.“ An die Aufforderung zur Beschreibung der Lieblingsunterhaltung und der möglichst getreuen Darstellung regionaler Volksgesänge und „National-Melodien, womöglich mit beygefüger Musik, der Tänze und Instrumente“, schließen sich Fragen zur Lebensweise und Kleidung des Volkes. Die Information zur Volkssprache wünscht Erzherzog Johann durch ein „gutes Idioticon der gewöhnlicheren im gemeinen Leben üblichsten und nöthigsten Wörter“ erweitert. Eine „unbefangene Darstellung des speciellen Volkscharacters mit seinen sittlichen Vorzügen und Härten“, Fragen nach den Hoffnungen, Wünschen und nach der Stimmung des Volkes runden zusammen mit der Aufforderung zur Notierung alter Volkssagen und mündlicher Überlieferung diesen wichtigen und für die Frage der Volkskunde relevantesten Abschnitt ab.

Der dritte Abschnitt ist den „physikalisch-naturhistorischen-medizinischen“ Fragen gewidmet, der vierte Abschnitt erkundet die forstwirtschaftlichen Belange und deren „freymüthige Verbesserungsvorschläge“. Ebenso wie dieser steht auch der mit 57 Fragegruppen umfangreichste Abschnitt, der „Oeconomische“, noch im Zeichen des agrarmerkantilistisch orientierten Staatsinteresses, wenngleich er in seiner Differenziertheit ein weit darüber hinausreichendes, tiefgehend sachliches und soziales Interesse verrät. Im Vollständigkeitsanspruch werden der Reihe nach Ackerbau, Wiesenbau, Viehzucht, Almwirtschaft und Weinbau zu erfassen gesucht – sowohl hinsichtlich der Arbeitsmethode, des Aufwandes und der Erträgnisse als auch hinsichtlich der „Instrumente“, „im Abweichungsfalle von den gewöhnlichen Werkzeugen mit Einsendungen von Zeichnungen oder Modellen im verjüngten Maßstabe“. Erzherzog Johanns Interesse an der Lebensweise und an den Lebensbedingungen unterer Sozialschichten wird vor allem in den Fragekapiteln zum Weinbau und zur „Local-Wirtschafts-Schilderung“ offensichtlich, wo er sich eingehend nach dem Lohn und nach den Rechten der „Weinzierln“ (Winzer), im anderen Fall nach den Lebensbedingungen der Dienstboten erkundigt.

Ein sechster Abschnitt, „Montanistische“ (Frageentwürfe), dokumentiert wieder Johanns enges Verhältnis zu den Naturwissenschaften und seine Fortschrittsgläubigkeit. Die Aufforderung zur Beschreibung aller Bergwerke und deren Produktion

ist wohl sozusagen die Basis für die späteren Aktivitäten für das Montanwesen der Steiermark.

Ein siebenter und letzter Abschnitt erkundet, dem aufkommenden Industriezeitalter entsprechend, alle öffentlichen und privaten Fabriken und Manufakturen und ihre Erzeugnisse. In diesen „Commerziellen“ Fragepunkten sollten auch die Schilderung der Verkehrs- und Transportverhältnisse angeführt werden. Erzherzog Johanns eigentliche Triebfeder, der Reformgedanke, beschließt noch einmal in einer Aufforderung zu einer „frey-müthigen, aber gegründeten Darstellung aller Local- und Verfassungshindernisse, welcher der ländlichen Industrie im Wege stehen, und Vorschläge zu deren möglichen Beyseitigung“, diese erste amtliche Fassung seiner statistischen Rundfragen.

Die Erwartungen, die Erzherzog Johann in dieses ungemein weitgesteckte Projekt setzte, waren allerdings zu groß. So sehr er sich in warnenden, auch aufmunternden, geradezu flehentlichen Kurrenden¹²⁾ und Zeitungsaufrufen¹³⁾ bemühte, die Rücksendung anzukurbeln, die Aktion stockte.¹⁴⁾ Schon 1818 scheint der Rücklauf schließlich für 19 Jahre bis zur energischen Wiederaufnahme durch den Privatsekretär Johanns, Georg Göth¹⁵⁾, versiegt zu sein. Aber selbst der zweite Durchgang von 1836 bis 1842 führte nicht zur Erreichung des Zieles, das Werk blieb ein Torso.

Die Motive und Gründe des Scheiterns in der Durchführung sind zunächst in der quantitativen Überforderung der Gewährspersonen zu suchen, die als Beamte in den vielfältigen Verwaltungsaufgaben des Staatsbürokratismus dieser außenseitigen Aufgabe schlecht gerecht werden konnten. Die tieferen Gründe des Versagens liegen jedoch in den Vorbedingungen. Das neue Empfinden für das „Volk“, das wissenschaftliche und soziale Interesse an ihm, begann sich zur Jahrhundertwende zwar langsam durchzusetzen, das Wissen darum konnte jedoch in der zensurorientierten Beamtenschaft nicht den geeigneten Nährboden finden.¹⁶⁾ Ein weiteres Motiv für die Verschleppung kommt ebenso über die Beamtenschaft zu tragen. Der Antrieb und das Endziel des Planes zu einer Landesbeschreibung war zweifellos die umwälzende Reformarbeit, dieser Gedanke stand zwar in der Tradition habsburgischer Bemühungen um wirtschaftlichen Fortschritt, um die Kultur des Landes und um die Wohlfahrt der gesamten Gesellschaft, sie stand jedoch in krassem Gegensatz zur Einstellung und Haltung des Kaisers Franz I., der diese vor allem von

Maria Theresia, Josef II. und Leopold II. praktizierte Anpassungsfähigkeit verraten hat. Gerade den Verwaltungsinstitutionen fällt die Macht des von oben zugeordneten Prestiges zu,¹⁷⁾ daraus ergibt sich das primäre Interesse an seiner Erhaltung. Veränderungen, Reformen oder gar – wie im Fall der statistischen Befragung Erzherzog Johanns – ein neues sozialkulturelles Verständnis, ein subtiles Einfühlen dem Volk gegenüber konnten sich daher folgerichtig erst gar nicht entwickeln. Kein Wunder also, daß die Antworten weder an Zahl noch an Umfang so ausfielen, wie es in der Absicht Erzherzog Johanns lag.

Das Risiko der Intuition war bei diesen neuen Erhebungskategorien, die individualisierende Beobachtung forderten, zu groß. Gute Antworten mußten also Zufall bleiben.¹⁸⁾

Dieser Rückschlag blieb jedoch ohne Einfluß auf die weitere Reformarbeit Erzherzog Johanns für die Steiermark, was jedoch nicht nur auf die unglaubliche Zähigkeit und Ausdauer dieses vom Hof immer wieder neu frustrierten Mannes zurückzuführen ist, auf seine schöpferischen Energien und seinen mechanischen Arbeitswillen, sondern auch auf exogene Faktoren – Umstände der Zeit, Begegnungen und Ereignisse.

Die prägendsten Kräfte seiner Persönlichkeit erwachsen Erzherzog Johann in der Kindheit am aufgeklärten Hof von Florenz, wo er am Beispiel seines Vaters, des Großherzogs Leopold, das Wesen und die Gangart guter, das heißt gemäßigter Reformen erkennen und in sich aufnehmen konnte. Sicher, dieser Nährboden ist noch nicht die Erklärung seiner Geisteshaltung, seines intellektuellen und emotionalen Interesses für das Volk. Viktor Theiss,¹⁹⁾ wohl einer der gründlichsten Kenner der Person und des Werkes Erzherzog Johanns, erkannte in dem Schweizer Historiker Johannes von Müller (1752–1809) den entscheidenden Weichensteller seiner Geisteshaltung. Was Johann an Müller begeisterte, war einerseits die Tatsache, daß sich in diesem Schweizer Gelehrten jener Zeitgeist spiegelte, der seinen persönlichen Vorbedingungen entgegenkam und ihn faszinierte. Es war dies eine Geistesströmung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die die „Aufklärung noch nicht vergessen hatte, aber den Neuhumanismus liebte, die Sentimentalität, den feierlichen Faltenwurf und zugleich die Menschen- und Bürgerrechte und sich historischem, relativistischem Denken zuwandte“.²⁰⁾ Andererseits scheint der leicht beeinflussbare Erzherzog von Müllers viel-

spältigem Wesen und seinem Geist, „der mit spielender Leichtigkeit alle Lichtquellen seiner Zeit in sich aufnahm und widerspiegelte, ohne überragende eigene Schöpferkraft beitragen zu können“²¹⁾, besonders angezogen worden zu sein. Die Brückenstellung, die Müller zur Romantik einnimmt und die nicht zuletzt die zeitgenössische Überhöhung seiner Bedeutung erklärt, tat ihr übriges. Durch Müller wurde Erzherzog Johann nicht nur ein Kenner auf dem Gebiet der Geschichte, der Wirtschaft und der Naturkunde des Alpenraumes, er löste in ihm eine emotionale Begeisterung für das Gebirgsvolk aus, die über das Maß der modischen Schweizbegeisterung hinausreichte. Auch daß Müller selbst Protestant war, dürfte einen nicht geringen Einfluß auf Johanns Hinwendung zum Gebirgsvolk genommen haben.²²⁾

Als Schüler Schölzers und Freund Herders und Schleiermachers brachte Müller dem jungen Erzherzog die Kapazität der intellektuellen Synthese bei und machte ihn vertraut mit der protestantischen Denkweise, die damals in Deutschland in ihrer Blüte stand und in der Montesquieus Theorie von der Einheit zwischen Natur und Kultur, Landschaft und menschlicher Leistung²³⁾ viel Verständnis fand. Ein Gedanke, der gerade am Beispiel der Alpenländer leicht nachzuvollziehen ist. Müller gestaltete die Ansicht Montesquieus zu einer Belehrung des Volkes, wonach die gesamte organische Kultur aus dem Wesen der Nation entstehe.²⁴⁾ Seine Quellenstudien am „Volksgeist“²⁵⁾, die Frage nach dem Ursprung, den Einflüssen und seiner Erhaltung, gingen bei Erzherzog Johann in seinen praktischen Bemühungen um die Erfassung des „Nationalcharakters“ und des „Nationalgeistes“²⁶⁾ voll auf: einmal in seinem Bemühen einer Quellensammlung durch die „Preisfrage“²⁷⁾, durch den Versuch einer statistisch-topographischen Landesbeschreibung und durch die publizistische Verbreitung der Ergebnisse, weiters in der Errichtung der Lehranstalt Joanneum.

Die Grundidee Erzherzog Johanns, synchron einer Gesamtkultur der vorwiegend unteren Sozialschichten, mit der er „lange vor der Diskussion der frühen Theoretiker der Volkskunde um den Begriff und den Forschungsinhalt des Faches ‚vulgus in populo‘ als seine Zentralaufgabe ins Auge faßte“²⁸⁾, wurde – um es bildlich auszudrücken – umrahmt von Müllers patriotischer Idee des „Volksgeistes“ als ein Bestandssicherungsmittel der Nation. Diese Auffassung entsprach übrigens auch dem Historiker und engen Vertrauten Erzherzog Johanns, Hormayer. Darüber ist

sie jedoch im Zusammenhang mit der patriotischen Welle der österreichischen Staatspropaganda zu sehen, die den Freiheitskrieg von 1809 vorbereitete. Erzherzog Johanns Vorstellung vom „Nationalcharakter“, wie sie sich im Konzept des Fragebogens dokumentiert, zeigt sich wesentlich weiter als der Begriff Arndts, dessen „Geist der Zeit“ Erzherzog Johann sicher bekannt war, trotzdem schwang auch bei ihm schon die Gestimmtheit zum Nationalen mit hinein.²⁹⁾ Wenn auch sein Nationalbewußtsein noch nicht im politischen Tageskampf stand, wenn es auch nationalbewußter Universalismus war, so steht seine Auffassung, wie die Verbundenheit Möasers mit dem deutschen Boden³⁰⁾ oder wie Herders Volkstumsverständnis quasi an der Schwelle zur nationalen Überhöhung.

Durch die frühen Lehrbeispiele seiner toskanischen Jugend und der mehrsprachigen Schweiz war er wohl von Anfang an gezwungen, Kultur unter vergleichenden Aspekten zu sehen. Als er 1804 anläßlich einer Bereisung deutscher Sprachinseln den Entschluß faßte, in anderen deutschen Alpentälern Material zu seinem „großen Plan einer Übersicht über Charakter, Sitten und Bräuche aller deutschen Alpenbewohner“³¹⁾ zu sammeln, so geschah es unter diesen vergleichenden Motiven. Freilich waren seine Motive am Leben der Bevölkerung (die zu dieser Zeit zum „Volk“ wurde) nicht Selbstzweck, sondern von pragmatischer Nützlichkeits- und Glückseligkeitstendenz. Echtes Mitleid mit dem notleidenden Bauernstand, Suchen nach rationalen Erklärungen und Lösungen, gekoppelt mit der Rousseau'schen Idyllik von der „heilen Welt“, das waren die – sozusagen diametralen – Antriebe seines Interesses an „Land und Leuten“.

Der praktische Zugang zum Volk ergab sich durch seine Tätigkeit als Geniedirektor des Fortifikationswesens – die Verantwortung des Armeeingenieurs für Land und Leute stand damals in einer europaweiten Tradition,³²⁾ wie man am Beispiel des französischen Statistikers Vauban sieht. Sowohl bei Erzherzog Johann als auch bei diesem frühen Statistiker des ausgehenden 17. Jahrhunderts war die militärische Tätigkeit der unmittelbare Weg zum Kenner des Landes, die bei beiden auch das Mitleid, „die compassion“ dem Volk gegenüber, aktivierte. Was die beiden statistischen Konzepte unterscheidet, ist Johanns Vorstellung von der Verteidigung der Traditionen. Ein Motiv, das übrigens nicht allein der aufkeimenden Romantik zuzuschreiben ist, es ist

bereits im 17. Jahrhundert geläufig, wie etwa Hohbergs „Georgica curiosa“ 1682 beweist.

Gerade der Dualismus zwischen Historismus und Naturwissenschaften³³⁾, oder anders ausgedrückt, zwischen Beharrung und Fortschritt, erwies sich in seiner wechselseitigen Bedingung für das „volkskundliche“ Konzept des Fragebogens entscheidend. In der ersten Rivalität zwischen der herrschenden mathematischen Vernunft und der neuen historischen Vernunft des 18. Jahrhunderts, entstanden bezeichnenderweise die Volkstumswissenschaften.³⁴⁾

Von einem anderen Blickwinkel betrachtet, etwa dem der drohenden Revolution, könnte man Erzherzog Johanns Bemühen einer statistischen Landesaufnahme auch als politische Therapie bezeichnen, die den Weg „vom Volk“ zu einem von oben gesetzten „für das Volk“ ging. Für Erzherzog Johann bedeutete dieser Weg nicht Maßnahmen setzen und verordnen, sondern die Lebensbedingungen und Lebensäußerungen verstehen, dem Volk im Kennenlernen zu begegnen, ihm das eigene Kennenlernen zu ermöglichen, um so die Explosionskraft der Entfremdung zu reduzieren. Dahingehend auch der wiederholte Aufruf zu seinen Grundfragen: „Es ist schmähhlich, im eigenen Vaterland ein Fremdling zu sein.“³⁵⁾ Vom Volk erwartete er sich Rettung, „aus den Gebirgen entspringen die Wasser, die die Ebenen beherrschen. Dort ist der Menschheit Kern, von dort muß Rettung kommen.“³⁶⁾ Dieser therapeutische Impetus unter dem politischen und wirtschaftlichen Druck, war in absoluten Regierungen Europas oft in letzter Minute konkreter Ausgangspunkt der systematischen Beschäftigung mit dem Volk.

Die Intention seiner statistischen Landesaufnahmen rührte also von zwei Antipoden her: dem einfachen, in den verschiedenen Bräuchen sehr bunten Volksleben einerseits, andererseits aber von den eben nicht mehr einfachen Lebensbedingungen, seinem komplizierten, oft auch entfremdeten Lebensstil. Durch die Besinnung auf die Werte der Tradition, auf die „volkhaften Wurzeln“, erhoffte man in zunehmendem Maße remediale Wirkung.³⁷⁾

Auch an diesem Beispiel dokumentiert sich also die Entstehung des Faches Volkskunde als ein Versuch der Therapierung am Objekt Nation. Adolf Bach erkannte als Movens die „Volksnot“, Richard Weiß sprach von der „Kulturkrise“.³⁸⁾

Damit steht Erzherzog Johann mit seinem für die steirische Volksforschung entscheidenden Unterfangen mitten in einem geradezu system-immanenten Prozeß der Agrarromantik in Krisensituationen. Angesichts dieser Zusammenhänge verblassen vielleicht die Fragen nach dem Einfluß und der Auswirkung der Romantik bzw. der Aufklärung. Dieser Prozeß ist in allen Epochen sichtbar, auch in der Gegenwart. Hier nur mit dem einen Unterschied, nicht mehr die Oberschicht ist Träger der Volkstumsbesinnung, sondern die gesamte Bevölkerung. Das Problem hat sich emanzipiert.

Auch wenn sich das Bild Erzherzog Johanns von der Rettung versprechenden ländlichen Welt nahtlos in die europaweite Sehnsucht nach dem „Zurück zur Natur“ und der Suche nach dem „l'homme primitif“ fügt (eine Sehnsucht, die sich auch bei Johann mitunter in oberflächliche Gefühlsduselei verlor), so muß man doch darauf hinweisen, daß zum guten Teil auch seine persönliche Lage mit einzukalkulieren ist. Den Plan zu seiner statistischen Landesbeschreibung faßte und erarbeitete er beispielsweise in tiefen Depressionen nach militärischen und politischen Niederlagen. In der Beschäftigung mit dem Volk fand er den Mechanismus einer individuellen Konfliktlösung, ein Aspekt, der noch an Farbigkeit gewinnt, wenn man bedenkt, daß in allen absolutistischen Staaten der Statistiker als einflußreicher Mann galt.³⁹⁾

Auch wenn Depressionen und übertriebene romantische Wehmut seine philanthropische und rationale Sicht gelegentlich verstellten, so ist doch der Fragebogen von einer erstaunlich systematischen und objektiven Konzeption.

Wie weit war er also methodisch determiniert?⁴⁰⁾

Diese Frage nach einem unmittelbaren Vorbild drängt sich auf, da man, wie schon angedeutet, in Erzherzog Johann bei zugestandenen organisatorischen und administrativen Fähigkeiten doch nicht jene geistige Originalität vermuten darf, die ihn sozusagen zum Urheber des „großen Wagnisses“ gemacht hätten.⁴¹⁾

Die von Geramb⁴²⁾ gemachte Entdeckung des am handschriftlichen Originalentwurf notierten Namens Martin von Schwartner⁴³⁾ und die daraus resultierende Annahme, daß dieser bedeutende ungarische Statistiker und Historiker den Fragebogen korrigierte, führt uns zunächst zur Frage nach der Intention der

damals noch recht jungen wissenschaftlichen Statistik. Geramb beurteilt das Fragekonzept Erzherzog Johanns im Vergleich zu Schwartners „Statistik des Königreiches Ungarn“ als „überall dort weit voraus, wo es sich um Dinge handelt, die wir heute zur Volkskunde zählen“.⁴⁴⁾ Dies soll insofern nicht verwundern, als der Statistiker Schwartner noch im Sinne der von Achenwall 1749 gegründeten Staatswissenschaften unter „Statistik“ zwar ein Mittel zur gesicherten Kenntnis von Land und Leuten verstand, jedoch ausschließlich auf ein bündigeres Verwaltungssystem bezogen. Schwartners Übersetzung dieses Begriffes mit „état de la connaissance politique“⁴⁵⁾ weist in die Richtung dieser pragmatischen Beschreibung, wie sie auch von der berühmten Göttinger Schule (Schlözer) verstanden wurde.

Einen entscheidenden Fortschritt machte Niemann, der neben „politischen“ Aspekten auch „bürgerliche“ Gesichtspunkte zu betrachten, den „Zustand der Individuen, welche dieses Gemeinwesen bilden“⁴⁶⁾, zu beschreiben forderte. Obwohl er sogar sozialpsychologische Verhaltensweisen meint, wenn er von „Volkssitten- und Kulturkunde“ spricht, so blieb auch bei ihm letzten Endes die Wahl der Materien vom Zweck des Staates abhängig.

Auch die wissenschaftliche Statistik Österreichs,⁴⁷⁾ deren Anfänge in das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts fallen, definiert mit ihren wichtigen ersten Vertretern Sonnenfels und de Luca im Sinne einer angewandten Staatenkunde, die in ihrer ersten Phase mit dem Registrieren und Beschreiben von „Staatsmerkwürdigkeiten“, jenen Dingen, die dem Staat von Nutzen sein konnten, ihr Auslangen fand. Der kollektivistische Grundgedanke war in der wissenschaftlichen Statistik vorherrschend.

Die Erkenntnis, daß Maßnahmen nur über eine ernste Veränderung in der Sozialstruktur getroffen werden können – eine Erkenntnis, die den im Kampf gegen den aufgeklärten Absolutismus in England und Frankreich geborenen Ideen der individualistischen Sozialphilosophie entstammt und die eben auch in den steuerpolitischen Grundgedanken anzutreffen ist, diese Erkenntnis stand hierzulande noch aus.

Die zahlreich erscheinenden österreichischen statistischen Schriften erweisen sich größtenteils „ganz im Geiste der Zeit, wenn sie dürftiges Material zu naiven Verallgemeinerungen verwenden“.⁴⁸⁾ Einen nachhaltigeren Eindruck auf Erzherzog

Johann dürften nur Liechtenstein, Demian, Bisinger und de Luca gemacht haben.⁴⁹⁾ Aber auch sie handeln, bei zweifellos schon sehr systematischem Aufbau, in stillschweigender Anlehnung an Schlözers berühmt gewordener Formel „vires unitae agunt“ der Reihe nach die Grundmacht (Land und Leute, landwirtschaftliche und gewerbliche Produktion), Staatsrecht oder Staatsfassung und Staatsverwaltung.

Von einer Volksforschung als Weltanschauung kann also noch nicht die Rede sein, sie scheint in Österreich vergleichsweise auch später wenig Boden gefunden zu haben.

Sozusagen die Vorläufer der Landesstatistik waren die Tabellenstatistiken, wie sie beispielsweise schon 1748 in den „Maaß-Regeln“⁵⁰⁾ zu den „Bekanntnuß-Tabellen“ von Maria Theresia zu steuerpolitischen Maßnahmen als Erhebungsmethode bekannt waren. Im Zusammenhang mit den Katasterbemühungen wurden ab 1753 bzw. 1754 immer wieder Häuserbeschreibungen, Volks- und Viehzählungen verlangt.⁵¹⁾ Ab 1792 tauchen in den Normalien Hinweise zu Staatsgüterbeschreibungen auf, die ebenfalls ganz im Zeichen der Agrarproduktionsstatistik stehen.⁵²⁾ Der in der Literatur als Vorläufer zitierte „Instruktionsfragebogen – zu der von allen Wirtschaftsämtern abzufassenden historischen Güterbeschreibung“⁵³⁾, von Erzherzog Karl autorisiert, 1802 in Umlauf gebracht, weist zwar in seiner Ausführlichkeit und in seinem Aufbau bereits gewisse Ähnlichkeiten mit den statistischen Rundfragen Erzherzog Johanns auf, doch ist er inhaltlich auf Größe, Lage, Verwaltung und ökonomische Situation des Gutes ebenfalls ausschließlich in der Tradition des agrar- bzw. kriegswirtschaftlichen Staatsinteresses. Information zum Volksleben und seinen kulturellen Äußerungen, also Erkundigungen, die darüber hinaus ein autonomes Interesse am Volk erkennen lassen würden, wurden nicht intendiert; damit geht Erzherzog Johanns Fragebogen weit über den statistischen Erhebungsrahmen hinaus.

Eine vom Gesichtspunkt der Volkskunde ergiebigere Verbindung als zum Um- und Vorfeld der österreichischen Statistik läßt sich zur staatlichen Demographie Frankreichs – wenn auch zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht beweisen – so doch errahnen.⁵⁴⁾ Hier gab es bereits in den Jahren von 1805 bis 1811 offizielle Erhebungsbogen an alle Verwaltungszentren des napoleonischen Imperiums, die im Programm der Aufklärung eine Gesamtschau über die soziokulturellen Verhältnisse aller damit

erfaßten europäischen Völker erbringen sollten. Eine statistische Intention, wie sie in Österreich zu dieser Zeit – wenigstens bis zur Befragung Erzherzog Johanns – unbekannt war. Die jüngst publizierte Auswertung des oberitalienischen Anteils aus den Archiven von Mailand und Verona⁵⁵⁾ sichert dieser napoleonischen Umfrage „den ersten Platz in der Geschichte jener Wissenschaft, die wir Volkskunde nennen“.⁵⁶⁾ Hier sind die staatspolitischen Bemühungen eines autokratischen Systems – was auf den ersten Blick äußerst widersprüchlich erscheint – auf das engste mit den Interessen für das Leben des Volkes verbunden. Und das nicht ohne Tradition: schon die französischen Könige des 17. Jahrhunderts ließen Erhebungen „zum Wohl des Volkes und des Staates“ anstellen⁵⁷⁾ Sowohl in Erzherzog Johanns „Entwürfen“ als auch in den bereits 1807 in den Denkschriften der keltischen Akademie, Paris, veröffentlichten Fragebogen,⁵⁸⁾ dominieren bei weitgehendem Gleichklang die „volkskundlichen“ Fragen. Eine Übernahme dieses vom neuen Sozial- und Kulturverständnis geprägten Fragesystems erscheint bei dem Mangel an heimischen Anregungen insofern denkbar, als Erzherzog Johann zweifellos auch in seinem kulturellen Reformbestreben unter dem allgemeinen Konkurrenzdruck Frankreichs stand. „Die Franzosen werden uns beschämen durch geistige Umsicht und praktische Ausführung“, wie das Unbehagen von Goethe ausgedrückt wurde. Wenn man zudem in Erwägung zieht, daß Jacob Grimm, der mit Müller in Verbindung stand, bei seinem Aufenthalt in Paris auf den im ersten Heft der Akademie 1807 veröffentlichten Fragebogen gestoßen sein dürfte, kann eine Beeinflussung um so eher angenommen werden.

Abgesehen von diesen – heute doch noch spekulativen – Zusammenhängen, darf man den Bezug zur Statistik, vorwiegend zur österreichischen Statistik bzw. Staatswissenschaft, für die „volkskundliche Thematik“ nicht als unmittelbar ausschlaggebend bewerten. Dieser Bereich wirkt sozusagen aus einer gewissen Distanz.

Auf eine weitere Spur der unmittelbaren Vorbildarbeiten führt Erzherzog Johann selbst. Sie führt in den autonomen Bereich zwischen Geographie, Ethnographie, Geschichte. Damit werden die jüngsten wissenschaftsgeschichtlichen Korrekturen, die die Anfänge der Volkskunde nicht mehr im Bereich der pragmatischen Statistik,⁵⁹⁾ sondern nunmehr in einem zweckfreien Wissenschaftsinteresse vermuten,⁶⁰⁾ auch für unseren Bereich

interessant. Neben den Statistikern Schwartner und Lehmann nennt Erzherzog Johann noch die Namen Norrmann, Hübner und Ebel, letzteren als die „beste Quelle“. ⁶¹⁾

Sowohl Norrmanns⁶²⁾ 1785 erschienene „Geographisch-statistische Darstellung der Schweiz“ als auch Ebels⁶³⁾ Werk „Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art, die Schweiz zu bereisen“ (1804) und seine zweiteilige „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz“ (1798–1802), kamen Johanns emotional gefärbtem Wissenschaftsverständnis sehr entgegen. Hier fand er das verwirklicht, was ihm vorerst für Tirol und nach dessen Verlust später für Innerösterreich vorschwebte.

Der Norddeutsche Norrmann verwendete übrigens als einer der ersten die damals inhaltlich identen Termini „Völkerkunde“ und „Ethnographie“, wobei er darunter eine Abteilung der „politischen Geographie“ verstand.⁶⁴⁾ Mit dieser Zuordnung kommt er der Annahme einer zweckfreien Dominanz der Interessen am Volk, die zur eigentlichen Volkskunde führten, entgegen.

Schließlich läßt sich als unmittelbares Vorbild auch Lorenz Hübner⁶⁵⁾ diesem Bereich zuordnen. In seiner „Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstentumes Salzburg“ (1796–1799) bezog er, wie kein anderer, die Darstellung des Volkslebens in die topographische Landesbeschreibung mit ein. Hübner dürfte dabei bereits eine Art Fragebogen verwendet haben,⁶⁶⁾ dessen Ergebnisse die Qualität der Arbeit über seine sonstige Bedeutung als aufklärerischer Schriftsteller deutlich abheben ließen.

Hübner findet sich in der Reihe von wissenschaftlich interessierten Reisenden, die anknüpfend an den bretonischen Wahlösterreicher Hacquet bis zu Moll,⁶⁷⁾ dem wohl berühmtesten Vertreter des Salzburger Kreises, reicht. Zumeist im engen persönlichen Verhältnis zu Erzherzog Johann stehend, widmeten sie sich, wie er, ausgehend von den Naturwissenschaften, in zunehmendem Maße der Volksforschung – mit einem humanistischen Zug ausgestattet, meist in einer Gesinnung des Geltenlassens und von einer scharfen rationalistischen Beobachtungsgabe.

Eine weitere wesentliche, wenn auch nicht *expressis verbis* nachzuweisende Verbindung führt zu dem Geographen Kindermann, der vor allem mit seinem „Vaterländischen Kalender der Steiermärker“ (1800)⁶⁸⁾ ebenfalls dieser vom wissenschaftlichen Interesse beeinflussten literarischen Szene zuzurechnen ist. In

auffälliger Weise gleichen die von ihm angeführten Beobachtungspunkte in seinen „Vorschlägen zur Veranstaltung einer vaterländischen Entdeckungsreise“ dem Frageprogramm Erzherzog Johanns. Neben Beobauungskriterien zur Landwirtschaft, zur „practischen Hauswirtschaft“, Feld- und Weinbau, Waldkultur und Viehzucht, fordert er, die Verschiedenartigkeit der „jeder Gegend eigentümlichen Manipulationen“ zu registrieren, ebenso die Vorzüge und Nachteile der Werkzeuge. Sein zweiter Gegenstand der Beobachtung enthält neben der topographischen Beschreibung „Bau- und Kleidungsart“ und die Kost des Landvolkes, weiters Untersuchungen über die Sitten, Gewohnheiten, häuslichen Gebräuche, Gebrechen, Vorurteile, abergläubische Meinungen, besondere Fähigkeiten, Kenntnisse in der Arzneikunde und Witterungslehre und schließlich den Dialekt, wofür er die Verfassung eines Idiotikons vorschlägt. In seinem letzten Punkt, der „Geschichte und Althertumskunde“, sieht er auch „Traditionen unter dem Landvolke“ vor. Gemessen an der Gesamtkonzeption seiner Vorschläge, eine erstaunliche Sicht.

In den literarischen Einflußbereich fällt wohl auch Josef Rohrer.⁶⁹⁾ Obwohl er in seinen Versuchen über die Bewohner der österreichischen Monarchie zu den Statistikern zu zählen ist, scheint das Hauptmotiv seiner Beobachtungen ganz offensichtlich ebenfalls von eigenständigem ethnographischem Interesse. Gerade darin und in seiner persönlichen Hinwendung zum Volk, dürfte er auf Erzherzog Johann großen Eindruck gemacht haben.

Das eigenständige Interesse am Volk (bezeichnet als „Ethnographie“) ist bei den österreichischen Statistikern selten. Da jedoch die Fächer Statistik, Staatswissenschaften, Geographie und Geschichte in ihrem Frühstadium vielfach verschränkt waren, war es durchaus nicht außergewöhnlich, daß es sich auch in „Statistiken“ vordergründig verriet.

Die inhaltliche Zuordnung war trotz des mehr oder minder freiwilligen Wechsels innerhalb der Lehrstühle jedem Lehrenden klar. Auch in Erzherzog Johanns Rundfragen erweist sich für die „ethnographischen“ Aspekte, den Fragen nach dem Volksleben und nach seinen Objektivationen, der Einfluß von den wissenschaftlich interessierten Reisenden gegenüber dem Einfluß aus der Statistik als dominant. Trotz dieses eindeutigen Schwerpunktes der Beeinflussung, sind die einzelnen Bestrebungen des Fragebogens selbst nicht mehr voneinander zu lösen. Diese

„unlösbare Verquickung“⁷⁰⁾ ist im Vergleich eine österreichische Spezialität. Sie erklärt sich in der Position Erzherzog Johanns im Spannungsfeld zwischen Aufklärung und Romantik, zwischen Analyse und Synthese, zwischen ethischen und materiellen Absichten, zwischen Naturwissenschaften und Historismus, zwischen Reform und Beharrung. Gerade aus diesen scheinbaren Dualismen konnte eine Grundeinstellung der Volkskunde erwachsen, die man heute wieder neu zu suchen beginnt.

Hier ist der gesellschaftsbezogene Mensch gemeint, wie er von der agrarischen als auch industrialisierten Wirtschaftsstruktur in seiner Lebensverwirklichung (in seinen Objektivationen) bestimmt wird.

Von der Absicht der Selbstkenntnis und Selbsterkenntnis her, ist Johanns Fragebogen vor allem zu bewerten – und nicht nur von der Möglichkeit einer Quellenausschlachtung. Nicht „Volkskultur“ sui generis wollte er, sondern ethische und pragmatische Erkenntnis. „Noch immer fehlt es in Österreich an einem Hauptbedürfnis der Vervollkommnung, wozu unstreitig Selbstkenntnis der erste Schritt ist. Das Mittel dazu: die Statistik“⁷¹⁾ wie er seine Absicht immer wieder deklarierte.

Wenn man Erzherzog Johanns Versuch einer Landesbeschreibung auch keine theoretische Wissenschaftlichkeit nachweisen kann, wenn sein Plan gegenüber derartigen Versuchen im Ausland auch in seiner praktischen Zielsetzung nicht gravierend Neues bedeutet,⁷²⁾ so muß man ihm – vor allem in Hinsicht auf die Volkskunde Steiermarks – in seiner ehrlichen Absicht als publizistisches Medium der Volksaufklärung, als Mittel, die Volkskultur auch dem Volk zu erhellen, seine Bedeutung zugestehen. In den strukturellen Ansätzen zu einer Darstellung von Volkskultur und Volksleben in Raum und Zeit, in ihren Verflechtungen und Einflüssen, ist Erzherzog Johanns Versuch zu einer statistischen Landesbeschreibung vor allem im gegenwärtigen Wissenschaftsverständnis eine Neuüberlegung wert.

Anmerkungen:

1. L. Kretzenbacher, Erzherzog Johann und die Volkskunde. In: Erzherzog Johann und die Steiermark. 11 Vorträge zum steirischen Gedenkjahr (= Sonderband 4, Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark), Graz 1959, S. 65–69.

2. Die wesentlichsten Abhandlungen zum Thema Erzherzog Johann und die Volkskunde: V. v. Geramb, Ein Leben für die anderen (bearbeitet von O. Müllern). Wien 1959. Derselbe: Erzherzog Johanns Bedeutung für die steirische Volkskunde. In: Das steiermärkische Landesmuseum Joanneum und seine Sammlungen 1811–1911 (red. von A. Mell). Graz 1911, S. 37–66. V. Theiß, Leben und Wirken Erzherzog Johanns (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, XVII. Bd.), I/1 1960 (Kindheit und Jugend). I/2 1963 (Im Kampf um Österreichs Freiheit). II/1 (Thernberg und Joanneum, 1810/11). Sowie die während der Fertigstellung des Manuskriptes erschienene Arbeit von L. Kretzenbacher, Erzherzog Johann und die Volkskultur der Steiermark. In: Erzherzog Johann von Österreich. Sein Wirken in seiner Zeit. Fs. zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, XXXIII. Bd.). Graz 1982, S. 217–231.

3. H. Fischer, „Völkerkunde“, „Ethographie“, „Ethnologie“. Kritische Kontrolle der frühesten Belege. In: Zeitschrift f. Ethnologie, 95/2 1970, S. 169–182.

4. Mit dieser Zielsetzung wurde im SS 1982 am Institut für Volkskunde begonnen, die in der „Goeth’schen Serie“ zusammengefaßten Ergebnisse des 1810/11–1818 durchgeführten bzw. des von 1836–1842 erneut in Angriff genommenen Fragebogenunternehmens auszuwerten.

5. Der organisatorische Verlauf und die inhaltliche Durchführung des gesamten Fragebogenunternehmens wird zur Zeit von B. Schneider, Institut f. Volkskunde, Graz, verfolgt. Die Arbeit ist in Kürze zu erwarten.

6. Steierm. Landesarchiv, Göth’sche Topographie. Schubert 4. Heft 70 (Fragepunkte, Erlässe).

7. Sein eigenhändiger Originalentwurf scheint in den Kriegswirren zusammen mit einem Großteil des Privatarchives Meran verlorengegangen zu sein. Die Ausführungen stützen sich auf: V. v. Geramb, Erzherzog Johanns Bedeutung (Anm. 2).

8. Der aus Frankreich kommenden und schon zur Zeit Maria Theresias in Österreich verbreiteten Idee zur Nationalerziehung fühlte sich Erzherzog Johann als Mitglied des Kaiserhauses zeitlebens verpflichtet. Vgl. dazu: W. Höflechner, Erzherzog Johanns Bemühungen um Bildung und Wissenschaft. In: Erzherzog Johann von Österreich. Sein Wirken in seiner Zeit, S. 61–68 (Anm. 2).

9. Noch 1817 bemühte sich Erzherzog Johann, im Archiv des Joanneums ein eigenes „bureau statistique“ einzurichten. Auch dieser Plan scheiterte. Nach Geramb, Erzherzog Johanns Bedeutung, S. 58 (Anm. 2).

10. V. v. Geramb, Erzherzog Johanns Bedeutung, S. 54 (Anm. 2).

11. Original 7 engbedruckte Folioseiten (Anm. 6) bzw. Fasc. 33 (Nr. 3339) der Reihe „Joannea“. Steierm. Landesarchiv. Es würde den Rahmen des zur Verfügung stehenden Umfangs dieser Arbeit sprengen, die Fragen hier einzeln wiederzugeben. Eine eingehende Darstellung findet sich bei Geramb. Ein Leben für die anderen, S. 133–142 (Anm. 2).

12. Schon knapp ein Jahr nach der ersten Aussendung der Fragebogen zeigte sich Erzherzog Johann in einer Kurrende vom 3. 11. 1811 äußerst ungeduldig. Steierm. Landesarchiv „Joannea“.

13. In der Grazer Zeitung „Der Aufmerksame. Ein vaterländisches Volksblatt. In Verbindung mit der Grätzer Zeitung“ wurde der Fragebogen ab 1812/5 auch publizistisch verbreitet.

14. Waren in den Jahresberichten des Joanneums für 1814 noch 4 Antworten zu verzeichnen, so waren es 1815/16 insgesamt nur noch 5, in den folgenden zwei Jahren registrierte man sogar nur eine Antwort. Bis 1818 liefen für die Steiermark 74 Ergebnisse ein, für Kärnten 12. 1873/74 wurden sämtliche Ergebnisse dem Steierm. Landesarchiv übergeben („Göth'sche Serie“).

15. Georg Göth (1803–1873), Mathematiker, Naturwissenschaftler und Topograph, ab 1830 im Dienst Erzherzog Johanns. Vgl.: K. G. R. v. Leitner, Dr. Georg Göth. Eine biographische Skizze (= Mitteilung d. Hist. Ver. f. Stmk., 26. Heft [1878]), S. 67–90.

Göth verwendete abgeänderte Fragebogen. Steierm. Landesarchiv, Göth'sche Topographie, Schubert 4/ Heft 70.

16. Und dies, obwohl in Österreich bereits 1771 eine Vorschrift geltend gemacht wurde, wonach die „statistischen Fähigkeiten“ der Beamten, „durch Studien und auf Reisen erworben“, ausdrücklich in den Konduitenlisten vermerkt werden mußten.

Nach: August Niemann, Abriß der Statistik und der Staatenkunde. Altona 1807, S. 137.

17. Ch. v. Krockow, Tradition und Reform als Optimierungsproblem. Gedrucktes Manuskript zu: Erzherzog Johann 2000. Symposium der Akademie der Führungskräfte. Graz, Juni 1982.

18. Vor allem hingewiesen sei auf die Handschrift des Verwalters der Fohnsdorfer Herrschaft, Johann Felix Knaffl. „Versuch einer Statistik vom kameralschen Bezirke Fohnsdorf im Judenburger Kreis“ (1813). (Hier findet sich übrigens eine der ersten Nennungen der Bezeichnung „Volkskunde“.) Vgl.: V. v. Geramb (Hrsg.), Die Knaffl-Handschrift, eine obersteirische Volkskunde aus dem Jahr 1813 (= Quellen zur deutschen Volkskunde, 2. Heft). Berlin–Leipzig 1928.

Von ähnlich hohem Wert ist auch die Beschreibung des Lavanttales von Matthias Decrygnis von 1812; besonders ausführlich auch die Beschreibung des Leobener Bürgermeisters Phillip Vissa von 1812.

19. V. Theiß, Leben und Wirken Erzherzog Johanns. Graz 1960–1963 (Anm. 2), derselbe: Erzherzog Johann, der steirische Prinz. Graz 1950, derselbe: Johannes v. Müller und Erzherzog Johann v. Österreich. In: Beiträge zur vaterl. Geschichte, 29, 1952, S. 90–110.

20. H. v. Srbik, Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart. I. Bd., München–Salzburg 1950/51, S. 164 f.

21. Derselbe, S. 161.

22. Auf den Einfluß des Protestantismus auf die Geistesgeschichte des Abendlandes in den Jahren 1795–1825 verwies W. M. Johnston (USA), Erzherzog Johann – die Zertrümmerung eines Klischees. Vortrag am 23. Juni 1982 im Stefaniensaal, Graz.

23. P. Hazard, Die Herrschaft der Vernunft. Das europäische Denken im 18. Jahrhundert. Hamburg 1949, S. 262 ff.

24. H. v. Srbik, Geist und Geschichte. I. Bd., S. 163.
25. Vgl.: I. Hillinger, Die Bedeutung Erzherzog Johanns für die Geschichtsforschung in der Steiermark. Phil. Diss. Graz 1950, S. 9 ff.
26. Steierm. Landesarchiv, Denkschrift vom 15. 2. 1807 (Archiv Meran).
27. Steierm. Landesarchiv. Fsc. 33, Nr. 3360–73.
Auch: H. Wiesflecker, Erzherzog Johanns Verhältnis zur Geschichte. In: Erzherzog Johann von Österreich. Sein Wirken in seiner Zeit, S. 53–60 (Anm. 2).
28. L. Kretzenbacher, Erzherzog Johann und die Volkskultur der Steiermark, S. 228 (Anm. 2).
29. Z. B.: Denkschrift 6 vom 20. Dezember 1807 (Archiv Meran).
30. J. v. Möser (1720–1794), Osnabrückische Geschichte (1780), Patriotische Phantasien (1774–1786).
Vgl.: H. Bausinger, Justus Möser vom Blickpunkt der Gegenwart. In: Zeitschrift f. Volkskunde, 68, 1972, S. 161–178.
- I. Weber-Kellermann, Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften. Stuttgart 1969.
31. Achtundvierzig Briefe Sr. Kaiserlichen Hoheit des Erzherzog Johanns von Österreich an Johann von Müller (Schaffhausen 1848), S. 78 f.
32. Vgl. vor allem: M. Rassem, Die Volkstumswissenschaften und der Etatismus. Graz 1951, S. 23 ff.
33. J. Stagl, Kulturanthropologie und Gesellschaft. Wege zu einer Wissenschaft (= List-Taschenbücher der Wissenschaftl. Sozialwissenschaft). München 1974, S. 20 f.
34. M. Rassem, Die Volkstumswissenschaften, S. 33 (Anm. 32). Hier wird auf Conrings statistische Methodenlehre verwiesen, die die „aristotelische philomatheia sive ardor sciendi civilia ejusmodi omnia“ fordert (opera ed. Goebel IV, 42). Auch bei den österreichischen Kameralisten finden sich derartige – oft wider den eigenen, nur auf Neuerungen gerichteten Willen – Hinweise zur Tradition. Vgl. auch: Louise Sommer, Die österreichischen Kameralisten in dogmengeschichtlicher Darstellung. Wien 1967.
35. Currende vom 10. September 1811 (Steierm. Landesarchiv).
36. Tagebuchaufzeichnungen zit. nach: H. Wiesflecker, Das Zeitalter Erzherzog Johanns. In: Jahrbuch der Handelskammer Steiermark 1958. Graz 1959, S. 9–14.
37. K. Köstlin, Folklorismus als Therapie? Volkskultur als Therapie? In: Folklorismus, hrg. v. E. Hörandner und H. Lunzer. Neusiedl/See 1982 (= Neusiedler Konfrontationen I), S. 129–145.
38. A. Bach, Deutsche Volkskunde. 3. Auflage. Heidelberg 1960, S. 32 ff.
R. Weiss, Volkskunde der Schweiz. Erlenbach–Zürich 1946, S. 5.
39. M. Rassem, Die Volkstumswissenschaften, S. 24. Das Wort „Statistik“ ist aus dem im 17. Jahrhundert üblichen Ausdruck Statistika für „Staatsmann“ abgeleitet worden (Anm. 32).

40. Methodisch hatte das „geistige Vorbild“ Müller wenig zu bieten. Er kommt daher auch kaum als Vermittler der „statistischen Methode“ in Frage, wie mitunter angenommen wurde. Darauf verweist auch: H. Wiesflecker, *Erzherzog Johanns Verhältnis zur Geschichte*. In: *Erzherzog Johann von Österreich*, S. 53–60 (Anm. 2).

41. Vgl. auch: P. Strallhofer, *Erzherzog Johann und die Publizistik seiner Zeit*. Phil. Diss. Graz 1969, S 170 f.

42. V. v. Geramb, *Erzherzog Johanns Bedeutung für die steirische Volkskunde*, S. 54 (Anm. 2). Die Annahme Geramb's muß als gegeben gewertet werden, da das handschriftliche Original des Frageentwurfes in Verlust geraten ist.

43. M. v. Schwartner (1750–1823), Professor der Statistik in Budapest. Hauptwerk: *Statistik des Königreichs Ungarn. Ein Versuch*. Pest 1798. 2. Auflage. Ofen 1809–1811.

44. V. v. Geramb, *Die Knaffl-Handschrift*, S. 12 (Anm. 18). Hier überrascht Geramb mit einer äußerst vagen Begriffsbestimmung.

45. M. v. Schwartner, *Statistik des Königreichs Ungarn*. 2. Auflage, S. 4 (Anm. 42).

46. August Niemann (1761–1832), *Abriss der Statistik und der Staatenkunde nebst Fragmenten zur Geschichte derselben*. Altona 1807, S. 13 und 31.

I. Weber-Kellermann geht auf seine „Skizze zur Beschreibung eines Landdistrikts“ (1802) ein und betont deren Wert einer Anleitung zur volkscundlichen Terrainforschung. In: I. Weber-Kellermann, *Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften*. Stuttgart 1969, S. 5. (Es handelt sich hier nicht wie angegeben um Christian Heinrich Niemann, sondern um August Niemann.)

47. K. Pfißram, *Die Statistik als Wissenschaft in Österreich im 19. Jahrhundert*. In: *Statistische Monatsschrift*. N. F., XVIII. Jg., Brünn 1913, S. 661–739.

48. Derselbe, S. 703, z. B.: „Der Österreicher ißt mehr als seine Nachbarn, ist aber den kraftvollsten Nationen beizuzählen“ (de Luca).

49. J. M. frh. v. Lichtenstern, *Skizze einer statistischen Schilderung des österr. Staates* (1800, 3. Auflage 1805), derselbe: *Über die Lage, Größe, Bestandteile und Bevölkerung der österr. Erbmonarchie* (1802), derselbe: *Archiv für Geographie und Statistik* (1801–1804).

J. H. Demian, *Darstellung der österr. Monarchie nach den neuesten statistischen Beziehungen*. 3 Bde. (1805–1807).

J. C. Bisinger (Professor der Statistik in Wien), *Staatsverfassung des österr. Kaiserthums* (1809).

I. de Luca, *Historisch-statistisches Lesebuch zur Kenntnis des österr. Staates* (1798).

Diese Werke befanden sich zum Großteil in Erzherzog Johanns Bibliothek.

50. Steierm. Landesarchiv (Bürgergasse, nicht katalogisiert).

51. M. Straka, *Verwaltungsgrenzen und Bevölkerungsentwicklung in der Steiermark 1770–1850* (= *Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde d. Stmk.*, Bd. 31/32). Graz 1978.

52. Eine derartige mustergültige Beschreibung ist von der Herrschaft Oberburg 1796 eingelaufen. Auch J. F. Knaffl verfaßte 1802 eine Abhandlung über die Religionsfondsherrschaft Lind (Steierm. Landesarchiv, Staatsgüter).

53. Als Verfasser und Bearbeiter der „Instruktions-Fragebogen“ nimmt Geramb den Statistiker und Historiker F. K. Lehmann (1769–1844) an, der – nach Geramb – auch am Entwurf Erzherzog Johanns beteiligt sein soll. Zit. nach V. v. Geramb, Ein Leben für die anderen, S. 110 (Anm. 2). Diese Annahme konnte nicht überprüft werden.

54. Über die Entstehung der Volkstumswissenschaften in Frankreich ausführlich M. Rassem, Die Volkstumswissenschaften des Etatismus (Anm. 32).

55. G. Tassoni, *Arti e traditione popolari*. Bellinzona 1973. Zit. nach: L. Kretzenbacher, Erzherzog Johann und die Volkskultur der Steiermark, S. 49 (Anm. 2).

56. L. Kretzenbacher, Erzherzog Johann und die Volkskultur der Steiermark, S. 228 (Anm. 2).

57. M. Rassem, Die Volkstumswissenschaften und der Etatismus, S. 88 (Anm. 32).

58. Fragebogen (Questionnaires généraux) der „Keltischen Akademie“, gedruckt in den „Memoires de l'Academie Celtique“. Bd. 1. Paris 1808, S. 72–86; nach M. Rassem, Die Volkstumswissenschaften und der Etatismus, S. 88 (Anm. 32).

59. Nach Bausinger ist „die Ausbreitung der Statistik und damit auch das eigentliche Anfangsstadium der Volkskunde keineswegs aus der wissenschaftlichen Neugierde zu interpretieren, sondern steht in einem pragmatischen Zusammenhang(!). In: H. Bausinger, Volkskunde. Darmstadt o. J., S. 29.

60. G. Lutz, Johann Ernst Fabri und die Anfänge der Volksforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 69. Jg., 1973, S. 19–42.

Auch Möller verweist darauf, wie wenig diese beiden Ansätze, in denen auch die Frühbelege für Volks- und Völkerkunde stehen, für einen gemeinsamen theoretischen Hintergrund hergeben. H. Möller, Aus den Anfängen der Volkskunde. Volkskunde, Statistik, Völkerkunde 1787. In: Zeitschrift für Volkskunde, 60. Jg., 1964, S. 218–233.

61. Im Originalentwurf Erzherzog Johanns. Zit. nach: V. v. Geramb, Erzherzog Johanns Bedeutung für die steirische Volkskunde, S. 55 (Anm. 2).

62. G. P. H. Norrmann (1753–1837), „Subrektor und Realdocent an den beyden öbern Klassen des Hamburgischen Johanneum“.

63. J. G. Ebel (1764–1830), Schweizer Geograph und Statistiker.

64. G. P. H. Norrmann, Geographisches und historisches Handbuch der Länder, Völker- und Staatenkunde. 1. Bd. Hamburg 1785.

Vgl. auch: H. Fischer, „Völkerkunde“, „Ethnographie“, „Ethnologie“ (Anm. 3).

65. L. Hübner (1753–1803), Geograph und Journalist.

66. Nach L. Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde (= Buchreihe der Österr. Zeitschrift f. Volkskunde. N. S., Bd. II). Wien 1951, S. 44.

67. Dazu L. Schmidt, Karl Ehrenbert Frh. von Moll und seine Freunde. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Volkskunde. In: Zeitschrift f. Volkskunde, 47. Jg., 1938, 2. Heft, S. 113–138.

68. J. K. Kindermann (1744–1801), Geograph und Volksschriftsteller. In seinem darin enthaltenen „Vorschlag zur Veranstaltung einer vaterländischen Entdeckungsreise“ stellt er ein weitreichendes Programm von Beobachtungspunkten zur Volkskultur zusammen: „ . . . practische Haus- und Landwirthschaft, Feld- und Weinbau, Waldcultur, Viehzucht etc., die in jeder Gegend eigenthümlichen Manipulationen, Vorzüge und Nachtheile der Werkzeuge . . . , ferner Bemerkungen über die Bau- und Kleidungsart und die Kost des Landvolkes in den verschiedenen Gegenden. Untersuchungen über seine Sitten, Gewohnheiten, häuslichen Gebräuche, Gebrechen, seinen Vorurtheilen, seine abergläubischen Meinungen, seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse in der Arzneykunde und Witterungslehre. Seinen Dialekt . . . , auch die Traditionen, unter denen Landvolke nicht selten ihrer Aufmerksamkeit würdig.“

Interessant auch seine Aufforderung, ständig mit was, wie, wann, wo, warum? zu fragen.

69. J. Rohrer (1769–1828), Professor für Politik und Statistik. Verfasser der Schrift „Über die Tiroler. Ein Beitrag zur österr. Völkerkunde“, 1798. – Nach: L. Schmidt, Geschichte, S. 165 (Anm. 66), hat Rohrer damit die erste Hauptleistung der Volkskunde Österreichs gesetzt.

70. M. Rassem, Die Volkstumswissenschaften und der Etatismus, S. 7 (Anm. 32).

71. Z. B.: 1. Jahresbericht des Joanneums, S. 13, zit. nach: V. v. Geramb, Die Knaffl-Handschrift, S. 9 (Anm. 18).

72. Vgl. dazu auch: H. Moser, Wege zur Volkskunde als Wissenschaft. In: Baierisches Jahrbuch f. Volkskunde. München 1959, S. 124–158.

Der hl. Franz von Assisi auf einer mährischen und einer slowakischen Fayence

Von Hermann Langer, Zell am Moos (OÖ.)

(mit 3 Abbildungen)

Als Hauptaufsatz des Heftes 2/1982 der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ ist eine sehr weit ausholende Abhandlung Leopold Schmidts † unter dem Titel „Der hl. Franz von Assisi in Volksfrömmigkeit und religiöser Volkskunst“ abgedruckt. Der Verstorbene ging, wie immer in seinen Publikationen, auch in diesem Fall ausgreifend und umfassend auf alle Äußerungsmöglichkeiten der Volkskunst im Zusammenhang mit dem bei uns recht populären Heiligen ein.

Sein Aufsatz gewinnt noch besondere Bedeutung und Aktualität zufolge der bis in den Herbst 1982 geöffneten Niederösterreichischen Landesausstellung in der Minoritenkirche in Krems-Stein: „800 Jahre Franz von Assisi. Franziskanische Kunst und Kultur des Mittelalters.“ Leopold Schmidts Arbeit rundet das Ausstellungsthema durch die Beleuchtung der volkskundlichen Seite, die zeitlich später zum Tragen kam, bis in die Gegenwart herauf ab.

Diese Zeilen sollen eine kleine Ergänzung zum zitierten Aufsatz sein, die zu Lebzeiten Leopold Schmidts an ihn in Form einer Information weitergegeben worden wäre; dies schon deshalb, weil der Verstorbene für Anfragen Außenstehender zum Thema Volkskunde immer ein offenes Ohr hatte und jede an ihn gerichtete Frage liebenswürdig, möglichst erschöpfend und

prompt beantwortete. Er hatte Freude über jede Information und gab seinerseits jede ihm mögliche weiter.

Nun zum Thema: Leopold Schmidt schrieb unter dem Abschnitt „Keramik“ in seinem Aufsatz, völlig richtig beobachtet, daß Darstellungen des hl. Franz von Assisi in der Volkskunst selten vorkommen, besonders selten auf Keramiken. In diesem Zusammenhang konnte er daher nur zwei ihm bekannt gewordene Darstellungen des Heiligen auf solchen anbieten, nämlich a) auf einer oberitalienischen Majolika-Pilgerflasche aus dem 18. Jahrhundert, b) auf einem Birnkrug – auf Grund der Beschreibung der Bemalungsart vermutlich richtig dem mährischen Wischau zugeschrieben –, wobei Leopold Schmidt kritisch einräumt, daß es nicht gesichert ist, ob der Dargestellte wirklich der hl. Franz von Assisi ist.

Der Verfasser kann nun zusätzlich zwei birnförmige Fayencekrüge vorstellen, die zweifelsfrei Darstellungen des hl. Franz von Assisi tragen. Es handelt sich a) um einen Krug aus dem mährischen Olmütz (Abb. 1 und 2) und b) um einen Krug, der mit größter Wahrscheinlichkeit Stampfen in der Westslowakei (früher Oberungarn) zuzuordnen ist (Abb. 3).

A. Der Olmützer Krug

Höhe ohne Bezzinnung 24,5 cm, Durchmesser der Aufstandsfläche 9 cm, Durchmesser der Öffnung 8 cm, größter Durchmesser der Laibung 15 cm; dat. 1781 (Abb. 1 und 2).

Für seine Dekoration wurden folgende Muffelfarben verwendet: 1. ein sattes Purpurrot für die Darstellung des Heiligen und seines Habits, der Tulpen, Rosen und kleinen Blütenblätter, des Gewölks (in Verbindung mit einem zarten Mittelblau) und des Gekreuzigten; der Mundsaum und Rand der Aufstandsfläche sind ebenso bemalt. Sehr pastos aufgetragen ist dieses Rot für den Stamm der Rocailles, in normaler Stärke bei der schmuckvollen Datierung unter dem Henkel; 2. ein leuchtendes Gelb für den Nimbus des Heiligen, den Totenkopf, kleine Blumen und die Fiederung der Rocailles; 3. ein warmes Grün für die Blätter; 4. das unter 1. bereits erwähnte zarte Mittelblau für die Wolken, auf denen der Heilige kniet, wurde nur hier verwendet; 5. ein ins Grau spielendes Mangan für das Holz des Kruzifixes, für die feine Strichlierung der Rocailles und die Schrift unter dem Heiligen. Der Scherben des Kruges ist leicht gelblich, ohne

Magerung, ziemlich dicht und homogen, was auf ein sehr gutes Tonvorkommen schließen läßt.

Die Zuschreibung des Kruges nach Olmütz ist gesichert durch seine Form (kurzer Hals, ausladende Laibung), die weiße, glatte Glasur, die verwendeten Muffelfarben und auch durch die Art der Bemalung vom Kompositionellen her gesehen. Vergleichsbeispiele befinden sich im heimatkundlichen Institut in Olmütz, im mährischen Volkskundemuseum in Brünn und im Nationalmuseum Prag.

Die Darstellung des hl. Franz von Assisi, allein vom Ikonographischen her betrachtet, läßt an Eindeutigkeit keinen Wunsch offen, dazu kommt noch seine Benennung im Gewährskreis: „S. FRANCISKUS SERA“, also der „Seraphische“.

Der Zusatz SERA ist entweder aus Unverständnis oder wahrscheinlicher aus Gründen der Symmetrie nur bis zum A geschrieben worden. Der Darstellung des Heiligen hat sicherlich ein Andachtsbild als Vorlage gedient, in Übereinstimmung mit den Ausführungen Leopold Schmidts im Kapitel „Andachtsbilder“ des eingangs erwähnten Aufsatzes.

Auf Grund der Gesamtkomposition der Dekoration, der Art der Darstellung der schmückenden Blumen ist dieser Krug fast mit Sicherheit dem Olmützer Krügelmacher Johann Neumayer, 1737 in Olmütz geboren und 1798 dortselbst verstorben, zuzuordnen. Vermutlich hat dieser einen Teil seiner Lehrzeit in Italien zugebracht, auf welchen Umstand sein angebliches Herkommen aus Pisa hinweisen könnte. Der Name Neumayer kommt aber schon in den Matrikeln des 17. Jahrhunderts in Olmütz vor. Die den Sammler erfreuende Datierung unter dem Henkel paßt gut zu den Lebensdaten dieses Meisters seines Metiers, dessen Können ihn anscheinend schon zu Lebzeiten dem der italienischen Hafner gleichstellte.

Wie Leopold Schmidt in den Abschnitten „Devotionaldarstellungen“ und „Andachtsbilder“ ausführt, wurde der hl. Franz von Assisi öfter gemeinsam mit dem hl. Antonius von Padua dargestellt; dies zeigt sich deutlich bei dem auf Seite 88 seines Aufsatzes erwähnten Breverl, dem Kupferstich des Augsburger Sigmund Sandermaier, auf dem die beiden Heiligen einen bevorzugten, gleichrangigen Platz, jeweils links und rechts von der „Maria als Braut des Hl. Geistes“, einnehmen.

Diese von Leopold Schmidt aufgezeigte Übung findet beim hier besprochenen Krug eine gute Bestätigung: Die offensichtlich originale Bezeichnung (ohne Zinngießermarken, wie meistens bei den Deckeln von Fayence-Krügen österreichischer und altösterreichischer Hafnerwerkstätten), die formmäßig mit der von vergleichbaren Olmützer Birnkrügen konform geht, trägt ein eingelassenes Medaillon mit einem Durchmesser von 45 mm und mit der üblichen Darstellung des hl. Antonius von Padua, das außerdem noch die Umschrift „ORA PRO NOBIS BEATE ANTONI“ aufweist. Auf dem Deckel sind unterhalb des Medailons noch die Initialen J. M. H. eingeritzt, die offensichtlich die des Besitzers des Kruges sind.

Die zeitliche Einordnung des Kruges ergibt sich von selbst durch die unter dem unteren Henkelansatz angebrachte Datierung, die links und rechts von schwungvoll gemalten Zweigen flankiert ist (Abb. 2).

B. Der Stampfener Krug

Höhe 24 cm, Durchmesser der Aufstandsfläche und der Öffnung jeweils 9 cm, Durchmesser der Laibung 13,5 cm; keine Bezeichnung (Abb. 3).

Der Krug ist ebenfalls mit Muffelfarben bemalt, wie folgt: 1. Ein leuchtendes Rot für die Blütenblätter und für die Bordüre am oberen Krugrand; 2. ein sattes Gelb für den Nimbus des Heiligen, die aus den Wolken nach unten dringenden Lichtstrahlen, Kreuz und Stab und die Blütenblätter der Blumen links und rechts des oberen Kartuschenrandes; 3. ein helles Grün für die geschuppte Kartuscheneinfassung und auf die halbe Höhe des ausgestellten Standringes, ein etwas dunkleres Grün für die Blätter der Blumen; 4. ein Mittelblau für die Wolken und die Untermahlung des Gewandes des Heiligen; 5. ein sattes Mangan über dem Blau des Gewandes des Heiligen, streifenförmig angeordnet, um die Wirkung eines braunen Habits zu erzielen; 6. die Kartusche ist auf der Innenseite schwarz eingefaßt durch konzentrierte Verwendung von Braunstein.

Außer den Attributen wie beim Olmützer Krug – also Kruzifix und Totenkopf – hält der Heilige noch einen Pilgerstab zwischen linkem Arm und Körper eingeklemmt. Das Schriftband trägt die Aufschrift „S. FRANCISKU“. Auffallend ist das Fehlen des Buchstaben „S“ am Ende – offensichtlich nicht aus Platz-

mangel –, was vielleicht auf einen slowakischen Maler schließen läßt, die Annahme des Herkommens des Kruges aus einer Stampfener Hafnerwerkstätte bekräftigt und vom niederösterreichischen Steinfeld wegleitet. Für die Stampfener Provenienz sprechen außerdem die Farben und der Vergleich der Bemalung mit durch Bodensignatur gesicherten dortigen Objekten. Zeitlich ist der Krug in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts einzureihen.

Diese Krüge sind ein gutes Beispiel für die religiöse Volkskunst auf dem Sektor Keramik. Augenscheinlich war die Verehrung des hl. Franz von Assisi in den Ländern Mähren und Slowakei, also im Nordosten der Monarchie, verbreiteter als in anderen Landschaften. Die von Leopold Schmidt ins Licht gerückte Seltenheit der Darstellung des hl. Franz von Assisi auf Keramiken, war für den Verfasser der Anlaß zu diesem Beitrag. Unter der Annahme, daß sich unter den Lesern auch Fayence-Liebhaber befinden können, wurde die Beschreibung der Krüge ausführlicher gehalten, als es für das Thema selbst notwendig gewesen wäre.

Literatur:

- Michael Haberlandt, Österreichische Volkskunst, I. Abt., Wien 1910/11.
Karel Cernohorský, Moravská Lidová Keramika, Prag 1941.
Katalog (R. Hrbková), Olomoucká a Sternberská Keramika, Olmütz-Brünn 1964.
Ruzena Hrbková, Olmützer Fayencen. In: Mitteilungsblatt Nr. 66 (1965) der Keramikfreunde der Schweiz.
Ruzena Hrbková, Die Entwicklung der mährischen Fayencen. Ebendort, Nr. 68 (1965).
Katalog (Alena Plessingerová / Ruzena Hrbková), Moravská Lidová Keramika v Letech 1700–1880. Prag 1974.

Der Teufel mit dem Sündenregister

Zu einer barocken Kalendergeschichte aus Österreich
(Mit einer Abbildung)

Von Oskar Moser, Graz

Seit Stith Thompsons Indizierung und Robert Wildhabers weit-schauender Stoffzusammenfassung ist das Sagenmotiv vom „Teufel in der Kirche“, das schon der Berliner Forscher Johannes Bolte mit seiner überlegenen Quellenkenntnis behandelt hatte,¹⁾ sowohl als Bildthema wie auch als Erzählstoff in der europäischen Ethnologie und Volkskunde bekannt und vielfältig wahrgenommen worden.²⁾ Bereits ein Jahr nach Wildhabers bahnbrechender Gesamtdarstellung hatte Leopold Kretzenbacher den sogenannten „Teufelsadvokat“ des steirischen Barockmeisters Josef Thaddäus Stammel (1695–1765), eine Beifigur zu dessen „Vier letzten Dingen“ in der Bibliothek des Benediktinerstiftes Admont, als hierher gehörige, barocke Darstellung des „Schreiberteufels“ erkannt und in die Zusammenhänge von „Predigt-märlein, Kirchenkunst und barocker Klosterlegende“ einzuordnen vermocht.³⁾

In der Tat scheint dieser Stoff zunächst vor allem in Ordenskreisen und als einfaches Predigtexempel weite Verbreitung gefunden zu haben.⁴⁾ Von hier dürfte er ja auch ausgegangen sein, und hier findet er sich als bisher früheste sichere Textquelle in den *Sermones vulgares* des Jacques de Vitry (um 1180–1254) wie auch im *Speculum historiale*, dem 4. Teil des Sammelwerkes *Speculum majus*, des französischen Dominikaners Vinzenz von Beauvais (1184/1194–um 1264).⁵⁾ Wir finden jedoch gerade die Version des letzteren auch noch in der Predigt- und geistlichen Erbauungsliteratur des späten Barock im bayerisch-österrei-

chischen Raum,^{5a)} während der Stoff im übrigen in einer ungewein weiten Streuung sowohl als Mahnbild in der Kirchenplastik und Kirchenmalerei⁶⁾ wie auch als Volkserzählung und -sage⁷⁾ und schließlich in Redensart und Sprichwort⁸⁾ Verbreitung fand.

Noch wissen wir im übrigen wenig über die Traditionszusammenhänge dieses typischen mittelalterlichen Exempelstoffes. Und hier tritt nun ein Kalenderfund auf den Plan, der – wenn auch relativ spät – ein gewisses Licht auf derlei Zusammenhänge und überdies einige Hinweise auf deren räumliche oder landschaftliche Beziehungen erbringen könnte. Er zeigt zudem auch die große Nähe des Haus- und Gebrauchskalenders zum Erbauungsbuch und letztlich zur Bibel als tatsächlichen populären Lesestoff. Leider hat man ja bisher gerade in Österreich dem „Kalender“ aus dieser Sicht kaum einige Aufmerksamkeit geschenkt, wiewohl diese Art von geschriebenem oder gedrucktem und sehr früh schon ad hoc konfektioniertem „Lesegut“ der „Kalender“ oder „Praktika“ für Mentalität und Alltagsinteressen der Menschen bei näherem Zusehen ungewein aufschlußreich und aussagekräftig ist.⁹⁾ Das zeigen nicht zuletzt die neueren Diskussionen um das Verhältnis zwischen Buch und Leserschaft etwa in den sehr instruktiven Untersuchungen und schonungslosen Darlegungen um das „Volk ohne Buch“ von Rudolf Schenda.¹⁰⁾ Hier freilich erscheinen gerade die Volkskalender als häusliches Gebrauchsgut weithin gleichsam spiegelverkehrt auf der Negativseite des Kulturkontos im Zeitalter der Aufklärung, nämlich als „niedrigste“ und minderwertige Literatur ohne Niveau in den Augen ihrer verbesserungssüchtigen Zeitgenossen. Aber gerade auch dieses Niveau sagt als ein Faktum einiges aus, verdient näher untersucht zu werden und liefert so in unserem speziellen Fall einen überaus wichtigen Fund.

Dank der Aufmerksamkeit und der freundlichen Mithilfe einer meiner Hörerinnen anlässlich der Besprechung dieses Stoffes, kam mir der „Oesterreichische Schreib-Calender, / auf das Jahr . . . 1753“ zur Hand.¹¹⁾ Es handelt sich dabei um ein in marmoriertes Kleisterpapier eingebundenes Quartheft (Format 16 × 20 cm) mit 22 Blatt aus derbem, geschöpftem Papier ohne Wasserzeichen, das in 4 Lagen mit Bindfaden dreifach zusammengebunden ist. Titelblatt und Kalendarium (Blatt 1 bis 8) sind noch ganz im barocken Buchstil gehalten und in schwarzen und roten Lettern gedruckt; die Titelseite ist zudem kalligraphisch ausgeschmückt und mit Zierleiste und einem Holzschnitt

versehen (siehe Abbildung). Der Kalender erschien in Krems und ist „gedruckt und zu finden bey Ignatz Anton Präxl, Wienerisch-Universität privilegirten Buchdr(uckern)“.¹²⁾ Sein Untertitel verweist auf die „Fortsetzung schön- und außerlesener Exempeln, herrlichen Miracul und Wunderzeichen, so Gott durch Krafft des H: Rosenkrantzes vilfältig hat geschehen lassen“. Er fügt wohl aus Aktualitätsgründen und als besondere Werbung für den Inhalt, unter anderem mit dem „Astrologischen Prognosticon“ für 1753 (Blatt 13–15), den Vermerk an: „Mit sonderbahren Fleiß gestellet: Durch / WENCESLAUM MIRONOWSKY, Königl: Pohnischen / Mathematicum“. Mehr noch als seine Aufmachung kennzeichnet sein auf den unmittelbaren und praktischen Hausgebrauch hin angelegter Inhalt den Typus des älteren Hauskalenders. An ihm ist zwar ein unmittelbares Gebrauchsinteresse für den Alltag abzulesen, für das „astrologische“ Vorhersagen und Jahresprognosen, „Bauren-Reguln“, Auslegung der Tierkreiszeichen, Aderlaßmännchen, „Beschreibung aller Weinberg“ in Niederösterreich, Rechentafeln, Jahrmarkt- und Verzeichnisse der Poststationen in und außerhalb von Wien bezeichnend sind, aber man merkt noch nichts von den späteren Bemühungen der Aufklärer um einen sogenannten „purgierten Kalender“.¹³⁾ Dem mehr praktischen Inhalt dieses Kalenders, dem die Schreibseiten bis auf eine (Blatt 6) fehlen, ist nun bezeichnenderweise als erzählender Teil eine Serie von acht „Wundergeschichten / des / Allerheiligsten Rosenkrantzes. / Gezogen aus dem Marianischen Lust-Garten, darinnen viel / schöne und außerlesene Exempel, herrliche Miracul, und grosse Wunder- / Zeichen, so GOTT durch Würckung des heil: Rosenkrantzes, oder / Ave Mariae hat geschehen lassen“, vorangestellt. Sie sind ausdrücklich als „Fortsetzung“ eingefügt (Blatt 9–12) und erweisen sich laut Überschrift schon als Wiedergabe aus einem den Dominikanern nahestehenden geistlichen Erbauungsbuch mit dem geläufigen, mir jedoch zur Zeit nicht identifizierbaren Titel „Marianischer Lustgarten“.¹⁴⁾

Die siebente und vorletzte dieser „Wundergeschichten“ bringt nun unser mittelalterliches Predigtmärlein mit folgendem Titel und Wortlaut:

Von zweyen Frauen, welche das Vatter unser und Ave Maria / mit vielen unnützen Geschwätz, und zerstreuten Hertzen gebettet, deren / Sünd von dem bösen Geist auf ein groß Pargament aufgeschrieben, / und aufgezeichnet worden.

In der Spanischen Stadt Toledo ist ein SUBDIACON gewesen, welcher allzeit grosse Andacht und Lieb zu der Mutter Gottes getragen, und ihr emsig gedienet hat. Als dieser einmahls dem Ertz-Bischoff daselbst zu Altar diente, und der Diacon anfieng das Evangelium zu singen, da wird er im Geist verzuckt, und sihet zu oberst in einem Fenster einen wilden abschewlichen Teufel in Gestalt eines Affen, welcher am Halß einen Schreibzeug hangen, in der linken Hand ein langes Pargament, und in der rechten ein Schreib-Feder hatte, und immerdar hinab schauete, und alles mit Fleiß aufzeichnete, was er unten sahe. Nun waren unter andern auch zwey andächtige Frauen in der Kirchen zugegen, welche unter währenden Gottes-Dienst ohne Unterlaß die Köpff zusammen stiessen, und viel unnütz Geschwätz mit einander trieben, also, daß sie kaum ein rechtes Vater unser, und Ave Maria ausgebetet, darunter sie nicht ihr liederliches Gespräch gehalten: Und ob sie schon immerdar das Vatter unser und Ave Maria anfiengen, und oft wiederholten, so gedachten sie doch an nichts wenigens, als an Gott und Mariam, sondern giengen mit ihren Gedancken und Einbildungen hin und wider spatzieren, und liessen sie allenthalben herum wallen, und ausschweben. Dises alles hat der Sathan auf gemeltes Pargament mit grosser Begierd und Freud aufgezeichnet. Als nun die gantze Haut mit diesen und andern ihren Sünden, die sie wehrenden Gottes-Dienst mit Worten, Gedancken, und Geberden begangen, aus- und innwendig gantz überschrieben und angefüllt, und nunmehr kein Platz übrig war, noch mehrers aufzuzeichnen, sihe, da nihmt der Sathan die Haut in seine Zähn und Bratzen, und wolte sie nach allen Kräfte auseinander ziehen, gleichwie ein Schuster das Leder auseinander ziehet, indem stosset er ihm den Kopff dermassen starck an die Mauer, daß er mit großem Gewalt hinunter fiel, und solches Getümmel erweckt, daß den frommen Geistlichen nicht anderst gedunckte, als die gantze Kirch wäre zu Boden gefallen. Über diesen Fall des Sathans fieng er überlaut an zu lachen, schlug die Händ vor Freuden zusammen, und lieff in der Verzuckung dem Teufel (welchen sonst niemand, als er allein gesehen) vor allem Volck nach, ihn zu verfolgen: Darüber dann die Gegenwärtige nicht wenig geärgert worden, weil sie nicht wusten, was es bedeute. Indem kommt er wiederum zu ihm selbst, und verrichtet sein Ambt bey dem Altar bis zum End. Wie nun das hohe Ambt vollendet war, hat ihn der Ertz-Bischoff mit ernstlichem Verweiß und höchsten Unwillen verstossen, und seines Ambts gantz entsetzt. Er weiß seines Elends kein andern

Trost, als eben die Mutter der Barmhertzigkeit, zu derselben ver-
füget er sich einmahls in die Kirchen, fällt nieder vor ihrer Bild-
nuß auf seine Knye, fangt an mit Weynen und Seufftzen ihr sein
Noth zu klagen, und sie um Mütterliche Hülff anzuruffen. Wie er
also gantz traurig und betrübt da knyet, sihe, da erscheinet ihm
die Mutter der Gnaden in unsäglichem grossen Glantz, und
tröstet ihn mit gantz freundlichen Worten. Nach lang gehaltner
Ansprach reichte ihm die gebenedeyte Jungfrau die gantze
Schrift des Sathans auf gemeldtem Pargament, so ihr die Engeln
dargebracht, dieselbe soll er dem Bischoff zu wahrer Urkund zei-
gen, und ihm den gantzen Verlauff erzehlen; scheidet darauf von
ihm, und begibt sich mit den Engeln wiederum in Himmel. So
bald er nun für den Bischoff kommen, und ihm beyde Offen-
bahrungen angezeigt, auch die überschriebene Haut gewiesen,
hat er ihn wiederum zu Gnaden aufgenommen, und mit grossen
Ehren in sein voriges Ambt eingesetzt. Die zwey Frauen aber hat
er gleich für sich gefordert, und sie in allen Puncten und Umstän-
den, so der Sathan aufgezeichnet, examinirt, und befragt; da sie
aber alles laugneten, zoge er die Haut herfür, und überwiese sie
mit des Teufels eigner Handschrift. Darauf sie ihr Schuld be-
kennt, demüthig um Verzeyhung gebetten, und versprochen, daß
sie hinfüro die Mutter Gottes nach allen Kräfte verehren, aus
gantzem Herten lieben, und den Englischen Gruß mit höchster
Andacht und Aufmercksamkeit betten wollen. P. Pelbartus de
Temeswar Ord. Min. in Stellario Coronae B. Virg. Lib. I.
parte 4. art. 2. cap. 2.

Wir haben es im vorstehenden Text mit einer sehr ausführ-
lichen Erzählung unseres Predigtexempels zu tun, der zudem
auch wie bei den übrigen dieser „Wundergeschichten“ eine Quel-
lenangabe beigefügt ist. Man wird eingangs in dieser Version die
Lokalisierung „in der spanischen Stadt Toledo“ und mit dem dori-
gen „Erzbischof“ nicht übersehen, und gegenüber allen bisheri-
gen Fassungen dieses Exempels ist dessen Verbindung mit einem
Marien-Mirakel auffallend. Dagegen entspricht der Kerninhalt
der ganzen Geschichte, nämlich der Vorfall mit dem hier übri-
gens nicht näher namentlich genannten Diakon und der Teufels-
erscheinung, jenen älteren spätmittelalterlichen Fassungen, in de-
nen ein mit Namen genannter Diakon (hl. Achatus, Beatus,
Briccius, Martin) vielfach auch an anders benannten Orten die
Teufelsvision hatte.¹⁵⁾

Es ist nun bemerkenswert, daß auch die abschließende Quellenangabe unseres Kalendertextes durchaus stichhältig ist und auf eine neue und vermutlich besonders wichtige mittelalterliche Primärquelle dieses Exempels unmittelbar hinweist. Das Quellenzitat bezieht sich nämlich auf einen der bedeutendsten und fruchtbarsten Prediger des Franziskanerordens im ausgehenden Mittelalter, auf Pelbart Ladislaus von Temesvar, der im 15. Jahrhundert in dieser Ostbanater Stadt geboren und hier 1504 gestorben ist.¹⁶⁾

Pelbart war Franziskaner und wurde vor allem als Lektor der Heiligen Schrift, als Prediger und auch als Theologe bekannt; zugleich ist er als Verfasser zahlreicher Predigtwerke hervorgetreten, zu denen schon W. von Keppler meint, „ . . . Der eigentliche homiletische Stoff wurde erdrückt von der Last profanen Wissens und philosophischer Zitate, der praktische Zweck erstickt durch einseitigen Doctrinarismus. Selbst ein so phantasie-reich angelegter Geist wie der Franciscaner PELBART (um 1500) . . . konnte sich in scholastischen Distinctionen und Divisionen nicht genugthun“. ¹⁷⁾ Pelbarts große Predigtsammlungen sind noch zwischen 1483 und 1498 entstanden und wurden früh und in zahlreichen europäischen, bekannten Offizinen gedruckt (Nürnberg, Hagenau im Unter-Elsaß, Lyon, Augsburg, Straßburg, Venedig, Paris). Sein Schüler und Mitbruder polnischer Herkunft Oswald de Lasko († 1531) vollendete Pelbarts Werk; P. Ange Rocca de Camerino, O.E.S.A., überarbeitete es und besorgte in den Jahren 1520 und 1521 eine Gesamtausgabe der Schriften Pelbarts.¹⁸⁾ Eines seiner Spätwerke war jedenfalls Pelbarts Predigtsammlung mit dem Titel „Pomerium Sermonum de beata Virgine dei genitrice. Vel Stellarium Coronae beatae virginis / pro singularum festivitatum eiusdem / predicationibus coaptatum. Et est in libellos duodecim partitum“. ¹⁹⁾ Diese Sammlung von Predigten und Exempeln ist gegen 1490 in Basel erstmals gedruckt worden; sie ist allein in Hagenau zwischen 1498 und 1520 in neun Auflagen erschienen, aber noch im 16. Jahrhundert auch in Lyon (1500–1514 in 3. Aufl.), in Augsburg (1502), Straßburg (1496 und 1506), Paris (1517), Nürnberg (1518) und Venedig (1586) nachgedruckt worden.²⁰⁾ Offensichtlich handelt es sich beim Stellarium Coronae Mariae um Pelbarts beliebtestes Predigtwerk (elegantissime cooptatum!), das gegenüber seinen sechs früheren Predigtsammlungen oder Sermones, die zwischen 1483 und 1497 herausgekommen sind, mit seinen

19 Auflagen offenbar auch stärkste Verbreitung gefunden haben muß.

Wie nun in unserem Kremser Kalender von 1753 ganz richtig vermerkt steht, findet sich unsere in eine Marienlegende eingekleidete Geschichte vom „Teufel mit dem Sündenregister in der Kirche“ in Pelbarts *Stellarium Coronae Mariae* nach der Hagenauer Ausgabe vom Jahre 1515 mit erweitertem Titel²¹⁾ in Pars IIII des 1. Buches als *Capitulum II* des *Articulus II*. Es handelt sich bei diesem Artikel II um lateinische Predigttexte, die dem Benützer des Buches vier Beispiele oder *exempla* bieten, wie er die Jungfrau Maria „vult . . . salutare“, ihr also Ehre erweisen kann. Davon nun entspricht das zweite Beispiel (*Capitulum II*) der „*Fidelitas: si eam non solum ore: sed etiam corde et opere salutamus*“. Dazu schreibt Pelbart einleitend weiter, es könne da zurückgegriffen werden (*referri potest*) auf das „*Miraculum quod refert Vincentius (sc. Bellovacensis) in Speculo historiarum liber VIII, Cap. CLXVIII*“. Damit verweist Pelbart unmittelbar auf eine der berühmtesten und frühesten enzyklopädischen Sammlungen des Mittelalters von dem französischen Dominikaner und Gelehrten Vinzenz von Beauvais (1184/1194–1264), nämlich auf dessen *Speculum majus*, dessen 4. Teil, das *Speculum historiale*, von der Geschichte der Welt bis um 1244 bzw. 1253 berichtet.²²⁾ Das *Dictionnaire de Théologie catholique* (Paris 1950) nennt Vinzenz von Beauvais einen „immense anecdotier“, dessen Hauptwerk erstmals in Straßburg 1473–1476 in 32 Bänden erschien, jedoch am besten in der verbreiteten Ausgabe der Benediktiner von Douai des Jahres 1624 zugänglich ist.²³⁾

Bei Pelbart wird nun in dessen *Stellarium Coronae Mariae* die Version des Vinzenz von Beauvais, unseres „Predigtmärleins“, in folgender lateinischer Textfassung wiedergegeben:²¹⁾

Et in ciuitate Tholetana fuit quidam subdiaconus, qui specialiter deuotionem habebat ad sanctam Mariam et ei famulabatur sedule. Cum autem quadam die assisteret archiepisculi solennia celebranti: venit hora vt legeretur euangelium. Et ecce ipse assistens diacono legenti raptus est in spiritu: viditque supra fenestram sedentem demonem in specie simie horrida et deformiri collo eius cornu scriptoris: charta in sinistra: calamus in dextra, oculisque directis quasi curiosus spectator: subinde scriptitabat. Erantque ibi due muliercule qui ibidem iania

confabulantes (vt moris est taliarum) interim indeuote: et laborum moritv: corde et oculo vagantibus Ave Maria et Pater noster dictabant: et iterum atque iterum ad inuicem confabulabant. Tumque propter multiloquium et propter dictionum ac syllabarum oronibus suis recisarum ac negligenter omissarum multitudinem: defectu umque comissorum: nunc propter medietatem Pater noster in Ave Maria saltendo: vel e converso per inattentione (vt talibus solet accidere) iam totum pergamentum scriptum est intus et foris: et plurime volenti scribere non esset locus in pergamento: dentibus et vnguibus cepit detrahere pellem vt dilataret quo plus scribere posset: gaudens de earum indevotione et defectuum multitudine: lapsa e dentibus pelle: caput collisit ad parietem: et cecidit tanto fragore vt extimaret subdiaconus ecclesiam corruisse. Risit igitur subdiaconus videns demonis casum: et leuas manus plausu minus discreto cadentem persecutus est: qui solus cernebat visionem. Superinde astantibus vniuersis non paruum intulit scandalum. Iratus igitur archiepiscopus suspendit eum a beneficio et officio. Ille igitur intrans ecclesiam quandam coram imagine beatae virginis cepit lachrymabiliter orare. Et ecce vidit qui beata virgo in maiestate et decore ei astitit et mellifluis verbis eum consolata est. O quam dulce erat audire eius verba suavissima. O vere beatam taliam aia qui a superbenedicta virgine meruit dulciter consolari etc. Longo igitur et dolci colloquio perhabito: tam dem dedit ei beata virgo ipsam conscriptionem diaboli per manus angelorum delata: vt vicus per testimonio deferret ad archiepiscopum et sic beata virgo in alta se recepit. Ille itaque ad archiepiscopum veniens et ambas reuelationes ei manifestans: in maximam eius gratiam est receptus: et suo beneficio ac officio restitutus. Aduocantur ille muliercule et primo negant suas confabulationes et defectus commissos: sed ostenso chirgrapho demonis conuicte confessionem faciunt: et laudes beate virgini dicunt: permittuntque peramplius deuotius in oratione et salutatione benedictae virginis se habere. Unde praedictus quem pie beata virgo suis deuotis subuenit: necnon et indeutos corripit et ad feruorem reducit. Displicet quippe sibi tepiditas. Apocal. III Quia tepidus es incipiam te euomere etc.

Wir ersehen nunmehr, daß die deutsche Kalendergeschichte (bzw. deren Vorlage im uns unzugänglichen „Marianischen Lustgarten“) eine wörtlich genaue Übersetzung des mittelalterlichen, lateinischen Exempeltexes darstellt, wie er bei Pelbart von Temesvar wieder nach Vinzenz von Beauvais und

damit um 1250 spätestens konzipiert worden ist. Seine Redaktion als ein in eine Marienlegende eingekleidetes „Predigtmärlein“ stellt innerhalb aller uns bisher bekannt gewordenen Erzählvarianten, auch innerhalb der ihr näherkommenden mittelalterlich-legendenhaften und literarischen Fassungen dieses Stoffes, ohne Frage einen eigenen Erzähltypus dar. Hier ist es vor allem die Ausweitung zur Marien-Wunder-Legende eines ursprünglichen einfachen „Predigtmärleins“, das einen starken Vorfall mit fast komischen Zügen während des Gottesdienstes in der Kirche zum Gegenstand hat. Hatte dieses zunächst den Zweck, als alltägliches Erlebnis gewissermaßen den abstrakten Lehrgehalt zu konkretisieren und zu veranschaulichen, warum Andacht und „non solum ore, sed etiam corde et opere“ den Besuchern des Gottesdienstes notwendig und vorgeschrieben sind, so zeigt schon die Anlage unseres überlieferten Erzähltextes sehr deutlich dessen Weiterführung und Einkleidung ins Hagiographische und zur legendenhaften Wundergeschichte, und zwar ganz im Sinne der späteren allgemeinen Hereinnahme des Exempels in das scholastisch-mittelalterliche Lehrgebäude seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, wenn man so will, eben seit Vinzenz von Beauvais. Es mag dabei gewiß erstaunlich gelten, daß wir in unserem Fall dank besonderer, günstiger Überlieferungsumstände direkte Zusammenhänge zwischen 1250 und 1750 herstellen und nachweisen können. Aber es ist zugleich doch wohl sehr kennzeichnend, daß dieses unser Beispiel eines noch im Jahre 1753 neu und für den unmittelbaren Hausgebrauch als „Schreib-Kalender“ aufgenommenen und gedruckten „auserlesenen Exempels“, das bis auf einen großen Lehrmeister und Vermittler mittelalterlichen Denkens im 13. Jahrhundert zurückführt, anderseits durch den Franziskanerprediger Pelbart von Temesvar knapp vor 1500 und unmittelbar danach schon in jener erweiterten Form einer Marien-Wunder-Legende vorliegt, in der es dann noch die spätbarocken Prediger des 18. Jahrhunderts festgeschrieben und selbst wohl auch gewiß verwendet haben.

Freilich, hier geht es wohl nicht nur um die Offenlegung und Vermerkung eines gewiß vereinzelt besonderen Falles volksliterarischer Kontinuität. Das Medium „Schreib-Kalender“ oder „Hauskalender“ erweist sich einmal mehr als ein entscheidender und wichtiger Indikator und zugleich Kommunikator in diesem Tradierungsprozeß, der nun zumindest für unsere Donauländer hinsichtlich dieses Erzählstoffes und auch im Hinblick auf die

gewandelten oralen Spätüberlieferungen bei uns wie auch im östlichen Ungarn²⁴⁾ wenigstens etliche konkrete Spuren und Anhaltspunkte ergibt. So wird man Pelbart von Temesvar, auf dessen wichtige Vermittlerrolle in dieser Erzähltradition erst jetzt unsere Kalendernotiz hinweist, mehr als bisher und auch nicht nur im österreichischen Bereich beachten müssen, mit dessen umfassenden und vielfältigen Predigtsammlungen man sich bisher außerhalb der Theologie – soviel ich sehe – kaum beschäftigt hat und der vermutlich einer der letzten großen Bearbeiter mittelalterlicher Predigtstoffe und Exempel an der Wende zur Neuzeit gewesen ist.

Leopold Kretzenbacher hat uns indessen seit langem und überzeugend gelehrt, hinter diesen eigenartig beharrlichen und doch ständig fließenden Vorgängen die inneren, geistigen und tieferen Triebkräfte des religiösen Lebens zu sehen und zu verstehen. Er hat uns in seinen umfassenden Legendenforschungen immer wieder zu zeigen vermocht, daß sich in diesen breiten und so vielfältigen Entwicklungen eines stark legendenbezogenen religiösen Schauens, Denkens und Handelns der Menschen mancherlei grundlegende Wandlungen und Tendenzen abzeichnen, die erst das äußere Überlieferungsbild erklären und verständlich machen. So ist es beispielsweise die Marienverehrung, die im 11. und 12. Jahrhundert bereits in Frankreich mächtig aufgeblüht war und die nun im 13. Jahrhundert sich als „neue Welle marianischer Devotion weithin über Deutschland ausbreitet“.²⁵⁾ Eines ihrer Hauptmotive ist sehr oft „die Kraft der Gottesmutter“: *Maria mediatrix gratiarum*.²⁶⁾ Bilder und Legenden haben dieses Motiv im Mittelalter vielfältig vorgebildet. Auch in unserem Märlein finden wir es wieder, wenn der in seiner Teufelsvision unglücklich verwirrte Diener des Gottesdienstes bei Maria Trost und Gnade findet und durch ein handfestes Wunder aus seiner verzweifelten Situation gerettet wird.

Anmerkungen:

1. Joh. Bolte, *Der Teufel in der Kirche*. In: *Zs. f. vergl. Literaturgeschichte* N. F. 11, Weimar 1897, S. 249–266.

2. Antti Aarne – Stith Thompson, *The Types of the Folktale – A Classification and Bibliography*, Sec. revision (= FFC-Nr. 184), Helsinki 1964, p. 279, no. 826*; St. Thompson, *Motif-Index of Folk-Literature*, Bd. III, Copenhagen-Bloomington/Ind. 1956, no. G 303.24; R. Wildhaber, *Das Sündenregister* auf

der Kuhhaut (= FFC-Nr. 163), Helsinki 1955; L. Röhrich, Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung usw., Bd. I, Bern und München (1962), Nr. VI, S. 113–123, mit Kommentar S. 267–274; derselbe, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten I, 2. Aufl., Freiburg (1973), S. 556–558; A. Scheiber, Das Sündenregister auf der Kuhhaut. In: *Fabula* 2, Berlin 1959, S. 270 f.; S. Bálint, Das Sündenregister auf der Kuhhaut. In: *Ethnologia Europaea* II/III, Arnheim 1970, S. 40–43; H. Rasmussen, Der schreibende Teufel in Nordeuropa. In: *Festschrift Matthias Zender – Studien zu Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte*, hrsg. v. E. Ennen u. G. Wiegelmann, Bd. I, Freiburg–Basel–Wien (1973), Bonn 1972, S. 455–464; O. Moser, Der Teufel mit dem Sündenregister am Kircheneingang – Zu den romanischen Sockelskulpturen des Millstätter Westportales. In: *Carinthia* I 168, Klagenfurt 1978, S. 147–167; E. Lanc, Der Teufel mit dem Sündenregister in Schöngrabern – ein Beispiel zum Problemkreis mittelalterlicher Realitätsauffassung. In: *Österreich. Zs. f. Kunst u. Denkmalpflege* 31, Wien 1977, S. 126–137.

3. L. Kretzenbacher, Der Admonter Schreiberteufel. Predigtmärlein, Kirchenkunst und barocke Klosterlegende. In: *Neue Chronik zur Gesch. und Volkskunde d. innerösterr. Alpenländer*, Beilage zu Nr. 35 d. *Südost-Tagespost*, Nr. 32, Graz, 11. 2. 1956, S. 3 f.

4. R. Wildhaber, Das Sündenregister (wie Anm. 2), S. 16 f.; L. Röhrich, Erzählungen I (wie Anm. 2), S. 271, meint: „Über Kanzel und Predigt scheinen diese Erzählungen schließlich in ganz Europa volkstümlich geworden zu sein.“

5. Zu Jacques de Vitry vgl. den Wiederabdruck des lateinischen Textes bei L. Röhrich, *Erzählungen I* (wie Anm. 2), S. 114, Nr. 2. – Zu Vinzenz von Beauvais vgl. E. Neumann, Art. „Exempel“. In: *Reallexikon d. dt. Literaturgeschichte*, 2. Aufl., hrsg. v. W. Kohlschmidt und W. Mohr, 1. Bd., Berlin 1956, S. 416; A. Vacant – E. Mangenot – E. Amann (Hrsg.), *Dictionnaire de Théologie catholique* (= DThC), 15. Bd., Paris 1950, Sp. 3026–3033 (mit weiterer Literatur); M. Buchberger (Hrsg.), *Lexikon für Theologie und Kirche*, 2. Aufl., 10, Freiburg i. Br. 1965, Sp. 798.

5a. Vgl. E. Moser-Rath, *Predigtmärlein der Barockzeit. Exempel, Sage, Schwank und Fabel in geistlichen Quellen des oberdeutschen Raumes* (Suppl.-Serie zu *Fabula*, Reihe A, Bd. 5), Berlin 1964, S. 397 f., Nr. 242 (samt Kommentar).

6. Vgl. R. Wildhaber, Das Sündenregister (wie Anm. 2), S. 20–25; H. Rasmussen, *Der schreibende Teufel* (wie Anm. 2), S. 455–464; O. Moser, *Der Teufel* (wie Anm. 2), S. 147–167; E. Lanc, *Der Teufel* (wie Anm. 2), S. 126–137.

7. Vgl. R. Wildhaber, Das Sündenregister (wie Anm. 2), S. 4–16; L. Röhrich, *Erzählungen I* (wie Anm. 2), S. 271 f.; O. Moser, *Der Teufel* (wie Anm. 2), S. 158 f. und 166 f.

8. L. Röhrich, *Erzählungen I* (wie Anm. 2), S. 272 f.; derselbe, *Lexikon I* (wie Anm. 2), S. 556–558.

9. Vgl. „Die Bauern-Praktik“, 1508. Faksimiledruck mit einer Einleitung von G. Hellmann (= Neudrucke v. Schriften u. Karten über Meteorologie u. Erdmagnetismus 5, Berlin 1896); die Titelaufschrift ist kennzeichnend: „In disem

biechlein wirt gefunden der Pauren Pracktick vnnnd regel darauff sy das gantz iar ain auffmercken haben vnnnd halten.“ – Über die Volkskalender sagt schon W. H. Riehl: „Die meisten der heutigen Volkskalender zeigen, was die gebildete Welt aus dem Volke machen möchte, die alten, was das Volk damals wirklich war“; W. H. Riehl, Volkskalender im achtzehnten Jahrhundert. In: Kulturstudien aus drei Jahrhunderten (1852), Stuttgart 1859, S. 38.

10. R. Schenda, Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910 (= dtv: Wissenschaftl. Reihe 4282), München (1977), S. 279–287.

11. Frau Sieglinde Meralla, Graz, bin ich für die lange Überlassung des Originals zu besonderem Dank verpflichtet. Es stammt aus Familienbesitz und dürfte seiner Herkunft nach aus der Buckligen Welt in Niederösterreich nach Graz gekommen sein.

12. Nähers s. R. Müller, Kremser und Steiner Buchdrucker des 16. bis 18. Jahrhunderts. Phil. Diss. Wien 1968, S. 57–68, hier bes. S. 68.

13. R. Schenda, Volk ohne Buch (wie Anm. 10), S. 281 f.

14. In den mir zugänglichen und verfügbaren Quellen konnte ich unter der Erbauungsliteratur vergleichbarer Zeit diesen Buchtitel nicht identifizieren.

15. Vgl. L. Röhrich, Erzählungen I (wie Anm. 2), S. 270.

16. A. Vacant usw. (Hrsg.), Dictionnaire (wie Anm. 5), Bd. 12, Paris 1933, Sp. 715–717 (mit Lit.); M. Buchberger (Hrsg.), Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., VIII, Freiburg i. Br. 1963, Sp. 252.

17. Wetzer und Welte's Kirchenlexikon², Freiburg i. Br. 1897, Bd. 10, S. 339, Art. „Predigt“.

18. Vgl. A. Vacant usw. (Hrsg.), Dictionnaire (wie Anm. 5), Bd. 12, Paris 1933, Sp. 717.

19. Der ursprüngliche Titel lautet nach der Basler Erstausgabe noch verkürzt: „Stellarium Coronae benedictae Mariae virginis in laudem ejus pro singulis praedicationibus elegantissime coaptatum in libris XII distributum, in quo singula vitae beatae Virginis mysteria evolvit et illustrat“; vgl. DThC (wie Anm. 5), Bd. 12, Paris 1933, Sp. 715.

20. DThC (wie Anm. 5), Bd. 12, Sp. 715.

21. Pelbartus de Temesvar, Pomerium Sermonum de beata Virgine dei genitrice. Vel Stellarium Corone beate virgis (sic!) etc. (s. o.). Hagenau – G. Rynman 1515. Exemplar der Universitätsbibliothek Graz, Sign. II 7281.

22. DThC (wie Anm. 5), Bd. 15, Paris 1950, Sp. 3028 f.

23. Ebenda, Sp. 3028.

24. Vgl. die oben in Anm. 2 angeführten beiden Berichte von A. Scheiber und S. Bálint über Aufzeichnungen zum vorliegenden Sagenstoff in der Umgebung von Szeged in Ungarn. Bezeichnenderweise bringen beide Autoren die rezenten Volksüberlieferungen über das „Sündenregister auf der Kuhhaut“ mit

dem Wirken des Franziskanerordens in Verbindung, ohne freilich deren Hauptquelle, Pelbart von Temesvar, zu kennen oder zu nennen.

25. L. Kretzenbacher, Die Seelenwaage. Zur religiösen Idee vom Jenseitsgericht auf der Schicksalswaage in Hochreligion, Bildkunst und Volksglaube (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, 4. Bd.), Klagenfurt 1958, S. 131.

26. Vgl. u. a. m. L. Kretzenbacher, Südost-Überlieferungen zum apokryphen „Traum Mariens“ (= Bayer. Akademie d. Wiss., phil.-histor. Klasse, Sitz.-Ber. Jg. 1975, Heft 1), München 1975; derselbe, Schutz- und Bittgebärden der Gottesmutter. Zu Vorbedingungen, Auftreten und Nachleben mittelalterlicher Fürbitte-Gesten zwischen Hochkunst, Legende und Volksglauben (= Bayer. Akademie d. Wiss., phil.-histor. Klasse, Sitz.-Ber., Jg. 1981, Heft 3), München 1981.

Das Judasgericht auf Zypern

Von Walter Puchner, Athen

Auf der Großinsel Zypern wurde noch in diesem Jahrhundert, wie im gesamten Raum des hellenophonen Ostmittelmeers,¹⁾ am Ostersonntag oder an den darauffolgenden Tagen die Judaspuppe verbrannt.²⁾ Zuvor wurde sie laut verflucht,³⁾ an einen Pfosten gebunden⁴⁾ oder aufgehängt,⁵⁾ mit Stöcken geschlagen, bis sie aufplatzte;⁶⁾ meist aber wurde sie mit Pulver gefüllt und in Brand geschossen.⁷⁾ In einem bemerkenswerten Falle wird nachher mit großem Ernst die Marienklage von den Umstehenden abgesungen.⁸⁾

Dieser Brauch war nicht nur in den Dörfern zu sehen, sondern auch bis etwa 1930 in den bürgerlichen Zentren der Insel, wo die Figur, wie z. B. in Nicosia, von Handwerkern besonders sorgfältig ausgestattet wurde (Kopf aus Wasserkürbis, mit heißem Pech Eselshaare als Schnurrbart aufgeklebt, Haar, Hut und Mantel, Maske, in der linken Hand die 30 Silberlinge, die rechte Hand verlangend nach ihnen ausgestreckt), auf einen Esel gesetzt und am Ostersonntag vor der Messe im Prangerumzug durch die Stadt geführt wurde; hinter der Figur saß ein Mann auf dem Esel, der sie vor dem Herabfallen bewahrte und so tat, als weine er über ihren zukünftigen Verlust; ein Kind zog den Esel, eine Laute und eine Violine begleiteten den Schandzug; man machte bei Clubs und Kaffeehäusern halt, alle Türen öffneten sich, um den „Judas“ zu sehen; die Leute warfen Münzen in eine Sammelbüchse; am Ende wurde die pulvergefüllte Figur an das Eisengeländer des Kirchgartens gebunden und unter dem Jubel der Menge in Brand geschossen.⁹⁾

Der Brauch wird von Ohnefalsch-Richter bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, offenbar in einer Blütephase, gesehen

und beschrieben, wobei sie auch vier wertvolle Fotografien dieser „bürgerlichen“ Judasfigur veröffentlicht,¹⁰⁾ der hier offenbar als Ortsfremder verkleidet ist. „Ein Cypriot kennt zwar nur einen Osterfeiertag. Dafür findet aber am zweiten Feiertage die originelle Judasverbrennung statt und in den Orten mit mehreren Kirchen und Parochien wird Tag für Tag ein Judas mehr verbrannt, bis man durch alle Kirchensprengel hindurch ist. Da wird dann erst in der Kirche der Gemeinden aus dem Evangelium die Sünde des Judas Ischariot, des verräterischen Jüngers Jesu, klargemacht und dann nach dem feierlichen Gottesdienste in den Hof der Kirche gezogen, um den Judas zu verbrennen. Auch dieses Fest hat sich trotz der Unterdrückungsversuche der gebildeten Griechen bis heute erhalten und wurde wiederum am eindringlichsten in Larnaka gefeiert, von der Bischofskirche ausgehend die ganze Woche bei allen orthodoxen Kirchen der Stadt. Eine lebensgroße Judaspuppe, die mit brennbaren Stoffen, oft auch mit Feuerwerkskörpern gefüllt ist, wird erst unter frenetischem Jubel der Menge auf die verschiedenste Weise umgebracht und dann auf einem Scheiterhaufen verbrannt. In einem Falle wurde der Judas erst an einem Galgen erhängt, dann von den Palikáris, einzelne in der griechischen weiberrockartigen Männertracht, durch zahllose Pistolenschüsse durchbohrt, dabei die in der Puppe angebrachten Feuerwerkskörper zur Explosion gebracht, schließlich die angebrannten und zerrissenen Reste der Puppe gesammelt und auf dem Holzstoß verbrannt. Jede Kirchengemeinde sucht es in der Judasfeier der anderen in seltsamer und effektvoller Verkleidung der Puppe und Erfindung neuer Todesarten vorzutun . . .“¹¹⁾

Eine spielartige Ausformung, die in der speziellen Brauchmorphologie ziemlich einzigartig dasteht, hat es im zypriotischen Bergdorf Peristerona etwa bis 1960 gegeben.¹²⁾ Hier wurde am Osterdienstag, nach der Litanei, im Kirchhof über den Verräter Judas Gericht gehalten. Unter einem mächtigen Eukalyptusbaum wurde ein Tisch aufgestellt, den Richter spielte der Vorstand des Kirchenausschusses. Ein Mitglied der Gemeinde übernahm die Rolle des Judas und wurde vom Ankläger zum Prozeß geführt. Dieser stellte dem Richter den Übeltäter vor und erhob Anklage gegen ihn wegen der schwersten Sünde, die er begangen habe, den Christusverrat, und forderte strenge Bestrafung. Inzwischen aber unterbrachen verschiedene Ortseinwohner, gewöhnlich würdige Greise, die Anklagerede und forderten hartnäckig die Frei-

lassung des Judas oder stellten verschiedene Fragen, wie z. B., ob es denn überhaupt genügend belastende Aussagen gegen ihn gäbe. Dieses Frage-Antwort-Spiel vollzog sich in ernster Atmosphäre, wobei allerdings auch satirische und humoristische Spitzen nicht fehlten. So erinnert sich der Gewährsmann A. Christoforidis,¹³⁾ daß er im Jahre 1950, zusammen mit anderen Kindern in der ersten Reihe gesessen und die Rolle der aufgetragenen Menge zu spielen hatte, d. h. lautstarke Verhöhnung des Apostels und akustische Beeinflussungsversuche des Richterurteils („Tod dem Verräter“). Der Richter forschte und fragte weiter, war im Zweifel, stellte Fragen an die Ankläger. „Judas“ wurde inzwischen verspottet, und man klopfte ihm verächtlich auf den Rücken. Nach langwierigen und den Ausgang immer ungewisser erscheinen lassenden Verhören fielte der Richter endlich das Urteil, das immer auf den Tod des Verräters lautete. Andere liefen, ein Feuer anzuzünden und die vorbereitete Judaspuppe (aus Stroh und alten Kleidern) unter Flüchen zu verbrennen, wobei sich der Judasdarsteller des Gerichtsspiels aktiv beteiligte und von der Menge beklatscht wurde.

Die Genese dieses Gerichtsspiels um Judas gibt nicht viele Rätsel auf: verschiedene Formen von Gerichtsspielen sind beliebte Karnevals- und Mittwinterunterhaltungen in der Ägäis¹⁴⁾ und vor allem beim östlichen Hellenentum,¹⁵⁾ zu dem ja auch die Zyprioten zählen, z. T. noch mit rituellen und datumsgebundenen Elementen verbunden, z. T. schon in freier Improvisation.¹⁶⁾ Eine solche Volksschauspielform kontaminiert hier mit der Judasverbrennung und hat sich an den Ostertermin angelagert.

Anmerkungen:

1. Belegzusammenstellung und Ausbreitung bei W. Puchner, Brauchtumsercheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater. Wien 1977 (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XVIII), S. 161–164, 184–185.

2. Im zypriotischen Dorf Gerani z. B.: Handschrift des Volkskunde-Seminars der Universität Athen Nr. 1720 (A. Kaminara, Gerani 1973) S. 45, auch in Hagios Fotios: Hs Nr. 1724 (K. Makridu, Hagios Fotios 1973), S. 122.

3. Dorf Sotira in Südost-Zypern, Hs Nr. 1732 (I. Hatzipetru, Sotira 1973), S. 56.

4. Hs Nr. 1715 (K. Hatzikleovulu, Zypern 1973), S. 25.

5. Im Gebiet um Keryneia: A. Exadaktylu, *Lampriatika ethima stin periochitis Keryneias*. *Morfosis* 26 (1971), H. 312, S. 16–17.
6. Ebd.
7. Hs Nr. 1715 (K. Hatzikleovulu, *Zypern* 1973), S. 25.
8. Ch. Konstantinu, *Ethima tu Pascha*. *Laografia* 15 (1953/54), S. 465–466.
9. N. Kliridis, *I diapompefsi tu Iuda*. *Kypriaka Grammata* 16 (1951), S. 154–155.
10. M. Ohnefalsch-Richter, *Griechische Sitten und Gebräuche auf Cypern*. Berlin 1913, S. 92 ff.
11. Zur tatsächlichen Brauchmorphologie Puchner, *op. cit.*, S. 184 f.
12. Freundliche Mitteilung von Petros Stylianu, der die Information 1980 aufnahm (vgl. auch Zeitung „Simerini“ 1. 1. 1981).
13. Handschriftlicher Bericht des Dorfgendarmen Andreas Christoforidis vom 12. 11. 1980 (im Besitz von Stylianu).
14. Belegzusammenstellung Puchner, *op. cit.*, S. 252–254.
15. Neuere Zusammenstellung bei Chr. Samuilidis, *To laïko paradosiako teatro tu Pontu*. Athen 1980.
16. Zur Morphologie Puchner, *op. cit.*, S. 270–272.

Ein neues Wallfahrerzeichen von St. Wolfgang

(Mit 3 Abbildungen)

Von Georg Wacha, Linz

Im Jahre 1976 beging man die Tausendjahrfeier der Gründung einer Kirche am Abersee durch Wolfgang, den Bischof von Regensburg. Eine Ausstellung des Landes Oberösterreich im Schloß zu St. Wolfgang im Salzkammergut hat den Titel „Der heilige Wolfgang in Geschichte, Kunst und Kult“ getragen.¹⁾ Damals konnte ich die erste längere Beschreibung der Wallfahrerzeichen von St. Wolfgang veröffentlichen, wobei zahlreiche Illustrationen den Text begleiteten.²⁾ Für die Festschrift zu Ehren von Univ.-Prof. Hofrat Dr. Franz Lipp bereitete ich einen Beitrag vor, der noch ausführlicher alle erhaltenen Wallfahrerzeichen beschrieb. Wegen der großen Zahl der Abbildungen ist diese Arbeit nicht in der Festschrift³⁾, sondern als eigener Aufsatz in dieser Zeitschrift⁴⁾ erschienen. Auch später konnte ganz allgemein auf die aus einem Blei-Zinn-Gemisch hergestellten Wallfahrerzeichen hingewiesen werden⁵⁾, die Kuenringer-Ausstellung in Zwettl hat 1981 diesem Thema auch ihr Augenmerk geschenkt.⁶⁾

Wesentliche Ergänzungen zu dem 1976 bzw. 1978 vorgelegten Material sind nicht zustande gekommen, doch soll hier ein weiteres in deutschem Privatbesitz aufgetauchtes Pilgerzeichen veröffentlicht werden, das einem Exemplar im Bayerischen Nationalmuseum fast völlig entspricht, im oberen Abschluß sogar besser erhalten ist⁷⁾ (Abb. 1).

Erfreulicherweise gingen aber in den letzten Jahren mehrere Museen daran, ihre Sammlungen von Zinnobjekten durch ausführliche Kataloge der Forschung zugänglich zu machen. An erster Stelle sei – schon wegen der Vorbildfunktion der ersten

Auflage – die Neuausgabe des Kataloges des Kunstgewerbemuseums in Köln genannt.⁸⁾ 1977 hat Frankfurt, 1981 Düsseldorf einen großformatigen Katalog der Bestände veröffentlicht.⁹⁾ Die reichen Schätze der bis ins Mittelalter zurückgehenden Werke der Zinngießerkunst in den holländischen Städten sind in einem Gemeinschaftsunternehmen der Öffentlichkeit gezeigt und publiziert worden.¹⁰⁾ Viel weiter geht die Bestandsaufnahme für Westfalen, wo nicht nur die Objekte, sondern auch die nachweisbaren Meister genau verzeichnet werden.¹¹⁾ Auch sonst versucht man in manchen Gebieten Deutschlands, die in dem großartigen Sammelwerk der Zinngießernamen und Daten von Erwin Hintze unberücksichtigten Teile¹²⁾ zu ergänzen.¹³⁾

Zum Thema der Wallfahrerzeichen von St. Wolfgang entstammt ein neuer Fund einer Ausstellung, die in Slowenien zusammengestellt worden ist.¹⁴⁾ Dort wird als Nr. 7 des Kataloges ein Pilgerzeichen aus Süddeutschland beschrieben, von dem hier durch freundliche Unterstützung der Direktion des Laibacher Museums ein Foto veröffentlicht werden kann¹⁵⁾ (Abb. 2).

Die Datierung im Katalog lautet „Anfang 16. Jahrhundert“ und man muß schon nach dem ersten Eindruck feststellen, daß es sich um das früheste Beispiel der Darstellung des hl. Wolfgang allein auf einem Pilgerzeichen handelt. In der bereits publizierten Liste wurde für den Typus folgende Beschreibung gewählt:

„Der stehende Bischof mit dem Kirchenmodell in der Rechten, Stab und Hacke in der Linken, das Gewand unten breit“.¹⁶⁾

Ein solches Pilgerzeichen wurde dort – mit ausdrücklichem Hinweis auf die Schwierigkeit einer Datierung – an das Ende des 16. Jahrhunderts gesetzt.¹⁷⁾

Bevor wir auf die Ergänzung durch einen Beter (eine Beterin) eingehen, ein Hinweis auf die Legende. Was bei dem neu aufgefundenen Zeugnis für die Wolfgangswallfahrt besonders auffällt, ist die Bezeichnung auf dem breiten unteren Streifen. In einer Art Schriftband heißt es: „S. Wolfgang im Pirg“. Dieser Name ist sonst auf keinem Pilgerzeichen zu finden, die alte Bezeichnung der Wallfahrt „St. Wolfgang im Pirg“, auch „. . . im Bürch“ wird auf den bisher publizierten Beispielen nicht verwendet.¹⁸⁾

Was bedeutet diese Bezeichnung? „Pirge“ ist das Kollektiv zu „Perg“.¹⁹⁾ Mit „Pirge“ oder „Gepirge“ wurde hauptsächlich eine Geländeform, also allgemein das Hochgebirge bezeichnet. Schon

an zweiter Stelle führt das Wörterbuch aber Bergnamen an, so z. B. den Bürgl, eine Erhebung bei Strobl. Auch der Bürglstein am Seeufer zwischen Strobl und St. Wolfgang könnte hier genannt werden.²⁰⁾ Eindeutig läßt sich damit feststellen, daß auf dem Laibacher Wallfahrerzeichen die älteste Namensform für den Wallfahrtsort am Abersee verwendet worden ist. Damit wäre man veranlaßt, die Entstehung bis ins Mittelalter, also vor 1500, hinaufzurücken.

Nicht so eindeutig für die frühe Datierung spricht die Darstellung des Heiligen. Die Attribute sind zwar genauso wiedergegeben, wie auf fast allen Wallfahrerzeichen des 16. bis 18. Jahrhunderts, die Wiedergabe des Gewandes ist aber nicht in eine so breit ausladende untere Standfläche übergeführt, vielmehr sind die Parallelfalten geschweift, unten umgeknickt, und St. Wolfgang scheint auf einem schräg zulaufenden Postament zu stehen. Eine derartige Ausführung findet sich sonst bei den eher barock wirkenden Wallfahrerzeichen.²²⁾

Ganz neu ist aber die Anordnung einer betenden Figur zu Füßen des Heiligen. Eine derartige Erweiterung der Darstellung auf einem Pilgerzeichen aus St. Wolfgang konnte bisher nicht festgestellt werden. Es muß zum Vergleich auf ähnliche Denkmäler verwiesen werden. Ein Pilgerzeichen der hl. Gertrud von Nivelles aus Ostflandern, in der Schelde gefunden, zeigt die stehende Heilige (mit der an ihrem Gewand hochkriechenden Maus), rechts und links zwei kniende betende Figuren mit Spruchbändern („ORA“).²²⁾ Dieses Pilgerzeichen wird mit „um 1500“ datiert. Vergleichbar mit diesem ist auch die architektonische Rahmung, ein glatter, krabbenbesetzter Kielbogen, seitlich mit Fialen abgeschlossen, in der Mitte mit einem großen Kreuz. Erst ab dem 17. Jahrhundert – wenn diese Annahme richtig ist – erscheint der hl. Wolfgang auf den Pilgerzeichen zwischen toskanischen Säulen stehend. Vielleicht geht dies auf den Wallfahrerbrunnen von 1518 zurück, der schon vier durch Rundbogen verbundene toskanische Säulen aufweist und antike Formen „merkwürdig früh“²³⁾ verwendet. Übrigens – bei einer Berücksichtigung der Denkmäler im benachbarten ungarischen Raum²⁴⁾ erscheint dies gar nicht so merkwürdig früh!

Um nochmals auf die Assistenzfiguren zurückzukommen: diese sind auf Pilgerzeichen eher selten. Bei einem Wallfahrerzeichen von Loreto haben die rechts und links deutlich mit Flügeln dar-

gestellten Engel die Funktion der Träger des Hauses der Maria.²⁵⁾ Weltliche Personen sind überhaupt kaum jemals dargestellt. Eine Ausnahme bildet das Pilgerzeichen von Prag mit dem hl. Petrus und Kaiser Karl IV. von 1354, die in gleicher Größe (!) neben einem Kreuz stehen.²⁶⁾

Wegen der Assistenzfiguren kann eine mittelalterliche Skulptur St. Wolfgang angeführt werden. Im Tympanon oberhalb des Westtores der Wolfgangskirche in Kirchberg am Wechsel, um 1400/1430 zu datieren, steht der Heilige zwischen mehreren knienden betenden Gestalten.²⁷⁾ Die Inschrift darunter lautet „Artolf Ofenpeck anfinger des goczhaws“.²⁸⁾ Zur Rechten des Heiligen ist wohl Artolf Ofenpeck, auf der anderen Seite sind zwei Söhne dargestellt.²⁹⁾ Dieses Bogenfeldrelief in Niederösterreich war sicher nicht das direkte Vorbild, es beweist aber, daß solche Darstellungen im 15. Jahrhundert üblich waren, sicher auch in St. Wolfgang am See! Zusammenfassend ist zu sagen, daß mit dem neuen Fund in Laibach ein völlig neuer Typ eines Wallfahrerzeichens des hl. Wolfgang entdeckt wurde, der wohl in die Zeit um (oder knapp nach) 1500 datiert werden muß.

Zum Abschluß noch einen Hinweis auf das Tragen der Pilgerzeichen. Hans Asper hat den Jerusalempilger Peter Fuessly 1535 porträtiert und am oberen Rand des Bildes sieben Pilgerzeichen festgehalten: Taufe Christi im Jordan, Kreuz der Jerusalemfahrer, Schweißstuch der Veronika (in St. Peter in Rom), hl. Rock von Trier, Pilgerzeichen der Jakobspilger,³⁰⁾ Loreto, Verklärung Christi auf dem Berge Tabor. Aus der Biographie des Dargestellten geht aber hervor, daß er sicher nicht in Spanien war.³¹⁾ Ob das Jakobuszeichen mit Stab, Hirtentasche und Pilgermuschel vielleicht als allgemeines Symbol des Pilgertums angebracht wurde? Der Wallfahrer trug die Zeichen des betreffenden Gnadenortes auf dem Hut aufgenäht – vielleicht charakterisierte er sich schon am Anbeginn seiner Pilgerschaft mit den Jakobus-Insignien, wenigstens mit der Muschel. Auf Plakat und Katalog der Oberösterreichischen Landesausstellung „Severin“ wurde das Farbbild einer Plastik des Titelheiligen, um 1470, aus der Severinkirche in der Passauer Innstadt verwendet, die an der Hutkrempe ein bleigegossenes 5 cm hohes Wallfahrtsandenken aus Altötting mit der Jahreszahl 1490 zeigt. Wie es im Katalog heißt, ist die Verwendung von Wallfahrtszeichen an Figuren „sonst in keinem Fall mehr bekannt“.³²⁾ Erstaunlich ist allerdings, daß man die spätgotische Figur um 1470 datiert, wenn das Pilger-

zeichen erst zwanzig Jahre später entstanden ist; sollte es wirklich erst viel später auf einer schon existierenden Holzplastik angebracht worden sein?

In der Barockzeit trug man Wallfahrermedaillen meist an einer Öse als Anhänger oder am Rosenkranz. Dr. Busso Peus, Frankfurt, machte mich freundlicherweise auf ein Exemplar der Sammlung Münsterer aufmerksam, das vor kurzem in den Besitz des Bayerischen Nationalmuseums übergegangen ist. Die eine Seite stammt aus der Gußform, die ich 1972 publizieren konnte,³³⁾ die Rückseite verwendet nicht die (für eine benediktinische Wallfahrt ungewöhnlichen) Jesuitenheiligen von der anderen Seite des Gußmodel, sondern bringt eine Marienkrönung mit der Aufschrift AVE TEMPLVM T(OTI)VS TRINITATIS.³⁴⁾ Dr. Peus nimmt an, daß auf dem Bild eines Rosenkranzes³⁵⁾ dieselbe Medaille auch zu erkennen ist. Die Wallfahrt zum hl. Wolfgang an den Abersee hatte die Jahrhunderte hindurch solch eine Bedeutung, daß sich trotz der großen Verluste doch eine große Zahl von Formen, von Gittergüssen und von Medaillen erhalten haben, so daß immer wieder neue Funde möglich sind. Mit dem ältesten St.-Wolfgang-Gitterguß aus Laibach konnte hier ein bisher unbekanntes Beispiel vorgestellt werden.

Anmerkungen:

1. Katalog der Ausstellung im ehemaligen Priorat des Klosters Mondsee zu St. Wolfgang, hg. unter der Schriftleitung von Manfred Mohr, 1976.

2. Georg Wacha, Wallfahrerzeichen von Sankt Wolfgang. In: alte und moderne kunst, 21. Jg., Wien 1976, Heft 146, S. 16–19.

3. Volkskultur – Mensch und Sachwelt, Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag, hg. vom Verein für Volkskunde, geleitet von Klaus Beitzl und Franz J. Grieshofer (Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Bd. 3), Wien 1978. Der Beitrag des Jubilars über „Das Beil des hl. Wolfgang“ erschien im Jahrbuch des Oberösterreich. Musealvereines 117/1, 1972, bzw. in der Schriftenreihe des Oberösterreichischen Musealvereines, Bd. 5 („Der Hl. Wolfgang und Oberösterreich“), Linz 1972, S. 159 ff.

4. Georg Wacha, Der hl. Wolfgang auf Wallfahrerzeichen (Mit 30 Abbildungen). In: Österr. Zeitschrift für Volkskunde Bd. XXXII, 81/4, 1978, S. 263–273.

5. Georg Wacha, Blei. In: alte und moderne Kunst, 24. Jg., 1979, Heft 166/167, S. 56 mit Anm. 124 und 125; ders., Bleiplastik, ebenda 25. Jg., 1980, Heft 172/173, S. 30 mit Anm. 22–24. Vgl. ders., Blei als Werkstoff, Lexikon des Mittelalters, 2. Bd., 2. Lieferung, 1981, Sp. 272 f.

6. Die Kuenringer, Das Werden des Landes Niederösterreich, Niederösterreichische Landesausstellung im Stift Zwettl, 1981, Katalog S. 625 ff., Nr. 859–865 (Pilgerzeichen von Mariazell, St. Wolfgang, Rom, Maria Einsiedeln, Aachen, Klosterneuburg und Pilgermuschel).

7. Durch freundliche Mitteilung von Baron Dr. Döry, Historisches Museum Frankfurt am Main, erhalte ich ein Foto des in seinem Privatbesitz befindlichen Pilgerzeichens mit Benedikt – Wolfgang – Michael, das dem unter II/6 in dem zitierten Aufsatz (wie Anm. 4) beschriebenen Münchner Stück bis auf die Länge der Figuren und die Erhöhung der drei Sockel gleicht. Siehe hier Abb. 1. Größe des Originals 74×50,5 mm.

8. Hanns-Ulrich Haedeke, Zinn, Kataloge des Kunstgewerbemuseums Köln Bd. 3, 2. Aufl., Köln 1976, das Pilgerzeichen von St. Wolfgang auf S. 72 als Nr. 62 mit Abb.

9. Wolfgang Schepers, Zinn, Kataloge des Kunstmuseums Düsseldorf, Düsseldorf 1981 (Ausstellung 1981/1982). Anneliese Ohm / Margrit Bauer, Steinzeug und Zinn, Museum für Kunsthandwerk, Frankfurt am Main, 1977.

10. Keur van tin uit de havensteden Amsterdam, Antwerpen en Rotterdam, Katalog (mit englischen Summaries) für die Ausstellung in Amsterdam, Antwerpen und Rotterdam 1979. Über Pilgerzeichen vgl. den Katalog Oudheidkundige Musea Vleeshuis 9, Tin, Antwerpen o. J., S. 27 f. und T. II sowie B. Dubbe, Tin en tinnegieters in Nederland, 2. erw. Aufl. Lochem 1978, S. 199 ff., Abb. 92–101.

11. Margarete Pieper-Lippe, Zinn im südlichen Westfalen bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts (Westfalen, Sonderheft 19), Münster 1974. – Dies., Zinn im nördlichen Westfalen, Münsterisches Zinn bis 1700, Minden-Ravensberger Zinn, Dülmener Zinn (ebenda, Sonderheft 21), Münster 1980.

12. Erwin Hintze, Die deutschen Zinngießer und ihre Marken, Bd. 1–7, Leipzig 1921–1931, Neudruck 1965. Eine kartographische Übersicht über die von Hintze nicht berücksichtigten Gebiete bei Frieder Aichele, Zinn (Battenberg Antiquitäten-Kataloge), München 1977, S. 36.

13. Mechthild Wiswe, Historische Zinngießerei im südöstlichen Niedersachsen. Meister – Marken – Erzeugnisse, hg. vom Braunschweigischen Landesmuseum in Verbindung mit dem Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz, Braunschweig 1981. Elisa zu Freudenberg – Wolfram zu Mondfeld, Altes Zinn aus Niederbayern, Bd. 1 (Niederbayern, Land und Leute), Regensburg 1982.

14. Matija Zargi, Kositer na Slovenskem, Obrt in izdelki. Narodni Muzej Ljubljana (Laibach) 1981, p. 69, n. 7 mit Abb.

15. Herrn Direktor Dr. Peter Petru habe ich für die freundliche Übermittlung der fotografischen Aufnahme des Wallfahrerzeichens zu danken. Laut Katalog hat es im Laibacher Nationalmuseum die Inv.-Nr. 485.

16. Wacha, Der hl. Wolfgang. In: ÖZV 81, S. 270.

17. Ebenda, S. 271 f., Nr. 12.

18. Franz Lipp, Kult und volkstümliche Verehrung des hl. Wolfgang, in: Katalog „Der hl. Wolfgang“ (wie Anm. 1), S. 76.
19. Vgl. die betreffenden Abschnitte bei Eberhard Kranzmayer, Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich, 2. Bd., Wien 1976, Sp. 1073 ff. (Perg) bzw. 16. Lieferung (2. Lieferung des 3. Bandes), 1978, Sp. 198 (Pirge).
20. Konrad Schiffmann, Historisches Ortsnamen-Lexikon des Landes Oberösterreich 1 (A–J), Linz 1935, S. 162.
21. Wacha, Der hl. Wolfgang, ÖZV 81, Abb. 20 und 21.
22. Katalog Vleeshuis 9, Tin, p. 34, n. 32, Abb. T. II.
23. Walther Buchowiecki, Die Baukunst in Salzburg und Oberdonau von etwa 1530 bis 1690. In: Karl Ginhart, Die bildende Kunst in Österreich (4), „Renaissance“ und Barock (von etwa 1530 bis um 1690), Baden bei Wien 1939, S. 103.
24. Matthias Corvinus und die Renaissance in Ungarn 1458–1541, Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums N. F. 118, Ausstellung Schallaburg 1982, bes. S. 361 ff. über die Bauten des Königs Matthias.
25. Birger Bruzelli, Läsning för tennvänner (Handbok), Stockholm 1978, p. 26 mit Abb.
26. Dagmar Stará, Cín z dějin českého konvářství, Katalog einer Ausstellung des Nationalmuseums Prag 1972, p. 9, Abb. 1 (deutscher bzw. engl. Text S. 49 und p. 54).
27. Rudolf Zinnhobler – Peter und Wolfgang Pfarl, Der heilige Wolfgang, Leben, Legende, Kult, Linz 1975, Abb. 125 (Datierung „ca. 1430“).
28. Richard Kurt Donin, Die Kunstdenkmäler Österreichs – Niederösterreich (Dehio Handbuch, 3. Aufl.), Wien 1953, S. 142 (im Bogenfeld hl. Wolfgang, von 3 knienden Rittern verehrt und I. Artolf Ofenpeckh Anfänger des Gotteshauses, E. 14. Jh.). Das Handbuch der historischen Stätten (Karl Lechner, Donauländer und Burgenland, Stuttgart 1970, S. 349) erwähnt nur das Bogenfeld des nördlichen Seitenschiffeingangs vom Ende des 14. Jahrhunderts.
29. Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Band 2: Niederösterreich und Burgenland, Wien 1955, S. 61: „Ein Relief, der hl. Wolfgang von 2 (!) Figuren verehrt, im Bogenfeld (1. H. 15 Jh.) ist kaum der alte KG (= Kultgegenstand).“ Über die Ofenbecks vgl. Leopold Krebs, Geschichte des Chorfrauenstiftes zu Kirchberg am Wechsel, in: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 15/16, 1918, S. 165 ff. – Ders., Die St.-Wolfgang-Kirche zu Kirchberg am Wechsel, ebenda 29, 1944–1948, S. 331 gibt nur die Inschrift wieder, die Topographie von Niederösterreich (Band 4, Wien 1903, S. 140) erzählt von der Wolfgangskirche nur Legenden, nennt aber S. 292 Ortolf den Ofenpeck als landesfürstl. Lehensträger in Köttlach (BH. Neunkirchen) im 14. Jahrhundert.
30. Museum Solothurn, Gemälde und Skulpturen (Kataloge Schweizer Museen und Sammlungen 2), 1973, S. 19, n. 1 (Hans Asper, 1499–1571).
31. Kurt Köster, Pilgerzeichen und Pilgermuscheln. In: Sankt Elisabeth, Fürstin, Dienerin, Heilige. Aufsätze, Dokumentation, Katalog, Sigmaringen 1981, S. 452–459 bringt Beispiele von echten Pilgermuscheln, von Pilgerzeichen aus Rom und aus Marburg (Vera icon mit Elisabeth und Franziskus).

32. Severin zwischen Römerzeit und Völkerwanderung, Landesausstellung im Stadtmuseum Enns, 1982, Katalog, S. 449, Nr. 2.18 und farbiges Umschlagbild.

33. Georg Wacha, St. Wolfgang und das Wallfahrtswesen im 16. und 17. Jahrhundert. In: Der hl. Wolfgang und Oberösterreich, Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines 117/I bzw. Schriftenreihe des Oberösterreichischen Musealvereines, Bd. 5, Linz 1972, S. 158, Abb. 6 auf Tafel XIV.

34. Schreiben von Dr. Busso Peus vom 27. November 1976. Für die freundliche Überlassung der beiden Fotos habe ich Herrn Dr. Peus zu danken.

35. Zinnhobler/Pfarl (wie Anm. 27), Abb. 89 a.

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1981

Die Ordentliche Generalversammlung des Vereins für Volkskunde im Jahr 1982 fand am Freitag, dem 19. März 1982, um 17 Uhr im Festsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien, Seilerstätte 26, statt. Die Generalversammlung war mit der feierlichen Gedenksitzung für den verstorbenen Vereinspräsidenten und Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde a. D. wirkl. Hofrat i. R. Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt verbunden. Unter Teilnahme von Ehrengästen aus Wissenschaft und Verwaltung sowie zahlreicher Mitglieder aus Wien und aus den Bundesländern wurde folgende Tagesordnung abgehandelt:

1. Gedenksitzung für Leopold Schmidt †

Der geschäftsführende Präsident Museumsdirektor Dr. Klaus Beitzl eröffnete die Sitzung mit Worten des Gedenkens, welchen die Nachrufe des Ehrenpräsidenten des Vereins für Volkskunde Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni, „Leopold Schmidt zum Gedenken (sein Wirken für den Verein für Volkskunde und an der Universität Wien)“, des Vertreters des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, Ministerialrat Dr. Carl Blaha, „Leopold Schmidt und die Museen“, und des Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Univ.-Prof. DDr. Herbert Hunger, „Leopold Schmidt und die Österreichische Akademie der Wissenschaften“, folgten. Sämtliche Nekrologe sind in der „Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912–1981) zum 70. Geburtstag. (Mit dem Wiederabdruck von Leopold Schmidt, „Die Volkskunde als Geisteswissenschaft [1947]“ und mit der Leopold-Schmidt-Bibliographie II [1977–1982]. Im Auftrage des Vereins für Volkskunde in Wien und unter Mitwirkung des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, herausgegeben von Klaus Beitzl [= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Band 4; zugleich Österreichische volkskundliche Bibliographie, Supplementreihe: Personalbibliographien, Band 2]. Wien 1982)“ veröffentlicht. Diese Gedenkschrift wurde zusammen mit der Michael-Haberlandt-Medaille, die Leopold Schmidt noch zu seinen Lebzeiten vom Vereinsvorstand als Auszeichnung in Erwartung seines 70. Geburtstages am 15. März 1982 zuerkannt worden war, seiner Tochter

Dr. Regine Schmidt übergeben. Gleichzeitig hat der Verein für Volkskunde Heft 1 und 2 des Jahrgangs 1982 der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ dem Andenken an Leopold Schmidt gewidmet. Die feierliche Gedenksitzung wurde vom Leiter des Instituts für Volksmusikforschung der Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Prof. Walter Deutsch, und seinen musizierenden Mitarbeitern instrumental umrahmt.

2. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 1981

Der Generalsekretär des Vereins für Volkskunde, Rat Dr. Franz Grieshofer, und der Präsident Museumsdirektor Dr. Klaus Beitzl erstatteten anschließend die Jahresberichte 1981 für den Verein für Volkskunde und für das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien.

A. Verein für Volkskunde in Wien

a) Mitgliederbewegung: Der Mitgliederstand des Vereins für Volkskunde in Wien hat sich gegenüber dem Vorjahr nicht verändert und beträgt (mit Stichtag 19. 3. 1982) 735 Mitglieder. Hinter der gleichbleibenden Mitgliederzahl verbirgt sich jedoch eine beachtliche Mitgliederbewegung. Seit der letzten Generalversammlung gab es 56 Beitritte, aber auch 25 Abmeldungen, 6 Todesfälle und 25 Eliminierungen wegen Zahlungsrückstandes, wodurch die hohe Zahl der Beitritte wieder aufgehoben wurde.

Nach der Trauersitzung für den verstorbenen Präsidenten des Vereines für Volkskunde und ehemaligen Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, gedachte die Generalversammlung ehrerbietig auch der übrigen im letzten Jahr verstorbenen Mitglieder: Johann Bernath (Ternitz), Franz Hofer (Trofaiach), Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Dr. Adalbert Klaar (Wien), Prof. Fritz Weninger (Wien) und Prof. Ludwig Zant (Wien).

b) Vereinsveranstaltungen: Im Jahr 1981 wurden in den zehn Monaten des Sommer- und Wintersemesters insgesamt 27 öffentliche Veranstaltungen wissenschaftlichen und volksbildnerischen Charakters durchgeführt, wobei etliche Veranstaltungen gemeinsam mit anderen Institutionen organisiert wurden. Das Programm gliederte sich in 8 Vorträge, 4 Studienfahrten und 3 Fahrten zu Ausstellungseröffnungen, 8 Ausstellungseröffnungen, 2 Studientage und 1 Tagung (Historikertagung), 1 Gedenktafelenthüllung. In chronologischer Abfolge handelte es sich um folgende Veranstaltungen:

30. Jänner 1981: Vortrag von Museumsdirektor Dr. Klaus Beitzl über seine Studien- und Vortragsreise nach Pennsylvania (USA) unter dem Titel „Auf nach Amerika!“;

13. Februar 1981: Filmvortrag „Flinserln und Pleß“, zwei Maskengruppen des Ausseer Faschings, von Univ.-Ass. Dr. Olaf Bockhorn;

20. März 1981: Ordentliche Generalversammlung 1981 mit anschließendem Vortrag vom Generaldirektor des Bayerischen Nationalmuseums in München, Dr. Lenz Kriss-Rettenbeck, „Volkskunde oder . . . ? Selbstaufgabe oder Neugestaltung“;

22. März 1981: Fahrt zur Ausstellungseröffnung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee: „Volkskunde im Zeichen der Fische“ (aus den Beständen des Österreichischen Museums für Volkskunde);

10. April 1981: Fahrt zur Ausstellungseröffnung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee: „Aus Holz, Stein und Lehm“. Ungarische Dorfarchitektur in Fotodokumentationen von Lantos Miklos. Diese Sonderausstellung wurde in Zusammenarbeit mit dem Collegium Hungaricum in Wien vom Ethnographischen Museum Budapest zur Verfügung gestellt;

24. April 1981: 49. Studienfahrt zum Studientag und zur Eröffnung der Sonderausstellung im Schloßmuseum Gobelsburg, „Die Stabkirchen Norwegens“, mit Einführungsreferat von Prof. Dipl.-Ing. Fritz Reese (Münster/ Westfalen). Am Vormittag sprach Prof. Fritz Reese über „Norwegische Volkskunst und die norwegischen Freilichtmuseen“ (mit Lichtbildern). Diese Ausstellung des Königl. Norwegischen Außenministeriums wurde durch die Königl. Norwegische Botschaft in Wien vermittelt;

26. April 1981: Eröffnung der Sonderausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde: „Waschtag“. Altes Gerät, traditionelle Arbeitsweisen und Brauch beim Wäschewaschen. Einführung durch wiss. Komm. Dr. Margot Schindler;

8. Mai 1981: Vortrag von wiss. Komm. Dr. Margot Schindler, „Die Kuenringer in Sage und Legende“ (mit Lichtbildern), und Präsentation des gleichnamigen Buches von Dr. Margot Schindler, das als Band 6 der „Raabser Märchenreihe“ erschien;

9. Mai 1981: 50. Archäologisch-volkskundliche Frühjahrsexkursion ins mittlere Waldviertel, gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien unter der Leitung von HR Dr. F. Berg, Univ.-Prof. Dr. H. Friesinger und Wiss. Oberrat Univ.-Lektor Dr. E. Schneeweis;

23. Mai 1981: 51. Studienfahrt zur Niederösterreichischen Landesausstellung 1981, „Die Kuenringer und das Werden des Landes Niederösterreich“, im Stift Zwettl unter der Leitung von Dr. Margot Schindler;

23. Juni 1981: Fahrt zur Ausstellungseröffnung des Institutes für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in den neuen Ausstellungsräumen der Arbeits- und Präsentationsstelle Mattersburg, „Alte und neue Heimat. Die Auswanderung der Burgenländer nach Amerika“;

25. Juni 1981: Feier zur Enthüllung der Gedenktafel für Prof. Dr. Georg Kotek (1889–1977) an seinem Wohnhaus in 1070 Wien, Kirchengasse 41. Die Gedenkrede hielt HR Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt;

26. Juni 1981: 52. Studienfahrt zum Studientag und zur Ausstellungseröffnung im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee: „Volkskunde und Volkskunst des slowenischen Alpenlandes“. Vorträge hielten: Dr. Anka Novak (Kustos für Ethnologie am Gorenjski-Museum Kranj), „Bauernsiedlungen und Bauernarchitektur im Oberen Savetal“ (mit Farbtonfilm), und Dr. Cene Avguštin (Kustos für Kunstgeschichte am Gorenjski-Museum Kranj), „Die bebilderten Bienenstockbrettchen und ihre kulturhistorische Bedeutung“ (mit Farbbildern), der auch den Einführungsvortrag zur Ausstellung „Volkskunst im slowenischen Alpenland“ hielt.

13. September 1981: Eröffnung der Sonderausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde „Volksmusik in Österreich. Die traditionellen Formen im 20. Jahrhundert“. Eine Bilddokumentation des Instituts für Volksmusikforschung der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien, zusammengestellt von Prof. Walter Deutsch, der auch durch die Ausstellung führte;

16. September 1981: Einladung zur 15. Österreichischen Historikertagung – Sektion 7: Historische Volks- und Völkerkunde (Vorsitzende: Dir. Dr. Klaus Beitzl und Univ.-Prof. Dr. Karl R. Wernhart), die unter dem Thema „Volkskundliche und musikethnologische Beiträge zur Erforschung von Volksmusikinstrumenten“ stand;

26. Oktober 1981 (Nationalfeiertag): „Tag der offenen Tür der Bundesmuseen“ mit Eröffnung der Sonderausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, „Schmuck aus Haaren“, die von Frau Dr. Gudrun Hempel gestaltet wurde;

30. Oktober 1981: Vortrag von Honorarprofessor Dr. Karl Haiding (Stainach), „Das Volksmärchen in mündlicher Überlieferung“ (mit Lichtbildern und Tonbandaufnahmen);

27. November 1981: Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Brückner (Institut für Deutsche Philologie der Universität Würzburg, Volkskundl. Abteilung), „Fotografie im fränkischen Trachtendorf 1905–1915. Ein quellenkritisches Paradigma“ (mit Lichtbildern);

29. November 1981: Eröffnung der großen Weihnachtsausstellung „Alte Krippenkunst aus Österreich“ mit Sonderausstellung „Vom Nikolaus zum Weihnachtsmann. Die weihnachtlichen Geschenkbringer“ im Österreichischen Museum für Volkskunde. Einführung Dr. Franz Grieshofer;

9. Dezember 1981: Fahrt zu den Ausstellungseröffnungen im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee: 1. „Rudolf Pamlitschka. Seine Arbeit als Architekt und Künstler“ und 2. „Verborgene Schätze der Volkskunst. Sammlung Paurnfeind“;

16. Dezember 1981: Vortrag, gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, von Dr. Reinhard Haller (Zwiesel, Bayern), „Totenbretter im Bayerischen Wald. Erscheinungsbild und Bedeutungswandel im 19. und 20. Jahrhundert“ (mit Lichtbildern);

17. Dezember 1981: Vortrag, gemeinsam mit dem Institut für Volkskunde der Universität Wien, von Univ.-Prof. Dr. Walter Hartinger (Institut für Volkskunde, Passau), „Das Totenbrett. Überlegungen zu Nomenklatur und Genese eines Brauches“.

c) Vereinspublikationen: Bis zuletzt betreute unser Präsident HR Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Knapp vor seinem Tod konnte er noch die Fertigstellung des letzten Heftes des XXXV. Bandes der Neuen Serie erleben, die HR Dr. Leopold Schmidt gleich nach dem Krieg 1945 ins Leben rief und während dieser langen Zeitspanne mit großem Engagement redigierte. Die vier Vierteljahreshefte des XXXV. Jahrganges der Neuen Serie (= 84. Jahrgang der Gesamtreihe) hatten einen Umfang von 280 Seiten. Die Auflage betrug wieder 1100 Stück je Heft. Die Zahl der Bezieher blieb annähernd gleich und umfaßt 832 Abonnements. Es gab 34 neue Abonnenten. Wegen Zahlungsrückstandes mußten 47 Abonnenten gestrichen werden, das

ergibt einen geringfügigen Rückgang von 13 Beziehern. Der Preis blieb gleich: öS 270,- bzw. öS 180,- für Mitglieder plus öS 40,- bzw. öS 80,- für Porto.

Die Finanzierung der Zeitschrift wird zu einem guten Teil aus Eigenmitteln des Vereins getragen. Dennoch können die Druckkosten zu einem hohen Prozentsatz nur aus zusätzlichen Beihilfen abgedeckt werden, für deren Gewährung seitens der öffentlichen Hand der Verein zu danken hat. Subventionen haben das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung und alle Landesregierungen (außer Steiermark) bewilligt.

Vom Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde, „Volkskunde in Österreich“, erschienen wieder 10 Folgen. Der 16. Jahrgang umfaßte 64 Seiten, was wieder eine Steigerung bedeutet. Das Nachrichtenblatt wird auch an die zirka 300 Mitglieder des Vereins Ethnographisches Museum Schloß Kittsee verschickt, die in einer eigenen Rubrik über ihre Aktivitäten unterrichtet werden. Die Auflage des im Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften gedruckten Nachrichtenblattes betrug 1300 Stück pro Heft.

Auf Antrag des Vereins für Volkskunde in Wien erschien beim Verlag des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs die Dissertation von wiss. Oberrat Dr. Emil Schneeweis, „Bildstöcke in Niederösterreich“.

d) Bibliographische Arbeitsgemeinschaft: Wie erwähnt, konnte rechtzeitig zur feierlichen Trauersitzung für den verstorbenen Präsidenten des Vereins für Volkskunde, wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, vom Verein für Volkskunde, unter der Schriftleitung von Dir. Klaus Beitzl, eine „Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912–1981) zum 70. Geburtstag“ herausgebracht werden.

Von der „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“ wurde die Folge 11/12 für die Jahre 1975/76 an die Bezieher versandt. Die nächste Folge, 13/14 für die Jahre 1977/78, stand zum Zeitpunkt der Generalversammlung kurz vor Fertigstellung. Die Mitglieder der Bibliographischen Arbeitsgemeinschaft sollen bis Sommer 1982 ihre gesammelten bibliographischen Angaben liefern.

(Berichterstattung: Franz Grieshofer)

e) Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung: Nach wie vor macht sich das Fehlen eines Vertreters am Museum für Volkskunde ungünstig bemerkbar, auch bei rein organisatorischen Details wie Besprechung der Termine für Vorträge u. ä. m.

Wichtigstes Ereignis war wohl die Internationale Tagung in St. Georgen in Kärnten, die mit über 110 Teilnehmern die Reihe dieser nun schon gut eingeführten Veranstaltungen würdig fortsetzte. Referenten und Besucher aus dem Ausland, besonders aus den Ostblockstaaten, unterstrichen den internationalen Charakter der Tagung. Für das Zustandekommen muß Herrn Harald Boesch sowie Herrn Prim. Dr. Franz Farthofer, Kärnten, herzlich gedankt werden.

Die Arbeit in Wien bestand aus dem Fortführen der normalen Kartierung sowie in der Zusammenarbeit mit der Conventionsstelle des Bundesdenkmalamtes, die auf Grund unserer Angaben die ihr kompetenzmäßig zukommenden Schritte unternehmen konnte.

Ebenso in Wien wurden die Vorträge im Hörsaal des Österreichischen Museums für Volkskunde fortgesetzt, wobei der Besuch je nach Eintreffen der Verständigung zwischen zwanzig und sechs Personen schwankte. Ein Vortrag über Flurnamen brachte zum Teil sehr kühne Deutungen, so daß sich die Anwesenheit einer fachlich geschulten Kollegin als sehr günstig und notwendig erwies. Ähnliches wäre auch über die Tagung unserer Schwesterorganisation in Oberösterreich zu sagen; sie fand in Gallneukirchen unter der Ägide von wirkl. Hofrat Dr. D. Assmann und Mag. Bernhauer statt und zeigte gleichfalls, daß eine gedeihliche Flurdenkmalforschung mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit nur im Rahmen und unter Observanz der Volkskunde möglich und denkbar sein kann.

Überhaupt ist die Zusammenarbeit gerade mit Oberösterreich auf unserem speziellen Wissensgebiet gut und erfolgversprechend.

Die Weiterführung der Vortragsreihe „Ikonographie der Flurdenkmale“ von Univ.-Lektor wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil Schneeweis bildete sozusagen das feste Gerüst der einschlägigen Veranstaltungen und soll auf allgemeinen Wunsch in der bisherigen Form fortgesetzt werden.

(Berichterstattung: Emil Schneeweis)

B. Österreichisches Museum für Volkskunde

Vorbemerkung: Das Forschungsorganisationsgesetz 1981 (BGBl. 136/81) hat für die Bundesmuseen festgelegt, daß das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien und das Ethnographische Museum Schloß Kittsee auf Grund ihrer besonderen Rechtsstellung neben den eigentlichen staatlichen Museen gemeinsam unter dem Begriff „Vereinsmuseen“ geführt werden. Der „Österreichische Amtskalender 1981/82“ weist dementsprechend beide Museen unter einer gemeinsamen Direktion unter diesem Titel aus.

1. Personal: Das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung hat 1981 für den Dienstbereich des Österreichischen Museums für Volkskunde und des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee zwei zusätzliche Dienstposten VB I/b genehmigt. Einschließlich der gleichfalls 1981 erfolgten Zuweisung des Dienstpostens VB I/a von Frau Dr. Gudrun Hempel verfügt das Österreichische Museum für Volkskunde mit dem Ethnographischen Museum Schloß Kittsee nunmehr über 20 Dienstposten; für das Ethnographische Museum Schloß Kittsee kommen noch ein Gemeindeangestellter und drei Vereinsangestellte hinzu. Die 1981 neugeschaffenen Planstellen wurden nach Durchführung eines Ausschreibungsverfahrens ab 10. März 1981 mit Frau cand. phil. Barbara Mersich mit Verwendung im gehobenen Dienst des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee und ab 1. 9. 1981 mit Frau Christine Klein als Textilrestauratorin am Österreichischen Museum für Volkskunde besetzt.

Die Planstelle des verstorbenen Museumstischlers Karl Scheidl wurde ab 9. Juni 1981 zunächst befristet und ab 8. Oktober 1981 dauernd mit Herrn Franz Schlosser besetzt. Auf die mit der Pensionierung von Fachoberinspektor Karl Utz mit Jahresende 1980 freigewordene Planstelle wurde VB I/d Peter Falk als Präparator für Feinmetallgegenstände eingestellt.

Dr. Gudrun Hempel und Dr. Margot Schindler haben am 1. Juli 1981 ihre Dienstprüfung für den höheren wissenschaftlichen Dienst abgelegt.

Dr. Klaus Gottschall wurde am 1. Mai 1981 pragmatisiert und am 1. Juli 1981 auf die Planstelle eines wiss. Oberkommissärs V/3 ernannt. Dr. Margot Schindler erhielt ihre Definitivstellung als wiss. Kommissär.

2. Raum und Beschaffung: Nach der bereits seit längerem erfolgten Übergabe des ehemaligen Luftschutzbunkers Schönbornpark, 1080 Wien, in die Nutzung als Studiensammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde konnte nunmehr mit Wirkung vom 16. Oktober 1981 zwischen der Magistratsabteilung 42 (Stadtgartenamt) der Stadt Wien und dem Verein für Volkskunde als Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde ein Bestandsvertrag abgeschlossen werden.

Die planmäßige Erweiterung und Neugestaltung des Raumprogramms für das Österreichische Museum für Volkskunde und seine Studiensammlungen sowie Werkstätten, wie sie in einem öffentlichen Vortrag, „Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien. Entwicklungsperspektiven für die achtziger Jahre“, am 25. 11. 1980 vom Museumsdirektor im Verein der Museumsfreunde dargelegt werden konnte, mußte aus finanziellen Gründen verlangsamt werden. Das Projekt für eine Aufstockung des Bibliothekstraktes zur Schaffung geeigneter Räume für die Restaurierwerkstatt und für die Hauptstelle des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften mußte wegen eines vorläufigen Einspruches des Bundesdenkmalamtes abgesetzt werden. Die Bemühungen um die dringend notwendige Restaurierung der gesamten Außengestalt (Straßen-, Garten- und Hoffassaden) des denkmalgeschützten Museumsgebäudes Gartenpalais Schönborn blieben, ungeachtet der rasch fortschreitenden Zeitschäden, beim Gebäudeeigentümer und Museumserhalter weiterhin ohne Erfolg. – *Museumsgebäude Gartenpalais Schönborn*. Die Eingangshalle und das denkmalgeschützte barocke Stiegenhaus des ehemaligen Gartenpalais wurden im Einvernehmen mit dem Bundesdenkmalamt aus Mitteln der ordentlichen Jahresdotation restauriert und frisch ausgemalt. Weiters konnte eine Gewölbekammer im Bereich der Sonderausstellungsräume baulich saniert und als Arbeitsraum für Ausstellungen eingerichtet werden. Zwei alte Depoträume im Werkstättenbereich des Museumsinnenhofes konnten freigemacht und nach Durchführung der erforderlichen Sanierungs- und Installationsarbeiten (Gasheizung, Elektroinstallationen) als neue Textilrestaurierungswerkstatt und als gesicherter Transit- und Lagerraum für Sammlungsobjekte von und nach den Museumsaußenstellen und für Sonderausstellungen eingerichtet werden. Die Adaptierungsarbeiten des geräumigen Dachbodens wurden mit Fertigstellung einer Dauchgaube auf Grund des Eigentwurfes des Museums und nach Installierung einer Laufkrananlage sowie mit Einbau einer Beleuchtungsanlage abgeschlossen; dieser Raum wird genutzt als Lager für Vitrinen und Ausstellungsbehelfe; der Ausbau einer Studiensammlung für sämtliche Eisenobjekte ist vorgesehen, die entsprechende Planung ist abgeschlossen. – *Bunker Schönbornpark*: Die schadhafte Stromzuleitung zum Bunker (Erdkabel) wurde auf Kosten des Liegenschaftseigentümers erneuert; die Kabelschachtarbeiten wurden vom Museum geleistet. Zur Klimatisierung der Bunkerräume wurden ein leistungsfähiges Entfeuchtungsgerät und Präzisionsmeßgeräte angeschafft. Der weitere Aufbau der Studiensammlung wurde mit der systematisch geordneten Einlagerung der aus ihren bisherigen Bewahrungsorten abgezogenen und in der Entwesungsanlage des Museums für Völkerkunde behandelten Sammlungsobjekten fortgesetzt. – *Präsentationsstelle und Studiensammlung*

Mattersburg: In Fortführung der Revitalisierung des gemeinsam mit dem Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften genutzten Gebäudes der ehem. Bauer-Mühle (7210 Mattersburg, Schubertstraße Nr. 53) wurde eine aus drei Räumen bestehende Wohneinheit wiederhergestellt und vorübergehend als zusätzliche Ausstellungsmöglichkeit benützt. Der Ausbau der Studiensammlung für Trachten und Textilien wurde mit dem Einbau von Rollschubladen in die bereits bestehenden Kleiderschränke weitergeführt. – *Studiensammlung Schloß Kittsee*: Die in den letzten Jahren eingerichtete Studiensammlung für Trachten und Textilien aus Ost- und Südosteuropa des Österreichischen Museums für Volkskunde am Ethnographischen Museum Schloß Kittsee konnte nach Einbau eines Zwischenbodens aus Metallgittern leichter begehbar gemacht werden.

3. Sammlungen und Dokumentationen: Die *Hauptsammlung* konnte bis zum Stichtag 30. 11. 1981 um 414 inventarisierte Objekte vermehrt werden, womit sich der Gesamtbestand auf 68.790 Inventarnummern beläuft: 85 Ankäufe, unter welchen die Neuerwerbungen einer vielfigurigen spätklassischen Tiroler Kastenrippe, einer Tracht aus Siebenbürgen, eines Ölgemäldes „Bretonische Seemannswallfahrt“ von Henri Royer, einer „Palmstange“ mit geschnitzter „Esele“-Figur aus Thaur/Tirol sowie einer Kollektion von Haarschmuck und Haarbildern (Slg. Fritz Weninger) besonders hervorzuheben sind. – *Schausammlung*: Der Schauraum „Religiöse Volksplastik des Mittelalters“ wurde aufgelöst und nach entsprechender Adaptierung und Ausstattung mit Beleuchtung vorübergehend als zusätzlicher Sonderausstellungsraum gestaltet. – *Studiensammlungen*: Im Zuge des Aufbaues der verschiedenen Studiensammlungen wurden sämtliche im Verlaufe des Jahres umgelagerten Sammlungsgegenstände neu inventarisiert, fotografiert und konservatorisch behandelt. – *Bibliothek*: Der Zuwachs des Bibliotheksbestandes beträgt 1019 Inventarnummern und erreicht somit den Stand 28.393. Aufgegliedert sind das 426 Bücher, 366 Sonderdrucke, 36 Zeitschriften, 60 österreichische und 131 ausländische Museums- und Ausstellungskataloge und -führer. Von diesen neuinventarisierten Nummern wurden 169 durch Ankauf, 707 durch Widmungen, 39 durch Rezensionen und 104 durch Tausch erworben. Diesem Neuzugang stehen zusätzlich 520 laufende Zeitschriftennummern und rund 500 laufende Buchserien zur Seite. Das Benützerbuch weist 301 Eintragungen auf. Die Fernreihe erreicht den Vorjahresstand. An die Planungsstelle der Österreichischen Nationalbibliothek (Zuwachs ausländischer Periodika) wurden 135 Titel (ab 1962) nachgemeldet. An Buchbinderarbeiten wurden 64 Nummern vergeben. – *Photothek*: Im Zusammenhang mit der Neuordnung der Sammlungsbestände und der Errichtung der verschiedenen Studiensammlungen lag der Schwerpunkt der Arbeit in der photographischen Aufnahme sämtlicher Ofenkacheln und einer großen Anzahl von Objekten aus den Bereichen Trachten, Textilien und Schmuck. Die inventarisierten Bestände an Positiven erreichen die Zahl 53.883 (Zuwachs 643), an Diapositiven 9664 (Zuwachs 333), an Negativen 14.443 (Zuwachs 76), Negativstreifen 480 (Zuwachs 60). Insgesamt wurden 53 auswärtige Photoaufträge bearbeitet. – *Graphiksammlung*: Die Bestände kleiner Andachtsgraphik (Wallfahrts- und Heiligenbildchen) wurden in eigenen Stahlschränken sicher verwahrt. – *Archiv*: Die Bearbeitung der aus den Herkunftsakten zur Hauptsammlung, aus dem Antwortmaterial auf schriftliche volkskundliche Umfragen (Fragebogenerhebungen), den Belegen zur historischen Volkskunde und aus wissenschaftlichen

Nachlässen und Handschriften bestehenden Archivs der Volkskunde wurde weitergeführt. – *Institut für Gegenwartsvolkskunde*: Das Archivmaterial zur Gegenwartsvolkskunde (Zeitungsausschnittarchiv, Dokumentation zu thematischen Forschungsprojekten) und das Wissenschaftsgeschichtliche Archiv der Volkskunde (Bio-biographisches Archiv der Volkskunde, Institutionengeschichte) wird in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde laufend bearbeitet.

4. Restaurierung und Konservierung: Da sämtliche Bauenden bei der Durchführung des neuen Raumkonzeptes im Museumshauptgebäude und in den auswärtigen Studiensammlungen vom Museum selbst wahrgenommen werden müssen, liegt das Hauptgewicht der Arbeit der Restaurierabteilung gegenwärtig in entsprechenden Planungs-, Ausschreibungs-, Überwachungs- und Abnahmetätigkeiten. – Das Programm betreffend die Restaurierung sämtlicher Steinobjekte unter Inanspruchnahme der Amtshilfe der Werkstätten des Bundesdenkmalamtes (Arsenal) konnte mit der restauratorischen Bearbeitung des mittelalterlichen „Marienkrönungs“-Reliefs fortgesetzt werden; parallel dazu erfolgte die Herstellung einer entsprechenden Kautschukform und einiger Kunststeinabgüsse. – Holzobjekte: ein großer barocker Türflügel der originalen Raumausstattung des ehemaligen „Bilderrimmers“ des Gartenpalais Schönborn wurde unter Ergänzung eines Teiles der Intarsia instandgesetzt. Eine Serie von Haus- und Gerätemodellen, Satteldachtruhen und anderer hölzerner Großobjekte (Mostpresse) wurden konservatorisch mit Xylamon behandelt. Für die Ausstellung „Schmuck aus Haaren“ wurden stilistisch angepaßte kleine Holzrahmen entworfen, angefertigt, vergoldet und mit Bleiornamenten versehen. – Glas- und Keramikobjekte: Rund 500 Ofenkacheln wurden gereinigt, konserviert, zum Teil geklebt und in die Studiensammlung eingelagert. – Andere Materialien: Mehrere Lederobjekte und eine Serie von alten Strohkörben wurden gereinigt und konservatorisch behandelt. – Weiters wurden 7 Transporte von insgesamt 700 Objekten in die Entwesungsanlagen des Museums für Völkerkunde und zur anschließenden Lagerung in der Studiensammlung Bunker Schönbornpark abgewickelt. – Trachten und Textilien: Die zweimal jährlich erforderliche Einmottung sämtlicher 20.000 Objekte aus pflanzlichen und tierischen Fasern in den ständigen Schausammlungen und in den Studiensammlungen Mattersburg und Kittsee wurden besorgt.

5. Ausstellungen und Leihgaben: *Hauptgebäude Gartenpalais Schönborn*: Sonderausstellung „Waschtag. Altes Gerät, traditionelle Arbeitsweisen und Brauch beim Wäschewaschen“ (ab 26. 4. 1981; mit Katalog und Plakat); – Sonderausstellung „Volksmusik in Österreich. Traditionelle Formen im 20. Jahrhundert“, gemeinsam mit dem Institut für Volksmusikforschung der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien (13. 9. bis 15. 11. 1981; Katalog und Plakat); – Sonderausstellung „Schmuck aus Haaren“ (ab 26. 10. 1981; mit Katalog und Plakat); – große Weihnachtsausstellung „Krippen aus Österreich“ mit „Vom Nikolaus zum Weihnachtsmann“ (29. 11. 1981 bis 2. 2. 1982; mit Katalog, Plakat und Handzettel), mit Sonderöffnungszeiten vom 29. 11. bis 24. 12. 1981 täglich von 9 bis 17 Uhr, vom 26. 12. 1981 bis 6. 1. 1982 täglich von 9 bis 13 Uhr. – *Museumsaußenstellen*: Schloßmuseum Gobelsburg (Niederösterreich), Sonderausstellung „Die Stabkirchen Norwegens“, gemeinsam mit der Königl. Norwegischen Botschaft in Wien (24. 4. bis 31. 10. 1981; Eröffnung im Rahmen eines Studientages mit zwei Vorträgen, Begleitveröffentlichung und Plakat); – Präsentationsstelle

Mattersburg (Burgenland), Sonderausstellung „Alte und neue Heimat. Die Auswanderung der Burgenländer nach Amerika“, gemeinsam mit dem Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Kulturreferat der Burgenländischen Landesregierung (23. 6. bis 31. 10. 1981; Katalog und Plakat); – Ethnographisches Museum Schloß Kittsee (s. d.). – *Auswärtige Ausstellungen und Ausstellungsbeiträge*: 6. Weihnachtsausstellung der Stadt Wien in der Volkshalle des Rathauses: Aufstellung der barocken „Jaufenthaler“ Großkrippe aus Vill (Tirol) (bis 6. 1. 1981; 170.000 Besucher); – Stift St. Florian (Oberösterreich): „Hl. Florian in der Religiösen Volkskunst“, Beitrag zur Eröffnungsausstellung des neuen Stiftsmuseums St. Florian (30. 4. bis 31. 10. 1981); – Niederösterreichische Landesausstellung 1981 „Die Kuenringer und das Werden des Landes Niederösterreich“ in Stift Zwettl: Gestaltung des Ausstellungsteiles „Die Kuenringer im Spiegel der Volksüberlieferung“ mit Katalogbeitrag (15. 5. bis 26. 10. 1981); – „Les géants processionnels en Europe“, Ausstellung in Ath (Belgien): dokumentarischer Beitrag über die riesenhaften Brauchgestalten in Österreich („Samson“ im Lungau) mit Photomaterial und Katalogtext; – Bundesseminar für das landwirtschaftliche Bildungswesen, Wien: ständige Gestaltung eines Schaukastens. – *Leihgaben zu Ausstellungen*: Amt der Salzburger Landesregierung, Kulturreferat: Landesausstellung 1981 „Reformation – Emigration – Protestanten in Salzburg“ in Schloß Goldegg (Salzburg); – Grazer Stadtmuseum: Ausstellung „Grazer Prozessionen und Wallfahrten“ anlässlich des Katholikentages der Diözese Graz-Seckau; – Kulturverband Favoriten, Wien: Ausstellung „Handarbeit – Frauenarbeit“; – Österreichische Bundeskammer: Volkskundliche Objekte für die Buchausstellung „Die schönsten Bücher“; – Kinderweltmuseum Schloß Walchen (Oberösterreich): Ausstellung „Das bäuerliche Kind“; – Landesinnung Wien der Hafner: Ausstellung „Hafner, Platten- und Fliesenleger, Keramiker“ im Rahmen der Wiener Internationalen Herbstmesse; – Österreichisches Museum für angewandte Kunst, Wien: Sonderausstellung „Kleider machen Leute“.

6. Wissenschaftliche Tätigkeiten: Neben der Veranstaltung von Seminaren, Arbeitstagungen, vielfältiger wissenschaftlicher und museologischer Beratung, der Teilnahme an wissenschaftlichen Tagungen und einer regelmäßigen Vortragstätigkeit aller wissenschaftlichen Beamten des Museums lag das besondere Gewicht der wissenschaftlichen Tätigkeit wie bisher auf dem Veröffentlichungswesen des Österreichischen Museums für Volkskunde, des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee und des Vereins für Volkskunde:

Kataloge: „Waschtag. Altes Gerät, traditionelle Arbeitsweisen und Brauch beim Wäschewaschen“ von Margot Schindler, mit einem Vorwort von Klaus Beitzl; – „Schmuck aus Haaren“ von Gudrun Hempel, mit einem Vorwort von Klaus Beitzl; – Weihnachtsausstellung „Alte Krippenkunst aus Österreich“ mit Anhang „Vom Nikolaus zum Weihnachtsmann. Eine kurze Geschichte der weihnachtlichen Geschenkbringer“ von Franz Grieshofer; – „Volksmusik in Österreich. Die traditionellen Formen im 20. Jahrhundert“ von Walter Deutsch; – „Der Kellerfund von Kittsee“ (Ethnographisches Museum Schloß Kittsee) von Adolf Mais; – „Volkskunst aus dem slowenischen Alpenland (Oberkrain)“ (zusammen mit dem Ethnographischen Museum Schloß Kittsee) von Anka Novak, Gorazd Makarovič, Maruša und Cene Avguštin, mit einem Vorwort von Klaus Beitzl und einem Beitrag von Gorazd Makarovič; – „Rudolf Pamlichka –

seine Arbeiten als Architekt und als Künstler“ (Ethnographisches Museum Schloß Kittsee) von Barbara Mersich und Felix Schneeweis, mit einem Vorwort von Klaus Beitzl und einem Beitrag von Friedrich Berg und Johann Jandrasits; – „Alte und neue Heimat. Die Auswanderung der Burgenländer nach Amerika“ (gemeinsam mit dem Institut für Gegenwartsvolkunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) von Walter Dujmovits und Michael Martitschnig, mit einem Vorwort von Klaus Beitzl.

Schriftenreihen: „Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde“, Band XX: Oskar Moser, „Riß und Arl im Kärntner Nockgebiet. Ein Beitrag zur Topographie der altständigen Pfluggeräte in den südlichen Alpen“; – „Raabser Märchenreihe“, Band 6: Margot Schindler, Die Kuenringer in Sage und Legende“ (2 Auflagen).

„Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“. Geleitet von Klaus Beitzl, Band XXXV: 84, 1981; – „Volkskunde in Österreich. Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde in Wien.“ Schriftleitung: Klaus Beitzl, Jg. 16, 1981, 10 Hefte.

(Berichterstattung: Klaus Beitzl)

3. Kassenbericht des Vereins für Volkskunde und

4. Entlastung der Vereinsorgane für das Jahr 1981

Der Rechnungsabschluß für das Jahr 1981 weist einen Überschuß von S 39.341,52 auf. Das ist vor allem dem Umstand zu danken, daß über die – dank der Druckkostenbeihilfen des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und der Landesregierungen im wesentlichen – ausgeglichene Gebarung der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ hinaus durch den gesteigerten Verkauf von lagernden Veröffentlichungen höhere Erlöse erzielt werden konnten. Der Vereinsbetrieb selbst zeigt einen Abgang von S 3605,-, was vor allem auf den Ankauf einer Adressiermaschine zurückzuführen ist.

Da der Vereinsbetrieb einschließlich der Druck- und Portokosten für das Nachrichtenblatt „Volkskunde in Österreich“ allein aus den Mitgliedsbeiträgen finanziert werden muß, beschloß die Generalversammlung, zur Vorsorge ab 1983 den Mitgliedsbeitrag um S 20,- auf nunmehr S 120,- im Jahr zu erhöhen. Wegen der zu erwartenden Preiserhöhungen bei der Herstellung der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ wurde der Bezugspreis der Zeitschrift mit Wirkung vom 1. 1. 1983 auf S 300,- für Nichtmitglieder und S 200,- für Mitglieder erhöht.

Als Kassenprüfer berichtete Frau OStR Prof. Dr. Martha Sammer, daß die Kassenbücher und die Rechnungsbelege sowie das Postscheckkonto und die Bargeldkassa des Vereins geprüft und in Ordnung befunden wurden. Prof. Dr. Stephan Löscher hat mit Rücksicht auf sein hohes Alter darum ersucht, die seit vielen Jahren innegehabte Funktion eines Kassenprüfers niederlegen zu dürfen. In Nachfolge von Prof. Löscher, der für seine vieljährige verantwortungsvolle Tätigkeit von der Generalversammlung lebhaft bedankt wurde, hat Frau Dr. Monika Habersohn ihre Bereitschaft erklärt, die Funktion eines 2. Kassenprüfers zu übernehmen.

Auf Antrag des Kassenprüfers hat die Generalversammlung dem Vereinskassier für das Jahr 1981 einstimmig die Entlastung erteilt.

In gleicher Weise hat die Generalversammlung alle übrigen Vereinsberichte einstimmig zur Kenntnis genommen und den Vereinsorganen die Entlastung ausgesprochen.

(Berichterstatter: Franz Maresch)

5. Bestätigung des geschäftsführenden Präsidenten und der Kassenprüfer

Der Beschluß des Vereinsvorstandes auf Grund § 14, Abs. 2 der Vereinsstatuten, nach dem Ableben des Vereinspräsidenten, Wirkl. Hofrat i. R. Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, den bisherigen Generalsekretär Museumsdirektor Dr. Klaus Beitzl mit der Funktion des Vereinspräsidenten zu betrauen und den bisherigen Generalsekretärstellvertreter Rat Dr. Franz Grieshofer zum Generalsekretär zu bestellen, wurde einstimmig bestätigt. Diese Bestellung ist bis zur nächsten Wahl der Vereinsorgane gültig. Ebenso bestätigte die Generalversammlung die Ernennung von Frau Dr. Monika Habersohn zum 2. Kassenprüfer in Nachfolge von Prof. Dr. Stephan Löscher.

6. Statutenänderung

Der vom Finanzamt für Körperschaften erhobenen Forderung nach Aufnahme eines Passus über die Gemeinnützigkeit bei Auflösung des Vereins wurde mit nachfolgender Neuformulierung entsprochen:

§ 18. Die freiwillige Auflösung des Vereins erfolgt durch Beschluß einer zu diesem Zwecke einberufenen außerordentlichen Generalversammlung. Das Vereinsvermögen fällt der Republik Österreich anheim mit der Auflage, es weiterhin für gemeinnützige Zwecke (für die Zwecke des Österreichischen Museums für Volkskunde) zu verwenden.

Diese Statutenänderung wurde von der Generalversammlung einstimmig angenommen. Gleichzeitig wurde beschlossen, die Vereinsstatuten insgesamt einer Überarbeitung zu unterziehen. Diese Überarbeitung wurde einer eigens hierfür gebildeten Statutenkommission übertragen. Die Beschlußfassung wird in einer ao. Generalversammlung im Herbst 1982 folgen.

7. Stiftung einer sichtbar zu tragenden Auszeichnung für verdiente Betreuer von volkskundlichen Sammlungen

Dieser Tagesordnungspunkt wurde vertagt.

8. Bestätigung von korrespondierenden Mitgliedern

Die Generalversammlung hat die vom Vereinsausschuß zur Wahl vorgeschlagenen korrespondierenden Mitglieder einstimmig bestätigt: Prof. Dr. Tamás Hoffmann, Generaldirektor des Ethnographischen Museums in Budapest, und Dr. Tamás Hofer, Mitglied des Instituts für Volkskunde der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

9. Allfälliges

Keine Wortmeldung.

Die Generalversammlung 1982 wurde mit dem Vortrag des Direktors des Museums für Deutsche Volkskunde in Berlin, Prof. Dr. Theodor Kohlmann, „Das Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin. Ein Einblick in Geschichte und Gegenwart“ (mit Lichtbildern) abgeschlossen. Das Museum für Deutsche Volkskunde besteht seit 1889 und gehört heute zum Verband der Staatlichen Museen Preussischer Kulturbesitz. Nach schweren Verlusten im Zweiten Weltkrieg führten intensive Sammelbemühungen zu einer heute über 40.000 Gegenstände umfassenden Sammlung aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und weiteren deutschsprachigen Gebieten. Erst seit 1976 ist das Museum wiederum für die Öffentlichkeit zugänglich.

Im Anschluß an den Vortrag haben sich die Mitglieder und Freunde des Vereins für Volkskunde, wie in jedem Jahr, noch zu einer geselligen Zusammenkunft und Bewirtung in den Räumen der Sammlung Religiöse Volkskunde des Österreichischen Museums für Volkskunde zusammengefunden.

Klaus Beitzl

Zum Tode von Ferdinand Elsener

Am Pfingstmontag, dem 31. 5. 1982, während eines Spazierganges an den Abhängen des Genfer Sees, verstarb völlig unerwartet Ferdinand Elsener im 71. Lebensjahr. Wenige Wochen zuvor, am 19. 4. 1982, konnte er bei guter Gesundheit inmitten seiner Freunde und Kollegen seinen 70. Geburtstag in seiner Vaterstadt Rapperswil feiern, wohin er sich nach fast 20jähriger Lehr- und Forschungstätigkeit in Tübingen 1978 zurückgezogen hatte. Und noch drei Wochen vor seinem plötzlichen Tode wurde er vom Land Baden-Württemberg wegen seiner Verdienste als Forscher und Lehrer mit der höchsten Auszeichnung, der Verdienstmedaille des Landes geehrt. In aller Stille wurde er im engsten Familienkreis in Rapperswil beigesetzt.

Mit ihm ist einer der bedeutendsten Rechtshistoriker von uns gegangen. Er war wohl der letzte Inhaber eines rechtshistorischen Lehrstuhles, der sich nicht dem Zwang ausgesetzt sah, auch das geltende Recht mitvertreten zu müssen. Dadurch blieb ihm genügend Freiheit, um durch sorgfältige Quellenarbeit die geschichtliche Dimension des Rechts neu zu sehen. Sie ermöglichte es ihm auch, sich mit der französischen Rechtsentwicklung zu beschäftigen, die wiederholt auch Gegenstand seiner Vorlesungen war.

Ferdinand Elsener stammte aus Rapperswil, der ehemaligen vorderösterreichischen Stadt am Zürichsee, deren Geschichte ihn bis zuletzt beschäftigt hat. Nach dem Studium der Rechte war er zunächst als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt tätig, habilitierte sich in Zürich bei K. S. Bader und wurde, verhältnismäßig spät schon, 1959 nach Tübingen auf den Lehrstuhl für Deutsches Recht und Kirchenrecht berufen, dem er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1978 treu blieb. Von hier aus konnte er, ausgehend von der engeren Heimat, immer neue Kapitel in der schweizerischen, später dann besonders der südwestdeutschen und gesamteuropäischen Rechtsentwicklung erforschen, wovon ein reiches literarisches Werk zeugt. Davon wird besonders die umfassende Darstellung über „Die Schweizer Rechtsschulen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung des Privatrechts“

(Zürich 1975) von bleibendem Wert sein, wie alle seine Veröffentlichungen auch diese klar und präzise, sorgfältig und kenntnisreich.

Wer wie er im bäuerlichen Rechtsbereich forscht, sieht sich mit den Fragestellungen der Rechtlichen Volkskunde konfrontiert. Ihr galt denn auch bereits eine seiner ersten Vorlesungen noch als Privatdozent in Zürich, und sie beschäftigte ihn auch in der Folgezeit besonders als Leiter der Abteilung für Rechtliche Volkskunde in der Schweizer Gesellschaft für Volkskunde, als der er über ein Jahrzehnt lang Tagungen in der Schweiz und Deutschland, aber auch in Österreich (Innsbruck und Bregenz) organisierte, zu denen er nicht nur Fachkollegen aus dem In- und Ausland zum Gedankenaustausch einlud, sondern in gleicher Weise besonders seine Tübinger Studenten, die dem Kreis langjährige Treue bewiesen. Ihnen galt auch seine heute keineswegs mehr selbstverständliche Fürsorge nicht nur bei der wissenschaftlichen Arbeit. Dies und seine menschliche Wärme, seine Geselligkeit haben aus ihnen eine Gemeinschaft gemacht, wie sie in Festigkeit und jahrelanger Treue wohl ihresgleichen sucht.

Ferdinand Elsener hat über die Grenzen der Hochschulen hinaus Anerkennung und Ehrungen erfahren. Daß ein, wie er es nannte, einzigartiges Rechtsdenkmal wie die Schwäbisch-Haller Siedensrechte sich erhalten konnte, ist mit sein Verdienst als Rechtsgutachter, womit er an die Konsiliartätigkeit der Tübinger Juristenfakultät in vergangener Zeit anknüpfen konnte. Zwei Festschriften mit Beiträgen namhafter Gelehrter (Tübingen 1972 und Sigmaringen 1977) geben Zeugnis von der Fruchtbarkeit und Vielfalt seiner Ideen. Aktiv setzte er sich für die Förderung der Beziehungen des Landes Baden-Württemberg zu den Nachbarländern Schweiz und Frankreich ein. Von der Universität Aix-en-Provence, an der er 1962 als erster Tübinger Austausch-Professor tätig war, wurde ihm 1976 in Anerkennung seiner Verdienste um die deutsch-französische Partnerschaft die Ehren doktorwürde verliehen.

Die deutsche Rechtsgeschichte hat Ferdinand Elsener ebensoviel zu danken wie die Schweizer Geschichtsforschung. Wenn es heute eine rechtswolkskundliche Forschung gibt, die auch von einer breiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen wird, so ist dies nicht zuletzt auch sein Verdienst. Es war ihm nicht mehr vergönnt, manches Alterswerk, wie er gelegentlich mit einem leichten Anflug von Ironie sagte, einzubringen, Arbeiten, die sich aus seiner Arbeit als Stadtarchivar seiner Heimatstadt, der er zuletzt war, anboten. Aber das Hervorgebrachte ist reich genug.

Seine Kollegen und Schüler gedenken seiner in Dankbarkeit.

Herbert Schempf

Literatur der Volkskunde

Michael Martitschnig, Vereine als Träger von Volkskultur in der Gegenwart am Beispiel Mattersburg (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 9; Sitzungsberichte, 392. der Philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1982. 179 Seiten, 16 ganzseitige Abbildungen.

Seit sich die Volkskunde zur Wechselbeziehung zwischen kulturellen Formen und sozialen Gebilden als zentrales Forschungsfeld – nicht nur definitorisch – bekennt, ist auch der Verein ihr legitimer, wenn auch zurückhaltend geliebter Beobachtungsgegenstand. Sieht man von der Pionierleistung des Schweizerers Eduard Strübin, Baselbieter Volksleben (1952), ab, so kann man konsequente Bemühungen um die Erforschung des Phänomens Verein erst, in den letzten 20 Jahren beobachten, Bemühungen und Aspekte, die seine bedeutende Funktion als Kulturträger in seiner intermediären Stellung zwischen Familie und amorpher Gesellschaft erkannten. Der Verein schafft nicht nur dem Mitglied geistige und soziale Umgebung, er nimmt in seiner Empfindsamkeit und Eigendynamik einen immensen Einfluß auf die Volkskultur und Volksgeistigkeit.

Bei dem vorliegenden 9. Mitteilungsband des Institutes für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften handelt es sich nicht um einen eigenständigen Forschungsbeitrag zum nun schon geläufigen Thema „Vereine als Träger von Volkskultur“, sondern um einen Ausstellungskatalog als Vorarbeit für die im Gang befindliche Untersuchung des Verfassers.

Im November 1980 eröffnete das Institut für Gegenwartsvolkskunde in seiner Präsentationsstelle in Mattersburg (Burgenland) als Dokumentation seiner wissenschaftlichen Tätigkeit eine beachtenswerte Ausstellung unter dem Titel „Vereine als Träger von Volkskultur in der Gegenwart am Beispiel Mattersburg“, mitgestaltet von Dipl.-Ing. Michael Martitschnig, der auch als Autor des vorliegenden Bandes zeichnet. Martitschnig konnte dabei auf einer relativ breiten Basis österreichischer Vereinforschung und Dokumentation aufbauen, sein Hauptverdienst liegt daher in der informativen Objektbeschreibung, die sich mit zahlreichen Literaturhinweisen zu weiteren Forschungsaspekten geradezu anbietet.

Einleitend wird die Vereinsentwicklung im Burgenland skizziert, wobei auf die Abhängigkeit der Vereinsentwicklung vom Verstärkerungsprozeß des ländlichen

Raumes zumindest hingewiesen wird. Hier darf man den Mangel einer ausführlichen Darstellung der burgenländischen Eigenart bedauern und auf die spätere interessante Darstellung der Mattersburger Vereinsentwicklung verweisen, die allerdings schon mit dem 2. Weltkrieg endet.

Der inhaltlichen Konzeption entsprechend, bildet die Bestandsaufnahme den eigentlichen Schwerpunkt. Nach einer jeweils kurzen Charakteristik des Vereinstypus und seiner allgemeinen Entwicklung folgt die Beschreibung des musealen Bestandes. Nach diesem Schema werden vorerst der Reihe nach kulturelle Objektivierungen von Bruderschaften, Zünften, Gesellschaften, Tischgesellschaften und Trachtenvereinen dargestellt, wobei die Auswahl dieser Vereinsgegenstände offensichtlich allein nach museal-didaktischen Gesichtspunkten getroffen wurde, sie beziehen sich jedenfalls erst im nächsten Abschnitt auch tatsächlich auf den zu diskutierenden Raum Mattersburg. In der Darstellung nach den einzelnen Vereinstypen einerseits und den vereinsinternen Funktionen andererseits werden Mittel des Vereinslebens sichtbar gemacht, die zwar nicht den Gesetzen spektakulärer folkloristischer Brauchtumserhaltung unterliegen, dafür aber als Kulturgüter quasi aus „erster Hand“ sichtbar gemacht werden.

Damit setzte Martischinig jenen Schwerpunkt, der uns den Band auch als Ausstellungskatalog für die Forschung wichtig werden läßt; auch wenn damit noch keineswegs die in den Titel des Bandes gesetzte Erwartung eines selbständigen Forschungsberichtes erfüllt ist.

Elisabeth Katschnig-Fasch

Erzherzog Johann von Österreich. Sein Wirken in seiner Zeit. Festschrift zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages. Herausgegeben von Othmar Pickl. Graz 1982: Selbstverlag der Historischen Landeskommission für Steiermark (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark. Hrsg. von der Histor. Landeskomm. f. Steiermark, XXXIII. Band), Folioformat, Lwd., geb., 284 Seiten, 149 Abbildungen, Pläne, Karten, Faksimila und Notenbeispiele, 16 ganzseitige Farbtafeln, Ladenpreis S 390,-.

Im Steirischen Gedenkjahr 1982, in dem zur Erinnerung an den 200. Geburtstag Erzherzog Johanns von Österreich, Wirken und bleibende Leistung des Steirischen Prinzen einer neuen Wertung unterzogen werden sollte, wurde dieses Jubiläum nach außen hin u. a. durch eine große Landesausstellung im Schloß Stainz dokumentiert, die durch einen zweibändigen Katalog mit reichem Inhalt erschlossen ist. Eine Fülle von Veröffentlichungen jeder publikatorischen und wissenschaftlichen Ebene begleitete dieses Ereignis, dessen große volkscundliche Relevanz von vornherein feststand.

Die Historische Landeskommission hat dabei den für unseren Bereich wichtigsten Sammelband in vorzüglicher und reicher Ausstattung unter der Redaktion ihres Sekretärs, des Wirtschafts- und Sozialhistorikers Univ.-Prof. Dr. Othmar Pickl herausgegeben, wobei von allem Anfang an an die 23 Autoren die Forderung gestellt wurde, ihre Beiträge auch auf die Ansprüche eines breitgestreuten Publikums hin zu stilisieren. Dies ist – bei aller Wahrung gelehrter Methodik – treff-

lich gelungen, so daß mit diesem prächtigen Werk das Gedenkjahr ein bleibendes Dokument erhalten hat, das über den Kreis der Wissenschaft hinausgeht.

Die Gliederung hält sich an Person, Familie, politisches Wirken Johanns, seine Förderungsbemühungen um Wissenschaft, Bildung und Kunst, die militärische Seite seiner Biographie, an das Verhältnis zu Volkskultur und Jagd und wertet schließlich (wer wäre berechtigter, dies zu tun, als der Volkskundler und Landtagspräsident Hanns Koren?) sein Nachleben.

Aus der Fülle der Beiträge (von B. Sutter, H. J. Mezler-Andelberg, F. Hauptmann, H. Wiesflecker, W. Höflechner, O. Burböck, F. Waidacher, G. Pferschy, H. Hegenbarth, S. Dimitriou, W. Skreiner, K. Guglia, W. Leitner, O. Pickl, F. Posch, K. Haiding, G. Jontes, H. J. Köstler, R. Puschig, L. Kretzenbacher, Ph. Meran, H. Koren und A. L. Schuller) sticht besonders der Leopold Kretzenbachers „Erzherzog Johann und die Volkskultur der Steiermark“ hervor, weil er, vom „Erlebnis der ‚Volkskultur‘ als bestimmende Begegnung“ für Johann ausgehend, dessen oft mißverständenes Eintreten für Elemente dieser Kultur klärend-deutend darlegt, die auch wesentlich zur großen Volkstümlichkeit des Erzherzogs beitragen. Dieses Bestreben war, wie wir heute sehen, auf weiten Strecken eine Kulturpflege des Schaubaren, der „Feiertagsseite des Volkslebens“, wie sie in den Bildern der Kammermaler festgehalten wurde. Ein – wenngleich nicht zur Ausführung gelangtes – Vorhaben in diesem Sinne war das „steyermärkische Volksfest“ von 1814. Für die wissenschaftliche Volkskunde von unschätzbarem Wert war der Versuch einer steirischen statistisch-topographischen Landesaufnahme, deren Quellenmaterial als „Göth'sche Serie“ so prominente Aufzeichnungen wie die Knaffl-Handschrift enthält.

Unter der Fülle der anderen Beiträge finden sich etliche mit reichen Bezügen zu unserer Wissenschaft, so der von Fritz Posch „Erzherzog Johanns Wirken für den Bauernstand und die Landwirtschaft der Steiermark“, und der von Wilfried Skreiner „Erzherzog Johann und die bildende Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Steiermark“, weil in letzterem die Stellung und das Wirken der Kammermaler um Johann, die die Hauptbildquellen zur Dokumentation des Volkslebens geschaffen haben, untersucht werden.

Arbeitswelt und Leben der steirischen Berg- und Hüttenleute wird im Aufsatz „Erzherzog Johann von Österreich in seinen Beziehungen zum Bergbau“ aus meiner Feder und in Hans Jörg Köstlers Beitrag „Das steirische Eisenwesen unter dem Einfluß Erzherzog Johanns“ offenbar.

Reiches Quellenmaterial eigener Aufsammlung bietet Karl Haiding in der Arbeit „Erzherzog Johann und das steirische Almwesen“, die die von Johann oft besuchten steirischen Almregionen im Ausseer Land und im Ennsbereich, besonders im Sölkgebiet schildert und über Wohnen, Arbeit, Lied und Musik detailreich berichtet. Nicht vergessen darf auch der Beitrag Philipp Merans, eines Nachfahrens Johanns, werden, der sich mit dem Verhältnis des Erzherzogs zur Jagd und damit mit der Lebenssphäre des Jägers beschäftigt.

Daneben bieten die zahlreichen Illustrationen eine Fundgrube für den Volkskundler, der zu diesem Werk auch dann immer wieder greifen wird, wenn er in bezug auf Erzherzog Johann Anschluß an ihn nur marginal berührende Themenkreise sucht.

Günther Jontes

Adelige Sachkultur des Spätmittelalters. Internationaler Kongreß Krems a. d. Donau, 22. bis 25. September 1980 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse, Sitz.-Ber., 400. Band), (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Nr. 5). Wien 1982, 386 Seiten, 71 Abbildungen.

Die Bedeutung des Adels in seiner Gesamtheit für das kulturelle Leben des späten Mittelalters scheint für jedermann klar zutage zu liegen. Wie schwierig dieser Problemkreis in Wahrheit selbst für denjenigen ist, der gewohnt ist, in historischen Kategorien zu denken und zu urteilen, das zeigen einmal mehr die 16 Beiträge dieses neuesten Kongreßbandes des Institutes für mittelalterliche Realienkunde Österreichs in Krems. Sie befassen sich teils mit grundsätzlichen allgemeineren Forschungsfragen, teils sind sie dem Adelsleben bestimmter Länder Europas (Burgund, Franken, Tirol) zugewandt oder widmen sich bestimmten Sachbereichen der Adelskultur wie Wohnungswesen, Kriegswesen, Kleidung, Nahrung usw. Nimmt man dazu noch den wechselnden Zuschnitt auf ganz spezifische Quellengruppen der einzelnen Beiträge (Rechnungsbücher, Inventare, Kriegsschadenlisten, Reiseberichte, Diplomatenberichte, Chroniken, Literatur, Bildzeugnisse), so wird die Bedeutung dieser durch umfassende Quellen- und Literaturangaben in den Anmerkungen erweiterten Referate für den Volkskundler evident. Das gilt im Grunde für alle, übrigens in der Mehrzahl von international anerkannten Fachleuten vertretenen Fachthemen, wobei man besonders auch die Berücksichtigung des Forschungsstandes in Westeuropa (Frankreich, England) begrüßen wird.

Es läuft also keineswegs auf eine Reduzierung des Ganzen hinaus, wenn wir uns hier nur auf einiges Beispielhafte, uns Näherliegende aus Platzgründen beschränken. So versuchen H. Hundsichler, G. Jaritz und E. Vavra an Hand ausgewählter Beispielobjekte aus dem Kleidungs-, Wohnungs- und Nahrungswesen abzuklären, „... ob für den Adel trotz seiner Komplexität und Heterogenität einheitliche Trends und Tendenzen in der Ausformung von Alltag und Sachkultur festzustellen sind“ (S. 37). Das klingt und mutet dem Volkskundler durchaus vertraut an; zumal hinter einem Titel wie Tradition? Stagnation? Innovation? Bei den Autoren läuft die Untersuchung allerdings in die konträre Richtung, so als ob es in diesem Mittelalter keine „überlieferten Ordnungen“ oder soziale Normen gegeben hätte. Man will vielmehr statt dessen „das für die vorliegende Betrachtung grundlegende quellenkundliche Phänomen bewußt machen: die Konzentration der Überlieferung auf das Nicht-Alltägliche, welche, als Ausdruck standesspezifischen Bewußtseins verstanden, materielle wie soziale Wertvorstellungen des spätmittelalterlichen Adels aufs deutlichste(!) zum Ausdruck bringt“ (S. 71). Wie auch sonst öfter verzichtet man hier erstaunlicherweise auf längst bekannte Erkenntnisse der Volkskunde und namentlich der historischen Sachforschung, die manches Fragezeichen tilgen würden. Die Einbindung gerade des Adels in die mittelalterliche „Volkskultur“ hat beispielsweise Leopold Schmidt an der Bildkunst des Mittelalters nachdrücklich aufgezeigt. Die Auswertung von Inventaren als Massenquellen ist gerade in der volkskundlichen Sachforschung längst methodisch erprobt und weit fortgeschritten. Wenn um 1300 im Kleidungswesen entscheidende Modeneuerungen („Innovationen“) durchschlagen, so ist das in der Kostümgeschichte und Trachtenforschung längst wohlbekannt, und man sollte hier vor allem auf Franz Kieners „aristokratischen Modezirkel“ hinweisen. Völlig

verkannt wird die Bedeutung des Adels-Mobiliars im Spätmittelalter. Hier muß man allerdings die Quellen richtig lesen und die vielen wichtigen Innovationen beispielsweise bei den Schrankmöbeln (und Truhen) kennen, wie das Torsten Gebhard schon 1937 im Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde aufgezeigt hat. Was die Speisenordnung betrifft, so dürfte der vorletzte Gang beim Gastmahl auf Finkenstein, 1486 IX 20, bei Santonino nicht „in Richtung zum Ungewöhnlichen, Besonderen und Repräsentativen hin“ weisen, sondern vielmehr der früheste Beleg für den bekannten „Kärntner Reindling“ sein, für den man also auch schon den Staubzucker kannte (S. 67).

Die Beiträge über Franken und Tirol sowie Südtirol werfen viele neue Fragen auf und sind wie der vorgenannte für die Volkskunde dementsprechend wichtig. Im „fernen Spiegel“ des gotischen Zeitalters, das auch als „Herbst des Mittelalters“ bezeichnet worden ist, gewinnt nun so manches klarere Konturen, vielleicht manchmal noch seitenverkehrt, aber eben doch mit größerer Schärfe und auch in der „adeligen Sachkultur“. Der inhaltsreiche Band leistet dafür nicht wenig.

Oskar Moser

Kristian Sottriffer, *Domus alpina. Bauformen und Hauslandschaften im Alpenbereich*. Edition Tusch, Wien (1982), 208 Seiten mit 220 Farb- und Schwarzweißfotos und verschiedenen Zeichnungen (als Repros).

Volkskunde und Hausforschung sollten mit dem weiten Leserkreis, der hier offenbar angesprochen wird, diesen schönen, leider nicht ganz billigen Textbildband des aus Südtirol stammenden Bildreporters Kristian Sottriffer beachten und registrieren. Hier geht es nach des Verfassers Absicht weniger darum, „... ein bloß analytisches und formbeschreibendes Vorgehen zur Materie trockener Untersuchungen werden zu lassen“ (S. 22), als vielmehr um die „optischen Erlebnisse“ und um die auch im Beitext noch trefflich erfaßten und charakterisierten Reste einer tatsächlich „vorhandenen Wirklichkeit in ihrer wohlgeordneten Vielheit“. Es geht Sottriffer um das „Herzstück eines Kontinents“ (S. 10–15); auch um die leider immer mehr versinkenden „Minderheiten“ alpinen Daseins und damit – wie es der Autor richtig ausspricht – um die „Dritte Welt“ mitten in Europa.

Kr. Sottriffer ist schon mehrfach in dieser Richtung hervorgetreten. Im Vorliegenden zieht er in weitem Ausgriff und mit sehr schönen Bildimpressionen eine durchaus gültige Summe der unglaublichsten Vielfalt im herkömmlichen Baugebiet der Länder „zwischen Pannonien und Adria, dem Genfer und dem Langen See (dem Lago Maggiore), der Donau und der Rhône“ (S. 12). Er zieht zugleich aber auch, und zwar durchgehend, eine Summe volkskundlicher Erkenntnisse und setzt eigentlich dort an, wo einmal Viktor von Geramb „Vom Werden und von der Würde unserer Bauernhöfe“ sprach. Ja, Sottriffer geht noch viel weiter. Er geißelt schonungslos die brutale Zerstörung der alpinen Natur und ihrer Biotope durch Industrie und Tourismus, durch „... kurzfristiges Denken, beladen mit so fragwürdigen Argumenten wie ‚Erholung‘, ‚Freizeit‘ oder ‚Energiegewinn‘“.

Was der Verfasser in den Jahren 1979 bis 1981 immerhin noch erfassen konnte, das scheint auch uns durchaus nützlich und vermerkenwert. Gezeigt und

beschrieben werden also archaische Bauformen wie Kragkuppelbauten bei Vodnjan (Istrien), Milchkeller im Puschlav, Diemen und Heubergen (S. 41–55), Städel, Heuschupfen und Scheunen (S. 57–75) oder Speicherbauten (S. 76–79), Trockengerüste, Harpfen und Hiefler (S. 80–88); dann aber ebenso klassische Hauslandschaften der Südalpen wie im Tessin (S. 89–103), am Südfuß des Monte Rosa (S. 104–120), im Wallis und Graubündner Engadin (S. 121–128), Tirol und Trentino (S. 129–151), Karnien und Friaul (S. 152–160) und nicht zuletzt aus den Ländern Österreichs sonst bis ins grenznahe Burgenland (S. 161–200). Was drüben im unwirtlichen Klima und unzugänglichen Hochgebirgsraum archaisch verharret, erfreut sich „... der neuerlichen Adaption im Sinn der Verbesserung von Lebens- und Arbeitsbedingungen, wie sie im Osten Österreichs noch im beginnenden industriellen Zeitalter in der Steiermark gefunden werden konnten – in Hausformen, die mit älteren nur bedingt vergleichbar sind und die doch eine letzte gute Antwort auf veränderte ökonomische Erfordernisse geben konnten – Antworten, die seitdem weitgehend ausgeblieben sind“ (S. 19). Zweifellos eine bemerkenswerte richtige Erkenntnis, die Sottriffer hier festgehalten hat.

Vielleicht irritiert manchen der an sich längst besetzte Begriff der „domus alpina“, der bei uns etwas anderes meint als donauländische Vierkanter oder das „Bleasstoan“-Mauerwerk im Mühlviertel, als die Weinkeller von Heiligenbrunn oder die gemauerten Hoflauben der Häuser von Unterwart im Burgenland? Vielleicht sind für uns Hans Soeders „Urformen“ oder Alwin Seiferts „langobardische Bauweisen“ in ihren Ableitungen doch zu kurz geschlossen und also zumindest zu hinterfragen? Manches erforderte auch sonst eine Klarstellung: die alte irrierte Gleichsetzung der Kornstädel und Raccards in den Westalpen, welche Lagerbauten für unausgedroschenes Getreide sind, mit den Vorrathshäusern und Fleischkästen der Ostalpenländer ist nicht haltbar und wurde zumindest für Südtirol durch Helmut Keim abgeklärt. „Heugeige“ für ein Trockengerüst kenne ich nicht, es dürfte sogar ein „Aufsitzer“(?) sein. Indessen überwiegen in diesem Buch Sachkenntnis und Verständnis für gewachsene Volkskulturen bei weitem. Sie heben es nicht zuletzt in ihrer gesunden Umweltgesinnung von vielem wohlthuend ab, was da sonst verkauft wird.

Oskar Moser

Viktor Herbert Pöttler, Volksarchitektur der Oststeiermark. Mit Bildern von A. M. Begsteiger (= Zeitschrift Gleisdorf, Sonderband 1, hrsg. v. Robert F. Hausmann). Gleisdorf 1982, 39 Seiten, 151 Fotos (mit anschließendem Herkunftsverzeichnis).

Der schmale hübsche Band vermittelt uns eine willkommene Übersicht über die bäuerlichen Hausformen und deren historisches Baugesicht von heute in der Oststeiermark. Er stützt sich auf eine treffliche Sammlung von Lichtbilddaufnahmen aus der Hand von A. M. Begsteiger, deren Ausstellung vor kurzem in Gleisdorf wohl den Anstoß zum Ganzen gegeben haben mag. Viktor Herbert Pöttler bietet hiezu dankenswerterweise eine hauskundliche und baufachliche Texteingührung, die bemüht ist, einerseits die historische und volkskundliche Entwicklung im ländlichen Hausbau bis in ihre fernsten Wurzeln aufzuzeigen, die aber andererseits auch die ganze Problematik der Baupflege von heute gerade vor diesem kulturgeschichtlichen Hintergrund offenlegt und die drittens doch auch

Rat und Hilfe für alle Bauwilligen nach der einen wie nach der anderen Richtung geben will.

Dabei gibt V. H. Pöttler auch eine auf den heutigen Stand gebrachte Übersicht über Gehöftformen und Hauslandschaften der Oststeiermark (S. 24–37), die man nicht übersehen sollte. Ihr Vorzug scheint mir in der sorgfältigen Erfassung und kritischen Sichtung der bisherigen, z. T. schon recht alten hauskundlichen Arbeiten für diesen Bereich und zugleich in der deutlichen Unterscheidung der verschiedenen Hauslandschaften zwischen Wechsel und Fischbacher Alpen und der mittleren und unteren Mur zu liegen.¹⁾

Freilich ergibt sich gerade daraus – und dieses sollte man auch in der Steiermark nicht ganz verhehlen –, wie dringend notwendig und wie wichtig eine neue und umfassende Aufarbeitung eben dieser oststeirischen Hauslandschaften ist. Der diesen Gebieten gewidmete, schöne Bildteil des Buches wendet sich mit seinen gut und übersichtlich zusammengeordneten Aufnahmen doch zuvorderst dem Baubestand des Biedermeier zu, den man in der Steiermark seit Viktor von Geramb gerne mit Erzherzog Johann in Verbindung bringt. Auch dieser nirgends näher erweisbaren Namensgebung widmet V. H. Pöttler einige Aufmerksamkeit und gibt dafür nützliche und klärende Hinweise (S. 34–35). Es steht jedoch noch keineswegs fest, ob nur Bauten mit klassizistischem Eingangsportikus an der Hauptfassade als solche „Erzherzog-Johann-Häuser“ gelten können, deren wirkliche Altersschichte und Verbreitung erst einmal genau untersucht werden muß. So bleibt gerade der sich vornehmlich der ländlichen Architektur des späteren 19. Jahrhunderts zugehörige Bildteil des Buches eigentlich etwas isoliert, und die marginalen Abbildungshinweise im Text helfen darüber nur teilweise hinweg. Das trifft weder den Textautor noch den Fotografen, sondern hegt einfach an der Sache selbst. Vorläufig ist es nach dem Stand der Dinge eben nur schwer möglich und erscheint angesichts solcher begrüßenswerter Bemühungen von verschiedenen Seiten her nur bedauerlich, daß der Verknüpfungsgrad zwischen alldem relativ niedrig bleiben muß. Dennoch empfiehlt sich das Buch vielleicht gerade aus dieser spürbaren und nicht bloß hier in der Oststeiermark akuten Problematik heraus. Es wird vermutlich interessierte Leser gewiß auch anregen, sich der gediegenen Schönheit und einer der letzten geschlossenen Leistungen unserer anonymen Landarchitektur bewußt zu werden und sich also ihrer, wie dies glücklicherweise bereits allenthalben geschieht, mit mehr Verständnis und Sachkenntnis als bisher anzunehmen.

Oskar Moser

¹⁾ Der Vollständigkeit halber sollte man doch auch auf die jüngsten Bemühungen um die Abklärung der Strukturentwicklung bei den Wirtschaftsbauten durch Franz Lang hinweisen: Struktur und Entwicklung der Wirtschaftsbauten Scheune, Stall und Stallscheune in der Oststeiermark. Phil. Diss., Graz 1979 (Maschinenschrift); derselbe, Der oststeirische Ringhof. In: Reiner Hefte für Volkskunde I/2, Rein 1980, S. 94–106.

Jean-Pierre Anderegg, Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg/La maison paysanne fribourgeoise, Band 1: Die Bezirke Saane, See, Sense/Les districts du Lac, de la Sarine et de la Singine (= Die Bauernhäuser der Schweiz, hrsg. v. d. Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 7. Band). Basel – Verlag G. Krebs AG 1979, 403 Seiten, 494 Photographien, 375 Pläne und Zeichnungen, 80 Karten, 4 Farbtafeln, 1 Faltkarte.

Die prächtig ausgestattete und gewichtige Buchreihe „Die Bauernhäuser der Schweiz“ scheint nun rascher voranzukommen. Schon vor längerem ist dieser erste Band für die Westschweiz erschienen, und zwar als „Band 1“ für den nördlichen Teil des zweisprachigen Kantons Freiburg/Fribourg, der aus dem Seebezirk von Murten und Wistenlach (auch Murtenbiet genannt), dem westlichen Saanebezirk und dem östlichen Sensebezirk besteht. In mehrfacher Höhenstaffelung treffen hier sowohl sprachlich-ethnisch (deutsch : französisch) als auch historisch (sogen. alte freiburgische Landschaft : Herrschaft Murten : Bern) und konfessionell verschiedene Landschaften zusammen und gruppieren sich rings um die alte Kantonshauptstadt Freiburg/Fribourg. Andereggs Originaltext in Deutsch ist eine treffliche französische Parallelübersetzung von Alain Robiolio beigegeben. Hauskundlich handelt es sich zweifellos um eine ungemein interessante Kontaktzone der westlichsten Innerschweiz, deren Aufarbeitung daher in vieler Hinsicht Neues und Interessantes erwarten läßt.

Hinsichtlich des Gesamtunternehmens zeigt sich dabei erneut sowohl in den Grundauffassungen wie auch im Stoffaufbau weitgehende Selbständigkeit und Unabhängigkeit der verschiedenen Kantonsbände. Trotz einer sehr deutlichen historischen Ausrichtung und Orientierung in der Sichtung und Darstellung des Materials geht es hier weniger um dessen Aufarbeitung und Erschließung im Sinne der vergleichenden hausmorphologischen Entwicklungsforschung als um die verschiedenen formalen Aspekte des Hausbaues. Dieser mehr dem Kulturgeographischen, Wirtschaftsgeschichtlichen, Handwerklichen und Kunsthistorischen zugewandte Blick auf das ländliche Bauwesen tritt besonders bei Jean-Pierre Anderegg deutlich hervor. Das hängt nicht zuletzt wohl auch damit zusammen, daß dieses der ländlich-bäuerlichen Architektur gewidmete Werk – wie der Verfasser vorweg betont – „einerseits aus einem volkskundlich-kulturgegeschichtlichen Blickwinkel entstand, indem es die bauliche Existenzbewältigung vorwiegend unterer Schichten am Beispiel des ländlichen Wohnens und Wirtschaftens in der vorindustriellen Epoche beleuchtet, andererseits ein siedlungs- und kunstgeographisches Ziel verfolgt, indem es die ‚Stilmerkmale‘ der Dorf-, Hof- und Architekturformen in ihrer Raum- und Zeitbindung aufzeichnet“ (S. 10). Aufs Ganze gesehen, scheint freilich dieser zweite Aspekt, mit dem sich – durchaus legitim und zweckmäßig – auch ein ortsweise aufgliederbares „Gebäude-Inventar“ (Ortsregister) für die Denkmalpflege verbindet (S. 362–395), eher im Vordergrund zu stehen.

Jean-Pierre Anderegg gliedert den umfangreichen Stoff in drei Hauptabschnitte, die von den naturhaften und historischen Außenbedingungen seines Untersuchungsgebietes ausgehen und über die handwerklich-technischen Details erst zum Haus als Ganzes kommen. So führt der erste Hauptteil in das Untersuchungsgebiet (Geschichte, Natur, Wirtschaft [S. 9–27]) und in dessen Siedlung ein (Siedlungsgeschichte, Siedlungsstruktur, Siedlungstypen und Hofanlagen [S. 28–76]). Der mittlere Abschnitt behandelt sodann die verschiedenen ländlichen „Bau-

gattungen“ (S. 77–100) und die Hausbautechnik im einzelnen (S. 101–232). Erst der dritte Hauptabschnitt bringt in Einzelaufmaßen die verschiedenen „Haustypen“ nach Andereggs etwas ungewöhnlicher typologischer Aufteilung (S. 233–346). Ein lesenswertes Vorwort „zum Konzept dieses Buches“ und ein Nachwort des Verfassers sowie ein umfassender „Anhang“ mit Dokumentationslisten beschließen den Band.

In den einzelnen Abschnitten, in denen sich der Autor übrigens als ein ausgezeichneter Fachmann und Sachkenner erweist, ist manches als neuartig oder auch ungewöhnlich hervorzuheben. Die Tendenz einer stark typologisierenden Straffung kennzeichnet dabei alle Abschnitte des Buches und läßt nur indirekt den ungewöhnlichen individuellen Reichtum und den eigenartig kennzeichnenden, hausmorphologischen Untergrund im Hausbau dieser innerschweizerischen Region erkennen. Hervorgehoben sei u. a. der interessante Abschnitt über das ländliche Bauhandwerk (S. 16–17), für das Anderegg seit jeher die „soziale Randsituation“ und zugleich eine „ausgeprägte Familientradition“ als typisch nachweist, während dessen Zünfte hier „von Anfang an eine überragende Stelle“ mit vielerlei Funktionen innerhalb der Agrargesellschaft einnahmen (S. 18–19). Er bringt damit weiters die Ausbildung regionaler Architekturstile, ja sogar die Entstehung eigenständiger Hausformen in Zusammenhang. Das Bauernhaus sei daher „ . . . viel mehr eine Schöpfung der ländlichen Handwerks- als etwa der Bauernkunst“ (S. 23). Der Autor vermag dafür in der Tat in allen drei Bezirken aufschlußreiche Kartenübersichten zu den Arbeiten einzelner Werkstätten vorzulegen (S. 24–27).

Bei der Besprechung der Hofanlagen zieht Anderegg mit Recht auch eine gewisse Vorbildwirkung der barocken Schloßdomänen in Erwägung. Unter den „Baugattungen“ nimmt er ferner neben den eigentlichen bäuerlichen Bauten selbst (Wohnhaus, Speicher, Ofenhaus) auch die öffentlichen Bauten im ländlichen Raum, vor allem Wirtshäuser, Pfarrhöfe und Schulhäuser, herein, ebenso verschiedene „Gewerbebauten“ wie Mühlen, Stampfen, Sägen, Dreschanlagen. Im konstruktiven Hausbau sind die verschiedenfältigen Formen des Holzständerbaues, namentlich Ständerbohlenbau und Stabbauweisen bei Ställen und Scheunen hervorzuheben. Der altemannische Ständerbau beherrscht hier wohl ähnlich wie bei den Schwarzwaldhäusern noch den Holzbau, wofür zahlreiche Gefügedetails bis hin zur Fugen- und Schrägnagelung kennzeichnend sind. Der Blockbau findet dagegen nur bei Speichern, Feldscheunen oder Alpgebäuden Verwendung. Gut übersichtlich behandelt sind weiters der Steinbau und seine einzelnen Elemente. Hinsichtlich der Dachbauweisen weist Anderegg eigenartigerweise den Dachformen die wichtigste Rolle zu; sie zieht er „als eines der Hauptkriterien(!) bei der Aufstellung einer Bauernhaustypologie“ heran (S. 126). Dagegen behandelt er die dafür letztlich ausschlaggebenden Dachgerüste eher schematisch und ohne nähere Einsichtnahme in das so wichtige Bauegefüge. Gerade in seinem Untersuchungsraum muß man dies ebenso bedauern wie überhaupt die mangelnde Berücksichtigung der mächtigen Ständergerüste im Aufgehenden, die im Querschnitt der Häuser sowohl unpaarige Jochgebände mit Firstsäulen als auch paarige Säulenordnungen ergeben, deren Gefügedetails man auch den Querschnittzeichnungen nicht immer eindeutig zu entnehmen vermag. Immerhin finden wir schon in den nahen Jochgebänden der verwandten Bauten des französischen Jura eindeutige Ankerbalkenzimmerungen und damit Ständergerüste, die vor allem für die Entwicklung der Hausbauten in ganz Westeuropa von grundlegender Bedeutung sind.

Vergleichsweise wichtig erscheint mir bei Anderegg die Behandlung bestimmter „Dachelemente“ sonst; so etwa der sogenannte „Freibund“ und die Formen der „Rüнди“ als „Giebelbogen“, der hier auch französisch „bôgo“ und nicht wie im Jura „renpandu“ genannt wird, ein formales Bauelement, das mit dem Schweizer „Chaletstil“ um und seit 1900 unglaublich weite Verbreitung in ganz Europa gefunden hat. Unter den reichen Elementen der Bauzier möchte man vor allem die Scheunentore sowie die Laubenbildungen und die prächtigen Streben und Büge der Vordächer hervorheben, namentlich wo letztere wie im Murtengebiet mit einem Schenkbrauch der Nachbarn an den Bauherrn zusammenhängen, einer Sitte, die auf Zusammenhänge mit dem bernischen Mittelland hinweist (S. 200). Verhältnismäßig knapp sind dann Herd, Kamin und Ofen behandelt (S. 178–183); auch hier befinden wir uns wieder in einem entscheidend wichtigen Gebiet des Überganges verschiedener Typen von Feuerstätten; der „Bretter- oder Holzkamin“ bildet so außerhalb des Murtengebietes „die Kaminform des Kantons“ (S. 180). Der Stubenofen ist hier ein Hinterlader aus Sandstein; Kachelöfen sind dagegen „atypisch“ und eher städtischer Import. Sehr eingehend behandelt Anderegg schließlich Bauzier, Inschriften und Zeichen (S. 188–231); darunter findet sich wieder manches von besonderem volkskundlichem Interesse wie etwa die häufigen, auf die „trinitas terrestris“ anspielenden Segenssprüche mit „Jesus, Maria und Joseph“ (S. 209–217).

Im dritten Hauptabschnitt bietet Jean-Pierre Anderegg einen Überblick über die „Haustypen“ der drei Freiburger Bezirke. Deren Einteilungsprinzipien, nach Wirtschaftsweise, Besitzgrößen oder Grundrißverhältnissen, werden eingangs diskutiert, von Anderegg aber letztlich nach der „Dachform“ oder – wie man vielleicht besser sagen könnte – nach der Hauskörperform getroffen.

Das Freiburger Bauernhaus fast aller Größenklassen ist zunächst ein querteilig aufgeschlossener Einhof, der Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem First vereinigt. Seine Altform war im nördlichen Bereich das Hochstudhaus mit Walm-(Stroh-)Dach, im Südwesten das Breitgiebelhaus mit mäßig steilem Sattel-(Ziegel-)Dach auf mehrfachen, von Säulen getragenen Pfetten und in den Voralpen (Schwarzseealpen) mit flach geneigtem Schindeldach von vermutlich ähnlicher Bauart. Auf dieser Grundlage haben sich später verschiedene Einzelformen oder Ausbaumformen herausgebildet, deren 14 Typen der Verfasser sowohl nach der Dachform wie auch nach der Wandbauweise oder landwirtschaftlichen Betriebsart unterscheidet. Für jede dieser Typen bringt er Einzelbeispiele im Aufmaß, ebenso für die (Stall-)Scheunen und das ungewöhnlich reich vertretene Formengut an Speicherbauten, die hier im Mittelalter und in der Frühneuzeit sogar im stadtbürgerlichen Bereich in eigenen „Speichervierteln“ vertreten waren. Ähnliches gilt auch für die übrigen Wirtschaftsgebäude und Kleinbauten sowie für die „öffentlichen“ und die Gewerbebauten. Zahlreiche Rückverweise und der stärker geraffte Darstellungsstil erschweren dabei für den Leser die Übersicht über das Ganze und lassen eine etwas verwirrende Vielfalt an Einzelheiten vor das Haus als solches und als gewordene Einheit treten, zumal es sich deutlicher als bisher zeigt, daß für die seit etwa 1540 vorhandenen Baubestände doch schon große Lücken der Überlieferung in Kauf zu nehmen sind, deren Kenntnis für die Beurteilung der strukturellen Entwicklung von Mal zu Mal eben unerlässlich ist. Dennoch scheint mir der Verfasser die ungewöhnliche Vielfalt aus jüngerer Zeit mit einigem Geschick bewältigt zu haben.

Oskar Moser

Michele Gortani, *L'arte popolare in Carnia – Il Museo Carnico delle Arti e Tradizioni popolari*. Seconda edizione a cura di Luigi Ciceri. Edizioni „Aquileia“ – Tolmezzo 1978, 548 Seiten, 533 (kapitelweise durchgezählte) Fotos, 30 Farbtafeln (mit den Statuten des Museo Carnico als Anhang).

Dieser prächtige Band stellt uns gleichsam das Lebenswerk zweier Pioniere der ersten Stunde für die Volkskunde Friauls vor: Luigi Gortani¹⁾ und dessen Sohn Michele Gortani, letzterer seines Zeichens Geologe und zuletzt hochangesehener Professor der Universität Bologna (†1966).²⁾ Der Buchtitel entspricht im Sinne des Wortgebrauches der romanischen Länder unserem Begriff „Volkskunde“. Das Buch selbst bietet dazu in der Tat einen vortrefflichen Überblick namentlich über die ganze materielle Volkskultur der friulanischen Carnia und stellt in seinem Gesamtaufbau zugleich einen sehr eingehenden Führer durch das im Oktober 1980 nach dem Erdbeben von 1976 mit großem Idealismus wiederaufgebaute und neu eingerichtete, z. T. sogar um eine Trachtenabteilung erweiterte Museo Carnico im Palazzo Campeis von Tolmezzo dar. Entstehung der Sammlungen, deren Gründer L. und M. Gortani werden in den diversen Einbegleitungen ausführlich gewürdigt. Diese 2. Edition des Werkes besorgte Luigi Ciceri unter der Patronanz der Società Filologica Friulana (Udine), wobei gegenüber der ersten Auflage von 1965 die Textpartien mit den ungemein kenntnisreichen Beschreibungen und Erläuterungen von Michele Gortani unverändert übernommen, der Bildteil des Werkes jedoch beträchtlich erweitert werden konnte.

Die Carnia ist jener Landesteil der nordostitalienischen autonomen Region Friaul–Julisch-Venetien, der das z. T. hochalpine Gebirgsland am Oberlauf des Tagliamento mit dessen fünf nördlichen Zuflüssen umfaßt und unmittelbar an Österreich, genauer an das Kärntner Gail- und Lesachtal angrenzt. Sehr im Gegensatz zum Basso Friuli handelt es sich hier um eine ungemein karge südalpine Gebirgswelt, deren männliche Bewohner schon seit dem Mittelalter, vor allem als Steinbauleute, auf Saisonarbeit in die Fremde ziehen mußten, während die Frauen daheim mit den Kindern und Alten eine bescheidene Landwirtschaft (mit etwas Viehzucht) betrieben. Michele Gortani war ein hervorragender Kenner seiner karnischen Heimat und beschreibt deren Lebensverhältnisse und ihre Besonderheiten nicht nur mit liebevollem Interesse, sondern auch ständig vergleichend sowohl mit den Volkskulturen anderer Alpengebiete wie auch mit dem übrigen (Nord-)Italien. Er kennt die Museumssammlungen sowohl im übrigen Friaul

¹⁾ Zu Ing. Luigi Gortani (1850–1908) vergleiche man dessen dialektologischen und volkskundlichen Beiträge in den ersten Auflagen von Giovanni Marinelli, *Guida della Carnia*, Udine 1894 und später; ferner Luigi Gortani, *Tradizioni Popolari Friulane – Raccolte*, vol. I^o, Udine 1904 (als Sonderdruck aus den „Pagine Friulane“).

²⁾ Der Herausgeber dieser 2. Auflage des Museumswerkes von Michele Gortani, Luigi Ciceri, fügt den einbegleitenden Präsentationstexten in dankenswerter Weise auch eine „Bibliografia essenziale“ mit den jüngsten volkskundlichen und topographischen Publikationen über die Carnia bei (S. X–XI); zu Michele Gortani (1883–1966) vgl. *Enciclopedia Italiana* XVII, Treves-Treccani-Tumminelli 1933, S. 564.

(Görz, Udine) wie auch in Bozen, Innsbruck, Wien, Graz und Klagenfurt, denen er oft genug sein eigenes Material durchaus kritisch und sachlich gegenüberstellt.

Ein erster kürzerer Abschnitt (S. 15–23) schildert zunächst Land und Leute mit einigen Hinweisen auf die Siedlungsgeschichte und geht sodann auf die ungemain verschiedenen ländlichen Bauweisen ein, die bei durchgehender Mehrgeschossigkeit vom Holzblockbau bis zum palazzoartigen Steinbau mit Arkaden, Loggien und den besonders charakteristischen Trockengängen (furl. linde) und Außentreppen reichen; anschließend folgen die Sakralbauten, bei denen auch hier (z. B. in Socchieve) die Zugänge durch kräftige „Beinbrecher“ gegen Profanierung durch das Vieh geschützt sind (Fig. 37).

Der Hauptabschnitt des Buches (S. 25–128) gilt aber dann den Museumssammlungen, nach denen er inhaltlich gegliedert ist: Die bürgerliche und bäuerliche Küche als Zentralraum des karnischen Hauses mit ihrer äußerlich charakteristischen Einrichtung und Geräteausstattung, der seltenere Wohnraum (furl. tinèl oder stue) und verschiedene Schlafkammern mit ihrem differenzierten Mobiliar folgen. Ausführlich handelt M. Gortani über die Möbel selbst, die Hochzeitstruhen (furl. cassa, cassapanca) aus dunklem und reich geschnitztem Nußholz, die sosehr zu den Weichholzmöbeln unserer Alpenländer kontrastieren, über Betten und Wiegen, Mauerschränke, Kommoden und die erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hier aufkommenden Schränke (furl. armadi), dazu Betschemel, verschiedene Tischtypen und die sehr schönen, reichen Brettstühle (sgabelli) neben der schweren Truhenbank (furl. bancjòn), neben oder vor dem Kaminherd (furl. fogolâr). Zu den zahlreichen guten Abbildungen liefert M. Gortani hier wohl ein Glanzstück seiner langjährigen Sammlererfahrung mit genauen landschaftlichen Differenzierungen besonders im Möbeldekor.

Die nächsten Abschnitte des Buches gelten den Frauentrachten, den Nadelarbeiten und dem Spinnen und Weben. Hier weist ja das Museo Carnico einen besonders reichen und kostbaren Fundus auf, den der Verfasser mit erstaunlicher Sachkenntnis beherrscht. Weniger reich war die Carnia an Keramik, wofür Gortani nur zwei Manufakturen in Cella di Ovaro und in Cercivento nachweisen kann. Eine Besonderheit dagegen waren seit dem 16. Jahrhundert die Steinbehauer Karniens, deren fein gearbeitete Tür- und Fenstergewände man ja bis nach Oberkrain (Slowenien) und Innerkärnten verfolgen kann. Ein weiteres und sehr beachtenswertes Kapitel beschäftigt sich sodann mit dem reichen Museumsbestand an Holzmasken, vornehmlich Karnevalsmasken, aus allen Tälern der Carnia, wobei Gortani zu seiner Sammlung von über 50 Exemplaren u. a. drei Hauptkennzeichen anmerkt, nämlich das Fehlen zoomorpher Masken, das Vermeiden von Schrecklarven und das Vorherrschende lustiger, karikativer Maskentypen.³⁾ Er beschreibt ferner eines der charakteristischen karnischen Küchengeräte, den „Löfelkorb“ (furl. sedonâr), ein nur hier aus Spanholz halbrund und mit reich ver-

³⁾ Interessant ist in diesem Zusammenhang die Feststellung M. Gortanis (S. 89), daß der in der deutschen und slowenischen Nachbarschaft wie auch im Kanaltal (Val Canale) äußerst lebendige Umzugsbrauch des hl. Nikolaus mit seiner Maskenbegleitung in der Carnia niemals Fuß gefaßt hat, und zwar im Gegensatz zu dem sehr wohl bekannten Sternsingen an Epiphania (Mistero dell'Epifania).

ziertem Rückenbrett gestaltetes Wandgefäß, und seine reiche und bemerkenswerte Sammlung von Wetzsteinkumpfen (furl. codârs). Im übrigen sind Küchengeräte, das Kupfer- und Zinngeschirr, Messing- und Bronzekessel hier ebenso gründlich und kenntnisreich besprochen wie die große Sachgruppe aus Schmiedeeisen mit der hervorragenden Sammlung von Großfeuerböcken (furl. cjavedâls), die Gortani als „trionfa“ und charakteristisches Objekt der karnischen Küche bezeichnet.

Ein breites Kapitel behandelt ferner das bäuerliche Arbeitsgerät, dem ursprünglich wegen des kargen und geringen Ackerbodens Pflug und Egge fehlten. Wieder ist es ein Wahrzeichen dieses Gebirgslandes, wenn der früher bei den Frauen unvermeidliche Rückentragkorb (furl. zei) in seinen formalen und Größenunterschieden genau beschrieben und von anderen Korbtypen abgesetzt wird. Erwähnenswert sind ferner vier- und einbeinige Melkschemel auf den Alpen und die Geräte der Heuarbeit samt den eigentümlichen Transportschlitten (Abb. 14 auf S. 498) sowie die durchaus eigenständigen Formen hölzerner, verzierter Schellenbogen (furl. cjanive) und die wichtigen Geräte der Käseerei. Eine kurze Darstellung Gortanis befaßt sich mit dem heimischen Handwerk und Wanderhandel. Darauf folgt ein besonders interessantes abschließendes Kapitel, in dem er die wichtigsten Eigentümlichkeiten und Besonderheiten der Volkskultur in Karnien noch einmal herausstellt und in ihrer ethnologischen Bedeutung bespricht.

Mit seinem umfangreichen und durchwegs gut ausgestatteten Bildanhang wird man Gortanis Museumswerk in der vergleichenden Volkskunde Mitteleuropas und vor allem des Alpen-Adriaraumes hinfort nicht mehr übergehen können, wie denn auch das Museo Carnico in Tolmezzo selbst eines der reichsten und sorgfältig aufgeschlossenen volkskundlichen Museen im Alpenbogen Italiens genannt werden muß.

Oskar Moser

Edith Hörandner, Model. Geschnitzte Formen für Lebkuchen, Spekulatius und Springerle. Aufnahmen von Michael Heß. Callwey Verlag München 1982. 220 S., 339 Abb. a. Taf., 41 Fig. i. T.

Eine sachgemäße Rezension des vorliegenden Prachtwerkes – dieses Epitheton sowohl auf hyle als auch morphe, also auf Materie und äußere Aufmachung bezogen – ist eine einerseits dankbare, andererseits schwierige Aufgabe. Dankbar, weil man als Rezensent davon mindestens ebensoviel profitiert wie die anderen zukünftigen Leser, schwierig, weil man, um dem Opus gerecht zu werden, es Seite für Seite, Abbildung für Abbildung vorstellen, ja wörtlich zitieren müßte. In Anbetracht dieser Aporie muß mit einer generellen Würdigung unter Berücksichtigung einiger weniger Einzelheiten sowie – denn beim dritten Verse stech' ich – einzelner Wermutstropfen vorlieb genommen werden, die in den Metbecher – um bei einem verwandten Stoff zu bleiben – fallen.

Derlei spärliche Bitternisse sind freilich „nur“ sprachlicher Art, aber nichtsdestoweniger gerade in Anbetracht der fachlichen Schulung, die der Verfasserin und dem Rezensenten zuteil geworden ist, anzukreiden. So wird der Unterschied zwischen „sicher“ und „sicherlich“ nicht immer beachtet; der adversative Mißbrauch von „während“ ist zwar heutzutage üblich, jedoch trotzdem falsch. Die sprach-

liche Mißgeburt „beinhalten“ tritt ebenso auf wie das unanschauliche Modewort „erstellen“; das Gleiche gilt für die „um eine Schuhnummer zu große“ (Hans Weigel) „Technologie“, die beharrlich statt der durchaus genügenden „Technik“ durch die zeitgenössische Medien- und Politikersprache geistert. Und „dank“ wird sogar laut dem Österreichischen Wörterbuch noch immer mit dem Dativ konstruiert. Diese freundschaftlichen Striche mit dem Rotstift geschehen allerdings sozusagen aus Notwehr, um wenigstens eine Unze oder ein Gran an bitterem Würzstoff in den Lebkuchenteig (man beachte die beigegebenen Rezepte) einbringen zu können. Denn schon die folgenden wenigen Bemerkungen sind eher Folge geistiger Anregung durch das schöne Buch als eine Kritik, welches Wort ja auch keineswegs a priori peiorativ bestimmt ist.

Die Dreizahl der Magier oder später der Heiligen Könige kann auch mit der Anzahl der zur Zeit Christi bekannten Kontinente kausal in Zusammenhang gebracht werden.

Der Steinbock (S. 10 u. Abb.) ist auch Monatszeichen der Christnacht. Der Hund tritt oft als Indikator für ein wichtiges Geschehen auf, dies allerdings ambivalent, oft bei Geschehnissen in gehobenem Milieu.

Die Verdoppelung des Titels „Herr“ war lange Zeit üblich (S. 13). Die auf dem Rücken des Mannes sitzende beziehungsweise auf ihm reitende Frau (S. 16) läßt doch wohl an Aristoteles und Phyllis denken, ein Motiv, dem wir auch auf anderen Pemmata begegnen.

Das berühmte und gerne angewandte Zitat aus den Confessiones des heiligen Augustinus kannten wir bisher in der Form „. . . donec requiescat in te . . .“. Die Schreibung des Christusnamens als IHC geht auf das Griechische zurück (S. 45), in dem das Sigma später als C erscheint; es handelt sich hier um eine durchaus übliche Abbrüviatur von IES – (US).

Die Zusammenstellung von Lamm und Johannes dem Täufer ist fundiert in dessen Hinweis auf Christus am Jordan: „Ecce agnus dei . . .“ (Jo. 1,29) (Abb. 34).

Nun aber endlich an die schwierige Aufgabe, das Meritorische an diesem längst ausständigen Werk einigermaßen zu würdigen; hält es doch in seinem Inhalt viel mehr, als der sachliche Titel erwarten läßt. Es bringt so viel Prinzipielles, allgemein volkscundlich Gültiges, daß etwa auch der Student so ganz nebenher allerlei Grundlegendes serviert erhält, was heutzutage nicht eben immer und überall geboten wird. Darunter fällt die Erörterung der Beziehungen zwischen sogenannter Hochkunst und Volkscunst ebenso wie die sehr zu beherzigenden Anmerkungen hinsichtlich des Symbolgehalts und der ihn beeinflussenden Faktoren. Die Sprache erhält (endlich wieder einmal) in der besten Tradition der Wiener volkscundlichen Schule den ihr zukommenden Rang und Platz; der bewährte Titel „Wörter und Sachen“ bringt in idealer Synthese die richtige Mischung von Materialkunde, Etymologien, Rezepten – eben dies alles, was den so oft geforderten und so selten beigebrachten „Sitz im Leben“ (Gunkel) ausmacht. Dies geht bis zu einem Abriß der Handwerks-geschichte einschließlich der Schwierigkeiten und Probleme des Gewerbes sowie einschlägiger Illustrationen aus der Jetztzeit. Und daß soeben ein Theologe zitiert wurde, geschah nicht von ungefähr! Denn immer wieder stößt man auf Belege für die theologische Bildung der Verfasserin, und dies nicht nur daran, daß sie die Heilige Schrift richtig zitiert; sie demonstriert damit wieder

einmal ad oculos, daß eine Beschäftigung mit der Gottesgelahrtheit dem angehenden Volkskundler besser anstünde als das Ausgrasen in fachfremde, wenn auch derzeit modische Disziplinen. Und zum Sitz im Leben reiht sich wie von selber die Funktion an, deren Umfang wiederum von der Herstellung bis zur brauchwürdigen Stellung voll ausgelotet wird. Dabei werden auch sogenannte „profane Themen“ gut repräsentiert, die überaus aufschlußreich für Mode, Tracht und, wie schon bemerkt, das Handwerk und seine Geschichte sind.

An dieser Stelle sei auch anerkennend und dankend vermerkt, daß die Autorin des öfteren Karl von Spieß zu Ehren kommen läßt, der dies gerade in Wien redlich verdienen würde.

Soll man des weiteren etwas zum wahrhaft integrierenden Bildteil des Opus sagen, fällt es abermals schwer, nicht in Superlative zu verfallen. Wie wir es von anderen Publikationen des renommierten Verlages kennen, ist die Wiedergabe des weislich ausgewählten, reichhaltigen Bildmaterials schlechthin optimal. Durch die großartige Qualität der Illustrationen wird nicht nur der Text in wünschenswerter Weise zu einem Ganzen aufgewertet, sondern sie bieten darüber hinaus auch die Möglichkeit etwa für spezielle ikonographische Studien. Die den Abbildungen beigegebenen Kurztexte gehen, wie es dem Volkskundler ansteht, gleichfalls auf brauchwürdige Fakten ein und unterstreichen dermaßen den geschlossenen fachlichen Charakter des Werkes. Der naheliegenden Verlockung, die Bilder hier einzeln zu besprechen, müssen wir allerdings widerstehen und verweisen den Leser gerne auf diese reizvolle Beschäftigung.

Die reichhaltigen Anmerkungen sind ebenso lehrreich wie der eigentliche Text, das ausführliche Register erleichtert das Arbeiten mit diesem nicht anders denn als Nachschlagewerk der Pemmatologie anzusprechenden Prunkstück jeder volkskundlichen Bibliothek. Die abschließende Bibliographie paßt sich dem großangelegten Rahmen des Buches voll und ganz an.

Abschließend sei demnach an Stelle einer wiederholten Laudatio einfach festgestellt: die Verfasserin des schönen, verdienstlichen vorliegenden Bandes besitzt offensichtlich nicht nur die nötige Beherrschung des speziellen Stoffes, sondern auch die von ihr zu Recht geforderte darüber weit hinausgehende Übersicht über die gleichfalls notwendigen Nachbargebiete und Hilfswissenschaften. Wir beglückwünschen sie zu dieser heute keinesfalls selbstverständlichen volkskundlichen Allgemeinbildung ebenso herzlich wie zum Erscheinen ihrer herrlichen, das Fach schlechthin bereichernden Publikation.

Emil Schneeweis

Ernst Fietz, Erzählende Steine. Kultsteine in Oberösterreich. Ein Beitrag zur Heimatkunde. Linz 1981. Im Eigenverlag Ernst Fietz, Linz, 46 Seiten.

Das vorliegende Werkchen macht dem rezensierenden Volkskundler wieder einmal die Probleme bewußt, die sich aus dem Verhältnis seiner wissenschaftlichen Disziplin zur sogenannten Heimatkunde ergeben: er stößt auf Arbeiten, die mit anerkennenswertem Fleiß und Sammeleifer unternommen worden sind, jedoch durch Mangel an Fachwissen, unkritische Übernahme von zum Teil ideologisch gefärbten Behauptungen sowie längst überholten pseudowissenschaftlichen

Theoremen sowie – nicht zuletzt – durch eine unqualifizierte Sprache sich selbst entwerten.

Und eben dies alles müssen wir der zu besprechenden Publikation anlasten; zunächst finden sich sprachliche Lapsus ärgster Art auf Schritt und Tritt, so daß deren Aufzählung allein eine Druckseite zu füllen vermöchte.

Weit schlimmer aber – um aufs Meritorische zu kommen – ist die Art und Weise, in welcher die Ergebnisse und „Erkenntnisse“ der oben gewürdigten Sammelarbeit dargeboten werden. Man glaubt sich beim Lesen in die Zeiten eines Guido von List oder Franz Kießling zurückversetzt, also in die Ära der ärgsten pagano- und germanophilen Mythologie um jeden Preis, in die Epoche jener Interpreten, die, wie Leopold Schmidt es einmal formuliert hat, „den Wodan durchs Waldviertel reiten sehen“. Und in der Tat muß Wodan überall herhalten, wo es nur geht, so z. B. bei der Deutung eines Flurnamens „Weinviertel“ (S. 23): „Der Flurname Weinviertel hat mit Wein in dieser rauen Gegend nichts zu tun und deutet auf Wodan hin.“

Ja, wenn wenigstens die Mitglieder des vielstrapazierten germanischen Pantheons noch richtig zitiert würden! Aber da heißt es auf S. 7 über die Nornen, die hier natürlich mit den drei heiligen Jungfrauen kontaminiert werden, daß ihre Namen lauten: Einbet, Wilbet und Warbet. Wir kennen diese Namen freilich, nur haben wir seinerzeit in der germanischen Mythologie die Nornen als Skuld, Urd und Verdandi gelernt; aber vielleicht gab es im Oberösterreich des so eifrig mythologisierenden Verfassers eine andere Garnitur dieser Schicksalsgestalten.

Terminologische und sachliche Ungenauigkeiten, eigenartige Formulierungen und ausgesprochene Irrtümer stoßen so häufig auf, daß eine Auswahl schwer fällt. Was sind etwa „Fenessteine“? Wenn auch dieser Ausdruck, wie wir hörten, in Oberösterreich gebräuchlich und bekannt sein soll, wäre eine Erklärung dennoch empfehlenswert. Die Steine haben's überhaupt so in sich: daß man nämlich „Steine missionieren“ kann (S. 16), ist uns neu – bisher wurde diese Segnung der Kirche lediglich auf Menschen bezogen.

Die Ausdrücke „Menhir“ und „Megalithkultur“ sind, laut Prof. Pittioni, für unsere Landstriche nur mit Vorbehalt praktikabel bzw. überhaupt abzulehnen. Die Entstehung eines Kreuzes in die Steinzeit anzusetzen, ist, gelinde gesagt, kühn (S. 17: „Das Kreuz . . . stammt aus einer Zeit, wo [sic!] es noch keine Metallwerkzeuge gab und die Bearbeitung mit Faustkeilen aus härterem Gestein vorgenommen werden mußte.“). Gleich auf der nächsten Seite heißt es dann: „Steine konnten auch Gericht halten und Vergehen und Verbrechen bestrafen. Dieser Gedanke ist nicht im Denken unserer Altverfahren begründet, aber die Nachwelt hat es zustande gebracht.“ Der tiefere Sinn dieser pythischen Formulierung ist wahrscheinlich auch „verkalte“, um ein Lieblingswort der Paganomanen anzuwenden – uns blieb er eher dunkel. Auf S. 20 wird ein hl. Johannes angeführt – angesichts der Wichtigkeit mehrerer Träger dieses Namens im Volksglauben müßte man doch etwas genauer sein. Auf S. 21 wird die Heilige Schrift gleichfalls ungenau zitiert („Im Alten Testament, Kapitel 28 . . .“); fairer Weise wollen wir hier einräumen, daß Exemplare des Alten Testamentes in Runenschrift unseres Wissens selten waren, so daß wir hier konziliant sein wollen. Gemeint ist natürlich die berühmte Stelle aus Gen. 28,11.18.22.

Apodiktische Behauptungen, wie „der ursprüngliche Zweck (der Lochsteine) war kultisch“, haben nur die Wirkung, ohnedies schon Voreingenommene in ihren wissenschaftlich nicht fundierten Anschauungen zu bestärken; sie zeugen auch von der großen Gefahr einer rein phänomenologischen Betrachtungs- und Erklärungsweise, das heißt der natürlich sehr verführerischen Neigung, auffallende, der Phantasie entgegenkommende Erscheinungen, die keine belegbare Erklärung bieten, mit dem Nimbus des Mythischen zu umgeben.

Dies gilt auch für die Behauptung über die Verehrung von „Hulda, Herta und Freya“ (S. 27 unter Bezug auf Wackelsteine); einmal abgesehen von der Frage, wer hierzulande die pagane Tradition gepflegt haben soll, sei darauf hingewiesen, daß „Herta“ eine falsche Lesung für „Nerthus“ ist. Holda, auch Holla, ist doch wohl mit Nerthus identisch und daher hier falsch und überflüssig mehrfach genannt.

Anzuerkennen sind hingegen die Zusammenfassung zum Thema der Schalensteine auf den Seiten 33 bis 40 sowie die Hinweise kartographischer Art, die ja auch in der allgemeinen Flurdenkmalforschung von Nutzen wären.

So können wir denn das vorgelegte Werk zusammenfassend nur mit einem Begriff aus der Religionswissenschaft und Symbolkunde bewerten: es ist, nehmt alles nur in allem, bestenfalls ambivalent.

Emil Schneeweis

Niko Kuret, Jaslice na Slovenskem. Kulturnozgodovinski in narodopisni oris. (Die Weihnatskrippe bei den Slowenen. Kulturhistorischer und volkskundlicher Umriß.) Ljubljana, Verlag „Družina“, 1981. Geb. 288 Seiten, 254 Abb.

Erheblich später als die freilich auch im Gegenwartsbrauchtum des Krippenbauens sozusagen „klassischen“ Krippenländer Tirol und Bayern haben sich auch die Länder des einstigen Innerösterreich auf dieses Erbe des „gefrorenen“ geistlichen Volksschauspiels in Kleinbühnenräumen und Figurinen mancherlei Werkstoff und Techniken besonnen. Bald aber zeigte sich, gemessen an der reichen bayrischen Krippentradition (vgl. L. Kriss-Rettenbach, Anmerkungen zur neueren Krippenliteratur. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1966/67) und jener Tirols einschließlich der nachmals für Slowenien so bedeutsamen Werkstatttraditionen von Südtirol, insbesondere Gröden (J. Ringler, Alte Tiroler Weihnatskrippen. Innsbruck–München 1969), daß auch die Steiermark, Kärnten und Krain einen vorher nicht für wahrscheinlich gehaltenen, bei den Slowenen allerdings auf die Alpinzonen beschränkten, Pannonien (Übermurgebiet/Prekmurje) und das Küstenland (Primorje) wie den Bereich von Görz sichtlich ausschließenden Anteil am Krippenbrauchtum hatten. Auch diese Länder konnten einen nicht unbeträchtlichen Anteil ihres Erbes an solchen geistlich ausgerichteten Gebilden des Spätmittelalters, vor allem der Barockzeit und noch über die Aufklärung herauf bis unmittelbar in unsere, wiederum stärkstens von Tirol (Gröden) her diesbezüglich angeregten Welt des liebenswerten Kleintheaters religiös-weihnachtlicher, seltener der Passion zugehöriger Thematik erhalten, periodenweise neu beleben.

Begonnen hatte die wissenschaftlich ausgerichtete Beschäftigung mit dem Volkskunstwerk „Krippe“ für die alt-innerösterreichischen Lande mit meinem

schmalen Büchlein, das kein Grazer Verlag von dem völlig unbekanntem Museumsbeamten nehmen wollte. Bis sich eben Leopold Schmidt nach einem Vortrag in Wien des Manuskriptes annahm, es unter großen Opfern wie zuvor des gleichen Verfassers „Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark“ (Wien 1951) herausbrachte als Leopold Kretzenbacher, „Weihnachtskrippen in Steiermark. Kleine Kulturgeschichte eines Volkskunstwerkes“. (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. III, Wien 1953). Immerhin war damit der Versuch gemacht, Gegenwärtiges aus dem Ererbten zu erkennen, kulturgeschichtlich das Heute aus dem vorgestern Blühenden, nicht ohne Anfeindungen durch die Aufklärung und durch allzu spiritualistisch sich gebärdende (Kirchen-)Kräfte von gestern Durchbewahrtes zu fassen. Schon waren freilich Rudolf Berliners „Denkmäler der Krippenkunst“, in Lieferungen, Augsburg ab 1927, und sein Aufsatz „The Origin of the Crèche“ (Gazette des Beaux Arts, Paris 1946) erschienen, die Vorläufer des so großartigen Werkes R. Berliners, „Die Weihnachtskrippe“, München 1955, auf das sich seither Studien zu solchen Themen stützen, es auch gesichert können, zumal auch in den so zahlreichen Archivnachrichten und Gegenwartsbestände erfassenden Regional-Publikationen der jüngeren Zeit wie das Monumentalwerk von Alfred Karasek/Josef Lanz, „Krippenkunst in Böhmen und Mähren vom Frühbarock bis zur Gegenwart“, Marburg/Lahn 1974 oder Christoph Daxelmüller, „Krippen in Franken“, Würzburg 1978 usw.

Für Innerösterreich zog dann ein Vierteljahrhundert (!) nach jenem Steiermark-Hefte Ilse Koschier nach mit dem reichhaltigen und gründlich gearbeiteten Bande „Weihnachtskrippen in Kärnten“, Klagenfurt 1978 (Kärntner Museumschriften, Bd. 63). Niko Kuret hat dieses Kärntner Werk für sein hier anzuzeigendes eigenes Buch zur Krippenkunst bei den Slowenen leider nicht mehr berücksichtigen können. Man muß dazu wissen, wie lange es im Manuskript schon „fertig“ war, ehe es 1981, nun aber geradezu bibliophil ausgestattet, endlich erscheinen durfte, in einem Lande, dessen Wissenschaftsinstitutionen religiöse Thematik keineswegs ausschließen, ihnen aber doch auch nicht zu solchen Prachtwerken mit vorzüglichen Farbtafeln innerhalb von nicht weniger als 254 Abbildungen offenstehen.

Für Niko Kuret, den führenden slowenischen Brauchtumsforscher (man denke an sein vierbändiges Werk zum Jahrlaufbrauchtum „Praznično leto Slovencev“, Celje/Cilli 1965, 1967, 1970) war dies keineswegs Neuland. Wie so oft, kommt er vom „Erlebnis“ und vom Praktischen her. Hier von der Krippenbewegung (1. Krippenausstellung bei den Slowenen Ljubljana/Laibach 1934) der religiös offenkundig sehr tief veranlagten Slowenen (man vgl. den Reichtum ihres geistlichen Volksliedes im kürzlich, 1981 erschienenen II. Bande des Volksliedwerkes „Slovenske ljudske pesmi, Pripovedne pesmi“ (Erzählende Lieder), hrsg. von Zmaga Kumer/Milko Matičetov/Valens Vodušek, Ljubljana 1981, mit der Fülle slowenischer Legendenlieder!) nahm Niko Kurets kleine Schrift am Vorabend härtester Zeit ihren Ausgang: „Delajmo jaslice“ („Auf zum Krippenbauen“). „Pomen in postavljanje jaslic“ (Bedeutung und Herstellung von Krippen), Ljubljana Ende 1941. Das war eine Art Anleitung zum Basteln, aber doch auch mehr. Dieses Mehr spiegelt sich jetzt in diesem slowenischen Prachtwerke (Deutsche Zusammenfassung S. 277–288, einschließlich der genauen, sehr wertvollen, für eine überregionale Forschung wichtigen Bildbeschreibungen!) von 1981. Es ist keines-

wegs so, daß sich Niko Kuret, weltoffen in allen Anschauungen und seinen zahlreichen wissenschaftlichen Werken dies auch bekundend, etwa auf das slowenische Erbe innerhalb der abendländischen, zumal von Tirol wie auch von Italien (vgl. Angelo Stefanucci, „Storia del Presepio“, Rom 1944 und weltweite Krippenpropaganda durch ihn!) so sehr geförderte Krippenbewegung beschränkt hätte. Er stellt das Phänomen „Krippe“ so wie Rudolf Berliner in den gesamten europäischen Bilderkreis der Weihnachtsdarstellungen, auch für Slowenien schon in den Wandmalereien der (einstmals untersteirischen) Benediktiner-Abtei Oberburg, heute Gornji grad, im 13. Jhdt., bald darauf um 1300 zu Untermauten, Vrzdeneč bei Spodnja Muta im untersteirischen Drautale kennzeichnend ausgeprägt, hier wiederum mit allen kunsthistorisch wünschenswerten Daten versehen, auch abgebildet.

Die Fragen nach der kirchlich-pastoralen wie der laienfromm-volkskundlichen Bedeutung der Krippe, nach ihren Denkmälern außerhalb Sloweniens und den Kirchenkrippen dieses Landes, nach den Haus- („Familien“-)Krippen in der Verschiedenheit der Bedingungen und Vorbilder für Stadt und Land, nach ihrer „Verbindlichkeit“, wie wir mit Hanns Korens glücklich geprägtem Begriff sagen sollten für „das Volk“, nach dem Fortleben der slowenischen Krippenbewegung nach dem Zweiten Weltkriege unter so sehr veränderten Verhältnissen des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens in der Trennung von Kirche, Religion und Staat, nach einzelnen, vom Ausland her wirkenden, im Lande selbst unter verschiedenen Einwirkungen zu in sich stark variierenden Stilformen arbeitenden Krippen-Werkstätten: sie alle bilden jeweils ein Kapitel in diesem reich mit übergreifender, das Lokale in weite Bezüge stellenden Buche. Das alles ist klar und mit oft überraschenden Ergebnissen wie z. B. der landschaftlich innerhalb des Siedlungsraumes der Slowenen festgestellten Unterschiedlichkeit in der Verdichtungs- oder dem bis 1900 und noch länger völlig Fehlenden an Krippenbelegen und der Wechselwirkung zwischen dem Phänomen „Krippe“ und dem Grünschmuck zur Mittwinter-Weihnachtszeit aufgediegt.

Immerhin: zu den Traditions- und Motivations-Landschaften Bayern, Tirol und Italien stellt sich nun nach den bisher vorliegenden Regional-Untersuchungen auch das alte Innerösterreich als eine ganz deutlich, nicht nur in solchen Einzelbeispielen überraschend in sich trotz der Verschiedenheit der ethnischen Überlieferungsträger, der Slowenen wie der Deutschen, in vielem eng mit der Romania Friauls und des Veneto verbunden, eigenartig „einheitlich“ ausgeprägte Kulturlandschaft. So ist denn auch dieses Geschichte und Gegenwart umfassende Werk von Niko Kuret wiederum ein höchst willkommener Beitrag zur Kenntnis der Volkskultur unseres slowenischen Nachbarvolkes, des Mehrvölker-Lebensraumes der Südostalpen wie auch ein gewichtiger Beitrag zu einer immer als Fernziel vor uns stehenden Ethnologia europaea.

Leopold Kretzenbacher

Maria Hellstern, Erika Bachmann, Susi und Simba kommen zur Krippe. Kinderweihnacht mit kleinen Tieren. Freiburg–Basel–Wien, Herder Verlag 1981. Geb., nicht paginiert, 40 Seiten, 35 Abb.

Das Christentum als Weltreligion hat in allen seinen großen Bekenntnissen kaum jemals ein mitfühlendes Nahverhältnis (gr. *sympátheia*) zum Tier bekundet. Ochs und Esel werden nicht schon in den Evangelien, sondern erst mehrere Jahrhunderte später erst in den Apokryphen erwähnt, im liturgischen ordo des Dreikönigtages bzw. der Beschneidung genannt, frühestens im 12. Jahrhundert bildlich, vielleicht ab dem 13. Jahrhundert gelegentlich lebend eingeführt, zu „Zeugen“ der Christgeburt. Daß ein Franz von Assisi die beiden lebendig zu seiner (aus der Kirche und ohne die hl. Gestalten) in den Wald von Greccio (anno 1223) verlegten „Weihnachtsfeier“ (nicht „Krippendarstellung“!) holte, entsprach seinem allverbundenen Wesen, das in jeglicher Kreatur immer nur den Schöpfer und das Mit-Wesen erkannte, ihn befähigte, seinen „Sonnengesang“ zu singen, „Gefühl“ und „Stimmung“ in den Teilnehmern zu wecken, selber den Vögeln zu predigen wie nachmals sein Bruder im Geiste und im Orden Anton von Padua den Fischen. Kirchliche „Tiersegen“ hatten eher privaten Charakter. Sie sollten vor allem auch nützen, Arbeitskraft und Leistung der Tiere für den Menschen zu erhalten. Daß „Tiere an hl. Stätte“ gehalten wurden und vereinzelt werden (vgl. ÖZV XXXVI/1982, S. 233–252) war immer nur in Mirakelberichten, Legenden, Sagen begründet, ist eher (wie es Leopold Schmidt nannte) ein „heraldisches Motiv“. Zoologische Gärten, entstanden zu unterhaltend-belehrender Schau aus den Menagerien der Fürsten, gibt es bes. seit dem 18. Jahrhundert (Schönbrunn/Wien seit 1752). Der „Streichelzoo“, den Kindern die Nähe zum Mitgeschöpf Tier in liebender Zuneigung beizubringen, ist gar eine Erfindung unserer Zeit; eine richtige Innovation also! Sie aber steht, wohl nicht ohne gespürten (und geführten!) Zusammenhang mit der noch jüngeren Innovation, die es seitens kirchlicher Seelenführung eines „Guten Hirten“ den Kindern erlaubt, ihre lebenden Lieblinge, Hunde, Katzen, Meerschweinchen, Hasen, Kaninchen mit zur Krippe in das evangelische Gotteshaus zu bringen, dort sogar ein lebendes Eselein mit Geschenken für Arme, Kranke in einem nahen Altersheim zu beladen. So wenigstens hält man es auf Anregung des protestantischen Pastors Dr. theol. (Theologie, Völkerkunde, Religionswissenschaft in Marburg/Lahn) et Dr. phil. (Volkskunde in München) Ebermut Rudolph zu Kempten im Allgäu. Seine vor etlichen Jahren erfolgte Anregung scheint zunächst einmal bei Kindern und Eltern, aber auch bei der Presse freundlich Anklang gefunden zu haben. Alljährlich berichten die Lokalzeitungen von solcher Kemptener Krippenfeier mit lebenden Tieren. Sie fand in Maria Hellstern eine liebevolle Besprecherin, in Erika Bachmann eine gute Photographin. Beide dienen auch einer Dokumentation zur Innovationsaufweitung der Gegenwartsvolkskunde.

Leopold Kretzenbacher

Richard Jeřábek, *Plastika lidových tvurcu*. (Plastik der Volksschöpfer). Odeon, Prag, 1981, 71 S.

Diese Monographie des Brünner Fachmannes für Volkskunst erschien in der bekannten Edition „Gegenwärtige tschechische Kunst“. Sie befaßt sich mit dem gegenwärtigen Stand der nichtprofessionellen bildnerischen Kunst, sie schildert die Lust, das Streben und die Fähigkeiten, zu schaffen, wie der Autor in der Einleitung sagt. Jeřábek wählte für die Monographie 31 Schaffende aus, die

vorwiegend Holz bearbeiten, aber auch Stein, Ton und Metall. Es ist dies eine repräsentative Auswahl aus insgesamt zirka 150 Schöpfern dieser Art, die Jeřábek bei seiner Forschung in den letzten Jahren auf tschechischem Gebiet fand. Einige von ihnen knüpfen an die traditionelle Volksplastik an, andere gehören eher in den Bereich der Naiven Kunst, wieder andere orientieren sich an der stilechten professionellen Kunst und lassen sich durch sie inspirieren. Die Zusammenhänge mit der traditionellen Volkskunst treten am meisten im östlichen Bereich der tschechischen Ethnik, in Mähren, der sogenannten Mährischen Walachei und in Schlesien hervor. Die Gestalter sind größtenteils Landwirte, Arbeiter, aber auch Lehrer und Angestellte. Die Thematik ihrer künstlerischen Äußerungen reicht von Jugenderinnerungen, religiösen Denkanstößen, Volkssitten, Trachten und Sagen gestalten bis zu Figuren der Arbeitswelt, Geschichte und Literatur.

Die Verdienste der Monographie Jeřábeks beruhen darauf, daß er den heutigen Stand des Schaffens der nichtprofessionellen Schöpfer von Plastiken untersuchte und Vergleiche mit der gesamten gegenwärtigen tschechischen bildnerischen Kunst anstellte.

Zusammenfassend kann man sagen, daß sich dieses Schaffen zwischen mehreren Polen bewegt: zwischen der älteren Volkstradition, der Naiven Kunst und professionellen Einflüssen.

Die einzelnen Künstler stellt Jeřábek durch Photos ihrer typischen Werke vor, dazu kommen kurze biographische Angaben und eine Charakterisierung der bedeutendsten Merkmale und Bereiche ihres Werkes. Jeřábek hält kritische Distanz, beurteilt die Werke ohne Sentimentalität und ordnet sie in ein gesellschaftliches und kulturelles System ein. Es ist nur zu bedauern, daß das Volumen der Edition begrenzt ist; die umfangreiche Monographie zeigt die großen Kenntnisse des Autors und würde größeren Raum verdienen.

Oldřich Sirovátka, Brünn

Tache Papahagi, Grai, Folklor Etnografie. Ediție și prefață de Valeriu Rusu.
Editura Minerva, Bukarest 1981. XIV, 738 S. 49 Abb.

Der umfangreiche Band enthält neben Vorlesungen des berühmten Sprachwissenschaftlers und Volkskundlers Papahagi verschiedene, verstreut erschienene und heute meist kaum mehr erreichbare Texte und Übersetzungen. Der erste Teil beschäftigt sich mit der Terminologie verschiedener Gegenstände der Sachvolkskunde und bringt dazu auch Abbildungen im Text, Ergebnisse von Forschungen des Autors aus dem Jahre 1927. Hier handelt es sich zunächst um die nordrumänische Landschaft Maramuresch, deren geistiger Volkskultur der zweite Teil gewidmet ist (S. 79–390). Im Unterschied zu anderen Sammlungen hat Papahagi seinen Texten wissenschaftlich fundierte Einleitungen vorausgestellt, in denen auch vergleichende Beobachtungen zu anderen, teilweise in der Volkskunde verwandten Räumen mitgeteilt werden; so zum Beispiel werden Beziehungen zur Forschung von Max Leopold Wagner „Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache“ hergestellt. Zu den Texten der Balladen und Volkserzählungen bringt der Autor ein 25 Seiten umfassendes Glossar, zu einzelnen Erscheinungen der Volksmusik teilt er auch die Noten mit. Instruktiv sind daneben die Photo-

graphien, die aus den Jahren 1920–1924 stammen und Szenen von Volksbräuchen und aus dem Volkstheater festhalten, das damals noch keinerlei „Regie“ unterlegen war und in den schlichten Kostümen wohltuend von modernen Kostümierungen absticht.

Der dritte Teil führt in den Bereich der Aromunen, somit in die engere Heimat von Papahagi. Zunächst stellt der Autor den aromunischen Dichter Marcu Beza (1882–1949) vor, dessen Texte größtenteils zweisprachig mitgeteilt werden. Auch dazu bietet er wieder ein Glossar.

Der vierte Teil entspricht dem Band V der „Biblioteca Națională a Aromânilor“ und enthält mazedorumänische und aromunische Texte, die im Original etwa zwischen 1888 und 1925 erschienen waren. Darunter befindet sich auch die interessante Studie von Perikles Papahagi über die aromunische Volksliteratur aus dem Jahre 1900.

Diese Volkslieder, Gedichte, Erzählungen unterschiedlichen Genres und kritischen Beobachtungen stammen aus Kalendern und Almanachen, die heute Seltenheitswert besitzen. So ist man dankbar, ein reichhaltiges Material verfügbar zu haben, auch wenn die einzelnen Blätter für die Volkskunde von unterschiedlichem Interesse sind.

Der Band stellt mit seinem gemischten Inhalt eine Art volkskundlicher Anthologie dar, er wird in Teilen stärker den Dialektologen und in andern Teilen stärker den Brauchtumsforscher beschäftigen, erinnert jedoch auch daran, daß Papahagi noch zu jenen Forschern gehörte, der Volksmusikinstrumente nicht nur beschrieben hat, sondern das Spielen auf ihnen erlernt – und nach dem Zeugnis vieler – selbst meisterlich zum Vergnügen seiner Zuhörer unterm Volk praktiziert hat.

Felix Karlinger

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Text der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage (1819). Hrsg. und mit einer Biographie der Grimmschen Märchen versehen von Heinz Rölleke. 2 Bände, 592 S. Eugen Diederichs Verlag, Köln 1982.

Es ist erfreulich, daß die sonst schwer erreichbare zweite Auflage der KHM nun wieder in einer gut lesbaren Ausgabe vorliegt. Rölleke hat den Text nicht nur gründlich revidiert, sondern er hat den Textbestand auch glänzend kommentiert. Sein Nachwort umfaßt 62 Seiten und bietet einen sachlich wie fachlich hervorragenden Überblick über die Geschichte der KHM, wobei vor allem die Bedeutung gerade der 2. Auflage herausgestellt wird. Wer sich mit den Grimm näher beschäftigt, wird ohne dieses Nachwort nicht auskommen, das auch auf Details eingeht und die wichtigsten Veränderungen in den einzelnen Texten angibt.

Die vorliegende Ausgabe ist jedoch keinesfalls ein ausschließlich für den Wissenschaftler gedachtes Buch, vielmehr eignet es sich auch in vollem Umfang als Lese- oder Vorlesebuch. Dem kommt besonders das alphabetische Verzeichnis der Märchentitel entgegen. Auf Anmerkungen zu den einzelnen Märchen wird verzichtet und so der wissenschaftliche Apparat nicht zerdehnt. Trotz der vielen

Grimm-Ausgaben ist die vorliegende keine überflüssige Erscheinung und wird sicher ihren Zweck erfüllen.

Felix Karlinger

Jack Zipes, Rotkäppchens Lust und Leid – Biographie eines europäischen Märchens. Eugen Diederichs Verlag, Köln 1982. 218 S., 28 Ill. und 9 Farbtafeln.

Die Stärke dieses Buches liegt in dem vorzüglichen Bildmaterial und in der geschickt ausgewählten Anthologie einschlägiger Texte, die Schwäche in der Einleitung. Der Autor geht verständlicherweise von der Perraultschen Version aus, bringt jedoch keine exakte Untersuchung des Motivs, sondern lediglich eine Analyse des bekannten Salonmärchens und der davon beeinflussten Nacherzählungen. Leider folgt Zipes auch zu sehr der Hypothese seiner Vorgänger, der Stoff stamme aus dem französischen Raum, wogegen unter anderem spricht, daß das Motiv vom Dämon und dem Kind seit der Antike belegbar ist und daß es eine besonders starke Verbreitung auf dem Balkan und im südlichen Italien gefunden hat.

Dabei wird zu leicht übersehen, daß zoomorphe Dämonen auch in literarischen Texten bereits vor Perrault auftauchen und einem in Frankreich vorgeblich besonders starken Werwolf-Glauben das Wort geredet wird.

Man müßte, um Klarheit zu schaffen, zwei Gesichtspunkte herausstellen: 1. die Erzählung von Perrault ist kein Märchen, sondern nach dem Verständnis der Volkskunde eine Sage; 2. das Motiv von dem Dämon, der einem Kind auflauert, endet in den meisten Volkserzählungen mit einer Überlistung des Dämons, manchmal kommt noch hinzu, daß neutrale jenseitige Mächte durch die spendefreudige Art des Kindes freundlich gestimmt werden.

Daß Perrault den Stoff als pädagogische Warn- und Schreckgeschichte akzentuiert hat, steht außer Frage, aber ob der Typus als Schreckmärchen (in der Folge von Marianne Rumpf) determiniert werden kann, hat zu Recht bereits Walter Scherf (Lexikon der Zaubermärchen, Stuttgart 1982, S. 315) in Zweifel gezogen. Auch in Detailfragen konzentriert sich Zipes zu sehr auf französische Verhältnisse und übersieht dabei, daß nicht nur Erzählstoffe, sondern auch Volksglaubensvorstellungen weiter verbreitet sind. Er stellt fraglos richtig die latente sexuelle Komponente der Perraultschen Fassung heraus, scheint jedoch nicht zu wissen, was „chaperon rouge“ und ähnliche Bezeichnungen im Kasernenjargon und in grobianistischen Wendungen des Dreißigjährigen Krieges bezeichnen: die menstruierende Frau. Menstruationsblut als Abwehrzauber gegen Dämonen spielt in der Tat in manchen Varianten unseres Motivs eine Rolle, jedoch ist schwer zu sagen, ob Perrault diese Funktion gekannt beziehungsweise richtig verstanden hat.

Sieht man von derlei prinzipiellen Lücken oder Irrtümern ab, ergibt sich sonst aus der Deutung von Zipes ein informationsreiches Bild der Resonanz unseres Stoffes im gesellschaftlichen Bereich der vergangenen Jahrhunderte. Die Texte bringen dazu viel Amüsantes und Erheiterndes.

Zur Bibliographie von Zipes sind nachzutragen die zweibändige Studie von Rolf Hagen, „Der Einfluß der Perraultschen Contes auf das volkstümliche Erzähl-

gut und besonders auf die KHM“ (Göttingen 1954/55), G.-L. Fink, „Naissance et apogée du conte merveilleux en Allemagne“ (Paris 1966), und der interessante Beitrag von Jacques Geninasca, „Conte populaire et identité du cannibalisme“, in der Nouvelle Revue de Psychanalyse 1972, der exakt zwischen Kannibalismus und Anthropophagie unterscheidet, ein Problem, das dann akut wird, wenn anstelle des nichtmenschlichen Dämons der Werwolf auftritt.

Leider hält das Buch nicht, was der Untertitel verspricht, doch ist die Textsammlung wertvoll und die Einleitung bei aller Einschränkung anregend.

Felix Karlinger

Büchereinlauf
der Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde

Christus-, Marien- und Heiligenverehrung (1970–1982)

Erstellt von Klaus Gottschall

Peter Assion, Stefan Wojcichowski, Die Verehrung des Heiligen Blutes von Walldürn bei Polen und Tschechen. SA aus: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte, Bd. 22, Speyer 1970, S. 141–167, Abb. 21.781 SA

Dietmar Assmann, Hl. Florian, bitte für uns. Heilige und Selige in Österreich und Südtirol. Tyrolia-Verlag, Innsbruck–Wien–München 1977, 168 S., Abb., teils farbig. 24.641 N

Karl Babl, Emmeran von Regensburg – Legende und Kult. Verlag Lassleben, Kallmünz 1973, 310 S., Abb. 23.685 N

Medard Barth, Die Verehrung des heiligen Josef im Elsaß vom Mittelalter bis auf die Gegenwart. Editions de la Société d'Histoire de l'Eglise d'Alsace, Haguenau 1970, XI + 298 S., Abb. 21.634 N

Georg Beck, Der heilige Otto von Bamberg. Leben und Werk des großen Bischofs. St. Otto-Verlag, Bamberg 1962, 46 S., Abb. 25.486 N

Stephan Beissel, Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland im Mittelalter. Mit einem Vorwort zum Nachdruck von Horst Appuhn. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1976, XII + 143 S., Reg. 24.410 N

Gertrud Benker, Christophorus. Patron der Schiffer, Fuhrleute und Kraftfahrer. Legende, Verehrung, Symbol. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1975, 192 S., Abb., teils farbig. 22.987 N

Sigrid Braunfels-Esche, Sankt Georg. Legende, Verehrung, Symbol. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1976, 228 S., Abb. 24.241 N

Paolo Collura, Santa Rosalia nella storia e nell'arte. S. F. Flaccorio, editore, Palermo 1977, 201 S., Abb., teils farbig, Illustr. 25.529 N

Otto Dittrich, St. Aldegundis, eine Heilige der Franken. Ste. Aldegonde une sainte des Francs. Französische Übersetzung von Arthur Liefvooghe. Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 1976, 220 S., Abb., Faltkarte. 24.161 N

Baron Ludwig Döry, Die Verehrung des Speyrer Gnadenbildes in der Wetterau im 18. Jahrhundert. SA aus: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte, 25. Jg., 1973, S. 45–63. 26.091 SA

Josef Fellenberger, gen. Reinold, Die Verehrung des Heiligen Gotthard von Hildesheim in Kirche und Volk. Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1970, 412 S., Abb., Karten (= Rhein. Archiv, 74). 21.525 N

Thomas und Helene Finkenstaedt, Der Wies-Heiland. Seine Devotional-Kopien und verwandte Andachtsbilder des Christus an der Geisselsäule. Ein Katalog. 1981, 309 S., Bildteil. 24.178/9 N

Eduard Foltin, „250 Jahre hl. Johannes Nepomuk“. Sonderschau im Dommuseum Salzburg. SA aus: Österr. Ärztezeitung (Kultur im Zeitgeschehen), 34. Jg., Heft 9, 10. Mai 1979, S. 609–610, Abb. 26.266 SA

Jakob Fried, Die heiligen Nothelfer. Verlag der Missionsgesellschaft „Königin der Apostel“, Wien 1938, 112 S. 28.211 N

Elfriede Grabner, Maria vom guten Rat. Ikonographie, Legende und Verehrung eines italienischen Kultbildes. SA aus: Volkskunde/Fakten + Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt. Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde, Wien 1972, 327–338. 22.153 SA

Albrecht A. Gribl, Unsere Liebe Frau zu Dorfen. Kultformen und Wallfahrtsleben des 18. Jahrhunderts. Druckerei/Verlag Norbert Präbst, Dorfen 1981, 597 S., Tab., Karten, Abb. 28.661 N

Wolfgang Gürtler, Sankt Martin – Landespatron des Burgenlandes. SA aus: Volk und Heimat, 3/1978/79 (Jg. 32), Eisenstadt 1978/79, S. 1–2, 3 Abb. 26.542 SA

P. Andreas Hamerle (C.Ss.R.), Der Heilige Klemens Maria Hofbauer „Apostel von Wien“. Ein Lebensbild. Verlag: Wien, 1. Bezirk, Salvatorgasse 12, Wien 1912, 60 S., Illustr. 28.204 N

Wolfgang-Hagen Hein, Christus als Apotheker. Govi-Verlag, Frankfurt am Main 1974, 82 S., Abb. (= Monographien zur pharmazeutischen Kulturgeschichte, Bd. 3). 22.880/3 N

Derselbe, Christus als Apotheker. Ausstellung des Focke-Museums Bremen vom 30. 9. bis 2. 11. 1975. Hefte des Focke-Museums, Nr. 43, Ausstellungen – Berichte – Wegweiser; hg. v. Rosemarie Pohl-Weber. Govi-Verlag, Frankfurt am Main 1975, 24 S., Abb. 23.373 FM-A

Hans Hofmann, Die Heiligen Drei Könige. Zur Heiligenverehrung im kirchlichen, gesellschaftlichen und politischen Leben des Mittelalters. Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1975, 496 S., Abb., Karten (= Rheinisches Archiv, 94). 24.747 N

Karl Hold, Austria sancta. Die Heiligen und Seligen Niederösterreichs. II. Seit dem Regierungsantritte der Habsburger. 11. Heft der Studien und Mitteilungen aus dem kirchengeschichtlichen Seminar der theologischen Fakultät der k. k. Universität in Wien. Mayer & Comp., Wien 1913, 149 S. 28.202 N

Hermann Holzbauer, Mittelalterliche Heiligenverehrung: Heilige Walpurgis. Verlag Butzon & Bercker, Kavelaer 1972, 544 S., Abb., Karten (= Eichstätter Studien, Neue Folge, Band V). 22.476 N

Günther Kapfhammer, St. Leonhard zu Ehren. Vom Patron der Pferde, von Wundern und Verehrung, von Leonhardifahrten und Kettenkirchen. Rosenheimer Verlagshaus A. Förg, Rosenheim 1977, 208 S., Abb. 24.740 N

Gerhardt Kapner, Barocker Heiligenkult in Wien und seine Träger. Österreich Archiv. Schriften des Instituts für Österreichkunde, hg. v. Erich Zöllner. Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1978, 148 S. 25.414 N

Felix Karlinger, Die Heilige Maria Domenica Mazzarello. Leben und Wirken (1837–1881). Festgabe zum 100. Todestag der Heiligen. Don Bosco-Schwestern Rottenbuch, Salesianer-Druckerei, Ens Dorf 1981, 115 S., 1 Farbabb. 27.755 N

Karl Kolb, Vom Heiligen Blut. Eine Bilddokumentation der Wallfahrt und Verehrung. Verlag Echter 1980, 206 S., Abb., teils farbig. 26.853 N

Karl Kosel, Hilda Thummerer, Der heilige Ulrich. Seine Darstellung und Verehrung im Bistum Augsburg vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. Ausstellung im Ulrichssaal am Domkreuzgang vom 15. Juni bis 29. Juli 1973, 42 S., Abb. 22.468 FM-A

Harry Kühnel et alii: 800 Jahre Franz von Assisi. Franziskanische Kunst und Kultur des Mittelalters. Krems-Stein, Minoritenkirche: 15. Mai bis 17. Oktober 1982, NÖ. Landesausstellung. Wien 1982, XXVIII + 775 S., Abb., teils farb., Karten. 28.785 FM-Ö

Leonhard Küppers (Hg.), Die Gottesmutter. Marienbild im Rheinland und in Westfalen. Verlag Aurel Bongers, Recklinghausen 1974. 2 Bde., 1. Bd. 411 S., Abb.; 2. Bd. 505 S., Abb., teils farbig. 25.516/1, 2 N

Franz Loidl, Immaculata-Verehrung in Österreich. SA aus: Christusglaube und Mariendogma. Beiträge von Mitgliedern der kath.-theolog. Fakultät der Universität Wien nach Themen von Maipredigten in St. Stephan in Wien im Jahre 1967. Regensburg o.J., S. 119–128. 21.777 SA

Peter Manns (Hg.), Die Heiligen. Alle Biographien zum Regionalkalender für das deutsche Sprachgebiet. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz ³1977, XIV + 608 S., Abb. 25.292 N

Colette Méchin, Saint Nicolas. Fêtes es traditions populaires d'hier et d'aujourd'hui. Espaces des hommes, Berger-Levrault, Paris 1978, 178 S., Abb., teils farbig. 25.296/2 N

Carlo Melchers, Erna und Hans Melchers (Hg.), Das große Buch der Heiligen. Geschichte und Legende im Jahreslauf. Südwest Verlag, München 1978, 840 S., Abb., teils farbig, Illustr. 25.662 H-App.

P. Ildephons Mühlbacher, Maria, Österreichs Schutzfrau. Geschichte des Gnadenbildes „Unsrer Lieben Frau mit dem geneigten Haupte“ in der Kirche der Karmeliten in Wien-Döbling. Karmeliten, Wien o.J., 46 S., 1 Abb. 28.217 N

Johannes Neuhardt (Schriftleitung), 250 Jahre hl. Johannes von Nepomuk. Katalog der IV. Sonderschau des Dommuseums zu Salzburg. Mai bis Oktober 1979. Selbstverlag des Dommuseums, Salzburg 1979, 160 S., Abb., teils farbig. 25.945 FM-Ö

Walter Nigg, Elisabeth von Thüringen. Die Mutter der Armen. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 1979/1980, 113 S., Farbabb. 28.643 N

Genoveva Nitz, Albertus Magnus in der Volkskunst. Die Alberti-Tafeln. Verlag Schnell & Steiner, München 1980, 88 S., Abb., teils farbig. 27.424 N

Oloph Odenius, Augustinus och gossen vid havet. Motivhistoriska anteckningar kring en målning från sätra kyrka (säter). SA aus: Västergötlands fornminnesförenings Tidskrift 1969, 34 S., 5 Abb., (Der hl. Augustinus und der Knabe am Meer). 21.145 SA

Hildegard Ohse, Das St. Agatha-Fest in Sizilien. Der Kult an seinem Ursprungsort Catania. Ein Beitrag zur volkstümlichen Heiligenverehrung in der Gegenwart. Im Selbstverlag, München 1972, II + 174 S., Abb. 22.387 N

Franz Ortner, Heiligenverehrung zwischen Romantik und Moderne in Wien. Wiener Dom-Verlag, Wien 1972, XVI + 175 S. (= Veröffentlichungen des Kirchenhistorischen Instituts der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien, Bd. 12). 22.361 N

Peter Pfarl, Rudolf Zinnhobler, Der heilige Wolfgang. Leben, Legende, Kult. Oberösterreichischer Landesverlag, Linz 1975, 280 S., Abb. (80 S. Text). 23.436 N

Philips-Universität Marburg (Hg.), Sankt Elisabeth. Fürstin, Dienerin, Heilige. Aufsätze, Dokumentation, Katalog. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1981, 570 S., Abb., 3 Kartenbeilagen. 28.639 FM-A

Hans Pörnbacher, Sankt Irmengard. Die Heilige des Chiemgaus. Anton H. Konrad, Weißenhorn (Bayern) 1977, 40 S., Abb., teils farbig. 25.871 N

Paul Ernst Rattelmüller, Das große Leben Christi, gezeigt an der Jahreskrippe des Fürstbischofs Graf von Lodron zu Brixen. Süddeutscher Verlag, München 1975, 122 S., Farbb., Zeichnungen. 23.471 N

Georg Reitter, Sankt Chrysanthen. Das alte Wallfahrtsheiligtum in Osttirol und seine europäischen Kultzusammenhänge. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1976, 239 S., 1 Farbt., Abb., 2 Karten (= Schlern Schriften 266). 24.467 N

P. Benno Roth (OSB), Zum Patronizium der „Drei Hl. Könige“ der Seckauer Basilika, geweiht am 16. September 1164. Im Selbstverlag des Verfassers, Seckau 1979, 28 S., Abb. (= Seckauer Geschichtliche Studien, hg. v. d. Abtei Seckau, Heft 31). 26.584 N

Paul Schallweg, Huif Himme! 33 Nothelfer für Leib und Seel. „rosenheimer“ („rosenheimer raritäten“), Rosenheim 1982, 144 S., Illustr. 28.699 H-App.

Leopold Schmidt, Der hl. Franz von Assisi in Volksfrömmigkeit und religiöser Volkskunst. SA aus: ÖZV XXXVI/85 Wien 1982, S. 69–99. 28.867 SA (Schmidt)

Derselbe, Eine Hussiten-Madonna im Stadtmuseum St. Pölten. SA aus: Mitteilungsblatt des Kulturamtes der Stadt St. Pölten, 26. Jg., 1977, Folge 10, S. 38–40, 1 Abb. 24.767 SA

Derselbe, Die Volksverehrung des hl. Jacobus major als Pilgerpatron mit besonderer Berücksichtigung Österreichs. SA aus: ÖZV Bd. XXXI/80, Wien 1977, S. 69–99. 24.542 SA

Marie-Theres Schmitz-Eichhoff, St. Rochus. Ikonographische und medizinhistorische Studien. Arbeiten der Forschungsstelle des Instituts für Geschichte der Medizin der Universität zu Köln. Bd. 3, Köln 1977, 452 S., Abb. 25.954 N

Emil Schneeweis, St. Florian als Soldatenpatron. SA aus: ÖZV XXV/74, 1971, S. 249–250. 21.802 SA

- Derselbe, St. Didacus (Diego) von Alcalá in Langenlois. Zur Ikonographie eines weniger bekannten Patrons gegen die Pest. SA aus: ÖZV XXIX/78, Wien 1975, S. 283–286, 1 Abb. 23.474 SA
- Derselbe, St. Donatus von Münstereifel – ein ehemals im Waldviertel hochverehrter Wetter- und Erntepatron. SA aus: Arbeitsberichte des Kultur- und Museumsvereines Thaya 1/1979, S. 53–54, Abb. 25.886 SA
- P. Gebhard Spahr, Der heilige Magnus. Leben – Legende – Verehrung. Verlag für Heimatpflege, Kempten/Allgäu 1970, 192 S., Abb., 21.513 N
- Helmut Sperber, Unsere Liebe Frau. 800 Jahre Madonnenbild und Marienverehrung zwischen Lech und Salzach. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1980, 190 S., Abb., teils farbig. 26.743 N
- Rainer Sprung, Die Verehrung des hl. Ivo an der Universität Innsbruck. SA aus: Festschrift Plöchl, o.O., o.V., o.J., S. 129–173 (Fotokopien). 24.477 SA
- Svetozar Sprusansky, Der heilige Sebald, seine Kirche und seine Stadt. Ausstellung des Landeskirchlichen Archivs im Stadtmuseum Nürnberg Fembohaus, 24. August bis 28. Oktober 1979. Selbstverlag der Evang. Luth. Kirchengemeinde Nürnberg-St. Sebald, Nürnberg 1979, 103 S., Abb., teils farbig (= Ausstellungskataloge des Landeskirchlichen Archivs in Nürnberg, Nr. 8). 27.176 FM-A
- Otto Swoboda, Heiliger Leonhard, der allgewaltige Viehpatron. SA aus: Ö. Ärztezeitung, 32. Jg. 1977, H. 21, S. 1367–1369, Abb. 24.857 SA
- Friederike Tschochner, Heiliger Sankt Florian. Unter Mitarbeit von Matthias Exner. Callwey Verlag, München 1981, 219 S., Abb., teils farbig. 27.962 N
- Arnold Van Gennep, Culte populaire des saints en Savoie. In: Archives d'ethnologie française. Collection dirigée par Jean Cuisinier. G. P. Maisonneuve et Larose, Paris 1973, 217 S., Abb., Karten. 22.482/3 N
- Georg Wacha, Der hl. Wolfgang auf Wallfahrerzeichen. SA aus: ÖZV XXXII/81, 1978, S. 263–273, Abb. 26.070 SA
- Lisl Waltner, Die Verehrung des heiligen Klemens in der Steiermark. Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde an der Philosophischen Fakultät der Karl-Franzens-Universität, Graz 1975, 154 + LV S. Abb. 23.848 Diss.
- Klaus Welker (Hg.), Heilige in Geschichte. Legende, Kult. Beiträge zur Erforschung volkstümlicher Heiligenverehrung und zur Hagiographie. Prof. Dr. Dr. Wolfgang Müller mit einer Bibliographie seiner Veröffentlichungen aus den Jahren 1940–1978 zugeeignet. Badenia Verlag, Karlsruhe 1979, 148 S., Abb., Skizze. 26.745 N
- Der heilige Wolfgang in Geschichte, Kunst und Kultur. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Landes Oberösterreich im Schloß zu St. Wolfgang i. Slk. vom 28. 5. bis 3. 10. 1976. Hg. v. Amt der oö. Landesregierung, Abt. Kultur, Linz 1976, 160 S., Abb., Karte, Zeichnungen. 23.852 FM-Ö
- Viktor Wratzfeld, Eusebius vom Viktorsberg. Geschichte – Legende – Kult. Ein Beitrag zur Geschichte der Heiligen Vorarlbergs. Vorarlberger Verlagsanstalt Ges. m. b. H., Dornbirn 1975, 167 S., Abb. (= Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. 11). 24.766 N

Zu: E. Grabner, Sankt Expeditus



Abb. 1: Der hl. Expeditus als Patron der Schiffahrer und Kaufleute. Kupferstich von Franz Xaver Jungwirth, 18. Jh., Steirisches Volkskundemuseum. Aufn.: Bildstelle am Landesmuseum Joanneum.

Zu: E. Grabner, Sankt Expeditus



Abb. 2: St. Expeditus mit dem Drachen. Ölbild, 18. Jh., ehemalige Minoritenkirche in Bruck a. d. Mur. Aufn.: Foto Vogrin, Bruck a. d. Mur.

Zu: E. Grabner, Sankt Expeditus



S. EXPEDITUS Märtyrer Sonderbarer Patron im glückliche und fertige aufrichting aller
geschäften. Inbis. Haus. Verrichtungen und Reisen. dessen Fest den 39^{ten} Aprilis,

Abb. 3: St. Expeditus mit Rabe und Sonnenuhr. Ölbild, 18 Jh., Diözesanmuseum Graz. Aufn.: Bildstelle am Landesmuseum Joanneum.

Zu: E. Grabner, Sankt Expeditus



Abb. 4: Expeditus-Darstellung auf einem Kapellenfresko in Fernitz bei Graz, 19. Jh. Aufn.: Elfriede Grabner.

Zu: E. Grabner, Sankt Expeditus



St. Expeditus.

Martiner. Besonderer Patron um glückliche und fertige Ausrichtung aller Geschäfte, Amts-, Standes-, Haus-Verrichtungen und Reisen, dessen Fest am 19. April celebrirt wird.

Abb. 5: Andachtsbildchen mit hl. Expeditus. Lithographie, 19. Jh., Steirisches Volkskundemuseum. Aufn.: Bildstelle am Landesmuseum Joanneum.

Zu: E. Grabner, Sankt Expeditus



Abb. 6: Expeditus-Statue in der Franziskanerkirche zu Graz, spätes 19. Jh.
Aufn.: Elfriede Grabner.

Andacht und Zuflucht
zu dem heiligen Märtirer
EXPEDITUS,
im Spitz und Gips in Mannig-
lingem und Gipsstein.

Lobgesang.

Heiligen Liedsing, Cyparida!
Eisener unner Gung im Zwick,
Mein Leben zu dem im Mann;
Was die sechs Kunst gesaiten,
Wiß und Gipsstein, weithen
Wagere Gips, Mannesda;
Lied sing das Besant besind,
Lied galung zum Lebensende,
Zu dem alten Gimmiltkann,
Wo die jetzt in Tandler weidest,
Den Gipsstein muß man besindest
Wag, mein altes Geben!
Lernen wir mit Gimmiltkann
Alle mein Gut und Wank,

Das ist das nichtig ist,
Müßig, das, gut im Gipsstein,
Was zu leben ist, überwinden,
Zu Gipsstein fassen Ruf,
Das ist die, was ist soll,
Was was nicht ist, abgeit wollen,
Das ist ein beistum sag,
Mein Gut das fängt und spon,
Geistlich, spon, was wir sind,
Gut und manne Wergan kann,
Das, was nicht, ist spon,
Was dem Gimmiltkann man weithen,
Und man Lötung firtig lab,
Lied sing zu mit Gips, Gimmilt,
Lied, man spon Lebensende,
Mein Gips kann nicht weithen,
Antiphon.
Das sind Gips, Gips und Gips,
Was kann Gips weithen.
S. Anthonius 1.2. in luc. c. 1.
A. O. Gips, Gips, was Gips,
P. Mein Gips Gips und Gips

Abb. 7: Gebetszettel mit „Andacht und Zuflucht“ zum hl. Expeditus. 19. Jh., Steirisches Volkskundemuseum. Aufn.: Bildstelle am Landesmuseum Joanneum.

Zu: H. Langer, Der hl. Franz von Assisi auf Fayencen



Abb. 1: Fayencekrug mit Darstellung des hl. Franz v. Assisi. Olmütz (Mähren), Dat. 1781.

Zu: H. Langer, Der hl. Franz von Assisi auf Fayencen

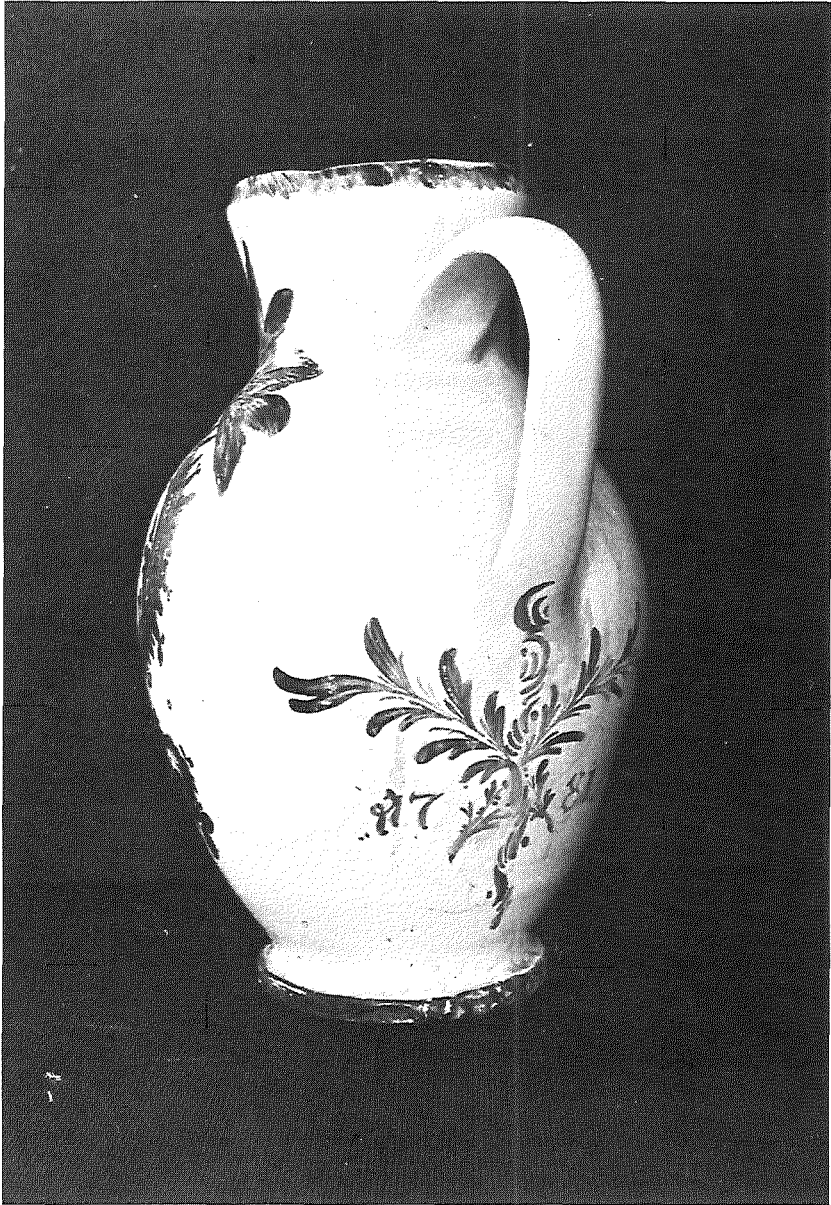


Abb. 2: Fayencekrug mit Darstellung des hl. Franz v. Assisi. Datierung 1781 unter dem Henkelansatz.

Zu: H. Langer, Der hl. Franz von Assisi auf Fayencen



Abb. 3: Fayencekrug mit Darstellung des hl. Franz v. Assisi. vermutl. Stampfen (Slowakei), 1. Drittel des 19. Jahrhunderts.

Oesterreicherischer
Schreib-Kalender,

Auf das Jahr nach der Geburt

1753 Christi 1753.

Welches ist ein gemeines Jahr von 365. Tagen.

Sambt Fortsetzung schön- und außerlesener Exempeln, herrlichen Miracul und Wunderzeichen, so Gott durch Kraft des H. Rosenkranzes vielfältig hat geschehen lassen.

Mit sonderbahren Fleiß gestellet: Durch

**WENCESLAUM MIRONOWSKY, Königl. Pohlnischen
Mathematicum.**



Krems, gedruckt und zu finden bey Ignatz Anton Präxl,
Wienerisch-Universität. privilegirten Buchdr.



Abb. 1: Wallfahrerzeichen von St. Wolfgang mit der Darstellung der Heiligen Benedikt, Wolfgang und Michael, 74 × 50,5 mm, Sammlung Döry, Frankfurt/Main. Foto des Eigentümers.



Abb. 2: Wallfahrerzeichen von „St. Wolfgang im Pirg“, 1500/1520, 63 × 36 mm, Nationalmuseum Laibach, Inv.-Nr. 485. Foto des Nationalmuseums Laibach/Ljubljana.



Abb. 3a und Abb. 3b: Wallfahrtsmedaille des hl. Wolfgang, Vorder- und Rückseite, um 1700, Messing, 41 × 34 mm, Bayerisches Nationalmuseum München (Legat Dr. H. O. Münsterer). Foto: Dr. Busso Peus, Frankfurt/Main.